Folem. 1974 E - 1

2 Tomi constant
cum compact. 4

<3660484479001 9

<3660484479001 9

Bayer. Staatsbibliothek

Solon 1974 6 - 1

Philosophisches
Lexikon
der
Religion,

worinnen

alle von den Ungläubigen angefochtene Religionspunkte
festgesetzet, und alle Einwürfe derselben beantwortet werden.

Aus dem Französischen
des
Herrn Abtes Nonnotte.

Rationabile Obsequium vestrum. *Rom.* XII. 1.

Erster Band.
A — L.

Augsburg,
bey den Gebrüdern Veith, Buchhändlern.
1783.
Mit Erlaubniß der Obern.

Religion,

Bayerische Staatsbibliothek München

Vorrede des Uebersetzers.

Teutschland hat großen Theils, wenn ich so sagen darf, seine Originalität verloren; es hat sich nicht mehr nach eigenen Vorzügen, sondern nur nach fremden Mustern bilden wollen. Das junge Frauenvolk, die Stutzer, und die Witzlinge haben längst aus Frankreiche Modekleider, schlechte Sitten, und fremde Fehler hergeholet; und sie sind Thoren geworden. Dieß wäre noch wenig: itzt fangen sie an, das Gift aus den verderblichen Schriften jener neuartigen Philosophen zu saugen, die es ungestraft wagen, mit einem höhnischen Tone alle die stärksten Gründe der Religion zu untergraben: und sie werden itzt Freydenker; sie werden gottlos. Das muß jedem vaterländischen Manne, der ehrlich denket, ans Herz gehen; es muß in ihm Mitleid und Unwillen erwecken.

Aus diesem verderbten Geschmacke des größern Theiles der Nation hat der Eigennutz ungewissenhafter Leute seinen Vortheil gezogen, da man die artigen Gottlosigkeiten der meisten französischen Neuphilosophen in unsre Muttersprache übersetzet hat, damit auch diejenigen, denen die Unerfahrenheit in fremden Sprachen nicht gestattete, das Gift aus der Quelle zu schöpfen, dennoch durch Nebengänge damit angestecket werden möchten.

Und es hat nur allzu wohl gelungen. Das unbillige Vorurtheil, als ob man nur in Frankreiche witzig schreiben könnte, oder ob in Frankreiche nur jene witzig schrieben, die sich und ihre Leser mit leichtfertigen Sinnsprüchen über die ehrwürdigsten und heiligsten Dinge belustigen; dieses Vorurtheil hat es bey uns so weit gebracht, daß Teutsche von jedem Alter, von jedem Geschlechte, von allen Ständen sich ihres ehrlichen Vaterlandes beynahe schämen, und, um ihren Geschmack zu bilden, die ausgelassensten und ruchlosesten Schriften des französischen Witzes lesen, oder zum wenigsten gelesen haben wollen.

Ich dachte, meine Nebenstunden, die mir von meinen Berufsgeschäfften nur selten frey bleiben, nicht besser nutzen zu können, als wenn ich sie, durch die Uebersetzung eines der kernhaftesten französischen Werke, der Religion und dem Vaterlande widmete; eines Werkes, worinnen sowohl die Wahrheit und Heiligkeit der christlichen Religion auf das Gründlichste bewiesen, als alle betriegliche und gottlose Einwürfe der Philosophen entdecket, und zu Boden geleget werden; eines Werkes, das bey gutgesinnten und eifrigen Christen die Hochschätzung für ihre Religion vermehren, und jene, die sich vom philosophischen Geiste des Verderbnisses verführen ließen, aber noch eine redliche Seele haben, von ihren Irrwegen unfehlbar zurückleiten muß; eines Werkes endlich, wovon der gelehrte Herr Abt Nonnotte der Verfasser ist, welcher sich, durch eine gründliche Belesenheit

senheit und ausgebreitete Kenntniß der Geschichte, durch eine gesunde Beurtheilung, durch eine deutliche und kraftvolle, aber gemäßigte und wohlständige Schreibart, in den Irrthümern Voltairens, schon so rühmlich ausgezeichnet hat.

Ich könnte zur Empfehlung meiner Uebersetzung sagen, daß der verdienstvolle Herr Verfasser, der mir die Ehre seines Vertrauens gönnet, den Beweggrund meiner Arbeit in den verbindlichsten Ausdrücken gutgeheißen; daß er mir einen Abdruck von der neuesten vermehrten Auflage des philosophischen Lexikons der Religion, die er erst in diesem Jahre herausgab, zugeschicket hat: ich könnte sagen, daß ich an Sorgfalt, und Mühe nichts sparte, damit dieses vortreffliche Werk durch meine Uebersetzung nicht allzu viel verlieren möchte. Allein ich genüge mich zu wünschen, daß nur je zuweilen einige von meinen Landsleuten, die dieses Lexikon durchlesen wollen, von ihrer heiligen Religion würdige Gesinnungen annehmen mögen, und schätze mich glücklich, daß ich dadurch für den Beyfall, den ich in unreifern Jahren den verführerischen Schriften der Philosophen unbedachtsam zurief, öffentliche Buße thun kann.

Zur grösern Bequemlichkeit eines Theiles der teutschen Leser, welcher in der Geschichte fremder Schriftsteller und ausländischer Begebenheiten nicht allezeit erfahren ist, oder sie nicht allezeit im frischen Gedächtnisse hat, sind bey einigen Stellen, die dahin einschlagen,

gen, ganz kurze historische Noten unten beygesetzet worden. Weil aber dieses die Hauptabsicht des Werkes nicht war, so hat man sie an manchen Orten weggelassen, wo die Geschichte nicht so unbekannt schien, oder wo die Erläuterung eine allzu weitläufige Nachricht gefodert hätte.

Die Namen jener berufenen Orakel der neuartigen Philosophie sind, durch das Vorurtheil blödsinniger Menschen, und durch die übertriebenen Lobsprüche, die sie sich selbst einander verschwenderisch beylegen, so groß, so berühmt geworden, daß man denken sollte, nur sie haben das ausschließende Recht, Witz, Gelehrtheit, Talente zu besitzen. Mancher, der von ihnen nichts außer dem Namen kennet, will sich den Schein von Geschmacke und Beurtheilung erwerben, da er sich für einen entzückten Bewunderer der Philosophen ausgiebt, und das ungründliche Lob, welches er irgend in einem Wochenblatte aufgelesen hat, mit lächerlichem Eigendünkel nachspricht. Ein Anderer hält vieleicht die Widerlegungen ihrer Grundsätze, von denen er die Bosheit nicht einsieht, für Früchte der Eifersucht, oder des Neides; und harret auf seiner vorgefaßten Meynung. Einige wünschen etwa zum Höchsten, daß die Philosophen ihre seltenen Talente nicht so schädlich angewendet hätten. Aber alle haben noch allzu vortheilhafte Begriffe von ihnen, und kennen ihre verderbten Herzen, ihre bösartigen Gesinnungen, ihren höllischen Eifer, für den Unglauben Proselyten zu machen, bey weitem nicht. Dieß

hat

hat mir den Gedanken gegeben, historische und kritische Nachrichten von dem Leben und den Schriften des Herrn von Voltaire, und anderer Neuphilosophen unserer Zeiten zu sammeln, worinnen ich sowohl ihren unphilosophischen Wandel und die Ausschweifungen ihres Herzens, als ihre gottlosen Werke und die Irrthümer ihres Verstandes, kürzlich an das Licht stellen will.

Diese Sammlung, wozu ich nur noch sichere Quellen zu entdecken beschäfftiget war, wird erscheinen, sobald ich nach der Herausgabe dieses Lexikons, bey freyen Stunden Muße gewinnen werde, mit Eifer daran zu arbeiten. * Ein Werk von dieser Art, dächte ich, sollte wohl dem teutschen Publikum nicht unangenehm seyn. Aber möchte doch dabey mein Bestreben seiner Erwartung entsprechen! möchte es doch von dem vernünftigen Theile meiner Leser Dank oder Nachsicht verdienen!

Augsburg am 24ten Wintermondes 1774.

Johann Christoph von Zabuesnig.

* Es sind diese Nachrichten bereits in zweenen Bänden erschienen.

Approbatio Censoris.

Lexicon philosophicum tractans de Religione, a D. Abbate Nonnotte gallice conscriptum, nunc autem in idioma germanicum translatum, eo quod orthodoxam Religionem solidissime defendat, typo dignissimum est. Augustæ Vindelicorum, die 30. Martii Anno 1775.

Imprimatur.

Ex Vicariatu Augustano.

Joannes Evangelista Herz,
S. Theol. Licent. Eminentiss. ac Sereniss. Archiepisc. Trevir. & Episc. August. Consiliar. eccles. Consist. Assess. Provicarius in Spiritualibus generalis, nec non Canon. in Eccles. colleg. ad S. Gertrudem.

Josephus Antonius Steiner,
S. Theol. Doctor, Eminentiss. ac Sereniss. Archiepisc. Trevir. & Epis. August. Consiliar. eccles. Visitator, Consist. Assess. & Librorum Censor.

Eingangsrede
von dem
philosophischen Geiste
unserer Zeiten.

Den philosophischen Geist, welcher heut zu Tage so berühmet, so weit ausgebreitet, und so allgemein herrschend ist; jenen Geist, welcher, auch in der Religion selbsten, seiner Prüfung, und seinen stolzen Machtsprüchen alles unterwerfen will; könnte man mit Grunde jenem Baume der Wissenschaft des Guten und des Bösen vergleichen, dessen Schönheit die ersten Stammältern des menschlichen Geschlechtes einnahm, und dessen Früchte, sobald sie davon gekostet hatten, sie selbst vergifteten, und der unselige Samen aller Verwirrungen und aller Uebel wurden, worunter von derselben Zeit an die Welt geseufzet hat.

Nichts ist fähiger zu betäuben, zu schmäuchein, und zu überraschen, als dieser philosophische Geist. Wirft man aber nachmals einen Blick auf die Folgen, die er nothwendig nach sich zieht; auf die Veränderung, die er in der Denkensart und in den Sitten gestiftet hat; auf die Eingriffe, die er über Grundsätze wagte, welche bis auf unsere Zeiten

ten für die unstreitigsten, für die sichersten angesehen worden waren: so wird man auch gestehen müssen, daß niemals etwas, oder für die Religion, oder für die Gesellschaft, schädlicher gewesen ist.

Schriftsteller, welche der Gottlosigkeit geweihet sind, haben gefährliche Talente angewendet, um ihn auszubreiten; Leute, welchen die Leidenschaften theuer sind, haben ihn nach ihrem Geschmacke gefunden; jene, welchen die bürgerliche oder die geistliche Gewalt vertrauet ist, haben eine Achtung, Nachsicht, Mäßigung angenommen, die man gemisbrauchet hat. Das Uebel ist gleichsam allgemein geworden; das Gift hat jeden Stand und jedes Alter angefressen; die geheiligtesten Stände sind nicht ganz davon frey geblieben; die Nation selbsten staunet über ihre Veränderung; und man kann beynahe nichts mehr thun, als kläglich ausrufen: Es ist zu spät, auf Mittel zu sinnen, nachdem man durch achtlose Zögerung dem Uebel Zeit genug gelassen hat, Wurzeln zu fassen.

—— —— Serò medicina paratur,
Cùm mala per longas invaluêre moras.*

Dafern es nicht möglich ist, das Uebel ganz aus der Wurzel zu reißen, wollen wir zum wenigsten versuchen, demselben Einhalt zu thun. Und zu diesem Ende werden wir erstlich bekannt machen, was jener philosophische Geist sey, den wir zu bestreiten uns unterwinden: wir werden die Gründe und

* Ovid.

und die Urſachen davon entwickeln; ſeine betrübten Wirkungen und ſein anſteckendes Gift umſtändlich vor die Augen legen; vernünftige und wirkſame Mittel vorſchlagen, um ſeinen Fortgang zu hemmen: endlich werden wir zeigen, was für einen großen Antheil die ganze Geſellſchaft daran zu nehmen hat.

Man ſpricht heut zu Tage von nichts, als von Philoſophie und von Philoſophen: man geräth über dieſe Worte in Entzückung: man hat, wie man glaubet, das größeſte Anſehen erhalten, und über den Pöbel ſich hinausgeſchwungen, wenn man ſich ſelbſt für einen Philoſophen ausgiebt, oder dem philoſophiſchen Geiſte die übertriebenſten Lobſprüche verſchwenderiſch beymißt. Wer ſoll es dann wagen, wider ihn zu Felde zu ziehen? oder was für einen Schwarm von Vertheidigern und Einwendungen wird man nicht gegen eine ſolche Unternehmung ſich erheben ſehen müſſen?

Wir wollen uns gleichwohl nicht ſchüchtern machen laſſen: wir wollen im Anfange die Begriffe aufklären und beſtimmen, und einen ſogenannten philoſophiſchen Geiſt, welchen die geſunde Vernunft verwirft, von einem wahren philoſophiſchen Geiſte, welchen alle Weiſe mit Ruhme annehmen mögen, unterſcheiden; wir wollen Vorurtheile verdrängen, die eben ſo verächtlich, als der Stolz und die Ruchloſigkeit ſind, woraus ſie entſtanden,

standen, und die Aussprüche der Weisheit und der Wahrheit an ihre Stelle setzen.

Wir erklären dann beym ersten Anfange dieser Rede, daß wir mit Vergnügen einen wahrhaft philosophischen Geist erkennen und annehmen, und wir halten diesen Geist für eine Sache, welche zum Besten unsre Hochschätzung, unser Lob, und unsre Nacheiferung verdienet; für eine Sache, welche zum allerfähigsten ist, dem menschlichen Verstande Ruhm zu erwerben, und der Gesellschaft die größesten Vortheile zu verschaffen. Aber worinnen besteht er? Wir versuchen es, einen Begriff von ihm auszuzeichnen, und ihn mit kurzen Worten nach seinen schönsten Zügen bekannt zu machen. Dann werden wir mit größerer Kraft und bessern Glücke jenen bestreiten, welcher zum allerhöchsten die Maske, und eine eben so abscheuliche als hassenswürdige Maske von ihm trägt. Was ist also der wahre philosophische Geist?

Begriff von dem wahren philosophischen Geiste.

Er ist eine Art zu denken, welche von der Vernunft und von der Religion allezeit beleuchtet wird; welche für die Sitten allezeit Ehrfurcht einflößet; welche die gesellschaftlichen Tugenden schätzen und üben heißt; welche das Laster allezeit nach seinen wahren Zügen und mit seinen wahren Farben vorstellet; welche die Gesinnungen des Menschen allezeit erhebt; welche den Menschen zu einer großmüthigen und beständigen Erfüllung aller seiner Pflichten aufmuntert, antreibt, und unterstützet.

Was

Was ist der wahre philosophische Geist? Eine Stärke der Vernunft, welche, nicht allein zur Entdeckung der Wahrheit, sondern auch der Ursachen, der Gründe, der Beweise der Wahrheit, standhaft und glücklich fortschreitet; welche sich nicht genügen läßt, die Dinge zu sehen oder wahrzunehmen, sondern erst alsdann sie zu erkennen glaubet, wann sie bis auf die ersten Grundursachen hat zurückforschen können; wann sie die letzten Folgerungen ergründet, und den ganzen Zusammenhang, die ganze Verbindung zwischen jenen Grundursachen und ihren Wirkungen glücklich gefasset hat.

Was ist der wahre philosophische Geist? Ein edelmüthiges Bestreben alles zu untersuchen, was, oder in den Wissenschaften und Künsten, oder in den Grundsätzen und Vorschriften der Sitten, oder in den Verbindlichkeiten mit seines Gleichen und in den Regierungen, der Gesellschaft zum Nutzen, Glücke, und Ruhme gedeihen kann: ein edelmüthiges Bestreben, welches die Vorurtheile nicht schwächen, welches das Ansehen großer Namen nicht schüchtern machet, welches der Eigennutz oder die Eitelkeit nicht verführet, welches seine Entdeckungen, seine Einsichten, seine Bemerkungen mittheilet, und dabey das süße Vergnügen, dem menschlichen Geschlechte genützet zu haben, für seine erste und rühmlichste Belohnung ansieht.

Der wahre philosophische Geist ist, mit einem Worte, eine Art zu denken, welche die Vernunft

und

und die Offenbarung, als zwey gleich nothwendige Lichter, allezeit annimmt, wovon jene sehr oft durch diese unterwiesen, beleuchtet, und bestimmet werden muß; eine Art zu denken, welche nur zu Dingen leitet, wodurch alle Gesellschaften vollkommener gemachet werden können, und welche nicht allein für die Religion nicht gefährlich ist, sondern selbst der Religion die größeste Hülfe zu leisten vermag.

Aber wie verschieden ist dieser philosophische Geist, wovon wir eben einen Abriß entworfen haben, von jenem, welchen wir zu bestreiten Willens sind! Wie verschieden von jenem, welcher einen so beträchtlichen Theil des Menschengeschlechtes einnimmt, dahinreißt, und gefangen hält! welchen unser Zeitalter mit einer Gattung von Unsinne angenommen hat! und welcher von der Religion, so sehr als von der Vernunft, gemisbilliget wird!

Was der philosophische Geist unserer Zeiten sey.

Um die richtigste und bestimmteste Bezeichnung dieses sogenannten philosophischen Geistes unserer Zeiten zu geben, dörfte man vielleicht mit dem großen Bischofe von Hippon nur sagen, daß er ein Wahnsinn voll Stolzes ist: und durch diese zween kraftvollen Ausdrücke hat er fürwahr die Gottlosen seiner Zeiten ausgezeichnet, da er sie: Homines superbé delirantes, hieß; * Leute, derer Reden den Reden eines wahnsinnigen Menschen gleichen, und die noch über Dinge stolz werden, welche der Wahn-

* S. Aug. Confess.

Wahnsinn ihnen eingegeben hat. Damit wir aber diesen nachdrücklichen Begriff ein Bißchen weitläufiger entwickeln mögen, wollen wir sagen: Der philosophische Geist unserer Zeiten ist ein Stolz, welcher nur die Unabhängigkeit anpreist, und keine Gattung von Unterwerfung erkennen will; ein vermessener Eigendünkel, welcher, ohne Nachsinnen und ohne Untersuchung, sich getrauet, über alles Aussprüche zu thun; ein Hang zur Ruchlosigkeit, welcher sich nichts verweigern kann; eine unüberwindliche Widersetzlichkeit gegen alle billige, aber beschwerliche Pflichten, welche die Religion aufleget; eine gezwungene Verachtung oder ein gekünsteltes Mitleid gegen jene, welche die geheiligtesten Dinge noch in Ehren halten. Mit einem Worte: dieser philosophische Geist ist der geschworene Feind von der Religion, von der Weisheit, von den Sitten, und von der Wahrheit.

Wir können begreifen, daß die Beschreibung, wie sie nun gemacht worden ist, nach dem Geschmacke der Anbether von der neuartigen Philosophie nicht seyn werde. Aber ihre Misbilligung mag schon für den ersten Beweis gelten, daß sie auf die Wahrheit gegründet ist. Dieses wird man noch fühlbarer merken, wann wir die Gründe, worauf dieser neue philosophische Geist gebauet ist, werden auseinander geleget haben.

Seine wahren Gründe und seine Ursachen.

Die Religion ist ein Licht, welches dem Menschen angebothen wird, um ihn über die wichtigsten und

und nothwendigsten Wahrheiten zu beleuchten; und zugleich ist sie ein Mittel, um die Leidenschaften einzuhalten, zu lenken, und zu beherrschen. Aber die Philosophen, von ihrer stolzen und angemaßten Weisheit berauschet, würdigen sich nicht, dem Lichte nachzugehen: voll Begierde nach allem, was den Sinnen schmäucheln kann, lassen sie die Glückseligkeit in diesem allein bestehen; und zur Schande der Vernunft und der wahren Weisheit, stellen sie jene, welche die Aussprüche der Religion noch anbethen, und nicht allen Leidenschaften, wie sie, freyen Zügel schießen lassen, als eitel schwachsinnige oder thörichte Leute vor. Die Ruchlosigkeit des Verstandes und die Ruchlosigkeit des Herzens sind also die zwo wahren Ursachen, die zween Hauptgründe des philosophischen Geistes, und die zwey großen Triebräder, welche bey denen, die davon besessen sind, alle Bewegungen, Handlungen, Schriften, und Worte hervorbringen.

Die Ruchlosigkeit des Verstandes.

Die Ruchlosigkeit des Verstandes: Vermittelst eines stolzen, beißenden, und entscheidenden Tones, oder etlicher künstlicher und verführerischer Absprünge, oder einiger Spottreden, welche oft mehr grob und verwägen, als fein und sinnreich sind, greift man die unwiderleglichsten Grundsätze an; man bestreitet die gewissesten Begebenheiten; man wirft sich gegen Wahrheiten auf, welche zum beständigsten und allgemeinsten angenommen waren; man setzet allen Wohlstand und die nothwendigste Gebühr:

bührlichkeit auf die Seite. Vermittelst dieser Ruchloßgkeit ist man nur bemühet, alle ausschweifende Meynungen, welche aus tollsinnigen, ungläubigen, ruchlosen Köpfen entstanden sind, auszulesen, aufzuraffen, und in eine Sammlung zu bringen; und diese leget man uns, als die Gedanken der Weisen, und die wahren Grundsätze der Natur, vor die Augen. Endlich machet sich diese Ruchlosigkeit ein Hauptgeschäfft daraus, bey den verdächtigsten und bissigsten Schriftstellern, die der Bosheit und der Lüge ganz geweihet sind, alle Züge zu schöpfen, welche die tauglichsten scheinen, die Ehrerbiethung gegen die Religion, und gegen alles, was die Religion betrifft, zu schwächen und wankend zu machen.

Die Ruchlosigkeit des Herzens: Unerachtet aller jener schönen Begriffe, welche die Natur in uns gepräget hat, um die Tugend, die Ehrlichkeit der Sitten, die Anständigkeit, die in dem ganzen Betragen, in den Gesinnungen, ja sogar in den Ausdrücken erfodert wird, uns bekannt und angenehm zu machen: möchte man sich selbst und andere bereden, daß der Mensch nur zum Vergnügen auf der Erde sey, und daß das Vergnügen nichts unzuläßiges an sich habe. Man stellet die verführendsten Gemälde von den Leidenschaften vor; man bestrebet sich alle ihre Anmuth fühlbar zu machen; und man zieht mit Arglist den Vorhang über alles, was sie Unbilliges, Lasterhaftes, und Unanständiges

Die Ruchlosigkeit des Herzens.

an sich hätten. Eine Ruchlosigkeit, welche die Tugend, um einen Eckel davor einzuflößen, bald unter den häßlichsten Zügen vorstellet, bald als die traurige Feindinn des unschuldigsten Vergnügens schildert; welche ihr bald Furcht einzujagen suchet, bald den Muth nehmen will, sich zu zeigen, da man sie entweder lächerlich machet, oder ihr mit Spottreden begegnet. Eine Ruchlosigkeit endlich, welche sich aus Häucheley vor gewissen Gesellschaften, oder in gewissen Umständen verhüllet; aber weder Zaum, noch Schranken, noch Anstand kennet, wann sie glaubet, daß sie nichts zu fürchten habe, oder wann sie keine andern Zeugen und Beurtheiler ihrer Gesinnungen und Laster um sich hat, als Leute, die sich den gleichen Ausschweifungen Preis gegeben haben.

Die Ruchlosigkeit des Verstandes, und die Ruchlosigkeit des Herzens, wovon, jene durch den Stolz, und diese durch das Gefühl des Vergnügens, allezeit angenehm schmäucheln, scheinen der einzige Zweck zu seyn, wohin die Schriften, die Grundsätze, die Unterweisungen der neuartigen Philosophen leiten, und geben uns die wahren Gründe und Ursachen des philosophischen Geistes, von dem wir reden, vollkommen zu erkennen.

* Sie haben sich in ihren thörichten Gedanken verloren, saget der Völkerlehrer, wo er das Bild der Philosophen seiner Zeiten schildert: ihre wahnsinnige

* Röm. I.

sinnige Seele wurde mit Finsterniß umhüllet; und eben dort, als sie sich mit ihrer Weisheit groß thaten, haben sie nur ihre Ausschweifung und ihre Thorheit an den Tag geleget. Deßhalben hat sie Gott den Begierden ihrer unreinen Herzen, und den schandbarsten Leidenschaften Preis gegeben. Deßhalben sieht man, daß sie beständig der Gottlosigkeit, dem Geize, der niederträchtigsten Eifersucht ergeben sind. Wenn sie gleich betrieglich, gottlos, stolz, hochmüthig, unlenksam, ausschweifend, ohne Gesinnung, ohne Glauben, ohne Frömmigkeit, ohne Liebe gegen ihres Gleichen waren, so haben sie dennoch wissen müssen, daß es einen unendlich gerechten Gott giebt; und sie haben nicht gewußt, daraus zu schließen, daß jene, die in so abscheuliche Ausschweifungen fallen, und jene, welche sie gutheißen, alle des Todes gleich würdig sind.

Dieses ist der Auszug von der Beschreibung, die jener göttliche Mann uns von den Philosophen seiner Zeiten giebt. Könnte man sie auf die Philosophen unserer Tage anwenden? Leute, welchen ihr Leben, ihre Sitten, ihre Lehre, ihre wahren Gesinnungen bekannt sind, mögen den Ausspruch thun.

Wenn aber schon die Entdeckung der wahren Gründe des philosophischen Geistes die Seele mit Schrecken und Erstaunen erfüllet, was für einen Eindruck muß nicht ein allgemeiner Blick auf die betrübten Wirkungen, die er hervorbringt, und auf die Schnelle, womit die Seuche um sich frißt, in der Seele machen?

Wirkungen des philosophischen Geistes.

Die Einfälle der nordischen Barbarn, der Gothen, der Heruler, der Wenden, jener ungesitteten Menschen, welche keine Wissenschaften, keinen Geschmack in den Künsten, keine Vorzüge, als Grobheit und Stärke hatten, und welche in dem ganzen Reiche, wo sie sich ausbreiteten, beynahe alles, was die Geschicklichkeit der schönsten Jahrhunderte hervorgebracht hatte, zerstörten, umstürzten, im Schutte vergruben: die Einfälle jener Barbarn haben der Welt unvergleichlich weniger geschadet, als heut zu Tage die ansteckende Seuche des philosophischen Geistes schadet. Die Barbarn brachen aus ihren frostigen Himmelsgegenden, und aus ihren dunkeln Wäldern hervor, und stürzten ein Reich zu Boden, welches unter seiner eigenen Größe schon zu sinken begann; sie zerstörten kostbare Denkmäler, welche die stolze Pracht und den feinen Geschmack der Griechen und Römer verriethen; sie stifteten eine Veränderung, welche der ganzen Welt eine andere Gestalt gab; aber sie nicht unglücklicher machte, als sie vormals gewesen war. Und der philosophische Geist, welchen der Stolz und die Ruchlosigkeit ausgehecket haben, richtet, wie es scheint, alle seine Kräfte bloß auf die Vertilgung der Religion, der guten Sitten, aller gesellschaftlicher Tugenden, und aller Dinge, die in der Gesellschaft die nothwendigsten und die wichtigsten sind; und wie vielen Grund hat man nicht,

über

über die Schnelle ſeines unſeligen Fortganges ſchon itzt zu ſeufzen?

Es darf hier eben nicht eine erhitzte Einbildung unſerer Rede den Schwung geben. Wir tragen nichts anders vor, als was vor unſern Augen vorbeygeht, was das Vergnügen der meiſten Geſellſchaften und Zuſammenkünfte ausmachet, und was durch das gemeine Leben nur viel zu allgemein beſtätiget wird. Leute, die den philoſophiſchen Geiſt eingeſogen haben, ſehen die Religion für nichts mehr, als für ein altes Rieſenbild an, welches ſich nur durch ſeine ungeheure Größe noch erhält; welches von dem Pöbel, der unfähig zu vernünfteln iſt, noch in Ehren gehalten werden mag; und welches etwa ſogar taugen kann, dem Pöbel Schranken zu ſetzen, ihm Beſtand zu geben, und ihn zu regieren. Man hält ſie für nichts weiter, als für die Vereinigung von verſchiedenen Einrichtungen, die allmählig entſtanden ſind, von Geſetzen, Lehrſätzen, Meynungen, die manchesmal nützlich, manchesmal ſehr unnothwendig, ja manchesmal, kühner Ausſpruch! der geſunden Politik und dem Beſten des Staates zuwider ſind; von Einrichtungen, heißt es ferner, welche nur von der Zeit ihren Beſtand, ihre Kraft, ihr Anſehen erhalten haben, welchen der Philoſoph, von der Vernunft geleitet, ſich nicht blind und ſklaviſch unterwirft, und wovon er, in aller Freyheit, urtheilen, entſcheiden, glauben, und annehmen kann, was ihm gefällt.

Entkräftung der Religion.

Die erste Frucht von diesen schönen Begriffen ist diese, daß man kein Ansehen in der Religion mehr erkennet, und sich an die meisten Pflichten, die sie vorschreibt, nicht mehr bindet; daß man vermittelst etlicher Vernunftschlüsse, welche die Liebe zur Unabhängigkeit einspricht, etlicher Fragen, welche mehr kühn als vernünftig sind, etlicher Warum? die man hochmüthig aufwirft, sich über alles hinwegsetzt, was die Religion dem Menschen befiehlt oder anräth, um ihn zu leiten und zu regieren; daß man glaubet, man habe alles abgeschnitten, alles beantwortet, alles widerleget, wenn man mit dem großen Orakel, Voltairen spricht: Man sey gerecht: genug! mehr kann man nicht gebiethen; daß man endlich sich selbsten, und für sich selbsten zu seinem eigenen Schiedsmanne, seinem ersten und höchsten Richter in Sachen, welche die Religion betreffen, aufwerfe, und folglich in der That keine Religion mehr habe.

Alsdann giebt man sich mit gutem Muthe für einen Philosophen aus; man weiß sich mit seinem starken Geiste groß; man stellet sich voll Hochmuth in die Reihe der denkenden Wesen, und sieht nur mit Erbärmniß und Verächtung auf jene herab, welche noch glauben, und für die Religion eine Ehrerbiethung behalten. Man waget es nicht, die Maske so dreist abzuwerfen, wie der tollsinnige Verfasser des philosophischen Kriegsmanns, und des Systems der Natur, und wie noch etliche

andere, welche von der Religion, wie von einer Sache sprechen, die nicht allein unnützlich, sondern auch dem menschlichen Geschlechte nachtheilig seyn soll. Obschon man es für sehr bequem und angenehm halten möchte, wenn man den Leidenschaften eine völlige Freyheit gestattete, so kann man es gleichwohl gegen die Einsprechungen der Vernunft, in diesem Stücke nicht aushalten. Man gesteht daß es eine Religion geben muß; aber man saget es nur auf eine unbedeutende, schwache Weise, welche nichts bestimmet, nichts ansmachet, keinen Zwang thut; welche sich genüget, etwa noch den Ausdruck, das Wort: Religion, anzunehmen; aber nicht hindert also zu leben, als wenn man in der That durchaus keine erkännte.

Man schließe, bey dieser Entkräftung der Religion, jener ersten und schönen Frucht des philosophischen Geistes, wie es mit den Sitten, mit den gesellschaftlichen Tugenden, und mit allem, was die Gesellschaft verbindet, und die Sicherheit, den Vortheil, und die Anmuth der Gesellschaft ausmachet, beschaffen seyn möge. Dieses hat, vor einer kurzen Zeit, eine oberkeitliche Person* in einer Rede, welche auf den Befehl des Königs im Drucke erschienen ist, eben so lebhaft als richtig zu erkennen gegeben. Wird es diese Philosophie noch wagen, saget er, sich vor unsern Augen mit dem falschen Scheine der Weisheit und

Ausschweifungen der Sitten.

* Herr Seguier.

der Liebe zum Gemeinwesen zu schminken? Wird sie es wagen, von ihrer Ehrfurcht gegen die Gesetze, und von ihrem Eifer für die Menschenliebe zu sprechen? Sie ist überwiesen, daß sie eine eben so große Feindinn der Völker und der Könige, als Gottes selbsten ist. Hat sie nicht die vaterländische Sanftmuth und Güte verderbet? und muß man nicht gewahr werden, daß sie beynahe alle Stände mit verkehrten Sitten, mit schädlichen Grundsätzen angesteckt, und eine Sprache eingeführet hat, welche unsern Vorältern verdächtig und unbekannt war?

Und fürwahr, wohin zielen die Gründe, die Sätze, die Lehren, welche beynahe durch alle Schriften der Philosophen ausgestreuet sind? Den Trieb zur Wohllust in der Seele zu erhitzen, die Liebe zur Unabhängigkeit einzuflößen, die Sittenlehre auf den persönlichen Nutzen zu beschränken, und folglich eitel ungezäumte Freydenker, gefährliche Bürger, ungetreue Unterthanen zu bilden.

Die Unschuld, die Zucht, die Sittsamkeit stehen nicht mehr in der Reihe der kostbaren Tugenden. Man hält sie für nichts weiter, als für die Wirkung von der Schwachheit eines Alters, welches noch nicht zu denken, zu empfinden, oder sich zu kennen weiß. Man liebet in der Anmuth dieser Tugenden nichts, als den Reiz einer feinern Wohllust. Man läßt jungen Personen ihre Unschuld

schuld so lange hingehen, bis man sie lasterhaft machen kann; und sobald das Gefühl der Lust in ihnen aufzukeimen und sich zu entwickeln anfängt, versuchet man alles, um es zu reizen, zu erhitzen, und siegen zu lassen. Also geht die Unschuld verloren, und ist schon verloren, ehe die Jugend noch Zeit gehabt hat, sich zu kennen. Hat man einmal diese verloren, so kann nichts mehr im Zaume halten: Gesetze, Wohlstand, Religion, weise Ermahnungen, alles wird verachtet; man wird über alles ungehalten; man geht über alles weg.

Eine feurige Jugend, welche nach der schönen Lehre der Philosophen erzogen worden ist, nimmt vor der Welt und in den Gesellschaften ein Betragen und Geberden an, welche weit mehr von der Schaubühne, als von einer klugen und ehrbaren Anständigkeit, an sich haben. Sie getrauet sich eine entscheidende Sprache zu führen, und erbärmliche Grundsätze vorzutragen, die sie kaum halb versteht. Sie würde nichts für schändlicher achten, als ein Zeichen von der geringsten Abhängigkeit zu geben; und jenen, von welchen sie das Leben hat, bleibt nichts übrig, als über die Beyspiele, die sie selber gaben, oder über die schwachsinnige Nachsicht, die sie hatten, zu seufzen.

Die eheliche Treue hatte, unerachtet der Anfälle und etlicher Siege von Ruchlosen, noch allezeit die Achtung behalten, die man ihr schuldig ist. Die Ehre war ihre vornehmste Schutzwehre; die

Gesetze hatten eine Wirksamkeit gegen die Verführer, und gegen jene, die der Verführung nachgaben. Heut zu Tage müssen die Gesetze beynahe beständig schweigen, weil es so viele Verbrecher giebt. Das Laster hat weder Schande, noch Strafen mehr zu fürchten: es ist nicht mehr üblich, daß man es scheuen, oder einhalten dörfte.

Der Selbstmord ist vormals ein Scheusal der Nation gewesen, weil sie von Natur sanftmüthig und vernünftig ist. Er war nur durch die Züge bekannt, welche uns die Geschichte von der Raserey etlicher wildartiger, oder unsinniger, oder verzweifelter Menschen, die damit befallen waren, aufbehalten hat. Seitdem einige Philosophen unternommen haben, ihn zu rechtfertigen, und öffentlich zu vertheidigen, sind diese gräulichen Verbrechen unter uns so zahlreich geworden, daß es für die Nation eine Schande wäre, wenn man sie entdecken und bekannt machen wollte.

Dieses ist die Frucht des philosophischen Geistes; also sind die Sitten, die Denkensart, und die Handlungen beschaffen, welche der philosophische Geist unter uns einführet, unterhält, und ernähret.

Vertilgung der gesellschaftlichen Tugenden.

Hat aber eben dieser Geist die gesellschaftlichen Tugenden weniger verderbet? hat er der Sicherheit und Anmuth der Gesellschaft weniger Nachtheil verursachet? Diese so angenehmen Tugenden haben den vergifteten Hauch der neuartigen Philosophie

nicht aushalten können. Es ist heut zu Tage die allgemeine Klage der Nation, daß weder Treue in den Verheißungen, noch Rechtschaffenheit im Betragen, weder Wahrheit in den Worten, noch Redlichkeit in den Gesinnungen mehr zu finden sey. Die bereitfertigsten Diensterbiethungen, die zärtlichsten Versichrungen der Freundschaft, die Betheurungen, welche die aufrichtigsten, die Vertraulichkeiten, welche die geheimsten und wichtigsten scheinen, muß man, als eben so viele gefährliche Fallstricke, fürchten. Man kann sich nicht anders sicher stellen, als durch das übertriebenste Mistrauen, welches den Gesinnungen einer redlichen Seele so sehr widerstrebet, und für einen Menschen, der die Annehmlichkeiten kennet, welche man in der Gesellschaft kosten könnte, aber itzt nicht mehr antrifft, die betrübteste Sache ist.

Man hat in allen Handlungen, Entwürfen, und Geschäfften mit seines Gleichen keine andere Absichten mehr, als den persönlichen Vortheil. Der Privatnutz schlingt Redlichkeit, Ehre, Billigkeit, Rechtschaffenheit, und alles ein. Er läßt, außer der betrieglichen Maske von diesen Tugenden, nichts mehr zurück; und unter dieser Maske tritt man eben so zuversichtlich auf, als man mit den Tugenden selbsten thun würde. Man zieht aus der Verstellung Nutzen, um andere zu hintergehen, und man weiß sich mit seiner Fertigkeit und seinem Glücke groß, nachdem man die Leute hintergegangen hat;

man

man entschuldiget sich dann, man beantwortet die Klagen mit eitel hochmüthigen Betheurungen von Ehre und Rechtschaffenheit. Wenn man gelernet hat, eine kühne und entschlossene Mine anzunehmen, so läßt man sich eben so unerschrocken sehen, als der unsträflichste Mensch immer thun könnte: und diese verwägene Mine, diese verführerische Sprache ersetzen heut zu Tage die Stelle der gesellschaftlichen Tugenden, jener so angenehmen und so kostbaren Tugenden.

Man darf sich aber auch nicht wundern, daß ehrliche und edelmüthige Seelen, welche vom Gifte des philosophischen Geistes nicht angestecket worden sind, welche die Religion, die guten Sitten, die alten Grundsätze in Ehren halten, heut zu Tage so großen Abscheu vor den Gesellschaften haben. Man darf sich nicht wundern, daß sie sich davon, so viel es seyn kann, entfernen, daß sie nur aus Nothwendigkeit, und allezeit mit Furcht, dabey erscheinen, daß sie sich an ihr Haus und ihre eigenen Geschäffte einschränken, und den hinterlistigen Begegnungen, Gefahren, Verstellungen, denen man in den Gesellschaften ausgesetzet ist, eine ruhige und unschuldige Einsamkeit vorziehen.

Ausbreitung des philosophischen Geistes.

Man wird vieleicht erstaunen, daß Leute, die durch die Religion gebildet, von der Vernunft beleuchtet, von ihren wahren Vortheilen unterrichtet waren, mit so großer Blindheit dem philosophischen Geiste beygefallen sind: und das Erstaunen wird

billig

billig und gegründet seyn. Aber wie sehr wird das Erstaunen zunehmen, wenn man bemerket, mit welcher Geschwindigkeit diese unselige Seuche sich verbreitet, und jedes Alter, und alle Stände angestecket hat? Gleichwie der geheiligte Geschichtschreiber, wo er von der Sündfluth spricht, in welcher die lasterhafte Welt verschwemmet werden sollte, uns saget, es habe dort Niemand gelebet, der von den Ausschweifungen und von dem Verderbnisse frey geblieben wäre: Omnis quippe caro corruperat viam suam super terram; eben also kann man heut zu Tage sagen, es sey kein Alter und kein Stand von dem ansteckenden Gifte des philosophischen Geistes frey geblieben.

Wenn die Schriften der meisten Philosophen immer so verwägen, verdächtig, und fehlerhaft im Schließen sind; wenn gleich ihre Scharteken, Geschichten, vermischte Sammlungen, Anmerkungen zum öftesten nichts, als ein Gemenge von Lügen, Ungereimtheiten, Lästerungen, Bosheiten enthalten; wenn sie gleich gemeinlich keine andere Absicht haben, als den Stolz und die Leidenschaften, auf den Sturz der Religion und die Vernichtung der guten Sitten, aufzubauen: so machen dennoch eben diese Schriften heut zu Tage den allgemeinen Geschmack und das gewöhnliche Bestreben aus: daraus glaubet man die unbeschränkte Weisheit zu schöpfen. Man weiß alles nach seinem Wahne,

sobald

sobald man etliche Schriften jener unsinnigen Verführer gelesen hat: nur bey ihnen findet man Witz, Nachdruck, starke Denkensart, und Einsichten, welchen die alten Vorurtheile weichen müssen: von ihnen nimmt man die Sprache an, die man nachmals in allen Gesellschaften führet, die man mit der zuversichtlichsten Mine behauptet, und mit der man über alles, was immer mit bestem Rechte verehret wird, herzhaft den Ausspruch thut. Wenn Einer Muth und Kühnheit hat, die Rechte der Religion, oder den ehrfurchtvollen Gehorsam, welchen man gegen alles, was sie fodert und befiehlt, haben soll, oder die weisen Vorschriften, die sie für die guten Sitten ertheilet, zu vertheidigen; so antwortet man ihm nur mit verächtlichen Blicken, oder mit einer spöttischen Mine, oder mit kühnen und vermessenen Ausdrücken, wodurch man nur der Wiederhall verführerischer Schriftsteller ist, aus denen man seine Nahrung schöpfet.

Unter den Gelehrten.

Leute von diesem Schrotte trifft man heut zu Tage in allen Versammlungen, in allen Zusammenkünften, in allen Gesellschaften an. Man findet sie in den Gerichtsstuben, auf den Akademien, bey allen Aemtern, in allen Schulen von Künsten und Wissenschaften. Jedermann will ein Philosoph seyn: jedermann will über alles philosophisch vernünfteln, urtheilen, entscheiden: jedermann bestrebet sich, für die neue Philosophie Eroberungen zu machen und Anhänger zu gewinnen: jedermann

schmäu-

schmäuchelt sich, dem menschlichen Geschlechte dienstbar zu werden, da er mithilft, das Reich der Vernunft aufzurichten, und die Knechtschaft der Vorurtheile zu verbannen. Aber was ist alle diese Herzhaftigkeit, dieser Eifer, diese philosophische Hitze in den Augen eines beleuchteten und einsichtvollen Mannes, welcher fähig ist, kernhaft und gründlich zu denken? Er wird unter diesem Tone nichts, als Verführer, leichtsinnige und verführte Gemüther, verderbte und freydenkende Herzen gewahr.

Unter dem Frauenzimmer.

Aber die Seuche des philosophischen Geistes hat nicht allein unter den Leuten, welche sich auf Gelehrtheit und Wissenschaften verlegen, eingerissen: auch das Frauenzimmer will heut zu Tage philosophisch heißen. Es giebt wenige, welche sich genügten, jenem Weibe zu gleichen, wovon Salomon * eine so schöne Schilderung giebt. Diese starke Frau suchet ihren größesten Ruhm darinnen, daß sie Gott fürchtet. Alle ihre Sorgfalt zielet dahin, daß sie sich bey ihrem Manne eines vollkommenen Vertrauens würdig mache; und die zärtliche Liebe, die ihre Kinder zu ihr tragen, machet ihre wahre Glückseligkeit aus. Sie ist wachsam über ihre Hausgenossen, sorglich für die kleinsten Geschäffte ihres ganzen Hauses, ämsig in allen Gattungen von Arbeiten, freygebig gegen die Dürftigen, leutselig mit Jedermanne, immer vernünf-

* Spruchwört.

nünftig und behutsam in ihren Reden; sie suchet keinen andern Ruhm, als jenen, den sie durch die Sittsamkeit ihres Wandels und die treue Erfüllung aller ihrer Pflichten erlangen kann.

Sehr vielen Frauen unserer Zeiten ist der Ruhm, Philosophinnen zu heißen, wie wir gesaget haben, weit angenehmer. Nichts hält man für schöner, als wenn man aus sich selber denken, alles beurtheilen, über alles den Ausspruch geben kann. Vermittelst etlicher philosophischer Schriften glaubet man im Stande zu seyn, von Gesetzen, Geschichten, Religion, Sittenlehre, Pflichten, kurz! von allem zu reden: man redet auch wirklich davon; aber wie redet man davon? Gleichwohl geben die Stutzerchen ihren Beyfall dazu; andere Frauen brechen, ungeachtet ihrer Eifersucht, in Lobsprüche aus: die philosophische Dame ist mit sich selbsten recht wohl zufrieden; sie dünket sich weit höher, als die übrigen Personen von ihrem Geschlechte; und mit einer Scharteke in der Hand, trägt sie kein Bedenken, die Rolle eines Kritikers, eines Gesetzgebers zu spielen.

Wer möchte wohl ausdrücken, wie rührend und beredtsam diese Philosophie sey, wenn sie, mit Anmuth gezieret, von dem Munde des schönen Geschlechtes herkömmt, welchem man so viele Höflichkeit, Nachsicht, und Achtung schuldig ist? wie vielen Frauen bringt sie die Begierde bey, eben so wohl Philosophinnen zu werden? wie viel mehr

Nach-

Nachdruck und Wirksamkeit hat sie nicht, als alles, was uns die schönsten Geister und die größesten Männer von der Religion vorstellen können? Unterdessen darf man darüber nicht viel erstaunen. Diese Philosophie flößet nur die Neigung zum Vergnügen ein; sie schmäuchelt der Eitelkeit ungemein; sie machet von vielen beschwerlichen Banden los; sie läßt uns im Handeln und Denken eine bequeme Freyheit, welche uns die wahre Weisheit und die Religion nicht gestatten würden. Ich wiederhole es: soll man erstaunen, daß sie so große Macht hat?

Unter Pöbe

Sie breitet auch ihre Erobrungen weiter aus, und machet sich sogar unter dem Pöbel ihre Anhänger. Es folget nicht daraus, daß der Pöbel Vernunftschlüsse machet, fliegende Blätter liest, oder sich um die Systeme der alten oder neuern Philosophen bekümmert. Aber er ist, wie die übrigen Menschen, zur Wohllust geneigt, den Leidenschaften ergeben, und durch das, was die Freyheit, den Geschmack, die Neigungen begünstiget, leicht einzunehmen. Er höret von Zeit zu Zeit Philosophen, oder Nachsprecher der Philosophen, welche sich mit Spotten über die Religion lustig machen, welche bald die Leichtgläubigkeit des Pöbels, bald die Einfalt derjenigen, die sich ein Vergnügen verweigern, bald die albernen Kinderpossen gewisser Gebräuche und Uebungen im Gottesdienste auszischen. Er höret sie, unter verfänglichen Scheingründen, die

er nicht begreift, Dinge, die man in Ehren zu halten gewöhnet war, tadeln, verdächtig machen, verdammen, lächerlich vorstellen. Da bleibt der Pöbel bey der Philosophie in der Betrachtung nicht stehen; er fängt sogleich an, die Philosophie in der Uebung auszuführen. Er findet, daß es angenehmer ist, nach seiner Willkühr zu leben, sich keinen Zwang anzuthun, sich alles mögliche Wohlseyn zu verschaffen. Er vermißt sich, jene zu verhöhnen, welche noch glauben; er fraget sie nach seiner groben Weise: „Hast du es gesehen? Wer hat „es dir gesaget„? und wirft andere Spottreden und Fragen von dieser Art auf. Diese Sprache war ehemals unter dem Pöbel durchaus unbekannt; heut zu Tage wird sie ganz gemein: man höret sie in den Werkstätten, auf den Straßen, ja sogar auf dem Lande, welches vor Zeiten die Freystätte der Unschuld und der guten Sitten war, und welches der philosophische Geist auf gleiche Weise mit seinem Geifer angesteckt zu haben scheint.

Unter der Geistlichkeit.

Was aber, noch mehr als alles übrige, erstaunlich scheinen muß, ist dieses, daß selbst das Heiligthum nicht ganz davon frey geblieben ist. Wie viele Männer trifft man heut zu Tage nicht an, welche, unter dem Kleide der Frömmigkeit, dennoch als wahre Freydenker leben! Wie viele Männer, welche die Macht und das Reichthum, so sie besitzen, nur den geheiligten Rechten der Religion zu danken haben, und derer Denkensart und Sitten

eben

eben der Religion zur Schande gereichen! welche die Grundſätze und den Geiſt der heutigen Philoſophie weit beſſer kennen, beobachten, und genehmhalten, als die Grundſätze und den Geiſt des göttlichen Geſetzgebers! welche, ſo kühn als die Philoſophen ſelbſten, eine Religion verhöhnen, ohne die ſie bald unter den Pöbel verſinken, und ganz in Vergeſſenheit begraben bleiben würden!

Sogar in den Klöſtern.

Selbſt in jenen Ständen, wo man ſich der evangeliſchen Vollkommenheit, jenen erhabenen Tugenden, gewidmet hat, wovon die eingefleiſchte Weisheit das Urbild iſt; jenen beſchwerlichen Tugenden, welche allezeit ſo ehrwürdig ſind, und heut zu Tage ſo wenig in Ehren gehalten werden: in jenen geheiligten Ständen ſchleicht ſich die philoſophiſche Seuche ein, und breitet ſich, wie in andern Ständen aus. Man giebt dorten den Schriften der Philoſophen Beyfall, ohne daß man, wie ſie, die Freydenkerey prediget: man nimmt ihre Sprache und ihre Denkensart an; man giebt der Vernunft ein Vieles, und der Religion ganz wenig zu; man hat Nachſicht und Gelindigkeit, wo es darauf ankömmt, die Leidenſchaften zu beurtheilen; man ſieht den Hang zur Wohlluſt für eine natürliche Sache an, welche zu entſchuldigen wäre, und von der Vernunft geordnet, aber nicht verboten werden ſollte; man wirft ſich zum Richter auf, und tadelt, und beurtheilet tauſend Dinge, die in der Religion gutgeheißen oder erlaubet ſind, aber

mit der Denkensart der neuartigen Philosophen nicht übereinstimmen. Mit einem Worte: man kann sich nichts einbilden, was einen stärkern Gegensatz vorstellete, als jene evangelischen Liberey en, womit man bekleidet ist, und diese schönen philosophischen Gesinnungen, mit welchen man aufzutreten sich getrauet.

Man kann wohl heut zu Tage die schnelle und unselige Ausbreitung der philosophischen Seuche, mit jenen kraftvollen Ausdrücken und lebhaften Bildern vorstellen, welche Einer der größesten Fürsten und der größesten Propheten, die unter den Hebräern gelebet haben, ehemals gebrauchet hat. Der Herr, saget er, * der Herr hat vom hohen Himmel herab auf die Menschenkinder seine Blicke geworfen. Deus de cælo prospexit super filios hominum. Er hat untersuchen wollen, ob noch Einer unter ihnen sey, welcher den Beleuchtungen der Weisheit folgete, und seine Pflichten gegen Gott zu erfüllen sich bestrebte. Ut videat, si est intelligens, aut requirens Deum. Aber nichts, als ein allgemeines Verderbniß, ist vor seinen Augen erschienen. Omnes declinaverunt. Die Uebung des Guten wird durchaus auf die Seite gesetzet, und man würde keinen einzigen Menschen finden, der noch Muths genug hätte, Gutes zu wirken. Non est, qui faciat bonum, non est usque ad unum.

Die-

* Psalm. II.

Dieses kann man auf die Seuche des philoso-phischen Geistes anwenden, welcher von Ländern zu Ländern, von Reichen zu Reichen sich ausbreitet; welcher jedes Alter und alle Stände ansteckt; welcher auch bey denen, die noch eine Religion haben, und sie in ihrem Herzen verehren, nichts destoweniger sie gebunden, verstummt, und gefesselt hält; welcher fortfährt sich auszubreiten, und welcher sich beständig mehr und mehr ausbreiten wird, wenn man ihn durch die wirksamsten nnd mächtigsten Mittel nicht einhält. Nun aber, die wirksamsten und mächtigsten Mittel sind diese, daß man die Religion bekannt mache; daß man die Religion vertheidige; daß man die Feinde der Religion entdecke. Wenn man diese Mittel brauchete, so wäre es unmöglich, daß die Welt über ihre Verirrungen und ihre Blindheit nicht erröthen sollte.

Mittel, seiner Ausbreitung Einhalt zu thun.

I. Die Bekanntmachung der Religion.

Wenn sich die Weisheit, saget der römische Redner, * den Menschen selbst sichtbar zeigen könnte, so würde sie in allen Herzen die hitzigste Neigung und Liebe zu ihr erwecken. Auf gleiche Weise, wenn man alle herrliche Vorzüge, und die wunderbare Heiligkeit der Religion erkännte, so würde die Ehrfurcht, der Eifer, und die hitzigste Liebe zu ihr nothwendig in allen Herzen entstehen. Man ist nur deßhalben unempfindsam und gleichgültig gegen sie, weil man sie nicht kennet; oder man ist nur

* Von den Pflicht. 1. B.

nur deßhalben wider sie aufgebracht, weil man sie nur nach jenen abscheulichen Begriffen kennt, welche die Verleumdung, die Bosheit, und die Ruchlosigkeit von ihr beyzubringen sich bemühen. Der Schimmer des Tageslichts vermag den Gräuel der Finsterniße zu zerstreuen: man darf nur die hellglänzende Schilderung der Religion in das Licht stellen, um die gräuliche Dunkelheit zu zerstreuen, womit der philosophische Geist sie zu umhüllen sich verschworen hat: und wir wollen es versuchen, von dieser Schilderung einen Abriß zu entwerfen.

Die Religion kömmt vom Himmel her; sie ist den Menschen ertheilet worden, damit sie gerecht, untadelhaft, durch die Verdienste ihrer Tugenden auf Erden glücklich, und nachmals durch die Belohnungen ihrer Tugenden in dem Himmel selig und unsterblich werden möchten. Bey der Schöpfung der Welt war sie, durch das natürliche Gesetz, und durch die ersten Verheißungen des Herrn, nur erst in ihrem Aufgange. Die mosaische Offenbarung und die Folge der Weisfagungen gaben ihr einen noch größern Schimmer. Aber erst durch die evangelische Offenbarung ist sie zur höchsten Vollkommenheit gelanget, welche diese göttliche Stiftung anzunehmen fähig war; und nach dieser letzten Aussicht, und unter diesem letzten Augpunkte, wird man sie vorstellen und bekannt machen.

Was immer fähig ist, die Seele zu erheben, sie mit wahrhaft göttlichen Gesinnungen zu erfüllen

sie

sie für Gott würdig zu machen, und innerst mit Gotte zu vereinigen, trift man in der christlichen Religion versammelt an. Sie enthält die erhabensten und wichtigsten Wahrheiten; die reineste und geselligste Sittenlehre; die heldenmäßigsten und großmüthigsten Tugenden; die mächtigsten Hülfsmittel, Beweggründe, Beyspiele; die herrlichsten und sichersten Belohnungen. Was für eine Religion ist jemals in einem dieser Stücke mit der Religion Jesu Christi vergleichbar gewesen?

Sie übersteigt zwar durch die Hoheit der Lehrsätze, die sie vorträgt, alle Fähigkeit der Vernunft; aber sie stellet dieselbe, durch die hellscheinenden Beweise und die unumstößliche Gewißheit der Offenbarung, sicher. Sie hemmet, bändiget, ordnet ungestüme, hitzige, blinde Leidenschaften, welche das Joch und die Abhängigkeit allezeit verabscheuen; aber man weiß auch, daß eben von diesen Leidenschaften alles Unheil und alle Laster auf der Welt entspringen. Sie trägt eine Sittenlehre vor, welche den Trieben und Neigungen der Natur zum meisten widerstrebet; aber diese Sittenlehre entzücket durch ihre Heiligkeit: und wenn Einer sie zur Vorschrift seiner Sitten und seines Wandels annähme, so würde er der würdigste Gegenstand der Bewunderung, Ehrfurcht, und Liebe des menschlichen Geschlechtes seyn. Sie schlägt die heldenmüthigsten Opfer vor, ja sie fodert sie sogar manchesmal; Opfer, welche der Eigenliebe,

der Hoffart, einer lebhaften und zärtlichen Sinnlichkeit zum allerbeschwerlichsten fallen; aber dadurch bildet sie wahrhaft große Seelen aus: und man kann nichts Herrlichers denken, als die Belohnungen, welche sie ihnen verheißt, um sie zu ermannen und schadlos zu halten.

Man untersuche sie dann in ihrem göttlichen Ursprunge, in ihrer Stiftung, ihrem Fortgange, ihren Kämpfen, ihren Siegen, ihrer Fortpflanzung. Sie hat einen Gottmenschen zum Stifter; sie ist auf dem Kreuzberge gepflanzet, und mit einem göttlichen Blute versiegelt worden. Nur durch die Beyspiele der heldenmüthigsten Tugenden, wozu die Welt voll Erstaunung nicht geglaubet hätte, daß Menschen fähig wären, ist sie bekannt geworden, und hat sich Anhänger erworben. Durch ihre unüberwindliche Geduld hat sie mitten unter blanken Schwertern, Scheiterhaufen, und allen Gattungen der erschrecklichsten Martern gesieget; sie hat über alle Mächte der Erde gesieget, welche drey hundert Jahre lang gegen sie bewaffnet standen; und sie hat auf gleiche Weise über alle Leidenschaften gesieget, welche durch ihre Strengheit verscheuchet und aufgebracht waren. Die Ströme von Blute, das ihre Verfolger verspritzten, haben sie von ihren Ungeheuern gereiniget, und ihr eine wundervolle Fruchtbarkeit verliehen, um aller Orten die schönsten Tugenden hervorzubringen. Die Zerstörung des Götzendiensts, der Umsturz der Tem-

pel, die Ausrottung des Aberglaubens, die Beschämung der Ausschweifungen einer hochmüthigen Philosophie: diese sind die Siegeszeichen, welche von dem Fortgange, den Siegen, dem Triumphe der Religion Zeugniß geben.

Aber was bestätiget ihre Göttlichkeit und Heiligkeit besser, als jenes geheiligte Buch, wo man die ganze Lehre Jesu Christi, und zugleich die Ausübung derselben ganzen Lehre, an den Beyspielen und in dem Leben Jesu Christi selbsten, gewahr wird? Welche Reinigkeit in der Sittenlehre! welche Weisheit in den Grundsätzen! welche Beleuchtungen in den Räthen! Und nachmals welche vortreffliche Uebereinstimmung zwischen jener Sittenlehre, jenen Grundsätzen, jenen Räthen, und zwischen dem Wandel, den Beyspielen, den Handlungen des Gesetzgebers! Was für erhabene Begriffe bringt es uns von dem Wesen und den Vollkommenheiten Gottes bey! was für Entzückungen erzeuget es nicht in dem Herzen des Menschen, da es ihm entdecket, was er gegen die Gottheit sey, und was für innerste und wonnevolle Verbindungen er mit der Gottheit habe! welchen Eifer, um den Menschen die Pfade der Tugend zu weisen! welche Großmuth in den Wohlthaten! welches zärtliche Mitleid gegen die Leidenden! welche Güte, welche Sanftmuth in redlichen und reinen Seelen! welche Geduld, welche Gleichgültigkeit, welche Unterwerfung im Leiden, in den erschrecklichsten Mar-

tern, ja sogar im Tode selbsten! Man lese bedachtsam das göttliche Evangelium, so wird man gestehen müssen, daß Jesus Christus, wenn er durch seine Unterweisungen und seine Lehre das wahre Licht der Welt gewesen ist, auf eine noch unendlich rührendere und sichtbarere Weise, durch seine Beyspiele und seine Handlungen ihr Licht gewesen sey.

Mit welchen Augen würde man also den philosophischen Geist ansehen; was für einen Abscheu würde man nicht gegen jene schöpfen, die ihn mit so großem Eifer befördern; und was für eine Verachtung würde man nicht gegen jene fühlen, welche sich blindhin zu seiner Fahne schlagen, wenn man die Religion kännte; wenn man jene hohen und entzückenden Begriffe hätte, welche man von der Erhabenheit und Heiligkeit der Religion haben soll; wenn man auf die unendlichen Vortheile, die sie den Menschen verheißt, verschaffet, und versichert, und auf die große Wichtigkeit merkete, welche die Gesellschaft, und alle Glieder der Gesellschaft durch sie zu erwarten haben?

Die Betrachtung der Religion und das Bestreben, von der Religion eine Kenntniß zu erlangen, sind dann die ersten Mittel, welche man brauchen soll, um sich vor dem ansteckenden Gifte des philosophischen Geistes zu verwahren; sie sind der Damm, welchen man den Ausgüssen und der Heftigkeit dieses fürchterlichen Stromes entgegensetzen

soll;

soll; sie sind das untrügliche Heilsmittel wider jene unselige Krankheit, welche das Unglück und die Schande unsers Zeitalters ausmachet. Die Religion scheuet sich nicht bekannt zu werden; je mehr sie bekannt wird, desto mehr gewinnt sie dabey; je mehr sie bekannt wird, desto mehr wird sie verehret und in Achtung gehalten: und sie wird allezeit von der Unwissenheit ihrer eigenen Bekenner unendlich mehr zu fürchten haben, als von aller Gewalt der Feinde, die sich wider sie verschwören mögen. Es vergessen auch die Philosophen nichts, um einen Ekel vor dieser Religion einzuflößen; um alle Leidenschaften, welche die Religion scheuen, in die Bewegung zu bringen; um durch die falschen Begriffe, und die abscheulichen Schildrungen, die sie von der Religion aufstellen, zu betriegen und zu verführen. Wenn man die Ursache des Uebels, und das Mittel erkennt, welches man dawider brauchen soll, so darf man auf gewisse Weise von der Genesung versichert seyn.

II. Die Vertheidigung der Religion.

Ein neues Mittel, der Seuche des philosophischen Geistes Einhalt zu thun, ist die Vertheidigung der Religion. Wir steifen uns hier nicht viel auf jenen großen Spruch: Die Religion ist die Stütze des Staates. Dieser große Spruch, so wahr er immer ist, wird oft im Munde sehr vieler Leute nur ein Scheinspruch; er wird insgemein sehr wenig überleget; und man kann ihn, oder zur billigen Vertheidigung der Religion, oder zu den

Absichten einer Staatsklugheit, die immer veränderlich ist, oder endlich zur Betreibnng persönlicher Vortheile, auf gleiche Weise anwenden. Aber wir wollen hier zu jenen ersten Grundsätzen zurückgehen, welche niemals Jemand anzustreiten wagen wird.

Diese Grundsätze sind folgende: Alle Glieder, woraus die Gesellschaft besteht, sind Christen; das Christenthum leget ihnen allen Pflichten auf, welche mit dem Range, den sie bekleiden, und mit dem Ansehen und der Gewalt, die ihnen verliehen ist, ein Verhältniß haben; die wesentlichsten und unnachläßlichsten aus allen Pflichten sind jene, die sie gegen Gott, und gegen die Religion verbinden, welche der erste Gegenstand der Absichten und Gedanken Gottes ist; und wenn diejenigen, die in der Gesellschaft Ansehen und Gewalt besitzen, verbunden sind, über alles zu wachen, was die Ordnung, die Gerechtigkeit, die Erhaltung der wechselseitigen Rechte im bürgerlichen Leben betrifft, so sind sie noch weit mehr verpflichtet, über das zu wachen, was die Achtung und Ehre betrifft, die man der Religion schuldig ist.

Läßt man einmal diese Grundsätze zu, so wird es leicht seyn, daraus den Schluß zu ziehen, daß jenen, welche mit einer geistlichen oder weltlichrn Gewalt bekleidet sind, das ist, den Obethirten und Oberkeiten, die Pflicht zukömmt, die Religion zu beschützen, zu vertheidigen, die Streiche

abzu-

abzuwenden, welche der philosophische Geist ohn Unterlaß wider sie führet, und ihr Gerechtigkeit zu verschaffen.

Pflichten der geistlichen Oberhirten.

Es treffen erstlich die geistlichen Oberhirten in diesem geheiligten Namen, der sie vom Pöbel unterscheidet, und über den Pöbel erhebt, den ganzen Umfang ihrer Pflichten und ihrer Rechte, ihrer Verbindlichkeiten und ihrer Macht an. Als Hirten, müssen sie von der Heerde, die ihnen anvertrauet ist, Gotte Rechenschaft geben; sie müssen dieselbe auf heilsame Weyden führen, und von jenen entfernen, die für sie gefährlich wären; sie müssen sich ohne Scheue allen Gefahren, und dem Tode selbsten aussetzen, um die Heerde zu retten und zu bewahren; sie müssen endlich erkennen, daß ihre Verbindlichkeiten eben so groß sind, als das Ansehen, die Gewalt, die Ehren, und die übrigen Vorzüge, die sie besitzen, und wodurch sie die christliche Religion und Gesellschaft erhoben hat.

Sie müssen für die Heerde, die ihnen vertrauet ist, Gotte Rechenschaft geben. Der Umfang dieser Schuldigkeit und die Folgen dieser Schuldigkeit werden ihnen in der heiligen Schrift mit dem lebhaftesten Nachdruke vorgestellet.* Ihr seyd das Salz der Erde, ihr seyd das Licht der Welt, saget ihnen das Haupt und das Vorbild der Hirten: Wenn das Salz seine Kraft verliert, tauget es zu nichts mehr, als daß man es hinwer-

* Matth. V.

hinwerfe, und mit den Füßen trete. Das Licht verbirgt man nicht unter einem Mätzen; sondern man setzet es auf einen Leuchter, damit es allen leuchte, die sich im Hause befinden. Eben diese Lehren des göttlichen Gesetzgebers hat der Apostel der Völker ehemals einem Bischofe von einer der vornehmsten Städte Asiens also vorgetragen: * Verkündige das Wort; dring darauf bey den Gelegenheiten, welche sich anbiethen werden, oder welche du suchen magst. Wende alles an: verweis, bitt, bestrafe; aber verbind deinen Eifer allezeit mit dem Lichte der Weisheit, und dem Beyspiele der Geduld. Nachmals, als wenn er schon in jenem ersten Jahrhunderte der Religion die Ausschweifungen des achtzehnten vor den Augen gehabt hätte, setzet er diese merkwürdigen Worte bey: Es wird die Zeit kommen, wo die Menschen die ächte Lehre nicht mehr werden vertragen können; sondern sie werden sich ihren Begierlichkeiten Preis geben, und, lüstern nach Neuheiten, werden sie wahnsinnigen Lehrmeistern anhangen; sie werden ihre Ohren vor der Wahrheit verschließen, und Fabeln und Ungereimtheiten derselben vorziehen. Du aber, werde niemals deiner Wachsamkeit müde; nimm dich von keiner Arbeit aus; zeige dich als einen herzhaften Prediger des Evangeliums, und erfülle getreulich alles, was in dein Amt einschlägt.

Die schreckbaren Folgen dieser Schuldigkeiten und dieses Amtes stellet der Herr dem Propheten Ezechiel in den kraftvollesten Ausdrücken vor, und machet

* 2 Timoth. IV.

machet ihm zum Beschlusse folgenden Befehl bekannt, welcher von der ganzen Hoheit und Macht eines Gottes zeuget: * Prophet! Ich habe dich zum Aufseher über das Haus Israels bestellet. Was du aus meinem Munde hören wirst, sollst du meinem Volke verkündigen. Wenn du, da ich zum Gottlosen sage: Gottloser! du wirst sterben, meine Worte dem Gottlosen nicht berichtest, damit er den Weg der Bosheit verlassen möge; und wenn er nachmals in seiner Bosheit stirbt: so wirst du mir für seine Seele und sein Blut Rechenschaft geben. Wenn du ihm aber meine Worte getreulich berichtet hast, und wenn er sich dennoch nicht bekehret; so wird er in seiner Bosheit sterben: aber du hast deine Seele sicher gestellet.

Daß wir, um die Pflichten des Hirtenamtes zu erklären, nur Texte anführen, die aus der heiligen Schrift gezogen sind, geschieht deßhalben, weil sie vortrefflicher, als alle menschliche Gedanken sind, und weil sie weit besser vernommen, betrachtet, und verehret zu werden verdienen.

Sie müssen die Heerde auf heilsame Weyden führen, und von jenen entfernen, die für sie gefährlich wären. Man weiß genug, daß die heilsamen Weyden, welche vornehmlich in den Unterweisungen, und in jenen vortrefflichen Werken bestehen, die zur Vertheidigung der Religion verfasset worden sind, in der christlichen Gemeine nicht mangeln: aber man suchet wenig Nahrung darin-

* Ezech. XXXIII.

darinnen; man findt sie nicht schmackhaft genug; man verschmähet sie. Im Gegensatze läuft man mit größerer Begierde und Sehnsucht den gefährlichen Weyden nach. Man ist heut zu Tage mit Werken, die wider die Religion geschrieben sind, ganz überschwemmet. Es giebt solche in jedem Fache, nach jedem Geschmacke, nach dem Begriffe jedes Alters und jedes Standes. Die Bücherschränke sind damit angefüllet; man theilet sie einander mit; sie wandern von einer Hand in die andere; Jedermann ist begierig, alles selbst zu sehen, was die Gottlosigkeit und die Freydenkerey täglich von dieser Art auf die Welt bringen. Nach der Denkensart, welche der philosophische Geist eingeführet hat, glaubet man das Recht zu haben, alles zu lesen, und alles zu sehen; man schmäuchelt sich, Einsicht genug zu besitzen, um aus sich selbst zu urtheilen; man würde es für eine verächtliche Schwachheit ansehen, wenn man irgend einer Obergewalt nachgäbe, oder irgend eine Vorstellung annähme; man würde sogar nur mit Spottreden oder mitleidigen Blicken demjenigen begegnen, der es wagen möchte, das Lesen einer Gattung Bücher zu untersagen; man schlucket das Gift mit Vergnügen ein, und man würde sich noch über jenen entrüsten, der den Giftbecher aus der Hand reißen wollte.

Also ist heut zu Tage die Denkensart, also sind die Sitten beschaffen. Aber wie möchte man, und wie sollte man dem Uebel abhelfen?

Sobald man erfährt, daß ein Land mit einer ansteckenden Seuche behaftet ist, ergreift man alle klügste und wirksamste Verwahrungsmittel, um sich davor sicher zu stellen; man ertheilet die strengesten Befehle, um zu verhindern, daß jene, bey denen das Uebel herrschet, sich nicht mit den Bürgern vermengen mögen; man verbeut unter den schwersten Strafen alle Gemeinschaft mit jenen Menschen, die mit der Seuche behaftet sind; alles, was von ihnen herkömmt, ist lediglich verbothen, und man verfehlete sich gegen die ganze Gesellschaft, wenn man das Verboth verachten, und sich weigern wollte, demselben Folge zu leisten.

Diese strenge Verordnung genüget manchesmal, ganze Staaten zu retten; eine gleich strenge Verordnung, von Seite der geistlichen Oberhirten, würde den größesten Theil der Heerde von der ansteckenden Seuche des philosophischen Geistes unfehlbar retten.

Es würden sich zwar die stolzen Gemüther dawider sträuben; die Freydenker würden sich darüber lustig machen; die Staatsklügler würden sie verdammen; die Schwachen in der Religion würden darüber klagen: aber deßhalben würde dennoch die Sache gehemmet werden. Man weiß ganz wohl, daß der Geist der Religion noch nicht

so sehr geschwächet ist, daß man die Stimme, die Drohungen, die Urtheile der geistlichen Oberhirten, allgemein verachtete. Etliche Glieder aus der Heerde, welche sich der Bosheit ganz geweihet und Preis gegeben haben, würden zwar über diese Drohungen und Urtheile trotzig hinwegtreten; aber die größere Zahl würde darauf Achtung geben, und, obgleich mit Mühe, dennoch sich darnach fügen. Wenn man mit so vielem Lärmen, mit so vieler Hitze, wider jenen Gebrauch der geistlichen Gewalt schreyt; so geschieht es, weil man sie noch fürchtet, und weil man sich schmäuchelt, man werde es durch dieses Schreyen so weit bringen, daß dieselbe schüchtern gemachet, und gehemmet werde. Aber das Geschrey und der Widerstand eines Kranken muß die Hand eines geschickten Leibarztes nicht sperren, welchem es, durch einen schmerzlichen Schnitt, gelingen mag, ihn noch zu retten. Die Weisheit erfodert, daß man alle diese Gattungen vom Widerstande herzhaft übersteige; und es ist rühmlich, einen Kranken, auch wider seinen Willen, gesund zu machen.

Endlich müssen sich die Hirten allen Gefahren großmüthig aussetzen, und bereit seyn, zur Erhaltung ihrer Heerde, ihre Seele und ihr Leben aufzuopfern. Nichts ist herrlicher, ehrwürdiger, und erhabener bey der Würde der geistlichen Oberhirten, als daß sie, auf Erden und in der christlichen Gemeine, die Statthalter Jesu Christi sind. Auf

diesen Vorzug sind die Pflichten der Völker gegen sie, und ihre Pflichten gegen das Volk gegründet. Nun, dieses göttliche Vorbild der Hirten saget:* Er sey nur gekommen, um seiner Heerde das Leben zu geben, und sein eigenes Leben für das Heil seiner Heerde zu opfern. Wozu machet eine so großmüthige Zärtlichkeit, eine so heldenartige Liebe den Hirten nicht fähig? welchen Eindruck wirket sie nicht auf die Heerde? was für eine Dankbarkeit muß sie nicht derselben einflößen? Dieses ist das untrüglichste Mittel, die Ehrerbiethung für die Religion zu erhalten, und die Religion nachdrücklich zu schützen und zu vertheidigen.

Pflichten der weltlichen Oberkeiten.

Allein nicht nur von den geistlichen Hirten will die Religion beschützet seyn. Sie muß auch von denen vertheidiget werden, welche mit der bürgerlichen Gewalt in der Gesellschaft bekleidet sind. Alle bürgerliche Gewalt kömmt von Gotte her; und in keiner Absicht ist sie vor den Augen eines denkenden Menschen ehrwürdiger, als wegen jener göttlichen Quelle, woraus sie entspringt. Die, welche sie besitzen, sollen sie dann zum allerersten gebrauchen, um die heiligsten Rechte der Religion zu behaupten, und die Religion zu schützen und zu vertheidigen. Alles, was für die Gesellschaft von einer Wichtigkeit ist, sehen die Oberkeiten für den wahren Gegenstand ihrer Sorgfalt an; alles, was ihre Rechte sicher stellen mag, unterstützen sie

* Joh. X.

durch ihr Ansehen und ihre Rathschlüsse; alles, was eben dieselben Rechte verletzen, oder beschädigen könnte, giebt den Stoff zu den Urtheilen, die sie fällen, zu den Verordnungen, die sie ausgehen lassen, zu den Strafen, die sie aussprechen. Sie verbiethen, züchtigen, strafen; und dadurch geben sie sich als würdige Oberkeiten zu erkennen. Aber sind sie gegen Gott weniger verpflichtet, als gegen die Gesellschaft; und sollen sie nicht eben dasjenige, was sie für die Gesellschaft thun, mit weit stärkerm Grunde für die Religion verrichten, welche, wie wir gesaget haben, der Hauptgegenstand der Absichten und Gedanken Gottes ist?

Die Pasquillanten, die Verleumder, die Verfasser satyrischer, boshafter, schimpflicher Schriften, welche die Ehre von den Gliedern der Gesellschaft verletzen können, sind den strengesten Gesetzen, und den Strafen, die durch die Gesetze bestimmet sind, unterworfen. Heut zu Tage ist die Welt mit den gefährlichsten, verführendsten, gräulichsten Schmähschriften wider die Religion überschwemmet; sie werden allenthalben ausgebreitet; man trifft sie allenthalben an; man kramet sie ohne Scheue vor den Augen des Publikums aus; die Bücherschränke, die Studierzimmer strotzen davon; man hält sich nicht mehr verborgen, um das schädlichste Gift von jeder Gattung auszustreuen. Richter der Erde! werdet ihr dazu schweigen? Erlaubet euch euer Gewissen zu schweigen, die Au-

gen zu schließen, in einer verdächtigen Achtlosigkeit zu stocken? Wie groß würde euer Eifer und eure Wirksamkeit seyn, wenn es um Verbrechen der verletzten Majestät der Menschen zu thun wäre? Soll euer Eifer und eure Wirksamkeit geringer seyn, da die Verbrechen die verletzte Majestät Gottes betreffen?

Dieß ist die erste und wesentlichste eurer Pflichten: keine Absicht der Staatsklugheit oder des Eigennutzen soll sie euch verheelen. Der Apostel, welcher das Amt hatte, die Völker zu lehren, berichtet euch, daß ihr die Diener des Herrn seyd, um Gutes zu stiften, und daß ihr das Schwert, welches er euch in die Hände geleget hat, nicht vergeblich tragen sollet: * Dei enim Minister est in bonum; non enim sine causa gladium portat. Was für Dienste für die Religion, was für Nutzen für die Gesellschaft, was für ein Schrecken für die Freydenkerey, und was für eine Ehre für die Oberkeiten selbsten lassen sich hoffen, wenn sie, von diesen Gesinnungen beseelet und geleitet, sich öffentlich, als die Schützer und Vertheidiger der Religion, erklären werden!

Endlich das dritte Mittel, die ansteckende Seuche des philosophischen Geistes zu hemmen, besteht darinnen, daß man jene entdecke, die ihn ausbreiten; daß man sie kennbar mache, und die Welt lehre, sie nach ihrem Werthe zu schätzen. Entdeckung der Feinde der Religion.

* Röm. XIII.

Ihre Kennzeichen sind:

Man kann nicht beständig wider die Religion schreiben und reden; man kann nicht die Religion zu einem immerwährenden Gegenstande der Stachelschriften oder Spottreden wählen; man kann nicht die Gewohnheit annehmen, allen Kräften eines boshaften Verstandes aufzubiethen, um sie mit den abscheulichsten Farben zu schildern, um ihr allen Gräuel anzudichten, um Ekel, Verachtung, und Haß gegen sie zu erwecken: man kann nicht alles dieses thun, und zugleich eine Religion haben.

Der Unglauben.

Und ein jeder Schriftsteller, welcher fähig ist, in diese Ausschweifungen zu verfallen, wird allezeit von klugen Männern, und von allen, die noch ehrliche Leute sind, für einen Menschen ohne Religion betrachtet werden.

Nun aber, ein Mensch ohne Religion muß nothwendig ein Scheusal der ganzen Gesellschaft seyn: denn wo die Religion fehlet, da fehlen auch alsbald alle Grundsätze des Gewissens, der Tugenden, der Ehre, der Rechtschaffenheit. Fürwahr, wenn man alsdann noch einem Gesetze gehorchet, so ist es nur Zwang und Gewalt, die es vermögen; wenn man noch einige Pflichten erfüllet, so ist es der Eigennutz, welcher es anräth; wenn man noch eine löbliche Handlung verrichtet, so ist es Pralerey, Eitelkeit, oder Eigenliebe, die dazu antreiben; wenn man sich nicht selbsten Genügen schaffet, da man sich allen Ausschweifungen Preis giebt, welche die Liebe zum Vergnügen, der Ehrgeiz,

geiz, die Eifersucht, die Habsucht, die Rachbegierde so oft eingeben nnd verlangen, so geschieht es, weil die Aussicht der Unehre und der Strafen, die von den Gesetzen darauf bestimmet sind, schüchtern machet, erschrecket, und zurückhält. Man kann also von dem Menschen, der keine Religion hat, in der Gesellschaft niemals etwas mit Sicherheit erwarten; man hat von ihm allezeit alles zu fürchten; und man darf auf ihn niemals ein Vertrauen setzen. Dieses ist das erste Zeichen, an welchem man die Urheber und die Anhänger des philosophischen Geistes erkennen, und ausnehmen kann.

Unterdessen, da sie wohl begreifen, daß der Abscheu nnd das Mistrauen, welches man vor Menschen hat, die ohne Religion leben, nur allzu billig, und gutgegründet ist, bestreben sie sich manchesmal, sich davor sicher zu stellen, da sie eine staatskluge Häucheley mit dem Unglauben verbinden. Wenn gleich ihre Seele mit Gräuel erfüllet ist, so werden sie zu gleicher Zeit etliche zweydeutige Sprüche von Ehrerbietung gegen die Religion zuweilen auf der Zunge haben; sie werden sich zwingen zu sagen, daß es eine Religion geben müsse; und aus eben derselben Feder, woraus gewöhnlicher Weise die schändlichsten Dinge und die Gotteslästrungen strömen, werden von Zeit zu Zeit einige unbedeutende Ausdrücke für die Religion fließen.

Die Häucheley.

Man hat den Großmeister der Gottlosigkeit und des Unglaubens zu unsern Zeiten seine Ehrfurcht gegen die Religion, in welcher er gebohren ist, feyerlich betheuren, und zugleich die Werke herausgeben gesehen, wo er sich mit der größesten Raserey und Wuth an ihr vergreift: man hat ihn, aus Furcht der Oberkeiten, an den heiligsten Geheimnissen der Religion Theil nehmen, sich in einen gottesfürchtigen und andächtigen Christen verstellen, und einen Augenblick darnach, durch die gottesräubrischen Spottreden, die er über sein eigenes Betragen führte, die Abscheulichkeit seiner Häucheley frey bekennen gesehen: man hat gesehen, daß er öffentlich erklärte, wenn etwas in seinen Schriften enthalten wäre, woran sich der Mindeste aus den Gläubigen ärgern könnte, so betheure er, daß dieses nicht von ihm sey; welches eben so viel heißt, als daß er es verdamme: und zugleich hat man gesehen, daß er Masken und Namen aus der Fremde borgete, damit er, mit größerer Freyheit und ohne Gefahr für sich, alle entsetzlichste Gotteslästrungen und Gottlosigkeiten, die man immer erdenken kann, ausstoßen dörfte.

Verdammliche Häucheley, worunter sich insgemein alle Anhänger des philosopischen Geistes verhüllen! Es ist wahr: nicht alle treiben ihre Häucheley so weit, weil nicht alle so kühn, so erfahren, so stark verhärtet im Bösen sind, als der berufene Schriftsteller, den wir ausgezeichnet haben.

ben. Aber alle haben eben diesen Grundsatz eingesogen; alle haben die gleiche Denkensart; alle brauchen das gleiche Mittel, um zu hintergehen oder sich zu vertheidigen; sie brauchen es allezeit nach den Umständen, in welchen sie sich befinden, nach den Gefahren, worein sie gerathen könnten, nach den Vortheilen, die sie in Acht zu nehmen haben. Folglich ist ihre Häucheley, gleichwie sie aus sich selbsten höchst verdammlich ist, vor den Augen eines jeden Menschen, der eine Empfindung hat, noch unvergleichlich mehr verachtenswürdig und schandevoll. Endlich ist ihre Häucheley eine Gattung von Huldigung, die sie der Religion leisten, und von Abbitte, die sie ihr machen, weil sie zum öftesten sich nicht getrauen, ihre eigenen Werke öffentlich für ihre zu erkennen, oder ihre wahren Gründe, Lehrsätze, und Denkensart vor den Richtern und Oberkeiten zu behaupten.

Der Geist der Bosheit und der Lügen.

Zu dieser Häucheley dörfen wir itzt den Geist der Bosheit, der sie allezeit beherrschet, und die Untreue beysetzen, wovon sie in den Begebenheiten, die sie beständig anführen und erzählen, um die Religion, und alles, was der Religion angehöret, verhaßt zu machen, niemals abweichen.

Seitdem der berufene Bayle in seinem Lexikon alle Abscheulichkeiten gesammelt, aufgeraffet, zusammengestoppelt hat, welche die Gottlosigkeit, die Freydenkerey, die Satyre, und die Falschheit wider die Religion, wider die Kirche, wider die Sit-

ten, wider den Wohlstand und die Ehrlichkeit, ersonnen und auf die Bahne gebracht haben; seit derselben Zeit haben die Beförderer des philosophischen Geistes diese verdammliche Sammlung, als ihren kostbarsten Schatz, angesehen. Bey dieser Quelle trinken sie sich mit Begierde voll; daraus schöpfen sie alles, was immer fähig seyn mag, ihre Leser mit Abneigung oder Verachtung gegen das Christenthum einzunehmen. Sie lassen dabey die kleinen Bächgen nicht außer Acht, welche von dem Philosophen von Roterdam nicht entdecket, oder nicht genutzet worden sind; sondern sie folgen dem Pfade getreulich, den er ihnen ausgezeichnet, und machen sich das Beyspiel zu Nutzen, das er ihnen gegeben hat.

Der Verfasser des Versuches einer allgemeinen Geschichte ist Einer der getreuesten Nachschreiber und der eifrigsten Nachahmer Baylens. Er hat auch seinen Schwarm von Nachahmern und Nachschreibern, welche sich etwas in der Welt dünken, und nichts anders sind, als was zur Zeit des Moses in Aegypten die Heuschrecken und Schnacken waren; das ist: das schädlichste und bösartigste Ungeziefer für das ganze menschliche Geschlecht.

An allen Orten höret man nichts weiter, als unsinnige Strafreden, schimpfliche Verleumdungen, unerträgliche Spottworte gegen die Religion, gegen ihre Priester, ihre Gebräuche, ihre Rechte, ihr

ihr Ansehen. Man findet nichts, als Bemäntlungen, Verfälschungen, Verdrehungen in den wichtigsten und wesentlichsten Begebenheiten, sobald sie durch den Kanal der Philosophen geflossen sind. Die Strafredner, die Verleumder, die Verfälscher wissen schon, was sie von erfahrnen Männern und einsichtvollen Kritikern zu fürchten hätten. Es ist ihnen nicht unbekannt, daß alles, was sie von dieser Art zu schreiben gewaget haben, von einer Menge vortrefflicher Schriftsteller siegreich widerleget worden ist. Da sie zur Bosheit geweihet sind, scheint es, daß sie nicht im Stande seyn, zu erröthen; sie sind nicht so empfindlich zur Beschämung, die auf sie zurückfällt, als zum Vergnügen, das Gift auszubreiten; sie sind gewiß der sichern Meynung, daß man, durch eitel Wiederholen der Strafreden und Verleumdungen, sich daran gewöhnen werde, sie anzuhören; daß man, in Absicht der Unwissenheit, der geringen Einsicht und Achtsamkeit der meisten Leser, allmählig geneigt seyn werde, ihre Aussprüche zu glauben, oder zum wenigsten einen Theil davon zu glauben; und daß endlich dieselben unvermerkt für wahr gelten werden, als wenn sie Dinge berichteten, die man vergebens streitig machen wollte.

Es ist unmöglich, daß ein Mensch, der eine redliche Seele hat, der die Wahrheit liebet und in Ehren hält, über jene Kühnheit nicht ungehalten und aufgebracht sey, die für und für bemühet ist,

die

die richtigsten Begebenheiten zu verfälschen, zu verkleistern, und anzustreiten, und zum öftesten Verleumdung und Unwahrheit an ihre Stelle zu setzen. Was wir hier eine Kühnheit heißen, wollen wir nicht mit einem Ausdrucke bezeichnen, welcher nachdrücklicher und vieleicht schicklicher wäre. Aber laßt uns zu einem andern Punkte schreiten.

Der Geist der Trugschlüsse.

Wie soll ein Mensch, der einen richtigen Verstand hat, der die Ordnung und die Verbindung einsieht, welche die Begriffe mit einander haben sollen, der die Folgen und die Grundsätze gegen einander stellet, der sie zusammenhält, um zu urtheilen; wie soll er alle jene Verirrungen der Vernunftschlüsse, jene Verwicklungen der Trugschlüsse, jene beständigen Widersprüche ansehen, welche man beynahe in allen Werken jener großen Gegner der Religion und der Wahrheit antrifft, und welche ihre vorzüglichsten Waffen sind? Kühne, verachtenswürdige, gefährliche Sophisten! Es genügte mit diesen dreyen Worten, um ihr Bild und ihre Schilderung zu vollenden.

Denn was ist ein Sophist? Ein Mensch, welcher die sichersten Grundsätze bloß zu verdunkeln, und die Wahrheit zu umhüllen trachtet. Ein Mensch, der nur beschäfftiget ist, Mittel auszufinden, wodurch er hintergehen, betriegen, und verführen möge. Ein Mensch, der sich hütet, die deutlichsten, bekanntesten, einfachsten Ausdrücke und Gedanken zu brauchen, und der dafür andere an-

annimmt, welche die gleiche Sache zu bedeuten scheinen, aber die er arglistig wendet, um ganz entgegengesetzte Folgen daraus zu ziehen. Der Sophist waget niemals einen Satz oder Beweis aufzustellen; er ist nur bedacht, wie er zerstören und umstürzen möge; er scheuet nichts so sehr, als wenn er sich vertheidigen müßte; dagegen eilet er beständig, vorzukommen und den Angriff zu machen: er nimmt die kühnste und entschlossenste Sprache an, damit er den Leuten einen Dunst vor die Augen mache; und nichts ist tauglicher, ihn aus der Fassung zu bringen, als wenn man ihn nöthiget, deutliche Bestimmungen anzugeben, wenn man ihn allezeit auf die Grundsätze zurückweist, wenn man ihn zwingt, richtig und nach der Ordnung darein zu gehen.

Diesen Geist der Trugschlüsse, diese Neigung, falsche und verfängliche Vernunftschlüsse aufzuwerfen, trifft man in allen Werken der Stifter und Anhänger des philosophischen Geistes an. Diesen Geist findet man jedes Augenblicks im Philosophen von Roterdam, im philosophischen Handlexikon, und in jenem ganzen Schwalle von Schriften, Scharteken, Sammlungen, Geschichten, Erzählungen, Abhandlungen, womit gewisse Büchersäle heut zu Tage angefüllet sind, und wovor sich die gesunde Vernunft mehr als jemals entsetzet.

Verachtenswürdige Trugschlüsse! Man urtheile davon nach der deutlichen, lebhaften, und nach-

drück-

drücklichen Weise, womit die gelehrten Schutzredner der Religion, die unser Zeitalter aufzuweisen hat, ihre Schwäche, ihre Thorheit, und ihre Ungereimtheit an den Tag geleget haben. Verführerische Trugschlüsse! Man schließe es aus der unzählbaren Menge Leser, die sich dadurch hintergehen lassen, und die von der Schwachheit ihres Verstandes überzeugende Beweise geben, da sie dieselben mit einem erbärmlichen Eigendünkel nachsprechen. Häßliche Trugschlüsse! Denn es ist unmöglich, daß jene, die sie mit so vieler Frechheit auf die Bahne bringen, nicht oft von ihrem eigenen Gewissen angeklagt und widerleget werden. Verdammliche Trugschlüsse! Weil sie nothwendiger Weise den ganzen Umsturz der Religion, der guten Sitten, der Tugenden, der Pflichten, und aller wichtigsten, ehrwürdigsten, und heiligsten Dinge nach sich ziehen.

Wir hätten noch viele andere Züge beyzusetzen, wenn wir eine vollkommene Schilderung von den großen Beförderern des philosophischen Geistes aufstellen wollten. Wir könnten sehr merkwürdige in ihren eigenen Schriften antreffen, wo sie sich selbst einander schildern. Wir könnten noch anführen, die immerwährenden Widersprüche in ihren Vorträgen und ihren Gesinnungen; die auffallenden Ungereimtheiten in ihren Lehrgebäuden, welche stets baufällig, und stets beweiselos und grundlos sind; die grobe Unanständigkeit in ihrer Art,

sich

sich über gewisse Leidenschaften auszudrücken; die anstößige Verachtung aller Dinge, welche der Wohlstand und die Ehrlichkeit vorschreiben, wann sie ihre Galle gegen jene ausgeifern, die ihren Meynungen nicht beypflichten, oder ihre Meynungen widerlegen. Aber wir halten uns an die allgemeinen Begriffe, die wir davon gegeben haben, da sie mehr als erklecklich sind, um ihnen die Maske vom Gesichte zu nehmen, worunter sie sich zu verbergen trachten.

Ein Geist der Gottlosigkeit, den man nur mit Abscheue betrachten muß; ein Geist der Häucheley, die nichts als die höchste Verachtung verdienet; ein Geist der Verleumdung und der Falschheit, den man sich nicht entbrechen kann zu verabscheuen; ein Geist der Trugschlüsse, der das weiseste und achtsamste Mistrauen einflößen soll: diese sind die Züge, woran man jene erkennen mag, die von dem philosophischen Geiste, der heut zu Tage die Welt vergiftet hat, eingenommen sind.

Vornrtheile zum Besten der Philosophen.

Unterdessen höret man nicht auf, mit einer fortwährenden Entzückung des Erstaunens, das Genie und die Talente, die tiefen und ausgebreiteten Kentnisse unsrer neuartigen Philosophen zu bewundern. „ Niemand denket, wie sie „, heißt es: „ Niemand schreibt so gut, wie sie; nur ihnen „ ist es eigen, durch den Nachdruck, die Stärke, „ und die Annehmlichkeiten, welche ihre Schriften auszeichnen, und die man vergeblich bey an-

„ dern

„dern Schrifstellern suchete, wahrhaft zu entzü-
„cken; nur sie haben die Gabe, neue Wege zu
„brechen, die Welt zu unterweisen und zu beleuch-
„ten, den Menschen Muth zu machen, damit sie
„durch sich selber denken, alle Rechte der Ver-
„nunft benutzen, sich von der verächtlichen Knecht-
„schaft der Vorurtheile losmachen mögen; nur sie
„können zu unsern Zeiten, für das wahre Licht, für
„die Lehrmeister und Wohlthäter des menschlichen
„Geschlechtes, mit Rechte angesehen werden„.

Unter diesen glänzenden und schmäuchelhaften Begriffen werden die Philosophen von ihren Bewunderern bezeichnet und bekannt gemachet; beynahe unter eben diesen Begriffen sprechen die Philosophen selbsten, ungeachtet ihrer Bescheidenheit, einer dem andern das Lob: und weil man unablässlich die gleiche Sache wiederholen höret, so giebt es Leute, die so gutherzig sind, daß sie alle diese schwärmerischen Lobsprüche für eben so viele Wahrheiten annehmen.

Der Verfasser des Oedipus rief, in den ersten Wallungen seines Hasses und seiner Wuth wider die Religion, da er alles Vertrauen und alle Ehrerbiethung gegen die christliche Lehre aus allen Herzen vertilgen wollte:

Die Pfaffen sind nicht das, wofür das Volk sie ehrt;
Leichtgläubigkeit von uns, die machet sie gelehrt.

Aber könnte man nicht diese Verse, die vom höllischen Geiste eingeblasen sind, schicklich wider die

die Philosophen unserer Zeiten anwenden? und könnte man nicht mit weit besserm Grunde von diesen großen Meistern sagen:

Sind Philosophen das, wofür das Volk sie ehrt?
Leichtgläubigkeit von uns,

Oder besser zu sagen:

Ruchlosigkeit von uns, die machet sie gelehrt.

Wir müssen uns dann nicht selbst verführen lassen. Wir müssen uns getrauen, diese so berühmten Schriftsteller vor den Richterstuhl einer klugen und beleuchteten Kritik zu laden: wir müssen zwar ihren Talenten das gebührende Recht widerfahren lassen; aber dabey die wahren Ursachen der Neigung, die man zu ihren Schriften hat, der Sehnsucht, mit der man sie durchläuft, des Vergnügens und der Entzückung, die man fühlet, nachdem man sie gelesen hat, untersuchen.

Man wird ganz willig gestehen, daß viele aus diesen Philosophen recht zierlich schreiben. Gleichwohl muß man nicht glauben, daß dieses ein ausschließendes Vorrecht für sie sey, wie wir es nach kurzer Weile beweisen werden. Man wird gestehen, daß die Schreibart desjenigen, den man heut zu Tage für das Haupt der philosophischen Rotte betrachten kann, etwas gewisses Einnehmendes hat, wodurch man Anfangs entzücket wird, und etwas Verführerisches, wodurch man leichtlich mag hintergangen werden. Aber hat er das Bestreben

womit man seinen Schriften nachjaget, mehr der Anmuth seiner Schreibart, als den Gesinnungen des Gemüths und des Herzens seiner Leser zu danken? Aber ist dieser Trieb ein wahrer Beweis seines überlegenen Verstandes, und einer richtigen Beurtheilung bey seinen schwärmerischen Bewunderern? Laßt uns untersuchen, laßt uns die Sache entwickeln, ehe wir ein Urtheil fällen.

Was ist tauglicher, die menschliche Bösart zu reizen, Herzen, die schon verderbet sind, zu ergätzen, die Neigungen zur Freydenkerey und zur Ruchlosigkeit zu begünstigen, endlich alle Leidenschaften, das ist, alle fürchterlichsten Feinde der Vernunft und Weisheit, zu vergnügen; was ist tauglicher dazu, als verleumdrische, satyrische, ausgelassene Schriften, worinnen nichts, was immer heilig ist, in Ehren gehalten wird? Was ist tauglicher dazu, als Werke, worinnen man unverschämt alles auf die Bahne bringt, was der Geist der Satyre, der Spötterey, der Unwahrheit, der Verleumdung ersinnen und einblasen kann; worinnen man weder Macht, noch Rang, noch Würde verschonet; und wo man alle wichtigste Grundsätze, Lehren, und Wahrheiten, im bürgerlichen, sittlichen, und geistlichen Leben, mit Dunkelheit umhüllet, oder auf die unanständigste Weise verunstaltet? Allein nimmt sich das Haupt und das Orakel der Philosophen unserer Zeiten nicht eben durch diese unseligen Talente vorzüglich aus?

Man gesteht ganz willig, daß er ungemein artig schreibt. Aber wenn es nur darauf ankömmt, rührende Vorstellungen zu machen, unachtsame und schlecht unterrichtete Gemüther zu überraschen, den Beyfall derer zu gewinnen, die weit mehr den Leidenschaften, als der Vernunft, ergeben sind; wie vielen Vortheil hat da nicht ein Mensch voraus, welcher sich nicht scheuet, sich den Trieben der ausgelassensten Kühnheit Preis zu geben; welcher Vernunft, Wahrheit, Sitten, Religion, alles verhöhnet, auszischet, verschmähet; welchen nichts zu bändigen oder einzuhalten vermag, dafern er nur die Freydenkerey weiter ausbreiten, verführen, und vergiften kann? Wahrhaftig! es wird kein ehrlicher Mann, wenn er immer so viele Talente hätte, jemals sich getrauen, ihm in dieser Schreibart den Vorzug streitig zu machen.

Man gesteht, daß er recht vortrefflich schreibt. Aber dennoch, wird man bey ihm den Nachdruck und die erhabenen Gedanken des Bossuet, die reizende Anmuth des Fenelon, die schöne Natursprache des Racine, den endzückenden Wohlklang des lyrischen Rousseau antreffen? Künstelung, von einem stolzen und entscheidenden Tone unterstützet, machet vieleicht das Hauptverdienst und die Zauberkraft seiner Schreibart aus, welche sich aber vermuthlich nicht länger erhalten wird, als etwa der Schwindel und der Schwärmgeist dieser Zeiten dauren mögen. Allein, wie wird die Zukunft davon

urtheilen, welche sie mit kaltem Blute, und ohne andere Absicht, als nach der Wahrheit, untersuchen wird? Was wird sie von jenem Schwarme Bewunderer denken, wovon einige nur von dem Unglauben, und andere von einer blinden Schwachsinnigkeit geleitet werden? Wie wird die Zukunft davon urtheilen? Dieses ist nicht hart vorzusehen und zu bestimmen.

Hat man bessern Grund, uns die weit ausgebreiteten Keñtnisse unsrer Philosophen unaufhörlich zu rühmen, und sie durch die übertriebensten Lobsprüche zu erheben? Wir sagen es ohne Scheue: diese Lobsprüche zeugen zum öftesten nur von der Unwissenheit und schlechten Beurtheilung derjenigen, die sie ihnen beylegen. Man durchlese die Philosophie der Geschichte, die wichtige Untersuchung, das philosophische Handlexikon, die Rede der fünfzig, und so viele andere Schriften, die aus eben dieser Feder geflossen sind; man durchlese die Zergliederung der Religion, das entlarvte Christenthum, den philosophischen Kriegsmann, das System der Natur, die nothwendige Sammlung, die philosophischen Gedanken; man durchlese jene unzählbare Menge vergifteter Bände, womit die neuartige Philosophie ganz Europen angestecket hat, und die einen ungeheuren Büchersaal ausfüllen könnten: so wird man eben so sehr über die unglaubliche Fruchtbarkeit dieser Schriftsteller, als über ihre Unfruchtbarkeit erstau-

staunen. Sie vervielfältigen die Bände, und wiederholen nur die alten Sachen, die alten Verleumdungen, die alten Trugschlüsse, die alten Ungereimtheiten.

Die Werke Baylens, etliche satyrische oder irrlehrige Schriften, etliche geheime Nachrichten von Ruchlosigkeiten: dieß machet beynahe alle ihre Wissenschaft aus. Da schöpfen sie mit Begierde; da holen sie die kostbare Beute her, welche sie nachmals mit den Verzierungen ihrer Schreibart herausputzen, um die Leser zu verführen. Was einer dieser großen Schriftsteller in einem Werke gesaget hat, wiederholet er selbst in einem andern; was einer von ihnen bekannt machen zu dörfen geglaubet hat, das will auch ein anderer bekannt machen. Scheltworte wider die Kirche und wider die Pfaffen; Erzählungen, die zum öftesten verfälschet sind, von dem Ehrgeize und den schlechten Sitten der Geistlichen, von der Leichtgläubigkeit des Pöbels, von einigen Andachten, die eher zu entschuldigen als zu tadeln sind; Sammlungen, entweder von etlichen Stellen aus den Kirchenvätern, welche sie nicht recht verstanden, und noch schlechter herausgezogen haben, oder von etlichen satyrischen, ausgelassenen, ärgerlichen Sätzen, und scherzhaften Einfällen, oder von einigen Spöttereyen, die eben so geschickt sind, den Verstand als das Herz zu verderben: dieses ist ohngefähr der

Kreis ihrer Kenntnisse und der Zirkel, in welchem sie sich unaufhörlich herumdrehen.

Endlich giebt man uns die Philosophen für Genien an, welche die Finsternisse der Unwissenheit und der Vorurtheile zerstreuet haben, welchen dieses Zeitalter alle seine Einsicht zu verdanken hat, und welche die Menschen denken gelehret haben.

Die Philosophen haben die Menschen denken gelehret! Aber wäre es nicht richtiger gesprochen, wenn man sagete, daß sie die Menschen nichts weiter gelehret haben, als ihre Vernunft zu misbrauchen, auf eine lächerliche Weise einen stolzen und hochtrabenden Ton an die Stelle der Vernunft zu setzen, alle Einsprechungen einer freydenkenden Einbildungskraft den Vorstellungen der gesundesten Vernunft vorzuziehen?

Die Philosophen haben die Menschen denken gelehret! So wußte man also vor ihnen nicht zu denken? Man wußte dann in jenem schönen Zeitalter Ludewigs des Vierzehnten nicht zu denken; in jenem Zeitalter, welches so fruchtbar an außerordentlichen Genien war; in welchem alle Gattungen von Wissenschaften, Talenten, und freyen Künsten zu ihrer Vollkommenheit gebracht worden sind, die man nachmals nicht mehr erreichet hat; und welches an allen Orten und im ganzen Umfange von Frankreich Denkmäler hinterlassen hat, die zu allen Zeiten von dem großen Abstande zeugen werden, der von den meisten Genien des gegen-

wär.

wärtigen Jahrhunderts auf die Genien des vorhergehenden Zeitalters wahrgenommen wird?

Die Philosophen haben die Menschen denken gelehret! Aber haben sie denken gelehret, wie jener große Mann* gedacht hat, der Größeste, den die Römer aufzuweisen hatten, und der in seinen philosophischen Werken, die Nothwendigkeit einer Religion, die Pflichten gegen die Gottheit, die Vorzüge der gesellschaftlichen Tugenden, den Edelmuth, womit man sich über die Leidenschaften erhebē muß, mit so vieler Wohlredenheit, Stärke, und Anmuth bestätiget? Dieser große Mann hatte nur das natürliche Licht und die Vernunft zur Leitung; und ungeachtet dessen fodert man die ganze hochmüthige Rotte der heutigen Philosophen auf, um etwas vorzutragen, worinnen so viele Weisheit und Einsicht, so viele liebenswürdige, nützliche, und einnehmende Wahrheiten enthalten seyn mögen, als in diesem einzigen heydnischen Schriftsteller enthalten sind.

Die Philosophen haben die Menschen denken gelehret? Aber wen haben sie es gelehret? Etwan eine feurige, ungestüme, unerfahrne Jugend, die nichts weiß, und alles entscheiden will? bey welcher oft der stolze und hochmüthige Ton das ganze Verdienst ausmachet? Haben sie die Jugend gelehret, daß eine achtungvolle Ehrerbiethung gegen die Wei-

* Cicero.

Weisen, daß die Sittsamkeit, daß eine aufrichtige Liebe zur Religion, von ihr die größeste Hofnung geben, und ihren wahren Ruhm, ihr angenehmstes Vergnügen ausmachen werden? Wen haben sie denken gelehret? Etwa das Frauenzimmer, bey welchem die Eitelkeit und die Liebe zur Wohllust alles Denken verschlingt? welches größere Achtung und Ehrbezeugung zu verdienen glaubet, wenn es eine gekünstelte Sprache und gezwungene Geberden annimmt? welches in seinem Begehren, in seinem Verlangen, in seinen Wünschen oft keinen andern Beweggrund, als den Eigensinn, kennet? Haben sie das Frauenzimmer gelehret, daß für dasselbe nichts schmäuchelhafter sey, als wenn es die Ehrbarkeit mit der Anmuth, und eine angenehme, reizende, und allezeit einnehmende Lebhaftigkeit mit den wahren Tugenden und mit der Vernunft vereiniget?

Die Philosophen haben die Menschen denken gelehret! Und was ist die Frucht ihrer Lehre, ihrer Grundsätze, ihrer Unterweisungen? Man schließe davon aus dem, was man heut zu Tage in der Gesellschaft sieht, beobachtet, antrifft. Die Verachtung der Religion, die Verblendung der Vernunft, der Umsturz der sittlichen Grundsätze, die Verbannung der gesellschaftlichen Tugenden, das Ansehen und beynahe die Obergewalt der Ruchlosigkeit, die allgemeinere Ausbreitung der Laster von jeder Art, weil sie schicklicher verhüllet sind: diese

ſind die ſchönen Früchte des philoſophiſchen Geiſtes, und der Denkensart, welche die Philoſophen eingeflößet haben.

Man höre dann auf, alle dieſe Schriftſteller der philoſophiſchen Rotte mit Entzückung zu preiſen, durch die unmäßigſten Lobſprüche zu erheben, ſie für einzige oder weit höhere Genien, als das übrige Menſchengeſchlecht, bekannt zu machen. Nur die Ruchloſigkeit, das Vorurtheil, oder die Blödſinnigkeit mögen ein ſolches Urtheil fällen oder annehmen.

Leute von geringer Einſicht und Beurtheilung ſollen aufhören zu ſagen: „Ewig Schade, daß „ſo große Geiſter ihre Talente nicht beſſer verwen„det haben! ſie hätten der Religion eine unend„liche Ehre erworben„. Sie ſollen wiſſen, daß unſere neuern Philoſophen ihren Ruhm und ihren Namen nicht ſo ſehr der Ueberlegenheit ihrer Talente, als der Neigung zum Laſter, welches ſie ohn Unterlaß einflößen und preiſen, zu verdanken haben. Sie ſollen wiſſen, daß die Weisheit und die Wahrheit aus ihrem Munde nicht mehr Kraft und Anmuth haben würden, als ſie im Munde Boſſuets, Fenelons, Abbadiens, Bourdalouens hatten. Sie ſollen endlich wiſſen, daß ſie bey Weitem nicht ſo ſtark gerühmet, geleſen, angeſehen wären, wenn alles, was für einen ehrlichen Menſchen unanſtändig iſt, nämlich, die Spötterey, die Unwahrheit, und manchesmal die ausgelaſſenſte

und gottloseste Unanständigkeit, von ihren Schriften abgeschnitten würde.

Wir glauben, daß wir in der Schilderung, die wir da von den Philosophen machten, die Wahrheit erreichet haben: wir glauben, daß sie das Publikum erkennen werde; daß sie sich selbst erkennen werden; aber mit dem lebhaftesten Unwillen, daß man ihnen die betriegliche Maske abgezogen hat, worunter sie sich zu verbergen suchten. Wir glauben, man werde nicht mehr große Mühe haben zu bestimmen, was der philosophische Geist unserer Zeiten sey; man werde die wahren Grundursachen und die wahren Triebfedern davon in der Ruchlosigkeit des Verstandes und in den Ausschweifungen des Herzens antreffen; man werde sich über die Folgen entsetzen, die er nach sich zieht, da er in der Religion und in den guten Sitten alles umstürzet und zu Boden wirft; man werde, bey dem Anblicke der Schnelle, womit sich das Uebel ausbreitet, und alle Stände und jedes Alter anstecket, vollkommen empfinden, wie nothwendig es sey, demselben durch die wirksamsten und kräftigsten Mittel Einhalt zu thun. Wir glauben, es stehe der bürgerlichen und geistlichen Oberkeit zu, alle ihre Achtsamkeit und Sorgfalt auf diesen Gegenstand zu wenden, damit die Religion bekannt gemacht und in Ehren gehalten werde, und die Religion nachdrücklich zu vertheidigen; wir versuchen es selbsten, zu diesem Endzwecke mitzuhelfen, da

wir die grösseſten Gegner der Religion entdecken und kennbar machen.

Der Namen: Philoſophen, womit ſie ſich groß thun, iſt eine Argliſt der Hoffart, von der ſie erfüllet ſind, und zugleich eine Schlinge, die ſie der Unachtſamkeit der meiſten ihrer Leſer in den Weg legen. Er iſt nur eine Hülle, worunter ſie die Gottloſigkeit verſtecken; und wann der gegenwärtige Schwindel wird nachgelaſſen, und die Vernunft alle ihre Rechte wieder erlanget haben, wird dieſer Namen, in Abſicht auf ſie, eben ſo verhaßt und eben ſo verdammlich, als der Namen der Manichäer ſeyn.

Der wahre philoſophiſche Geiſt, wie wir zum Anfange dieſer Rede geſaget haben, verdienet unſer Lob und unſere Nacheiferung zum allerbeſten. Aber jener philoſophiſche Geiſt, welchen dieſe Schriftſteller durch die übertriebenſten Lobſprüche erheben, und mit ſo vielem Eifer einflößen, verdienet den höchſten Abſcheu und den Fluch des ganzen menſchlichen Geſchlechtes: man ſoll ihn für das ſchädlichſte Gift anſehen, das immer in die Geſellſchaft gebracht werden mag: man kann ihn niemals genug verabſcheuen, fürchten, und ſtrafen. Wir gehen nicht weiter. Wir überlaſſen es den bürgerlichen und geiſtlichen Oberkeiten, ihre Verbindlichkeit in dieſem Stücke zu erkennen, und alle ihre Rechte und ihre ganze Macht dahin anzuwenden.

❀

Erin-

Erinnerung

von der Absicht, welche der Verfasser dieses Werkes gehabt hat, und wie man es gebrauchen solle.

Der Verfasser dieses Werkes hat die Absicht gehabt, durch eine vollkommene Vertheidigung der Religion allen Gliedern der christlichen Gesellschaft nützlich zu werden. Er wendet nicht allein alle Streiche ab, die von den Ungläubigen und Freydenkern wider sie geführet werden; sondern er trägt auch alle Beweise vor, welche ihre Wahrheit und Heiligkeit in das helleste Licht stellen. Die Gestalt eines Lexikons, die man dem Werke gegeben hat, schien zum allertauglichsten zu seyn, um zum Gebrauche bequem zu werden, um die Begierde und Neugier des Lesers zu befriedigen, der langen Weile und dem Ekel vorzubeugen, und in der Noth die Erläuterung von den Begebenheiten, die Entscheidung von den Punkten, die etwan angefochten würden, die Auflösung aller Zweifel, auf der Stelle anzubiethen. Die meisten Artikel mögen für eben so viele kleine philosophische Abhandlungen angesehen werden,

wo

wo ein jeder Gegenstand mit der erfoderlichen Ordnung, Zergliederung, und Deutlichkeit vorgetragen ist, damit man zufrieden gestellet, unterwiesen, und überzeuget werde. Man hat nicht versäumet, über jedes Stück deutliche Bestimmungen, unumstößliche Beweise, und nachmals gründliche Antworten auf alle Gattungen von Einwürfen an die Hand zu biethen.

Unterdessen darf man wegen dieser Gestalt eines Lexikons, die man dem Werke gegeben hat, dasselbe nicht für eine Sammlung einzelner Stücke halten, die mit einander keine Verbindung hätten. Sie hangen alle an einander, und unterstützen einander: denn sie sind nicht Stücke, die etwan aus verschiedenen Schriftstellern gezogen wären; sie sind die Frucht der Betrachtungen eines einzigen Mannes. Wenn man sich eine gewisse Ordnung bildet, wie wir sie vorschlagen wollen, so trifft man darinnen die Folge aller Grundsätze, aller Beweise, aller Wahrheiten der Religion an; man findet sie auf eine Weise vorgetragen, die nach dem Begriffe aller Menschen gerichtet, und von der Redensart und den Ausdrücken der Schulen ganz frey ist, welche diejenigen

abschre-

abschrecken könnten, die an diese Sprache nicht gewöhnet sind: man findet endlich darinnen allen nothwendigen Beystand für einen Menschen, welcher in der Religion leicht unterrichtet, und von der Wahrheit der Religion vollkommen überzeuget werden möchte. Damit man also in einer so wichtigen, so nothwendigen, und so vergnüglichen Lehrübung einen glücklichen Fortgang machen möge, wollen wir den Weg und die Ordnung anzeigen, die man beobachten sollte.

1. Religion. Man lese zum Anfange den Artikel: Religion, um sich erstlich von dem Inhalte dieses großen Gegenstandes einen richtigen, klaren, und vollkommenen Begriff zu bilden. Wenn das Gemüth in diesem Begriffe bestätiget ist, wird man von der Wahrheit, dem Ansehen, der Heiligkeit der Religion, und von der unvermeidlichen Pflicht des Menschen, derselben Ehrfurcht und Ergebenheit zu bezeugen, bald überwiesen seyn. Und weil die Religion der Vernunft unerforschliche Geheimnisse vorhält, die man aber nicht zulassen oder annehmen darf, ehe man augenscheinliche Beweise hat, daß sie Gott entdecket habe: so muß

2. Offenbarung. man gleich darauf zum Artikel: Offenbarung,

rung, schreiten, wo man durch die überzeugendsten Beweise darthut, das Gott wahrhaftig geredet habe. Die zween Artikel: Weissagungen und Wunderthaten, werden jene überzeugenden Beweise von dem Vorzuge, der Gewißheit, und der Richtigkeit der Offenbarung an die Hand biethen. Die Offenbarung ist in der göttlichen Schrift enthalten; und im Artikel: Bibel, wird man die unstreitbare Glaubwürdigkeit und die Göttlichkeit der Schrift erkennen lernen. Von dorten kann man zum Artikel: Glauben, schreiten, um die anbethenswürdigen Geheimnisse, und die unwandelbare Gewißheit des Glaubens zu erkennen.

3. Weissagungen.

4. Wunderthaten.

5. Bibel.

6. Glauben.

Nachdem der Leser also vorbereitet ist, mag er die Untersuchung der Religion Jesu Christi vor die Hand nehmen, welche im Artikel: Christenthum, vorgetragen wird. Da wird er alle Schätze der Allmacht und Weisheit des höchsten Wesens, und den ganzen Umfang seiner Liebe gegen das menschliche Geschlecht aufgedeckt sehen, und sich nicht entbrechen können, mit einem Propheten auszurufen, daß diese Religion wahrhaftig das Werk Gottes selbsten sey, und daß der Mensch niemals etwas

7. Christenthum.

was ersonnen habe, das seine Bewunderung bes-
ser verdienete: * A Domino factum est istud, &
est mirabile in oculis nostris. Er kann durch die
8. Evange-lium Lesung des Artikels: Evangelium, und des Ar-
9. Evangeli-sche Räthe. tikels: Evangelische Räthe, diesen ersten Theil
der Lehrübung von der Religion beschließen.

Der zweyte Theil dieser Lehrübung wird dienen, die Seele zu befestigen, und wird ihr zur Richtschnur taugen, da sie Dinge untersu-chet, welche in ihr eine gefährliche Neugier erregen, oder sie durch einen Schrecken, der von der Weisheit nicht geordnet wäre, schüch-tern machen, oder durch die Dunkelheit der Gegenstände, die in der Religion nothwendig über den Bezirk der Vernunft erhaben sind, abschrecken könnten. Man kann mit dem Ar-
10. Vernunft. tikel: Vernunft, den Anfang machen; und da wird man erstlich sehen, wie die Vernunft bey der Untersuchung von Dingen, welche die Religion betreffen, zu Werke gehen solle.
11. Geheim-nisse. Nachmals wird man im Artikel: Geheimnisse, sehen, wie anbethenswürdig, lehrsam, und beleuchtend die Unerforschlichkeit der Geheim-nisse sey. Dann wird man zum Artikel:
12. Dreyeinig-keit. Dreyeinigkeit, schreiten, in welchem Gott

in

* Psalm. CXVII.

in seiner ganzen Hoheit erscheint; so wie auch im Artikel: Schöpfung, den man gleich darauf lesen kann. Danach soll man auf den Gegenstand kommen, der für das menschliche Geschlecht von der größesten Wichtigkeit ist, und im Artikel: Ursprung des Bösen, die Entscheidung der wichtigsten Frage suchen, die man dem Menschen aufstellen kann, und welche zum allerkützlichsten und schweresten aufzulösen ist. Da der zukünftige Zustand des Menschen in jenem Leben die nothwendige Folge des Guten oder Bösen ist, das er in diesem Leben gewirket hat; so wird man im Artikel: Himmel, erfahren, daß alle Völker allezeit einen Ort und einen Wohnsitz der Freuden und der Belohnungen für die tugendhaften Seelen nach dem Tode zugelassen haben; und im Artikel: ewige Dauer der Strafen, wird man erlernen, daß uns die Vernunft selbsten gleichsam nothwendig zu dem Glauben dieses furchtbaren Lehrsatzes leitet.

13. Schöpfung.

14. Ursprung des Bösen.

15. Himmel.

16. Ewige Dauer de Strafen.

Es giebt philosophische Fragen, welche nothwendig mit der Religion verbunden sind, an welchen sich zwar die Vernunft üben mag, aber wobey man auch in große Irrthümer verfallen kann. Dergleichen Fragen sind; von der Materie,

17. Materie.

18. Seele. 19. Thierseele. 20. Gewißheit. 21. Höchstes Gut. 22. Schicksal.

terie, von der Seele, von der Thierseele, von der Gewißheit, vom höchsten Gute, vom Schicksale u. s. w. Alle diese Fragen haben die Philosophen sich bemühet mit Dunkelheit zu umhüllen, um den Glauben zu entkräften, und die Ruchlosigkeit zu befördern. Die Untersuchung dieser Fragen dörfte den dritten Theil der Lehrübung von der Religion ausmachen.

Nachdem man also in den Hauptpunkten der Religion befestiget ist, kann man ein neues Mittel suchen, Ehrerbiethung und Ergebenheit gegen sie zu erlangen: da man sich von allen Ungereimtheiten, Ausschweifungen und Rasereyen unterrichtet, worein diejenigen fallen, die sie angreifen. Damit man den Geist, der sie beseelet, vollkommen kennen lerne, soll

23. Duldung. man zum Anfange den Artikel: Duldung, lesen; die Erläuterung dieses Lehrsatzes, welcher ihr theuerster Lehrsatz ist, wird den ganzen Gräuel ihrer Lehrgebäude entdecken. Im

24. Verfolgungen. Artikel: Verfolgungen, wird man finden, was immer die Verleumdung und die Falschheit wider jene, welche die Billigkeit lieben und die Religion vertheidigen, aufzubringen wagen. Der Artikel: Fanatismus, wird

25. Fanatismus. beweisen, daß der Fanatismus, von dem sie

selbst

selbst besessen sind, der boshafteste, der verbitterste, der gottloseste ist, den es jemals gegeben hat. Man wird im Artikel: Aberglauben, erkennen, daß sie niemals diesen gehässigen Ausdruck kühner gebrauchen, als wann sie gegen die heiligsten Dinge in der Religion klagen wollen. Man wird sie im Artikel: Leidenschaften, äußerst bemühet sehen, die ausschweifendsten Lobreden über die Leidenschaften zu halten, oder sie auf die ungereimteste Weise zu vertheidigen. Nach diesem wird man über die lächerlichen und erbärmlichen Dinge nicht erstaunen, die sie von der Tugend auf die Bahne bringen: und dieses wird der Artikel: Tugend, mit kurzen Worten bekannt machen und aufweisen.

26. Aberglauben.

27. Leidenschaften.

28. Tugend.

Dieser vierte Theil mag sehr vielen Leuten angenehm und wichtig scheinen, weil sie ihn für sehr geschickt halten werden, die ganze schöne Seele, und die wahren Gesinnungen der Philosophen zu entdecken, welche sich einander über ihre Talente, ihre Einsichten, ihre Weisheit, und die wichtigen Dienste, die sie der Gesellschaft leisten, ohn Unterlaß das Lob sprechen.

Erinnerung.

Der Verfasser des Werkes hat in dieser Ordnung und Anweisung nur eine geringe Anzahl von Artikeln angezeiget, welche zum wesentlichsten und nothwendigsten mit einander verknüpfet sind. Es giebt noch viele andere, die nicht minder angenehm und wichtig sind, und die der Leser mit seiner guten Muße, oder im Falle der Noth untersuchen mag. Die Vereinigung aller Punkte, die darinnen behandelt werden, machet eine ziemlich vollständige Sammlung von Beweisen und Vertheidigungen zum Besten der Religion aus. Der Verfasser hat geglaubet, er könne seine Stunden keiner anständigern Beschäfftigung, und keiner Arbeit widmen, welche bey unsern Zeiten nothwendiger wäre. Er versieht sich wohl darauf, daß die philosophische Rotte sich wider ihn empören, sich entsetzen, und in Zorn und Wuth ausbrechen werde: * Peccator videbit, & irascetur; dentibus suis fremet, & tabescet. Aber was können ihm diese Ausbrüche schaden? Was hat man zu fürchten, wenn man Gott, sein Gewissen, und die Ehre auf seiner Seite hat?

* Psalm CXI.

Schreiben
seiner päpstlichen Heiligkeit
Clemens des XIV.
an den
Herrn Abt Nonnotte.

CLEMENS PP. XIV.

Dilecte Fili, Salutem & apostolicam Benedictionem!

Opus tuum, cui titulus: *Dictionarium philosophicum Religionis*, nobis à te dono missum, atque à dilecto Filio nostro Lazaro Opitio S. R. E. Presbytero Cardinali Pallavicino, nostro Secretario Statûs, nobis redditum, pergrato ac perlibenti animo accepimus. Siquidem nihil gratius nobis accidere potest, præsertim hoc tempore, quo exorti sunt tot

ac

Clemens XIV. Papst.

Geliebter Sohn, Unsern Gruß und apostolischen Segen!

Dein Werk, welches die Aufschrift führet: Philosophisches Lexikon der Religion, wovon du Uns einen Abdruck geschicket hast, ist Uns von Unserm geliebten Sohne, Lazarus Opitius Pallavicin, der H. R. K. Kardinalpriester, unserm Staats-Geheimschreiber zugestellet worden, und Wir haben es mit Freuden und Vergnügen aufgenommen. Denn es kann Uns nichts angenehmer seyn, besonders bey diesen Zeiten, wo so viele und so gottlose

Leu-

ac tam nefarii ad Religionem tollendam multorum conatus, quàm si viri item bellatores pro Domo Domini existant, qui illorum impetus arceant atque infringant. In horum numero te esse eò magis gaudemus, dilecte Fili, eòque utiliorem Librum tuum fore confidimus, quo magis in aliis à te præclarè susceptis laboribus fuit cognitum, quàm præstans tua, & quàm egregia in Religione tuenda sit opera. Nos quidem novos ingenii tui fructus, cùm aliquid temporis ab iis, quibus premimur, curis reliquum nobis fuerit, libenter perlegemus, iisque perfruemur. Te interim hortamur, ut doctrinâ tuâ adjumento esse cæteris nè desinas, utque de Religione ac de nobis benè

Leute sich die äußerste Mühe geben, die Religion umzustürzen, als daß wir für das Haus des Herrn eifrige Krieger erstehen sehen, welche sich den Anfällen der Gottlosigkeit widersetzen, und sie zurücktreiben. Es erfreuet Uns um desto mehr, daß du, geliebter Sohn! aus dieser Zahl bist, und Wir hoffen, daß dein Buch um desto nützlicher seyn werde, weil du schon durch andere Werke, die du rühmlich unternahmest, gezeiget hast, wie sehr dein Bemühen zur Vertheidigung der Religion vortrefflich und nützlich sey. Wir werden diese neuen Früchte deines Verstandes, sobald die dringenden Geschäffte Uns eine Zeit gestatten werden, gern lesen, und Uns daran ergätzen. Wir ermahnen dich unterdessen, daß du nicht aufhöreſt, durch deine Gelehrsamkeit den Gläubigen Beystand zu leisten, und daß du fortfahreſt, dich um die Religion und um Uns verdient zu machen. Wir tra-

nè

nè mereri pergas. Tibique, quem ob ingenium ac pietatem tuam ſingulari charitate complectimur, apoſtolicam Benedictionem peramanter impertimur. Datum in arce Gandulphi Albanenſis Diœceſis ſub Annulo Piſcatoris, die 27 Octobris 1772, Pontificatus noſtri anno quarto.

BENEDICTUS STAY.

tragen zu dir eine ganz ſonderbare Neigung, welche du durch deinen Verſtand und deine Frömmigkeit vorzüglich verdieneſt, und Wir geben dir mit zärtlichſter Liebe den apoſtoliſchen Segen. Gegeben zu Caſtel-Gandolpho, im Gebiethe von Albano, unter dem Fiſchersringe, den 27 Weinmondes 1772, im vierten Jahre unſers Papſtthumes.

Benedikt Stay.

Artikel dieses Lexikons.

I. Band.

Aberglauben.
Atheist.

Beschneidung.
Bibel.
Chineser.
Christenthum.

Dauer (ewige) der Strafen.
Dreyeinigkeit.
Duldung.

Erbsünde.
Evangelium.
Ezechiel.

Fanatismus.
Freyheit.

Geheimnisse.
Gewißheit.
Glauben.
Gottesdienst.
Gut. (höchstes)

Himmel.

Jephte.
Joseph.

Leidenschaften.
Lied. (hohes)

II. Band.

Märtyrer.
Materie.
Messias.
Moses.

Offenbarung.
Optimismus.
Ordensgeistliche.

Paradies. (irdisches)
Paul.
Peter.
Prediger. (der)

Räthe. (evangelische)
Religion.

Salomon.
Schicksal.
Schöpfung.
Seele.
Sündfluth.
System.

Taufe.
Thierseele.
Tugend.

Verfolgungen.
Vernunft.
Vorurtheile.

Ursprung des Bösen.

Weisagungen.
Wunderthaten.

Philo-

Philosophisches Lexikon der Religion.

I.

Aberglauben.

Aristoteles hat von der Tugend eine sonderbare Bestimmung gegeben. Er saget, * daß sie ein Mittelding zwischen zweyen Dingen sey, derer eines aus Mangel, und das andere aus Uebermaaße fehlet. Wenn wir diesem Begriffe folgen, so können wir eben so richtig sagen, daß die Religion ein Mittelding zwischen zweyen Dingen ist, derer eines aus Mangel, und das andere aus Uebermaaße fehlet: und diese zwey Dinge sind die Gottlosigkeit, und der Aberglauben. Die Gottlosigkeit verweigert Gotte die Ehren, die man ihm schuldig ist; der Aberglauben bezeiget ihm Ehren, die er weder genehm halten, noch gutheißen kann.

Weil die Gottlosigkeit in sich selbsten eine sehr verdammliche Sache, und die Religion den Gottlosen äußerst verhasset ist; so geben sich diese Herren Mühe, sich unter einer Hülle zu verbergen, wodurch sie den Gräuel ihrer Gottlosigkeit den Augen der Welt entziehen, und darunter ihren Haß gegen die Religion in voller Freyheit auslassen mögen.

* Sittenl. 5. B.

mögen. Die Hülle, wormit sie sich bedecken, ist der Eifer wider den Aberglauben. Damit sie der Raserey dieses vorgeblichen Eifers Genügen schaffen, vermischen sie unter dem allgemeinen Namen von Aberglauben alle Satzungen, Gebräuche, Uebungen, und Gewohnheiten der Religion: sie bestreben sich, alles, was nur immer ehrwürdig und heilig ist, unter der unbestimmten Beschuldigung von Aberglauben zu verschreyen: alle Pflichten gegen Gott; alle verschiedenen Arten von Ehrbezeigungen, die man Gotte leistet; alles, was eine mittelbare oder unmittelbare Verbindung mit Gotte hat, heißt nichts anders, wenn man sie recht versteht, als Aberglauben. Um ihre verhaßten Trugschlüsse auszuwirren, und das Dunkel zu zerstreuen, wodurch sie sich zu verbergen, und die Wahrheit zu verfinstern trachten, wollen wir zum Anfange die Begriffe bestimmen, von dem, was man durch die Religion verstehen soll, und was den Namen eines Aberglaubens verdienet: nachmals werden wir den Frevel und die Gottlosigkeit zu erkennen geben, welche sie ausstreuen, um für Aberglauben gelten zu machen, was immer in der Religion heilig ist.

Erster Artikel.

Wo man erkläret, was durch den Namen: Religion, verstanden werden solle.

Laßt uns erstlich die Begriffe bestimmen, von dem, was durch den Namen: Religion, verstanden werden soll. Man kann die Religion, oder als ein Verbindniß zwischen Gott und dem Menschen, oder als das Gesetzbuch der Pflichten des Menschen gegen Gott betrachten. Will man den Grund dieser Vorstellung untersuchen, so findet man, daß es nichts heiligers und wichtigers für den Menschen geben kann, als die Religion.

Wenn

Wenn man nach dem Ursprunge der Religion, und nach ihrem Stifter zurückforschet, wird man Augenblicks erkennen, daß sie aus Gotte selbsten gequollen ist. Er hat ihre ersten Grundsätze in das Herz des Menschen gepräget, da er ihn beleuchtet hat, zu erkennen, was er der Gottheit, was er seinem Nächsten schuldig ist, und was für Tugenden seiner Natur anständig und nothwendig sind: und eben diese Grundsätze machen eigentlich die natürliche Religion aus, welche in allen wahren Religionen begriffen seyn muß. Er hat diese erste natürliche Religion durch die wirklichen Gesetze, und durch die Wahrheiten, die er zu verschiedenen Zeiten durch seine Propheten verkündigen ließ, vollkommener gemacht: und er hat das letzte Siegel darauf gedrücket, als er seinen einzigen Sohn, das ewige Wort, zu den Menschen herabsendete, damit er ihr Vorbild in allen Pflichten, und zugleich ihr höchster Gesetzgeber werden möchte.

Wenn man die Religion nach dem untersuchet, was sie vorschreibt, so wird man nichts anders darinnen entdecken, als was die Seele erhebt, was ihr die edelsten Gesinnungen einflößen, und was fähig ist, den Menschen würdig vor Gotte, achtbar und liebenswerth vor seinem Nächsten, und vollkommen gerecht, heilig, und untadelhaft zu machen. Was sie vorschreibt, ist manchesmal mühsam, und fällt der Natur beschwerlich. Aber es ist die Ehre damit verbunden; die Seelenruhe ist die nothwendige Folge davon, und der Mensch kann kein süßeres Vergnügen kosten, als wenn er sicher und mit entschloßnem Muthe vor dem Richterstuhle seines eigenen Gewissens erscheinen darf; vor jenem Richterstuhle, welcher für den Gottlosen und den Freygeist

so erschrecklich ist. Nil conscire sibi, nulla pallescere culpa. *

Wenn man auf die Belohnungen einen Blick wirft, welche die Religion verheißt, so sieht man, daß der tugendhafte Mensch, zum Lohne seiner Tugenden, an der Unsterblichkeit und der Glückseligkeit Gottes selbsten Theil nimmt; daß er ewig gerecht, heilig, sündenfrey, ewig ein Freund Gottes wird, daß er ewig aller Vorzüge genießt, welche die Liebe des Allmächtigen mittheilen kann, und welche die Heiligkeit, die Gerechtigkeit, und die Sündlosigkeit von jenem erhalten können, der die unendliche Gerechtigkeit und Heiligkeit ist. Was ist wohl fähiger, die Liebe zur Tugend in dem Herzen zu entzünden? ihren Werth an den Tag zu legen? über alle Mühe, die sie kosten mag, uns zu erheben?

Nach dieser Erkenntniß eines göttlichen Stifters der Religion, der hohen Tugenden, zu welchen die Religion uns ausbildet, und der herrlichen Belohnungen, welche sie uns verheißt, läßt sich nichts wichtigers für die menschliche Gesellschaft, nichts achtbarers und liebenswürdigers für uns denken, als die Religion: und durch eine nothwendige Folgerung, läßt sich nichts nachtheiligers für die menschliche Gesellschaft, nichts lasterhafters, und strafewürdigers denken, als der Frevel, welcher alles, was in der Religion heilig ist, nicht anders, als unter dem Namen des Aberglaubens vorstellet. Allein was ist dann der Aberglauben? Die Gottlosen werden sich wohl in Acht nehmen, dieses zu bestimmen. Es würde dadurch die Falschheit ihrer unsinnigen Aussprüche allzu sehr enthüllet werden; und eben dieses wollen wir dem Leser in dem folgenden Artikel erklären.

Zwey-

* Horaz, Brief. I. B.

Zweyter Artikel.

Wo man erkläret, was Aberglauben sey, und was den Namen von Aberglauben verdiene.

Was ist dann der Aberglauben? Der Aberglauben besteht, in Uebungen, Beobachtungen, und Lehrsätzen, die man für wahrhaft, gottselig, nützlich, oder nothwendig hält, welche dennoch Gott nicht eingesetzet hat, und die er weder genehm halten, noch gutheißen kann. Die Alten haben den Aberglauben durch diese zwey Worte bestimmet: Vana Religio, eitle Gottseligkeit; oder vielmehr: eitle Andächteley; das ist, welche ohne Grund, ohne Noth, und ohne Nutzen ist. Damit wir diesen Entwurf klärer aus einander legen können, wollen wir untersuchen, was die Ursachen, und was die Wirkungen des Aberglaubens seyn.

1. Wenn wir erforschen, was die Ursachen des Aberglaubens seyn, so finden wir Augenblicks, daß er kein Laster des Herzens ist, und nicht aus Bosheit herkömmt. Er entspringt nur von einem Mangel der Einsicht im Verstande, und von einer schlechten Auferziehung. Aus Mangel der Einsicht im Verstande kennet man weder die Religion, noch den Geist der Religion: man weiß nicht, was die Weisheit und die Heiligkeit der göttlichen Gesetze sey, oder was für einen Endzweck der Herr gehabt habe, als er sie vorgeschrieben hat. Allein da die Einbildungskraft, von der Majestät, der Macht, und dem Ansehen des Gesetzgebers gerühret, seinen Willen und seine Gesetze zu verfehlen fürchtet, oder seine Gunst zu erwerben suchet, oder ihn besänftigen will, wenn sie ihn beleidiget zu haben glaubet, sinnt sie sich Schattenbilder aus, welche sie für schicklich hält, sie zu ihrem Endzwecke zu leiten: sie machet eine verkehrte Auslegung von Dingen, die auf die

gültigste Weise eingesetzet sind; sie will etwas hinzusetzen; sie entwirft sich Regeln, Gebräuche, Satzungen, welche ohne Gewalt, ohne Grund, oft nicht sehr anständig, ja manchesmal sogar sehr unwürdig für das höchste Wesen, und geschickter sind, Gott zu beleidigen, als zu verehren. Dieses ist die Wirkung des Mangels der Einsicht, und dieses war der Ursprung des meisten Aberglaubens bey den Alten, wie wir es hernach sehen werden.

Eine andere Ursache des Aberglaubens ist die schlechte Auferziehung. Die Beurtheilung von sehr vielen Gegenständen entsteht bey den Kindern vor der Vernunft, und diese Beurtheilung entsteht bey ihnen durch den Eindruck, welchen die Dinge, die sie sehen, und die Grundsätze, die sie hören, auf sie gemacht haben. Ein Kind, welches die abergläubischen Gebräuche und Beobachtungen seiner Aeltern, oder Lehrmeister mit Augen sieht; welches die Furcht merket, die sie daraus schöpfen; welches alle Gründe und Lehrsätze höret, die sie darüber beybringen, empfängt alsdann einen solchen Eindruck davon, daß er in der Folge beynahe unauslöschlich wird: es richtet sich darnach, aus einer Furcht, welche sich in Gewohnheit verwandelt: diese Gewohnheit wächst in ihm selbsten zur zweyten Natur auf: und sehet! so wird es durch den Eindruck einer schlechten Auferziehung fast von Natur aus, und fast unheilbar abergläubisch.

2. Eine blöde Furcht war die natürliche und gleichsam nothwendige Wirkung dieser Unwissenheit und schlechten Auferziehung. Die Furcht hieß auf Mittel sinnen, um den Uebeln zu entgehen, die man scheuete, und brachte jene Sündfluth von Aberglauben auf die Welt, wormit der ganze Erdkreis überschwemmet wurde, wie es der römische Philosoph bezeu-

bezeuget: Superſtitio fuſa per gentes omnium oppres ſit fere animos, atque hominum imbecillitatem occupavit. * Die abergläubiſchen Gebräuche ſind dann allenthalben eingeführet, und vervielfältiget worden.

Manche machten ſchaudern durch ihre Grauſamkeit, gleichwie die Opfer vom Menſchenblute, welche bey ſehr vielen Völkern im Schwange waren, wie es Porphyr, Philo von Biblos, Dionys von Halikarnaß, und mehrere andere heydniſche Schriftſteller erzählen. ** Andere waren fähig, die unempfindlichſte Schamhaftigkeit ſchüchtern zu machen, gleichwie die Gebräuche der großen Feyer und der Geheimniſſe der Venus, der Ceres, der Cibele, des Bachus. Der gelehrte Clemens von Alexandrien, welcher ein Heyd geweſen war, decket alle ihre Abſcheulichkeiten klar genug auf. Wer ſollte es glauben, daß die weiſen Römer dem Fieber, der Furcht, dem Unglücke Tempel einweiheten, welche ſie als Gottheiten verehrten? Wer ſollte es glauben, daß ſie jenen lärmenden Winden, die es lächerlich wäre zu nennen, den Namen von Göttern beygeleget hätten? Wer ſollte es glauben, daß beynahe alle Gattungen der Thiere bey verſchiedenen Völkerſchaften ihre Anbether, ihre Prieſter, ihr Gepränge, ihren Gottesdienſt gehabt hätten?

Endlich hat es eine unzählbare Menge anderer abergläubiſcher Gebräuche gegeben, welche die allerverächtlichſte Einfalt verriethen, und faſt in jedem Augenblicke des Lebens aufſtießen. Darüber machet Cicero dieſe weiſe Anmerkung: *** „Gleichwie man die Religion in allen ihren „Rechten

* Cic von der Wahrſag. 2. B.
** Euſeb. evang. Vorb. 4. B. 16. Kap.
*** Von der Wahrſag. 2. B.

„Rechten lassen muß; eben also muß man alle Wurzeln „des Aberglaubens ausreißen. Nach welcher Seite ihr „euch immer wenden möget, peiniget und verfolget euch der „Aberglauben. Wenn ihr einem Wahrsager zuhöret, wenn „ihr ein Wort von Bedeutung vernehmet, wenn ihr ein „Opfer entrichtet, wenn ihr auf den Flug eines Vogels „merket, wenn ihr Einen sehet, der aus dem Eingeweide „der Thiere weissaget, wenn es blitzet, wenn es donnert, „wenn der Donner irgendwo einschlägt, wenn ihr an eure „Träume denket; so könnet ihr niemals ruhig seyn; die „Furcht wird euch unaufhörlich quälen„.

Daraus läßt sich schließen, wie weit das Reich des Aberglaubens bey den Heyden ausgebreitet war, wie sehr er die Menschen belästigte, und wie oft er die Gottheit verunehrte und beleidigte.

Gleichwie die abergläubischen Gebräuche aus der Unwissenheit, der Furcht, der Blödigkeit des Verstandes, der schlechten Auferziehung entsprossen, und bey allen Völkern im Schwange gewesen sind; also sind auch die Christen, unerachtet der Heiligkeit ihrer Religion, nicht allezeit vom Aberglauben befreyet gewesen. Allein die Schmähreden, welche die Philosophen mit so vieler Hitze wider den Aberglauben der Christen ausstreuen, sind zum öftesten eitel Bosheit, und haben fast allezeit etwas von Gottlosigkeit an sich.

Sie sind zum öftesten eitel Bosheit: denn es giebt viele abergläubische Gebräuche und Vorurtheile, welche zwar nicht nützlich oder gegründet, aber dennoch zu verzeihen, oder zu entschuldigen sind, weil sie weder schädlich, noch lasterhaft sind. Wenn gewisse Leute sich fürchten, bey dreyzehn an der Tafel zu sitzen; wenn sie vor dem Umsturz eines Salz-

fäßchens

säßchens erschrecken; wenn sie nicht wollen, daß ein Leichezug am Freytage gehalten werde; wenn es ein Mägdchen für eine gute Vorbedeutung hält, daß die erste Person, die ihr am ersten Tage des Jahres begegnet, nicht von ihrem Geschlechte ist, so kann man dieses mitleidig ansehen; aber man darf sich darüber nicht ärgern, und man muß deßhalben nicht mit Voltairen ausrufen, daß der Aberglauben der fürchterlichste Feind des menschlichen Geschlechtes sey. *

Die Schmähreden wider den Aberglauben haben fast allezeit etwas von Gottlosigkeit an sich: denn man vermischet unter dem Namen von Aberglauben viele Gebräuche und Satzungen, welche oder von der Religion vorgeschrieben sind, oder aus der Religion hergeleitet werden, oder nichts an sich haben, was nicht mit dem Geiste der Religion gleichförmig wäre. Die Gesellschaften zu Uebungen der Gottseligkeit, der Zulauf bey den Altären, oder in berühmten Kirchen der seligsten Jungfrau, öffentliche Kreuzgänge, die Anrufung gewisser Heiligen, eine einfachere, oder geringere Weise in dem Anzuge, oder in der Kleidung, sind Dinge, welche allezeit mindestens eine mittelbare Verbindung mit dem höchsten Wesen haben. Freygeister mögen sich einen Gegenstand zum Scherzen daraus machen; aber man darf sich nicht wundern, wenn Freygeister, wie Freygeister reden. Gewiß ist es, daß alle diese Dinge aus sehr reinen und gottseligen Absichten geschehen, und daß sie denen, die sie vollziehen, sehr nützlich seyn können: gewiß ist es, daß es allezeit eine Gattung von Gottlosigkeit ist, wenn man sie für Aberglauben ausgiebt. Diese Bosheit und Gottlosigkeit

* Gedank. von der öffentl. Regier.

keit der Freygeister wird durch ihre Einwürfe, die wir beybringen werden, noch klärer an dem Tage liegen.

Dritter Artikel.

Einwürfe der Philosophen über den Aberglauben.

I.

* Alles beynahe, was über die Anbethung eines höchsten Wesens, und die Unterwerfung des Herzens gegen seine ewigen Verordnungen hinausgeht, ist Aberglauben.

* * *

Mein Herr Verfasser! Ihr Ausspruch wird gewiß von den Freygeistern nicht verworfen werden. Es kostet wenig zu sagen, daß man Gott anbethen, und sich seinen ewigen Verordnungen unterwerfen müsse: denn dieses hindert nicht, alles zu thun, was man will, und zu leben, wie man will. Aber, sagen Sie uns, wer hat Ihnen die Gewalt verliehen, allen Gottesdienst, alle Gebräuche, Satzungen, und Gewohnheiten der Religion zu verbannen, und alles dieses für Aberglauben auszugeben?

II.

Was für ein schändlicher Gedanken ist es, sich einzubilden, daß ein Priester der Isis, oder der Cibele euch mit der Gottheit aussöhnen werde! Und was ist dann dieser Priester der Cibele, dieser verschnittene Schwärmer, der von euern Schwachheiten lebet, daß er sich zwischen euch und dem Himmel zum Mittler aufwerfen will? Was für einen Freyheitbrief hat er von Gott empfangen? Er nimmt Geld an, um Worte her-

zumur-

* Philos. Handler.

zumurmeln; und ihr glaubet, daß das Wesen aller Wesen die Worte dieses Marktschreyers genehm halten werde.

* *
*

Wie muß man einen Ruchlosen nennen, der sich vor Christen zu sagen erkühnet, daß das Sacrament der Buße, welches bey ihnen eingesetzet ist, nichts als ein Aberglauben sey? Man weiß wohl, daß dieses gottselige Werk dem Stolze ungemein schwer fällt, und daß also Philosophen sich nicht dazu bequemen können. Es werden ehrliche und aufrichtige Gesinnungen dazu erfodert; folglich kann es nicht nach dem Geschmacke von Leuten seyn, die sich der Ruchlosigkeit gewidmet haben.

Aber endlich Jesus Christus hat seinen Aposteln erkläret, daß er sie, als Versähner der Menschen mit Gott, als Mittler zwischen dem Himmel und dem menschlichen Geschlechte einsetzte. Er hat zu ihnen gesaget: Welchen ihr die Sünden vergeben werdet, denen werden sie vergeben seyn; und welchen ihr sie behalten werdet, denen werden sie behalten seyn. * Er hat gesaget: Was ihr auf Erden binden werdet, das wird in dem Himmel gebunden seyn; und was ihr auf Erden lösen werdet, das wird auch in dem Himmel gelöset seyn. **

Und ein Gottloser, damit er diese herrlichen und göttlichen Satzungen lächerlich machen möge, läßt ihre Verrichtung durch die schändlichsten und verächtlichsten Götzendiener des Heydenthumes vorstellen. Gottloser Schriftsteller! Weh denen, die dich lesen, und dir Beyfall geben werden!

* Joh. XX.
** Math. XVIII.

III.

Es giebt vieleicht einen Aberglauben, der zu verzeihen ist, und sogar zur Tugend aufmuntert; nämlich jenen, der die großen Männer, welche die Wohlthäter des menschlichen Geschlechtes gewesen sind, unter die Götter versetzet. Es wäre besser, sonder Zweifel, daß man zufrieden wäre, sie bloß für ehrwürdige Männer anzusehen, und daß man besonders sich Mühe gäbe, ihnen nachzufolgen. Verehret ohne Religion einen Solon, einen Thales, einen Pythagoras; aber bethet keinen Herkules an, weil er die Ställe des Augias gesäubert hat, u. s. w.

* * *

An wen richtet er dann diese Worte: der die Wohlthäter des menschlichen Geschlechtes unter die Götter versetzet? Etwan an Heyden? Aber die Götter des Heyden, thumes, zum Beyspiele, ein unzüchtiger Jupiter, ein schelmischer Merkur, ein Mars, der unvernünftiger als ein Kutschenpferd war, wären keine sehr ehrliche Gesellschaft, und keine sehr schmäuchelhafte Belohnung für tugendhafte Menschen gewesen. Will er mit Christen reden? Aber die Christen erkennen keine Gesellschaft von Göttern. Sie versetzen die tugendhaften Menschen nicht unter die Götter; sondern in den Himmel zu Gotte.

Was will er durch diese Worte sagen: Verehret ohne Religion? Wenn wir von dem Worte Religion, wie es im

Verehret ohne Religion] Der Grundtext hat: *Venerez* sans *culte*. Beyde französische Worte führen, wie mir däucht, den Begriff einer geheiligten Deutung mit sich; und eben darinnen liegt der Grund des Widerspruches, den man hier erprobet. Die Stelle im Teutschen ist vieleicht nicht so bestimmet, so deutlich: — genug! man läßt es jedem frey, sich einen bessern Ausdruck zu denken.

im allgemeinsten Verstande genommen wird, den sonderheitlichen Begriff der Anbethung hinwegnehmen, welche man nur allein Gotte schuldig ist, nnd welche die Christen nur allein Gotte leisten, so wird man in diesen Worten keinen Schatten von gesunder Vernunft antreffen. Verehren heißt ehren, mit Achtung begegnen, Ehren bezeigen. Religion ohne Anbethung heißt eben auch noch eine Gattung von Ehrfurcht, Huldigung, Ehrbezeigung. Verehren ohne Religion wird dann eben so viel heißen, als ehren ohne Ehre, Ehrfurcht tragen ohne Ehrfurcht, huldigen ohne Huldigung. O! wie wohl gedacht, wie wohl gesprochen ist dieses!

IV.

Hütet euch sonderbar, eine Verehrung für Bettelsilze zuzulassen, welche kein anderVerdienst hatten, als die Unwissenheit, die Schwärmerey, und den Schmutz, und die sich den Müßiggang und die Betteley zur Ehre gerechnet haben.

* * *

Endlich nimmt der Gottlose die Maske vom Gesichte. Die großen Seelen, welche die erhabnen Lehrsätze Jesu Christi zur Uebung gebracht haben, die Benedikten, die Franzen von Assisi, die Bernarden, die Felix von Valois, die Franzen von Xavier sind, nach seinem Dünkel, nichts anders, als Bettelsilze, unter Unwissenheit und Schmutze begraben, gewesen.

So gottlose und so unanständige Sätze haben eines Tages zu einer sonderbaren Scherzrede Gelegenheit gegeben.

„ Ey! wenn Voltaire, anstatt die schönen Rollen zu spielen,
„ die er in der Welt gespielet hat, „ sagte Jemand, „ wenn
„ Voltaire ein Kapuziner geworden wäre; wenn er seine Ga-

„ ben, wie der heilige Bonaventura, angewendet hätte;
„ wenn er demüthig, keusch, bußefertig, ein Feind des
„ Reichthumes; wenn er voll Eifers für Gott und für den
„ Nächsten gewesen; wenn er im Ruhme der Heiligkeit
„ gestorben, und nachmals heilig gesprochen worden wäre:
„ würde es anständig, würde es erträglich seyn, zu sagen,
„ daß der selige Arouet, nichts anders, als ein Bettelfilz
„ gewesen sey, der kein ander Verdienst, als die Unwis-
„ senheit, die Schwärmerey, und den Schmutz gehabt
„ hätte„? Man lachte des Einfalles, und Einer setzte bey: „Wenn man jemals saget: der selige Arouet! so
„ wird man wohl auch sagen können: der selige Luzifer!
„ der selige Belzebub!

V.

Man beobachtet, daß die abergläubischen Zeiten jedesmal durch die entsetzlichsten Laster ausgezeichnet waren.

* * *

Die Zeiten der entsetzlichsten Laster bey den Römern sind jene unter den ersten Kaisern gewesen, und eben diese Zeiten waren zum wenigsten abergläubisch. Eben also war es bey den Seleuciden in Syrien, und bey den Lagiden in Aegypten. Wir sprechen von Frankreiche nicht. Die Philosophen predigen dort ein Vieles gegen die Religion, und man klaget, daß die Philosophie alle Tugenden daraus verbanne. Laßt uns vor dem Aberglauben uns in Acht nehmen; aber laßt uns noch mehr vor der Gottlosigkeit auf der Hut seyn.

II.

Atheist.

Der Atheist ist ein Mensch, der keinen Gott erkennt, der das Daseyn eines Gottes läugnet. Giebt es, und kann es wahre Atheisten geben? Könnten wohl Gesellschaften von Atheisten bestehen? Was haben die Alten von dem Atheismus gedacht, und wie sind sie mit jenen verfahren, die sich für Atheisten ausgaben, oder andere darinnen zu unterweisen wageten? Wie denken und urtheilen die neuern Philosophen von den Atheisten und dem Atheismus? Wir sind Vorhabens, dieses in den vier folgenden Artikeln zu untersuchen.

Erster Artikel.

Giebt es, und kann es wahre Atheisten geben?

Recht große Männer haben behauptet, daß es keine Atheisten gebe, und keine geben könne: recht große Männer haben behauptet, daß es Atheisten geben könne, und wirklich einige gebe. Was in diesem Stücke recht sonderbar scheint, ist dieses, daß man auf beyden Seiten gleiches Recht hat; daß diese zwo Meynungen, ob sie gleich widersprechend scheinen, dennoch gleich wahrhaft sind. Man wird dieses leicht zugeben, wenn man die Ueberzeugung von dem Geschmacke und der Neigung unterscheidet: denn alsdann ist es eine sehr leichte Sache, die Wahrheit dieser beyden Meynungen darzuweisen. Eben dieses wollen wir durch die zween folgenden Sätze thun.

„ ben, wie der heilige Bonaventura, angewendet hätte;
„ wenn er demüthig, keusch, bußefertig, ein Feind des
„ Reichthumes; wenn er voll Eifers für Gott und für den
„ Nächsten gewesen; wenn er im Ruhme der Heiligkeit
„ gestorben, und nachmals heilig gesprochen worden wäre:
„ würde es anständig, würde es erträglich seyn, zu sagen,
„ daß der selige Arouet, nichts anders, als ein Bettelfilz
„ gewesen sey, der kein ander Verdienst, als die Unwis-
„ senheit, die Schwärmerey, und den Schmutz gehabt
„ hätte„? Man lachte des Einfalles, und Einer setzte bey: „Wenn man jemals saget: der selige Arouet! so
„ wird man wohl auch sagen können: der selige Luzifer!
„ der selige Belzebub!

V.

Man beobachtet, daß die abergläubischen Zeiten jedesmal durch die entsetzlichsten Laster ausgezeichnet waren.

* * *

Die Zeiten der entsetzlichsten Laster bey den Römern sind jene unter den ersten Kaisern gewesen, und eben diese Zeiten waren zum wenigsten abergläubisch. Eben also war es bey den Seleuciden in Syrien, und bey den Lagiden in Aegypten. Wir sprechen von Frankreiche nicht. Die Philosophen predigen dort ein Vieles gegen die Religion, und man klaget, daß die Philosophie alle Tugenden daraus verbanne. Laßt uns vor dem Aberglauben uns in Acht nehmen; aber laßt uns noch mehr vor der Gottlosigkeit auf der Hut seyn.

II.

Atheist.

Der Atheist ist ein Mensch, der keinen Gott erkennt, der das Daseyn eines Gottes läugnet. Giebt es, und kann es wahre Atheisten geben? Könnten wohl Gesellschaften von Atheisten bestehen? Was haben die Alten von dem Atheismus gedacht, und wie sind sie mit jenen verfahren, die sich für Atheisten ausgaben, oder andere darinnen zu unterweisen wageten? Wie denken und urtheilen die neuern Philosophen von den Atheisten und dem Atheismus? Wir sind Vorhabens, dieses in den vier folgenden Artikeln zu untersuchen.

Erster Artikel.

Giebt es, und kann es wahre Atheisten geben?

Recht große Männer haben behauptet, daß es keine Atheisten gebe, und keine geben könne: recht große Männer haben behauptet, daß es Atheisten geben könne, und wirklich einige gebe. Was in diesem Stücke recht sonderbar scheint, ist dieses, daß man auf beyden Seiten gleiches Recht hat; daß diese zwo Meynungen, ob sie gleich widersprechend scheinen, dennoch gleich wahrhaft sind. Man wird dieses leicht zugeben, wenn man die Ueberzeugung von dem Geschmacke und der Neigung unterscheidet: denn alsdann ist es eine sehr leichte Sache, die Wahrheit dieser beyden Meynungen darzuweisen. Eben dieses wollen wir durch die zween folgenden Sätze thun.

Erster Satz.

Es ist unmöglich, daß es wahre Atheisten, das ist: Atheisten aus Ueberzeugung, gebe.

Ich heiße einen Atheisten aus Ueberzeugung jenen, welcher die Beweggründe und Beweise, worauf sich diejenigen steifen, die das Daseyn eines Gottes zulassen, und die Beweggründe und Beweise derer, die dieses Daseyn verneinen, aufmerksam untersuchet hat, und die Gründe der Letztern richtiger, stärker, bündiger, als die Gründe der Erstern findet. Läßt man diese Bestimmung gelten, so sage ich: Es ist unmöglich, daß es Atheisten aus Ueberzeugung gebe.

1. Weil der Atheist keinen Grund angeben kann, wodurch er geradezu beweise, daß es keinen Gott giebt; und weil jener, der einen Gott erkennet, sich auf die stärkesten und überzeugendsten Beweggründe steifet.

2. Weil nichts der Vernunft mehr zuwiderläuft, als alle Lehrgebäude, welche der Atheist aussinnt, um das Daseyn eines Gottes nicht zulassen zu dörfen.

3. Weil der Atheist auf die Einwürfe, die man ihm wider den Atheismus machet, nichts antworten kann; und weil man alle Einwürfe, die er wider das Daseyn eines Gottes einwendet, ganz leicht widerleget.

Laßt uns diese drey Gattungen von Beweisen aus einander setzen.

I. Beweis.

Der Atheist kann keinen Grund angeben, wodurch er geradezu beweise, daß es keinen Gott giebt; und jener, der das Daseyn eines Gottes zuläßt, steifet sich auf die stärkesten, und überzeugendsten Beweggründe.

1. Will man die Schriften der Atheisten aufmerksam durchforschen, so wird man sehen, daß sie zwar das Daseyn

Daseyn Gottes verneinen und anstreiten, oder wider diesen Lehrsatz Einwürfe machen können, welche Leute, die in metaphysischen Untersuchungen wenig erfahren sind, Mühe haben würden zu widerlegen. Allein man wird auch wahrnehmen, daß niemals einer sich unterfangen hat, geradehin zu beweisen, daß dieser Satz falsch wäre: Es giebt einen Gott; und es würde wohl eine Unmöglichkeit seyn, es zu beweisen. Denn zu diesem Ende müßte man darthun, daß in diesen zweyen Worten: Gott und Daseyn, ein Widerspruch, oder zum wenigsten ein Gegensatz verborgen wäre, und daß diese zwey Worte neben einander nicht bestehen könnten: denn wenn in diesen zweyen Worten kein Widerspruch liegt, so ist alsobald das Daseyn Gottes möglich; und ist es möglich, so ist es auch wirklich, weil es ewig, unabhängig, und nothwendig ist.

Nun aber ist es unmöglich zu beweisen, daß ein Widerspruch oder ein Gegensatz mit diesen zweyen Worten: Gott und Daseyn, verknüpfet sey: denn das erste zeiget ein Wesen an, welches alle Vollkommenheiten besitzt, und das zweyte drücket nur eine dieser Vollkommenheiten aus. Folglich wird der Atheist niemals geradezu beweisen können, daß dieser Satz: Es giebt einen Gott, ein falscher Satz sey.

2. Allein derjenige, welcher eben diesen Satz vorträgt: Es giebt einen Gott, beweist ihn alsobald unmittelbar durch die stärkesten und überzeugendsten Beweggründe. Er zeiget die Nothwendigkeit, eine erste Grundursache von allem, was erschaffen ist, und eine unendliche Weisheit zuzugeben, welche alles, was erschaffen ist, auf eine wunderbare Weise geordnet, ausgetheilet, und eingerichtet hat. Diese erste Grundursache, und diese unendliche Weisheit ist es nun, was man Gott nennet.

Die Nothwendigkeit dieser ersten Grundursache fällt sogleich in die Augen. Denn nichts hat sich selbsten erschaffen: alles, was wir sehen, hat sein Daseyn einem Wesen zu danken, das vor ihm gewesen ist. Ein Baum, eine Pflanze kömmt von einem Samen, von einem Keime her; ein Thier wird von einem andern Thiere gezeuget. Aber wir wollen uns allein an den Menschen halten. Der Mensch fühlet schon, daß er sich nicht selbsten erschaffen hat, und daß er sich das Daseyn nicht hat geben können. Er begreift schon, daß seine Erzeuger, seines Gleichen, so unvermögend als er, eben so wenig sich das Daseyn gegeben haben. Wenn er also von einem Geschlechte zum andern zurückforschet, wird er allezeit die gleiche Unvermögenheit antreffen. Denkt er der Sache vernünftig nach, so sieht er sich genöthiget, auf einen ersten Menschen zu kommen: denn eine ewige Folge von Menschengeschlechtern ist eine Ungereimtheit, vor der sich der gesunde Verstand entsetzet, und die Vernunft empört; ja welche nicht einmal jene behauptet haben, die davon zu reden wagen. Aber wie hat jener erste Mensch das Daseyn erhalten? woher ist er gekommen? wer hat ihn erschaffen? Man merke wohl auf das, was wir eben von der Unmöglichkeit gesagt haben, daß ein Mensch sich selbsten das Daseyn hätte geben können Es muß dann nothwendiger Weise ein erstes Wesen, einen Schöpfer, einen Gott geben.

Die Nothwendigkeit, eine unendliche Weisheit zuzulassen, ist nicht härter zu beweisen. Denn wirft nur ein Mensch einen aufmerksamen Blick auf den schönen Schauplatz, den ihm der Erdkreis darbeut; beobachtet er jene so erstaunliche und so beständige Ordnung, die in der ganzen Natur herrschet; betrachtet er jene wundervolle Uebereinstimmung, welche alle ihre Theile miteinander verbindet; stellet er eine umständliche

Untersuchung der kleinsten Wesen an: so wird ihn alles, was er entdecket, in Erstaunen setzen; es wird für ihn ein unerschöpflicher Gegenstand der Verwunderung seyn. Wird ihm auch nur zu Gemüthe kommen, daß alles dieses etwa die Wirkung des Ohngefährs, und der unordentlichen Bewegung von Atomen, oder Sonnenstäubchen, seyn könnte? Wird nicht alsobald der Begriff eines Schöpfers in ihm aufsteigen, dessen unendliche Weisheit und allmächtiger Arm diesen Erdkreis erschaffen und geordnet haben, und bis heute noch erhalten und regieren?

Der Mensch, welcher das Daseyn eines Gottes zugesteht, hat also davon die unmittelbaren überzeugendsten Beweise, welchen man durchaus unmöglich den Beyfall versagen kann.

II. Beweis.

Nichts läuft der Vernunft und dem Verstande mehr zuwider, als die Lehrgebäude, welche der Atheist aussinnt, um das Daseyn eines Gottes nicht zulassen zu dörfen.

Man ist nicht überzeuget, bis man durch die deutlichsten, stärkesten, und unwiderstehlichsten Beweggründe zum Beyfalle gezwungen wird. Nun aber, alle Lehrgebäude des Atheismus machen nicht allein diesen Eindruck auf die Gemüther nicht; sondern bewegen sie nur zum Aufstande durch die Ungereimtheiten und Ausschweifungen, worauf sie gegründet sind, wie man es daraus erkennen wird, was wir davon beybringen wollen.

Spinoza, von dem so viele Leute reden, den so wenige kennen, und dessen Schriften zu lesen auch jene nicht Muthes genug

Spinoza] Benedikt Spinoza von Amsterdam, war ein gebohrner Jude und offenbarer Atheist, der den Atheismus in einen Lehrsatz gebracht hat. Man sehe meine hist. und krit. Nachrichten im 2. Bande.

genug hätten, welche ihn zum meisten erheben; Spinoza richtet sein Lehrgebäude vom Atheismus also an. Er saget, daß es nur ein einziges selbständiges Wesen gebe, welches die Allgemeinheit der sichtbaren Dinge ist; daß dieses Wesen unendlicher Modificationen fähig sey, von denen die vornehmsten die Ausdehnung und das Denken sind; daß dieses Wesen nothwendiger Weise vorhanden sey; daß es alle Vollkommenheiten in sich begreife; daß es unendlich, unabänderlich, untheilbar sey, weil alles, was uns zertheilet, oder veränderlich, oder beschränket, oder vervielfältiget däucht, nichts anders, als die verschiedenen Modificationen eben desselben und einzigen Wesens anzeiget, und keineswegs das Wesen selbsten berühret.

Dieses ganze Lehrgebäude enthält eitel außerordentliche Sätze, denen allezeit die Beweise abgehen; eitel ausschweifenden Aberwitz, welcher doch in ein spitzfindiges Wortgepräng eingekleidet ist; Träumereyen, welche die Vernunft entehren, und noch mehr verächtlich scheinen, wenn man sie zu untersuchen anfängt. Dieser Mensch bestimmet nichts, beweist nichts, beantwortet nichts. Wir halten uns nicht auf, sein Lehrgebäude zu widerlegen, weil die Ungereimtheit davon in die Augen fällt, und weil man bey Baylen in dem Artikel: Spinoza, eine ziemlich ausführliche Widerlegung antrifft.

Andere Vertheidiger des Atheismus sagen, daß alles, was wir sehen, nichts als die Wirkung des Ohngefährs sey, und daß es nicht vonnöthen sey, nach einer ersten Grundursache aller Dinge zurückzuforschen. Sie stellen sich mit Demokriten und Epikuren einen unermessenen Haufen von Materie, oder von ungemein feinen Stäubchen vor, die sie Atomen nennen, und da sie diesen Stäubchen eine unaufhörliche Bewe-

gung

gung andichten, lassen sie aus diesen Stäubchen und dieser Bewegung alle Wunder in der Welt entstehen.

Es genüget, dergleichen Leuten zu antworten, was man einem Menschen antworten würde, der bey dem Anblicke einer vortrefflichen Schilderey des Raphaels sagen wollte, daß dieses Bild das Werk eines Blinden sey, welcher, als er in die Werkstätte dieses großen Künstlers gekommen war, im Finstern Farben ertappet, und sie blindhin auf die Leinwand getragen habe, woraus jenes Meisterstück entsprungen sey, das er vor den Augen hat. Die schöne Schilderey, welche die Wirkung des Griffes eines Blinden wäre, würde zum allerwenigsten eben so glaubwürdig seyn, als die Bildung des Erdkreises durch den zufälligen Zusammenfluß der Atomen, welcher Zusammenfluß uns nichts neues mehr darböthe, nachdem er einmal so viele Wunder gewirket hätte. Von diesem einbildrischen Zusammenflusse von Atomen kann man sehen, was unter dem Artikel: **Materie**, gesaget wird.

Andere endlich glauben sich besser aus der Schlinge zu ziehen, wenn sie sagen, daß diese Welt ewig, und allezeit gewesen sey, was sie heut zu Tage ist. Aber man giebt ihnen zur Antwort, daß man nichts behaupten oder zugeben solle, was nicht auf einen Vernunftschluß gegründet, oder durch die Erfahrung bewiesen ist. Allein die Ewigkeit dieser Welt läßt sich durch keines dieser beyden Mittel beweisen.

1. Sie kann durch die Vernunft nicht bewiesen werden, weil die Vernunft selbsten uns alsogleich die Unmöglichkeit davon zeiget. Daß die Dauer dieser Welt immerfolgend sey, ist eine Sache, die in die Augen fällt. Das gegenwärtige Jahr ist auf das vorhergehende gefolget; das vorhergehende war eben auch auf ein anderes gefolget: wenn man immer weiter zurückgeht, so kann man eben dieses von allen Jahren sagen, die

vorlängst verflossen sind. Nun eine unendliche Folge würde einen der handgreiflichsten Widersprüche mit sich bringen. Sie wäre unendlich, weil die Atheisten also den Fall setzen; und sie wäre zugleich auch endlich, weil sie eine bestimmte Zeit, ein Ende hätte. Das gegenwärtige Jahr hat nicht anfangen können, ehe das vorhergehende sich geendiget hat. Die Folge war bey dem Ende des vorhergehenden Jahres schon unendlich, und dennoch würde sie durch ein Ziel begränzet. Das künftige Jahr wird nicht anfangen, ehe dieses sich geendiget haben wird: die Folge wird alsdann auf gleiche Weise unendlich, und dennoch durch ein Ziel begränzet seyn. Da haben wir dann Folgen, die zugleich endlich und unendlich sind. Wie wird sich die Vernunft des Atheisten aus diesem Gewirre herauswickeln?

Ueberdas, wenn man eine unendliche Folge zuläßt, so wird man eine unendliche Zahl von Jahrhunderten; nachmals eine andere unendliche Zahl von Jahren, die hundertmal größer ist: dann eine zwölfmal größere unendliche Zahl von Monaten! endlich die unendlichen Zahlen von Tagen, Stunden, Minuten zulassen müssen. Es fraget sich noch einmal: wie werden die Vertheidiger des Atheismus mit allen diesen unendlichen Zahlen zu Rechte kommen?

2. Die Ewigkeit der Welt läßt sich durch die Erfahrung nicht beweisen. Im Gegentheile leistet alle Erfahrung für ihre Neuigkeit Bürgschaft. Man kennet den Ursprung der Völker, die Errichtung der Pflanzstädte, die Erfindung der Künste. Alles leitet uns zu einem Urwesen, und zu einem Anfange aller Dinge zurück. Wir wollen über diese Gattung von Beweisen nicht weitschweifig seyn: man kann sie allenthalben antreffen.

III. Beweis.

Der Atheist kann auf die Einwürfe, die man ihm wider den Atheismus machet, nichts antworten, und man widerleget ganz leicht alle Einwürfe, die er wider das Daseyn Gottes einwendet.

Wenn man einem Atheisten einwendet, daß es nothwendig sey, eine erste Grundursache anzunehmen, weil alles, was erschaffen, alles, was sichtbar ist, sich nicht selbsten das Daseyn hat geben können, und dasselbe von einem andern Wesen hat empfangen müssen: dann ist er gezwungen, zu einer unendlichen Folge die Zuflucht zu nehmen, welche ungereimt ist, und der Vernunft widerstrebet, wie wir es dargethan haben; und folglich giebt er nichts anders, als eine Ungereimtheit, zur Antwort.

Wenn man ihm vorstellet, daß die schöne Ordnung, die Uebereinstimmung, die wechselseitige Verbindung aller Theile des Weltbaues eine unendliche Weisheit und Erkenntniß verrathen: so saget er, daß alles dieses auch wohl die Wirkung des Ohngefährs und des Zusammenflusses von Atomen seyn könnte: und er giebt nichts, als eine Ungereimtheit, zur Antwort.

Wenn man ihm saget, daß der Atheismus alle Sittlichkeit in den Handlungen vertilget; daß er dem menschlichen Herzen keine andere Triebfeder, als seinen Eigennutzen und sein Vergnügen, mehr übrig läßt; daß nichts mehr außer der Furcht ihn werde im Zaume zu halten vermögen: daß endlich die schönen Namen von Tugend, Ehre, und Redlichkeit zu nichts mehr taugen werden, als um den Thoren ein Blendwerk vor die Augen zu machen, und einfältige Leute zu hintergehen; so füget er den Ungereimtheiten abscheuliche Sätze bey,

und saget mit Hobbes, daß im Grunde kein Unterschied zwischen dem Rechte und dem Unrechte, zwischen dem sittlichen Guten und Bösen sey: oder mit Spinoza, daß alles durch eine blinde Nothwendigkeit verursachet werde. Es ist dann bewiesen, daß die Atheisten auf die Einwürfe, die man ihnen wider den Atheismus machet, nichts antworten können.

Aber sind wohl diese so ungeschickten Vertheidiger des Atheismus glücklicher in den Einwendungen, die sie selbsten gegen das Daseyn Gottes aufwerfen? Man darf wohl sagen, daß sie sich beynahe eben so viel Ehre machen, und eben so richtig urtheilen, da sie angreifen, als da sie sich vertheidigen. Sie verwerfen den Lehrsatz von dem Daseyn Gottes, weil man, wie sie sagen, von Gotte keinen deutlichen, richtigen, und wahrhaften Begriff haben kann; weil er unbegreiflich ist; weil man ihm Vollkommenheiten zueignet, die nicht beysammen bestehen können; weil es scheint, daß der Begriff von Gotte wohl etwa nichts anders, als die Wirkung der Furcht, oder eine Erfindung der Staatsklugheit, seyn könnte. Man sehe da, wie weit sich das Bestreben der Atheisten im Angriffe erstrecket.

Aber diese Vorstellungen sind nicht die vernünftigsten, und diese Anfälle sind nicht sehr zu fürchten: denn man vernehme, wie ein Mensch, der einen richtigen Verstand hat, die Vernünftler abweisen könnte.

Ihr saget, daß man von Gotte keinen gewissen und deutlichen Begriff habe, der dem menschlichen Verstande Genügen leistete: aber ist dieses ein erklecklicher Beweggrund, um sein Daseyn nicht erkennen zu wollen? Und wie viele andere Sachen giebt es, von denen ihr das Daseyn erkennen müsset, obschon ihr keinen deutlichen Begriff von ihnen habet? Hat man

Hobbes] Thomas Hobbes ein berühmter engländischer Philosoph. Man suche sein Leben im 2. Bande meiner hist. und krit. Nachrichten.

man einen deutlichen Begriff, um zu wissen, was der Geist, der Gedanken, die Kraft der Bewegung, die Weise, nach welcher die Seele mit dem Leibe vereiniget ist, die Weise, nach welcher die Hülfsglieder der Sinne auf die Seele wirken, oder die Seele zu wirken antreiben, seyn mag? Unterdessen läßt es sich an der Wirklichkeit dieser Sachen nicht zweifeln, ob schon man von ihnen keine deutlichen Begriffe hat. Es ist dann eben so wenig ein Beweggrund, deßhalben an dem Daseyn Gottes zu zweifeln, weil man von Gotte keinen deutlichen Begriff hat. Wir haben von Gott einen zulänglichen Begriff, um sein Daseyn zu behaupten; er ist aber nicht deutlich genug, um alles, was er ist, vollkommen zu erkennen.

Ihr beklaget euch, daß ihr nicht begreifen könnet, was Gott ist; dieß ist eben so viel, als wenn ihr euch beklagtet, daß ihr nicht alles Wasser aus dem Weltmeere in ein kleines Geschirr fassen könnet. Gott wäre nicht, was er ist, und ihr — ihr wäret nicht, was ihr seyd, wenn ihr ihn vollkommen erkennen, und begreifen könntet. Messet ihn nicht nach euch; messet euch nicht gegen ihn: Er ist zu groß; und ihr — ihr seyd allzu klein dazu.

Ihr findet, daß die Vollkommenheiten dieses höchsten Wesens nicht beysammen bestehen können: aber ist euer Urtheil richtig? ist es vernünftig? riecht es nicht ein wenig nach Hochmuthe und Vermessenheit? Aus allen jenen Vollkommenheiten, die man an Gott erkennet, ist keine, die einem unendlichen Wesen nicht zustünde. Es ist nicht widersprechend, daß dieses unendliche Wesen eine unendliche Allmacht, Weisheit, und Erkenntniß hat: es ist nicht widersprechend, daß es frey und ein unbeschränkter Herr nach seinem Willen, daß es zugleich von aller Veränderung befreyet ist; denn die Veränderung muß allezeit von einer Unvollkommenheit herkommen: es ist

nicht widersprechend, daß es höchst gerecht, und zu gleicher Zeit unendlich gütig ist. Noch mehr! wenn ihm eine von diesen Vollkommenheiten fehlete, so wäre es Gott nicht mehr; es wäre unsrer Anbethung nicht mehr würdig.

Allein wenn wir Mühe haben, alle diese göttlichen Eigenschaften zu vergleichen, so kömmt es daher, daß wir sie nicht deutlich genug, und nicht weitläufig genug erkennen, ja nicht einmal zu erkennen vermögen, damit wir geradezu bestimmen dörften, was ihnen zukömmt, oder was ihnen zuwiderlaufen möchte Wir können ihr Daseyn nicht streitig machen; wir können nicht alle ihre Verwandtschaft, und Uebereinstimmung mit einander erkennen. Es kann also Niemand, als vermessene Witzlinge, den Ausspruch thun, daß sie neben einander nicht bestehen können.

Ihr setzet noch bey, daß der Begriff von einem Gotte wohl etwa von der Furcht entsprungen seyn könnte: Primus in orbe Deos fecit timor. Es ist sehr wahrscheinlich, daß der Erste, der dieses gesaget hat, nicht der ehrlichste Mensch von der Welt gewesen seyn mag. Wenn ein Schelm an Gott denket, scheuet und fürchtet er ihn; wenn ein ehrlicher Mann daran denket, so hoffet er auf ihn, und liebet ihn. Es wäre gut, wenn man zuweilen nach dem Ursprunge gewisser Lehrsätze forschete. Aber genug von diesem! wir wollen die Beschwerniß mit zweyen Worten aufheben.

Wenn es in der That geschehen ist, daß man aus Furcht die Götter erfunden hat, so bitten wir die itzigen weisen Epikuräer, uns zu unterrichten, zu welcher Zeit, in welchem Jahrhunderte, bey was für einem Volke diese neue Erfindung ausgeheckt worden sey; wie sie unter andern Völkern sich ausgebreitet habe; wie sie nachmals beynahe gänzlich vergessen worden, und nur noch in dem Gehirne etlicher Freygeister geblieben sey.

Wir

Wir können eben diese Frage an diejenigen stellen, welche sagen, daß der Begriffe von Gott eine Frucht der Staatsklugheit sey. Dieses ist die ganze Antwort, welche man ihnen schicklich geben soll.

Nach allen diesen Untersuchungen fällen wir kein Urtheil. Wir lassen es den Leser entscheiden, ob es jemals Atheisten aus Ueberzeugung gegeben habe, oder jemals habe geben können; das ist: Leute, die, nachdem sie alles reiflich untersuchet hatten, überzeugt geblieben wären, daß es keinen Gott giebt.

Zweyter Satz.

Es giebt, und kann Atheisten aus Neigung geben; das ist: Leute, die wünscheten, daß kein Gott wäre

Es befinden sich in dem Herzen des Menschen allzu viele Leidenschaften, und diese Leidenschaften reißen ihn in allzu viele Ausschweifungen dahin, daß es alsdann nicht zu seinem Vortheile seyn sollte, und daß er im Grunde seines Herzens nicht wünschen möchte, daß kein Gott wäre. Es kann also Atheisten im Herzen geben, und giebt derer wirklich einige; das ist: Leute, welche wünscheten, daß kein Gott wäre; welche sich alle Mühe geben, sich selbsten und andere zu bereden, daß kein Gott sey. Laßt uns diesen Beweis aus einander legen.

Die trauervollen Anblicke, welche uns so oft vor die Augen kommen, geben uns nur allzu sehr zu erkennen, daß das menschliche Herz voll hitziger, ungestümer, und unordentlicher Leidenschaften ist. Man nennet unordentliche Leidenschaften jene, die weder die Ordnung, noch die Billigkeit, noch die Ehrlichkeit, noch das natürliche Recht, und die Rechte der Gottheit, noch endlich alle Gesetze in Acht nehmen, welche billig und weise in sich selbsten sind, und zum Grunde der

Glück-

Glückseligkeit in dem geselligen Leben dienen. Also muß man unter die Reihe der unordentlichen Leidenschaften setzen: die Begierlichkeit und den Ehrgeitz, welche zum öftesten weder Gerechtigkeit, noch Billigkeit kennen; die Unlauterkeit und die Schwelgerey, welche die Sittsamkeit und den Anstand unter die Füße treten; die Gottlosigkeit und den Unglauben, welche die Rechte der Gottheit verletzen; die Rachsucht, welche in so viele Ausbrüche der Ungerechtigkeit und der Unmenschlichkeit ausartet.

Es ist augenscheinlich, daß alle diese Leidenschaften, weil sie das Brandmaal des Lasters und der Ungerechtigkeit an sich tragen, auch die Furcht der Bestrafung in dem Herzen zurücklassen. Wenn dann der Begriff von der Gottheit uns eine höchste und ewige Gerechtigkeit, eine Vorsehung, die auf alles merket, zu erkennen giebt; wenn er uns Belohnungen, die für die Tugend bereitet sind, und Strafen, die das Laster zu erwarten hat, muthmaßen läßt: so ist es augenscheinlich, daß dieser Begriff von einer Gottheit sehr furchtbar und beschwerlich für jeden ist, der sich mit Ausgelassenheit seinen Leidenschaften Preis giebt. Es ist dann augenscheinlich, daß alle Gottlose, Freygeister, Schwelger, Ungerechte, daß alle jene, die heut zu Tage so wenig auf die Gerechtigkeit, die Ehrlichkeit, die Religion, die Anständigkeit in den Sitten achten, wünschen müssen, daß es keinen Gott geben möchte; daß sie sich alle Mühe nehmen müssen, um sich selbsten und andere zu bereden, es gebe keinen Gott. Es kann also Atheisten im Herzen geben, und giebt wirklich einige; das ist: Leute, die wünscheten, daß es keinen Gott geben möchte, weil sie unendlich von Gotte zu fürchten haben.

Vor drey tausend Jahren sagte ein großer König: „Der „Freygeist hat sein Herz zu Rathe gezogen; und sein Herz

„hat

„ hat ihm gesaget: Was bekümmerst du dich? Es giebt kei-
„ nen Gott „?* Dixit insipiens in corde suo: non est Deus. Dieß hat man seitdem recht oft wiederholet; aber das Herz eines Freygeistes ist ein sehr böser Rathgeber. Man sehe den ganzen Atheismus aufgedecket und erläutert.

Zweyter Artikel.

Könnten wohl Gesellschaften von Atheisten bestehen?

Man nennet Gesellschaft eine Versammlung von mehrern Personen, die unter den gleichen Gesetzen leben, welche Gesetze auf die Billigkeit und die Vernunft gegründet seyn sollen, und das gemeine Beste von denen, die diese Versammlung ausmachen, zum Endzwecke haben müssen.

Diese Bestimmung ist deutlich und einfach; sie bedeutet nichts anders, als was der natürliche Verstand, und die ehrliche Gesinnung einem jeden aus uns eingeben; sie allein erklecket, um unsre Frage zu entscheiden: endlich giebt sie zu erkennen, daß man den Namen von Gesellschaft den Zusammenrottirungen, den Verschwörungen, den Versammlungen der Diebe und Straßenräuber, oder anderer Leute von dieser Art, nicht beylegen soll, weil man dorten nicht durch Gesetze verbunden ist, die sich auf die Billigkeit und die Vernunft gründen.

Vor achtzehn Jarhunderten hat sich der größeste Mann den die Römer gehabt hatten, auf eine sehr nachdrückliche Weise in diesem Stücke ausgedrücket, als er sprach: ** „Man „ hebe die Verehrung der Götter auf; so giebt es alsbald we-
„ der Frömmigkeit, noch Unschuld der Sitten, noch wahre
„ Tugenden mehr; so sperret man allen Ausgelassenheiten
„ und der seltsamsten Verwirrung Thor und Thüre auf. Man nehme

* 13. Psalm.
** Cicero von der Nat. der Gött. 1. B.

„ nehme die Götter hinweg; so sehe ich nicht mehr, wie die „ Gesellschaft, Ehre und Treue, und die vortrefflichste aller „ Tugenden, die Gerechtigkeit, unter den Menschen Statt „ haben könnten „. In specie autem fictæ simulationis, sicut relique virtutes, ita pietas inesse non potest, cum qua simul & sanctitatem, & religionem tolli necesse est. Atque haud scio, an pietate adversus Deos sublata fides etiam, & societas humani generis, & una excellentissima virtus justitia tollatur.

Die Klugheit dieses Ausspruches von dem römischen Weltweisen ist auf die deutlichsten und bündigsten Beweise gegründet: denn damit eine Gesellschaft sich erhalten und bestehen möge, müssen in dieser Gesellschaft einige mit einer Gewalt versehen seyn, und Macht haben zu befehlen; andere müssen in der Abhängigkeit leben, und verpflichtet seyn, Gehorsam zu leisten. Aber diese Ausübung der Gewalt, und diese Pflichten der Abhängigkeit, worauf werden sie sich gründen?

Etwan auf den Nutzen und das Beste der Gemeinschaft? Allein werden wohl der Nutz und das Beste der Gemeinschaft, gegen den Nutzen und das Beste einer jeden Privatperson, die Oberhand behalten, so bald ein Glied aus der Gesellschaft, welches durch kein Gesetz des Gewissens verbunden seyn wird, sichere Mittel unter Händen hat, um die Wagschale nach seiner Seite zu lenken?

Etwan auf die Gewalt? Allein die Gewalt, wenn sie allein wirket, bringt nichts als Unterdrückung und Sklaverey mit sich: und auf solche Weise giebt es keine Gesellschaft mehr.

Etwan auf die Ehre, die Tugend, die Vernunft? Allein diese Worte: Ehre, Vernunft, und Tugend, bedeuten nichts in dem Sinne derjenigen, welche keine andere Triebfeder,

feder, als ihr eigen Gut, ihren Eigennutzen kennen, und derer ganze Glückseligkeit in die gegenwärtige Vergnügung eingeschränket ist.

Etwan auf die göttlichen Gesetze? Aber davon kann bey den Atheisten die Rede nicht seyn. Und wenn unter den Menschen, die eine Gottheit und eine Religion erkennen, die Leidenschaften, noch so oft die gräulichsten Zerstörungen verursachen, und so blutige und trauervolle Zufälle darbiethen, in was für Ausschweifungen würden nicht eben diese Leidenschaften bey Menschen ausarten, welche durch keine Schranken mehr aufgehalten würden, weil sie ohne Hoffnung und ohne Furcht lebeten?

Unerachtet aller dieser Bemerkungen behauptet Bayle,* daß eine Gesellschaft von Atheisten möglich sey, und bestehen könne. Er machet, nach seiner Gewohnheit, Vernunftschlüsse in den Tag hinein. Aber weil er merket, daß sie nichts minder als überzeugend sind, nimmt er zu den Beweisen aus der Erfahrung seine Zuflucht. Er versichert, daß Reisende unter den Wilden Leute, und sogar ganze Völkerschaften, angetroffen haben, welche nicht die mindeste Kenntniß von einem Schöpfer, von einem höchsten Wesen, oder von allen Dingen hatten, die zum Begriffe der Gottheit führen könnten.

Aber erstlich, wie würde Bayle, jener große Vernünftler, jener große Grübler von Beweisen, welche andere Schriftsteller herbeybringen, sich wohl aus der Schlinge ziehen, wenn man nach seiner Art die Beweise durchgrübelte, die er hier selbsten anbringt? Was würde er antworten, wenn man ihm sagete: Sie beziehen Sich auf die Nachrichten von Reisenden; aber sind Sie wohl versichert, daß diese Reisenden solche

* Gedank. vom Komet.

che Leute angetroffen haben, wie sie es vorgeben? Sind sie lange genug unter den Wilden geblieben, um ihre Sprache zu lernen, ihre Denkensart zu ergründen, alle ihre Gebräuche zu erkennen, mit ihren wahren Gesinnungen gründlich bekannt zu werden, und uns eine genaue Rechenschaft davon zu geben? Haben wir nicht einige Gründe, daran zu zweifeln, weil man uns nur unbekannte Leute, und niemals eines von den Völkern anführet, mit welchen man ein Gewerb oder eine Verbindung hätte?

Zweytens, wenn man auch den Fall annimmt, daß man etliche Wilde gefunden habe, die ganz keinen Begriff von der Gottheit hatten, dörfte man daraus den Schluß ziehen, daß Gesellschaften von Atheisten bestehen könnten? Wäre es nicht eben so gut geschlossen, als wenn man sagete: Ein Wilder, der halb dem Viehe gleicht, der nicht weiter aussieht, als sein Gefühl reichet; der auf die Sorgen beschränket ist, die sich auf seine Erhaltung beziehen, mag etwa keinen Begriff von der Gottheit haben, und ein wahrhafter Atheist seyn: also können Philosophen, Leute, die eine geübte und aufgeklärte Vernunft haben, Leute, die in Gesellschaften leben, in diesem Punkte eben so thierisch seyn, als der Wilde. Fürwahr, wenn die Vertheidiger der Religion auf diese Weise folgerten, wie würden sie von den Gottlosen und Freygeistern behandelt werden?

Der berufene Verfasser des Lexikons * aller Gottlosigkeiten behauptet, daß Bayle nicht alle Vortheile benutzet habe, die ihm sein Handel an die Hand both; und er weiß nicht, wie er drey rührender Beyspiele habe vergessen können, die seinem Handel den Sieg hätten verschaffen müssen, und welche sind: das Beyspiel der Römer, das Beyspiel der stoi-

schen

* Philos. Handlex.

schen, akademischen, und epikurischen Philosophen, und das Beyspiel der Hebräer. Er behauptet, daß diese Beyspiele überzeugende Beweise sind, daß es nicht schlimmer hergehen würde, wenn die ganze Welt im Atheismus lebete. Allein er selbsten giebt uns genug zu erkennen, wie wenig man auf seine überzeugende Beweise vertrauen dörfe, weil er auf den nämlichen Blättern schwarz und weiß saget, und in die gröbesten Widersprüche verfällt.

Also saget er, * daß der römische Senat wirklich aus einer Versammlung von Atheisten bestand; daß die Eroberer und die Gesetzgeber der Welt augenscheinlich eine Gesellschaft von Menschen ausmachten, die wahrhafte Atheisten waren. Daraus will er uns beweisen, daß eine Gesellschaft von Atheisten bestehen könne. Aber auf dem folgenden Blatte saget er uns, daß eben dieselben römischen Atheisten, alle sehr gefährlich waren, und die Republik zu Grunde richteten. Man muß dann aus diesen letzten Worten auch schließen, daß die Gesellschaften von Atheisten nicht bestehen können.

Er stellet uns die sceptischen, akademischen, und epikurischen Philosophen als Atheisten vor, welche zugleich sehr gesellige Männer waren; und er machet von diesen Herren Schilderungen, von denen man nichts begreift. Sie waren Leute, saget er, die an allem zweifelten, die ihr Urtheil über alles zurückhielten; und dennoch waren diese Leute sehr überzeuget, daß die Seele kein selbstständiges Wesen, sondern eine natürliche Kraft ist, welche mit dem Leibe entsteht, und aufhöret. Man vergleiche, so gut man kann, jenes allgemeine Zweifeln mit diesen Behauptungen, mit dieser Ueberzeugung, mit diesen Aussprüchen.

Diese

* Beym Artikel: Atheist, 34. Seite.

Diese* Leute hatten kein ander Joch, als jenes der Sittenlehre und der Ehre: aber was für Grundsätze der Sittenlehre und der Ehre können wohllüstige, hochmüthige Leute haben, die weder an die Vorsehung, noch an ein zukünftiges Leben glaubten, wie unser Plauderer wähnet, und mit denen er, nach seinem eigenen Geständnisse, nichts zu schaffen haben möchte.

Wir wollen da nicht wiederholen, was er von den Gesetzen der Hebräer schwatzet; denn wir haben anderswo genug davon gesprochen: es erkleckt schon, die Wahrheit einmal zu zeigen. Die Lüge mag immer wiederholet, und auf tausend verschiedene Arten vorgestellet werden; — sie bleibt allezeit Lüge.

Dritter Artikel.

Was haben die Alten von dem Atheismus gedacht, und wie sind sie mit jenen verfahren, die sich für Atheisten ausgaben, oder andere darinnen zu unterweisen wageten?

Die Alten haben den Begriff vom Atheismus weiter ausgedehnet, als wir in dem Christenthume: denn sie hießen nicht allein diejenigen Atheisten, die das Daseyn Gottes verneinten; sondern auch jene, welche die Gottheiten nicht erkannten, die der Gegenstand der öffentlichen Verehrung waren. Sie betrachteten dieselben, als eben so viele Vergifter, Feinde, und Zerstörer der menschlichen Gesellschaft. Man kann davon nach der Weise urtheilen, nach welcher vormals diejenigen behandelt wurden, die sich offenbar für Atheisten ausgaben, und den Atheismus zu lehren wageten.

Ein sicherer Diagoras von Melos, ** welcher sich öffentlich für einen Atheisten angegeben hatte, wurde von den Athe-

* Ebend. 35. Seit.

** Man sehe Baylen bey dem Artikel: Diagoras.

Athenienſern alſobald zur Gefangennehmung verurtheilet. Als er aber erfuhr, das der Handel für ihn nicht gut ausfallen möchte, ſetzte er ſich durch die Flucht in Sicherheit. Unterdeſſen wurde ihm dennoch von den Richtern das Urtheil geſprochen. Man ſetzte hernach einen Preis auf ſeinen Kopf: man verhieß jenem ein Talent, der ihn tödten würde, und zwey Talente demjenigen, der ihn lebendig auffangen, und nach Athen zurückbringen könnte. Allein er gieng durch einen Schiffbruch zu Grunde, da er ſich retten wollte, und wurde dadurch der Ehre beraubet, öffentlich hingerichtet zu werden.

Theodor von Cyrenen * bekannte ſich auch öffentlich zum Atheiſmus: er ſah davon alle Folgen ein, und er machte ſich kein Bedenken daraus, dieſelben zu geſtehen. Das Laſter und die Tugend waren, nach ſeiner Meynung, nichts als Vorurtheile; man mußte ſich in keinem Stücke Zwang thun; u. ſ. w. Er wurde aus der Stadt Athen verwieſen, und kurz darauf fand man Gelegenheit, wie es etliche Schriftſteller behaupten, ihn ganz aus der Welt zu ſchaffen.

Protagoras von Abderen erklärte ſich auch für eben dieſe Meynungen. Als dieſer verſtändige und weiſe Philoſoph bey dem Anfange eines ſeiner Bücher geſetzet hatte, daß er die Frage von dem Daſeyn der Götter unentſchieden laſſe, wurde er alſogleich erſuchet, das Land zu räumen. Man verwieß ihn aus den Staaten der Republick: man verurtheilte ſeine Bücher zum Feuer; und das Urtheil wurde in einer öffentlichen Verſammlung, und vor dem Angeſichte des ganzen Volkes zu Athen vollzogen, wie Cicero erzählet.** Manche von unſern neuen Philoſophen ſind eben ſo verwägen geweſen,

* Suidas.
** Von der Nat. der Gött.

sen, als der abderitanische Weltweise; aber man hat sie nicht gebethen, wie ihn, das Land zu räumen.

Auch der weise Sokrates wurde des Atheismus beschuldiget, weil er die Gottheiten nicht erkannte, welche der Gegenstand der öffentlichen Verehrung waren. Plato rechtfertiget ihn ziemlich gut in seiner Schutzschrift: allein man hielt dennoch dafür, daß die Religion dadurch angegriffen und die Gesellschaft verletzet wären. Sokrates wurde deßhalben nicht minder verdammet, den Giftbecher auszutrinken.

Dieses erklecket schon, um zu erkennen zu geben, wie man vor Zeiten die Atheisten ansah, und daraus den Schluß zu ziehen, daß es dorten unsern heutigen Philosophen nicht gut würde gegangen seyn.

Wir haben gesaget, daß die Alten den Begriff vom Atheismus viel weiter ausdehneten, als wir heut zu Tage im Christenthume thun. Die Christen selbsten sind mit dem verhaßten Namen von Atheisten beleget, und unter diesem Vorwande auf die Blutbühne geführet worden, weil sie die Götter des Reiches nicht anbetheten. Allein diese Beschuldigung zeigte nur die erbärmliche Blindheit der Heyden an, und die Christen waren schon gerechtfertiget:

1. Durch die hohen Begriffe, die sie von der Gottheit angaben, und welche weit erhabener waren, als alle jene, die bis dahin die Philosophie davon gegeben hatte.

2. Durch die sittsamsten und überzeugendsten Vorstellungen von ihrer Lehre, wie es aus den Schutzschriften des Athenagoras, des Apollonius, des Origenes, Justins, Tertullians, und sehr vieler andrer, die man hier anführen könnte, an dem Tage liegt.

3. Durch die Reinigkeit und Heiligkeit der Sitten,

welche man in keiner andern Gesellschaft antraf, wie es Plinius in seinem Briefe an den Kaiser Trajan bezeuget.

4. Durch einen tugendhaften Heldenmuth, der vor ihnen unter den Menschen unbekannt war, und die Götzendiener selbsten in Erstaunen setzete, wie wir es von Tertullianen vernehmen.

5. Durch die überzeugenden Beweise, welche sie beybrachten, daß die Heiligkeit und die Aufnahme ihrer Religion, schon vor einer langen Reihe von Jahrhunderten, durch wahrhaft göttliche Prophezeyungen geweissaget worden waren.

Die Christen konnten also vernünftiger Weise in die Beschuldigung vom Atheismus nicht verwickelt werden, weil sie sich zur reinesten Religion bekannten, welche die Gottheit zum allervollkommensten ehret.

Wenn aber die Alten so vielen Abscheu vor jenen gefasset haben, die man des Atheismus beschuldigte, oder damit behaftet fand; wenn sie mit ihnen so strenge verfahren sind; wie soll man diejenigen ansehen oder behandeln, welche noch heut zu Tage, wo der Verstand so aufgekläret ist, diesem entsetzlichen Gräuel beypflichten wollen?

Vierter Artikel.

Was denken und urtheilen die neuern Philosophen von dem Atheismus und den Atheisten?

Viele der neuern Philosophen haben sich vorgenommen, das Grauen, welches man sogleich bey dem Namen Atheist und Atheismus, fühlet, zu verringern: manche, da sie sich bemühen die Beweise zu verdunkeln, durch die man ihre ebenteuerlichen Lehrgebäude widerleget; andere, da sie die Atheisten als Leute vorstellen, denen man vernünftiger

Weise seine Hochschätzung nicht versagen kann, oder da sie ihre Personen und ihre Denkensart vertheidigen. Was in dieser Art von Vertheidigung zum fähigsten wäre, zu hintergehen und zu verführen, wollen wir herbeybringen, damit man die Falschheit, die Schwäche, und oft sogar die Ungereimtheit davon gewahr werden möge.

I.

Ein Mann, der sich ein Mitglied der Akademie von Berlin nennet, und Premontval heißt, hat sich unterfangen, zu beweisen, daß diese Welt wohl etwa das Werk des Ohngefährs, und die Wirkung des zufälligen Zusammenflusses von Atomen seyn könnte, und daß man also von dem Anblicke des Weltbaues auf das Daseyn eines Gottes nicht schließen dörfte. Das dunkele Kauderwälsch von Glückswürfen, von analytischer Berechnung der Loose, von unendlicher Wahrscheinlichkeit, von Ersetzungen gegen Ersetzungen, von tausend millionmal wiederholten Millionen Versuche, von einer unendlichen Menge unendlicher Würfe, die durch die ganze Ewigkeit fortgesetzet würden: diese sind die schönen Mittel zu beweisen, die er in einer Schrift brauchet, welche von ihm philosophische Kenntnisse * genannt wird. Sein Vernunftschluß lautet beyläufig also: Das schöne Gedicht der Aeneis kann die Wirkung einer unendlichen Zahl unendlicher Vermengungen von Buchstaben seyn. Folglich kann auch die Welt die Wirkung des zufälligen Zusammenflusses von Atomen seyn; und man sehe, wie er sich getrauet, es zu beweisen.

„Ich nehme zween Buchstaben A und R„, saget er: „ich werfe sie in eine Büchse; ich rüttle sie eine Weile;

„dann

* Fues Philosophiques.

Premontval] Man lese seinen Artikel im 2. Bande meiner hist. und krit. Nachrichten.

„ dann lasse ich sie durch eine kleine Oeffnung herausfallen,
„ welche nur einen auf einmal durchlassen kann. Sie kön-
„ nen nur auf eine von diesen zwoen Arten herauskom-
„ men: A R, oder R A; denn diese Buchstaben können
„ nur zweymal verschieden zusammengesetzet werden. Ich
„ darf ohne Nachtheil Eines gegen Eines wetten, daß mir
„ das Ohngefähr die Sylbe A R herausbringen werde,
„ welche die erste Sylbe in der Aeneis ist. Will ich mir
„ aber eine sehr große Wahrscheinlichkeit verschaffen, die
„ Sylbe A R durch einen zufälligen Wurf zu erhalten, so
„ darf ich nur begehren, daß der Versuch millionmal wie-
„ derholet werde. Ich könnte wetten, daß mir das Ohn-
„ gefähr zum wenigsten einmal die Sylbe A R zuschicken
„ würde. Es ist nicht durchaus unmöglich, aber es wäre ein
„ großes Wunder, wenn die Sylbe A R millionmal in
„ einer Reihe herauskommen sollte.

„ Laßt uns itzt die vier Buchstaben des ersten Wortes
„ in der Aeneis: A R M A, hernehmen. Diese vier Buch-
„ staben können vier und zwanzigmal verschieden zusammen
„ gesetzt werden. Wir wollen sie in der Büchse unter ein-
„ ander werfen, und einen nach dem andern durch die Oeff-
„ nung herausfallen lassen. Man darf drey und zwanzig gegen
„ Eines wetten, daß ich die Zusammensetzung: ARMA,
„ nicht erhalten werde, weil es drey und zwanzigmal anders
„ zusammengesetzet werden kann. Aber nach drey und zwanzig
„ Zügen wird die Wette gleich; und wenn man mir million-
„ mal drey und zwanzig Züge erlaubet, so kann ich vom
„ Ohngefähr wenigstens einmal die Zusammensetzung:
„ ARMA, erhalten.

„ Laßt uns nachmals die zwölf Buchstaben: Arma
„ virumque, nehmen. Diese zwölf Buchstaben können bey-

„ nahe hundert und zwanzig millionmal auf verschiedene „ Weise versetzet werden. Man darf also hundert zwanzig „ Millionen gegen Eines wetten, wenn man diese zwölf „ Buchstaben untereinander menget, daß sie das Ohngefähr „ nicht in der Ordnung: Arma virumque, herausbringen „ werde. Aber nach hundert und zwanzig Millionen Züge „ wird die Wette wieder gleich; und nach einer Million von „ hundert und zwanzig Millionen Züge wette ich zu erhalten, „ was Anfangs ein Hirngespinnst schien.

„ Kömmt es hernach auf den ganzen Vers: Arma „ virumque cano, Trojæ qui primus ab oris; kömmt es „ sogar auf die ganze Aeneis an. Die Wahrscheinlichkeit, „ daß das Ohngefähr diese Buchstaben nach der Ordnung, „ wie sie in der Aeneis stehen, nicht herausbringen werde, ist „ ungeheuer; aber gleichwohl ist es noch eine endliche Zahl. „ Wenn man hundert tausend Millionen millionmal den „ Versuch machet, so wäre es nachmals kein Wunder, „ wenn das Ohngefähr die Aeneis herausbrächte; es wäre „ ein Wunder, wenn es nicht geschähe.

„ Sollte es dann eine unendliche Menge Räder geben, „ aus welchen immerfort Buchstaben herausfielen, oder „ auch nur ein einziges, aus welchem sie von Ewigkeit her „ her:

hundert und zwanzig Millionen] Hier ist ein gewaltiger Verstoß in der Rechnung. Zwölf Buchstaben können beynahe vier hundert achtzig millionmal versetzet werden. Es bleiben mithin dem Herrn Akademiker noch bey 360 Millionen Vermischungen zu Gute: und wir haben ihm Glück zu wünschen, wenn sein Handel dadurch besser wird. Da er aber im Verfolge seines Schlusses nur hundert tausend Millionen millionmal Versuche begehret, um die ganze Aeneis ganz gewiß herauszubringen, giebt er uns einen unwiderleglichen Beweis, daß er die Vermischungen nicht einmal zu berechnen wisse; auch da sie noch sehr endlich sind. Gleichwohl waget er sich hier ganz dreist ins unendliche hinein. Müßte man sich nicht wundern, wenn er zu rechte käme?

„herausgefallen wären, so würde die Wahrscheinlichkeit un-
„endlich, das ist: eine gänzliche Gewißheit seyn, daß das
„Ohngefähr die Aeneis herausgebracht hätte. Will man mir
„einwenden, daß dieses nur eine willkührlich angenommene
„Bedingniß sey, die keine Gründlichkeit hat, so gestehe ich
„es; allein woran fehlet es, daß sie nicht wirklich bestehen möge?
„Etwan an der Unfähigkeit des Ohngefährs? Nein; das ist
„bewiesen: und eben dieses ist der Punkt, auf den es ankömmt.

„Ihr zweifelt mit Grunde, daß das Ohngefähr richtig
„genug treffen würde, um einen einzigen Vers zu machen,
„wenn von einem einzigen Falle die Rede ist: allein wenn
„man von unendlich vielen Fällen spricht, habet ihr groß
„Unrecht zu zweifeln. Nun aber redet man von unendlichen
„Fällen, ja sogar von einer unendlichen Zahl unendlicher
„Fälle, welche von aller Ewigkeit her in der Unermessenheit
„wiederholet werden: folglich ist es unmöglich, daß die
„Aeneis früh oder spät nicht herauskommen werde „.

* * *

Da sehen wir einen Menschen, der sich den Kopf recht zer-brochen hat, um auf die erbärmlichste Weise Unsinn zu plau-dern, und mit dem größesten Eigendünkel äußerst abgeschmack-tes Zeug auszukramen. Er saget uns von Beweisen vor, und redet nur eine unverständliche Sprache, die er selbsten nicht begreift. Was versteht er wohl in der That durch diese Aus-drücke: unendliche Zahl unendlicher Fälle, Ewigkeit, Un-ermessenheit?

Will er durch diese Worte: unendliche Fälle, und sogar eine unendliche Zahl unendlicher Fälle, eine unendliche Zahl im genauen Verstande ausdrücken? Aber eine unendliche Zahl ist widersprechend; denn keine Zahl ist so groß, daß sie nicht um ei-ne oder mehr einfache Zahlen vermehret oder vermindert wer-

den könnte. Nun das Unendliche bleibt allezeit unendlich, und kann weder zunehmen, noch abnehmen. Dieses Wort: unendliche Zahl, bedeutet dann nichts anders, als eine sehr große Zahl, welche, wenn sie gleich endlich ist, dennoch über unsre Einbildungskraft hinausreichet. Man verfällt dann in Ausschweifungen, wenn man unendliche Zahlen unendlicher Fälle auf die Bahne bringen will; denn alsdann weiß man nicht mehr, was man redet: und wenn man nicht mehr weiß, was man redet, soll man sich rühmen, Beweise beyzubringen?

Versteht er wohl durch den Ausdruck von Unermessenheit eine unendliche Ausdehnung? Allein wer hat ihm gesaget, daß es eine unendliche Ausdehnung gebe? Wie begreift er sie? Kann etwas unendlich seyn, das aus Theilen zusammen gesetzet ist? Muß man nicht sehr fürchten, daß sich ein schmales Hirn in dieser unendlichen Ausdehnung verlieren werde?

Versteht er endlich durch den Ausdruck: Ewigkeit eine ewige Dauer? Allein der Ausdruck von Dauer stellet eine Folge von Zeiten vor. Nun aber haben wir schon dargethan, daß eine unendliche Folge widersprechend sey. Im übrigen machet dieses, was wir da sagen, wider die Ewigkeit Gottes ganz keine Beschwerniß; denn bey Gotte giebt es keine Folge, keine vergangene Zeit, keine Zukunft: dorten hat, nach der schönen Bestimmung des Boetius, nichts als der wirkliche, gänzliche, und vollkommene Genuß eines unaufhörlichen Lebens Statt.

Nebst allen diesen Verdrehungen und diesem Kauderwälsche widerspricht sich der schöne Herr Beweiser dennoch albern genug. Er giebt für eine völlige Gewißheit aus, daß das Ohngefähr die Aeneis herausgebracht hätte, wenn von aller

Ewig-

Ewigkeit her Buchstaben in genugsamer Anzahl, um dieses schöne Gedicht auszumachen, durch einander geworfen worden wären; und schon bey dem Anfange seiner vorgeblichen Erweisung, wo nur noch von den zweenen ersten Buchstaben, das ist; von der ersten Sylbe A R die Rede ist, gesteht er, daß es nicht durchaus unmöglich wäre, daß diese erste Sylbe millionmal nach einander fehlschlagen könnte. Kann sie aber bey der ersten Million von Versuchen fehlschlagen, so kann es auch bey der zweyten, bey der dritten, und also ins Unendliche geschehen: und wenn die erste Sylbe fehlschlagen kann, so könnte mit weit gröserm Grunde die ganze Aeneis durchaus fehlschlagen. Folglich kann es nach der eigenen Geständniß dieses Schwätzers nicht mehr bewiesen werden, daß die Aeneis ganz gewiß das Werk des Ohngefährs seyn müßte.

Alles, was wir da gesaget haben, wäre schon erklecklich, um zu zeigen, daß die sogenannten Beweise nichts anders, als die Frucht einer ausschweifenden Einbildungskraft sind. Aber wir wollen uns mit der Untersuchung dieser Ausschweifungen noch ein wenig unterhalten.

1. Wenn die zwölf ersten Buchstaben der Aeneis beynahe hundert und zwanzig Millionen Versetzungen geben können, wie viele würden die sieben und dreysig Buchstaben geben, welche den einzigen ersten Vers ausmachen? Wird sie wohl Premontval zählen können? Wie viele würden erst die Buchstaben von zehn, von hundert, von tausend, endlich beynahe von zehn tausend Versen geben, aus welchen die Aeneis besteht? Wie viele unendliche Zahlen, und unendliche Zahlen von Zahlen wird es abgeben? Wird er in der Welt Raum genug finden, um sie anzuschreiben? Allein, bis er den erfo-

derli-

dergleichen Raum finden mag, wollen wir zu einer andern Beschwernis hinüberschreiten.

2. Wenn man durch die ganze Ewigkeit so viele Buchstaben durcheinander würfe, als man vonnöthen hätte, um die Aeneis auszumachen, so würden tausend Millionen und Millionen Würfe geschehen, welche nichts als Verwirrung und Unordnung vorstelleten, und wo man mit genauer Mühe etliche gebildete Sylben und etliche zerstümmelte Wörter ohne Zusammenhang sehen könnte; und alles würde in diesem Stande der Verwirrung verbleiben. Eben also wenn man den Zusammenfluß der Atomen für die wirkende Ursache der Welt angiebt, so würde es Millionen und tausend Millionen Zusammensetzungen geben, welche nichts als Verwirrung und Unordnung vorstelleten. Man könnte dann Nasen ohne Gesicht, Augen ohne Köpfe, halb thierische, halb hölzerne oder steinerne Geschöpfe, zerstreuete Trümmer, ohne daß sie eine Ordnung hätten, oder ein Ganzes ausmacheten, in dieser Welt antreffen; und alles würde in einem solchen Stande verbleiben.

3. Wenn wir diesen Satz annehmen, so albern er immer ist, daß durch eine ewige Vermengung von Buchstaben einmal die Aeneis herausgekommen sey, so würde diese Aeneis eben so schnell verschwunden, als entstanden seyn; denn weil das Vermengen der Buchstaben immerfort währet, so könnte die Ordnung dieser Aeneis nicht erhalten werden. Also wenn wir einen gleich albernen Satz annehmen, und sagen wollten, daß die Welt aus dem ewigen Zusammenflusse von Atomen habe entstehen können; so könnte sich diese Welt in ihrem Zustande nicht erhalten: denn, weil der Zusammenfluß immerfort währet, so müßte die Veränderung nothwendiger Weise immerfort geschehen: und Premontval würde

mit

mit all seiner Wissenschaft von der analytischen Berechnung der Loose nichts gewinnen. Aber wir wollen den Premontval mit seinen Wetten, seinen analytischen Berechnungen, und seinem Durcheinandermengen verlassen.

II.

In dem encyklopädischen Lexikon bey dem Worte: Atheist, gesteht man zwar, daß es keine Atheisten aus Ueberzeugung geben könne; aber, heißt es, es kann Atheisten aus Ueberredung geben; und diese Ueberredung gründet sich auf Trugschlüsse, welche bey ihnen einen eben so starken Eindruck, als die wahren Erweisungen bey jenen machen, die das Daseyn eines Gottes erkennen. Man vernehme, wie sich die Encyklopädisten ausdrücken.

Es kann ganz gewiß keinen Atheisten geben, der von seinem Lehrsatze überzeuget wäre. Denn zu diesem Ende müßte es einen Beweis von dem Nichtdaseyn Gottes geben; und dieses ist unmöglich. Aber Ueberzeugung und Ueberredung sind zwey unterschiedene Dinge. Nur die letzte kann sich für den Atheisten schicken. Er überredet sich etwas, das nichts ist. Aber was hindert, daß er es nicht kraft seiner Trugschlüsse eben so stark glauben könne, als der Theist kraft der Beweise, die er hat, das Daseyn Gottes glaubet?

* * *

Man vernehme etliche Bemerkungen über diesen Auszug.

1. Warum suchen die Encyklopädisten jene zu entschuldigen und zu vertheidigen, welche eine Neigung und einen Hang zum Atheismus hätten? Wäre vielleicht ihnen selbsten daran gelegen?

2. Möchten die Encyklopädisten zu verstehen geben, daß sie keinen Unterschied zwischen einem Trugschlusse und einem Beweise sehen? Wenn sie aber keinen sehen, warum wagen sie sich, ein beurtheilendes Lexikon aller Wissenschaften herauszugeben? Wenn sie wissen, was für ein Unterschied zwischen beyden ist, warum entdecken sie diesen Unterschied nicht in einem so wichtigen Punkte, wie dieser ist? Hätte man nicht Recht, sie selbsten für gefährliche Leute anzusehen, die durch Fangschlüsse betriegen wollten?

3. Wenn man uns fragete, was für ein Unterschied zwischen dem Trugschlusse und dem Beweise sey, so dächten wir, also antworten zu können.

Der Trugschluß verwirrt, und überzeuget nicht; der Beweis erkläret, und überzeuget. Der Trugschluß streuet Finsterniß im Verstande aus, und hat keine bessere Wirkung, als daß er die Ungewißheit vermehret, und unruhig machet. Der Beweis zündet das Licht an, und verschaffet das Vergnügen, daß er die Wahrheit bekannt gemacht, oder erkannt hat. Der Trugschluß bringt nichts als Mistrauen und Zweifel hervor. Der Beweis bringt Gewißheit und Ueberzeugung mit sich. Der Trugschluß, und der Beweis können dann einen gleich starken Eindruck auf den Verstand nicht machen.

4. Wenn man also die Begriffe erläutert, so darf man mit aller Sicherheit den Ausspruch thun, daß der Lehrsatz, welchen da die Encyklopädisten ausstreuen, nicht allein abscheulich, sondern auch ganz vernunftlos sey, und daß er dem gesunden Verstande widerstrebe.

III.

Laßt uns itzt die seltsamen Einfälle ohne Zusammenhang und ohne Vernunft von dem Verfasser des philosophischen

Hand-

Handlexikons vernehmen. Vor Zeiten, saget er, lief ein jeder Gefahr für einen Zauberer gehalten zu werden, der in einer Kunst ein Geheimniß wußte. Eine jede neue Sekte wurde beschuldiget, bey ihren heimlichen Opfern Kinder zu erwürgen; und ein jeder Philosoph, der von der philosophischen Schulsprache abgieng, wurde von Träumern und Scheimen des Atheismus angeklaget, und von Thoren verdammet.

* * *

Wie viele Worte, so viele Beschimpfungen des menschlichen Geschlechtes. Zu den Zeiten, welche zum mindesten aufgeklärt waren, hat es allezeit noch Leute gegeben, die eine gesunde Vernunft besaßen. Einer, der ein Geheimniß in einer Kunst wußte, konnte den unwissenden Pöbel in Erstaunen setzen, und vor verständigen Leuten sich erklären; und alsdann lief er durchaus keine Gefahr.

Es ist grundfalsch, daß alle Sekten beschuldiget worden seyn sollen, Kinder zu erwürgen. Diese Beschuldigung ist nur wider die ersten Christen, und zwar von etlichen heydnischen Schwärmern gemacht worden, welche das Christenthum eben so sehr hasseten, als es gewisse Philosophen zu unsern Zeiten hassen.

Was für ein Unterschied zeiget sich zwischen der alten und neuern philosophischen Sprache? Die alte war oft dunkel und unverständlich: und die neuere ist fast allezeit vermessen und gottlos.

IV.

Waget es Anaxagoras zu behaupten, daß die Sonne nicht vom Apoll geleitet werde, so heißt man ihn einen Atheisten, und er wird gezwungen, die Flucht zu nehmen. Aristoteles wird von einem Pfaffen des Atheismus

beschul-

beschuldiget, und weil er seinen Kläger nicht zur Strafe ziehen kann, begiebt er sich nach Calcis. Aber der Tod des Sokrates ist der allerhäßlichste Umstand, welchen man in der Geschichte von Griechenlande liest.

* * *

Also fährt er mit Lügen fort. Man findet bey Baylen * alles, was die peinliche Klage betrifft, die mit Anaxagoras geführet worden ist, und erfährt dorten, daß dieser Philosoph der Verrätherey und der Gottlosigkeit angeklaget wurde. Aristoteles ist wegen eines ärgerlichen Lobgesanges, den er dem Hermias zu Ehren gemacht hatte, der Gottlosigkeit beschuldiget worden. Endlich wird man beobachten, daß dieser Verfasser des Handlexicons, welcher über das Schicksal des Sokrates Leid trägt, und die Griechen, seine Mörder, so strenge tadelt, eben der nämliche ist, der unsre großmüthigen Märtyrer mit der äußersten Unanständigkeit behandelt, und alle Kräfte seines Verstandes anspannet, um ihre blutdürstigen Verfolger zu rechtfertigen.

Man läßt hier einen Pfaffen, als Ankläger des Aristoteles, auftreten. Die Ursache davon liegt vor den Augen. Den Ruchlosen ist heut zu Tage sehr viel daran gelegen, daß sie die Priester verhaßt machen. Allein ein jeder soll thun, was die Pflichten seines Standes fodern. Der Soldat schützet die Festungen und die Länder; der Priester die Religion und die Kirche.

V.

Der unglückselige Tod des Vanini wecket uns nicht zum Unwillen und Mitleide auf, wie der Tod des Sokrates: denn Vanini war nur ein fremder Schulfuchs ohne Verdienste; aber kurz! er war kein Atheist.

* * *

Sokra-

Vanini] Sein Leben wird im 2. Bande meiner hist. und krit. Nachrichten erzählet.

* Im Artikel: Anaxagoras.

Sokrates, mitten unter dem Heydenthume, gab sich Mühe, die schönen Begriffe von der Ewigkeit Gottes, und der Unsterblichkeit der Seele dem Verstande beyzubringen, und die Liebe zur Tugend in den Herzen zu entzünden. Vanini, mitten unter der Christenheit, beschäfftigte sich allein, den Begriff von einem ersten Wesen zu verdunkeln, und die Herzen durch die Vorstellungen der abscheulichsten Unlauterkeiten zu verführen. Dieß ist die Ursache, warum man gegen Sokrates und Vanini so verschieden gesonnen ist Allein um die Schutzreden des Verfassers des Handlexikons für Vanini zu beantworten, genüget es uns, einen kurzen Auszug von der Geschichte dieses Elenden herzusetzen, wo wir uns hauptsächlich nach dem Präsidenten von Grammond richten werden, der ihn zu Toulouse während seiner gerichtlichen Klage öfters gesehen hat.

Vanini kam zu Taurosanen in dem Königreiche von Neapel 1585 zur Welt. Er wurde Doktor beyder Rechte, und nahm sich auch der Arzneywissenschaft an. Schon in seiner ersten Jugend machte er sich mit allen philosophischen Lehrsätzen bekannt, die zu seiner Zeit im Schwange waren. Er wollte alles wissen, und alles beurtheilen. Voll von Vermessenheit, Hochmuth und Ehrgeize suchte er sich durch die Sonderheit und Kühnheit seiner Meynungen zu unterscheiden. Pomponaz, der so billig wegen Gottlosigkeit verdächtig ist, Averroes der Atheist, Aristoteles, welcher so oft unverständlich spricht, waren nach seinem Dünkel die Götter der Philosophen, und die hohen Priester der Weisen.

Das erste Werk, das Vanini herausgab, war der Schauplatz der ewigen Vorsehung mit dieser sonderbaren Aufschrift: Amphitheatrum æternæ Providentiæ divino-magicum, Christiano-Physicum, nec non astro-

logico-catholicum adversus veteres Philosophos. Atheos, Epicureos, Peripateticos, Stoicos, auctore Julio Cæsare Vanino. Die Urtheile, welche man Anfangs von diesem Buche fällte, waren sehr widersprechend. Manche behaupteten, daß dieses ein abscheuliches Werk sey: andere, daß es sehr gelehrt und voll Verstands sey. Nachmals gab er seine Gespräche heraus: De admirandis naturæ Reginæ, Deæque mortalium arcanis, in welchen aller Gräuel des Atheismus, und alle Abscheulichkeiten der Unzucht, worinnen er sehr wohl erfahren scheint, gesammelt sind.

Bey so verderbten Sitten und so ebenteuerlichen Gesinnungen, weiß man nicht, wie es ihm gelungen sey, zum Priester geweihet zu werden, oder was für eine Absicht er dabey gehabt haben möge. Unterdessen brachte er es zum Stande. Er durchlief Holland, Frankreich, England, und wechselte seinen Namen allezeit an jedem Orte. Er hieß Pompejo in Gaskonien, Giulio Cesare in Holland, il Taurisano zu Lyon, Lucilio zu Toulouse. In dieser letzten Stadt streuete er seine Lehrsätze kühner und länger aus, und da wurde er auf die Klagen eines Herrn vom Stande gefangen genommen, welcher ihn für einen Verführer der Jugend angab, der das Daseyn Gottes bestritte, und die Geheimnisse der Religion lächerlich machete.

Sobald dieser Elende sich gefangen sah, brauchte er alle Mittel, um sich aus der Schlinge zu ziehen. Er stellte den Häuchler vor, — eine Rolle, zu welcher die Gottlosen oft ihre Zuflucht nehmen, wenn sie in eine Gefahr gerathen. Er nahm in seiner Gefangenschaft den Schein eines guten Christen an sich; er begehrte öfters die heiligen Geheimnisse; er redete sogar sehr gründlich von der Vorsehung in einer

ner von seinen Verhören. Aber die Beweise der unseligen Bemühungen, die er sich genommen hatte, um die Jugend zu verderben und zu verführen, waren so überzeugend, daß er, unerachtet aller seiner schönen Glaubensbekenntnisse, nichts destoweniger zum Feuer verurtheilet wurde; denn der Gerichtshof hielt dafür, daß es nothwendig seyn werde, sowohl diese gräulichen Verbrechen zu strafen, als durch die Strafe die Zerstörer der Religion zu erschrecken.

Als der Bösewicht wahrnahm, daß er verdammet sey, daß er nichts mehr zu hoffen habe, und daß der Scheiterhaufe der letzte Schauplatz seyn werde, wo er sich zeigen könnte; that er sich keinen Zwang mehr an, und stieß allen Gräuel seiner Gottlosigkeit aufs Neue wieder aus. „Ich habe es „gesehen„, sagte der Präsident von Grammond, „als man „ihn zum Richtplatze führte, daß er noch auf Christum „schimpfete, und sprach: Er hat aus Furcht und Schwach„heit geschwitzet, als er zum Tode gieng; aber ich sterbe „unerschrocken. Der Bösewicht hatte wenig Ursache, also „zu sprechen; denn man sah es, daß er ganz niedergeschla„gen, und verworren im Gemüthe war, und durch alle seine „Worte seine Verzweiflung verrieth, obschon er von Zeit „zu Zeit ausrief: Ich sterbe als ein Philosoph; und in der „That starb er, wie ein Vieh„.

Dieses war das Ende des Vanini, jenes Mannes, den uns Bayle für einen großmüthigen Martyrer des Atheismus, und der Verfasser des Handlexikons für einen wahren Rechtgläubigen angiebt, dem er die größesten Lobsprüche beyleget, und den er nachmals einen Menschen ohne Verdienste heißt.

VI.

Der Atheismus erwecket keine blutdürstige Leidenschaft, aber der Fanatismus erwecket sie. Der Atheismus

widersetzet sich den Lastern nicht; aber der Fanatismus heißt sie begeben. Laßt uns setzen, daß der Kanzler von Hopital ein Atheist gewesen sey; so hat er nichts als weise Gesetze gestiftet, und nichts als Bescheidenheit und Eintracht gerathen: die Fanatisten dagegen haben das Blutbad von Bartholmätage angerichtet. Hobbes galt für einen Atheisten, und führte ein ruhiges und unschuldvolles Leben: die Fanatisten seiner Zeit überschwemmten England, Schottland, und Irland mit Blute. Spinoza war nicht allein ein Atheist, sondern er lehrte auch den Atheismus. Er hat an dem gerichtlichen Meuchelmorde des Barneveldts gewiß keinen Theil gehabt; er hat die zween Brüder Witt nicht in Stücke zerrissen, und auf dem Roste gefressen.

* * *

Man würde hart in einem andern Schriftsteller so auffallende Beyspiele von Widersprüchen, falschen Schlüssen, und Verwägenheit finden, um Lügen an die Stelle der Wahrheit zu setzen, als man hier antrifft.

Es

Kanzler von Hopital] Michael von Hopital, Kanzler von Frankreich, starb auf seinem Landhause zu Vignay 1573. Er besaß viele schöne Eigenschaften, die er durch seine Neigung zu den Calvinisten verdunkelte. Einige beschuldigen ihn, daß er eigentlich weder ein Hugenot, noch ein Katholik gewesen sey.

Blutbad vom Bartholmätage] 1572 sollen an diesem Tage bey 10000 Protestanten zu Paris ermordet worden seyn.

Barneveldt] Johann Oldenbarnveldt, Generaladvokat der holländischen Staaten, wurde unter dem Vorwande der arminischen Streitigkeiten 1618 gefangen genommen, und 1619, im 72 Jahre seines Alters, öffentlich enthauptet.

Die zween Brüder Witt] Cornel und Johann von Witt, wurden von dem Pöbel im Haage 1672. elender Weise ums Leben gebracht.

Es heißt: Der Atheismus erwecket keine blutdürstige Leidenschaft, und alles Böse, das er stiftet, besteht darinnen, daß er sich den Lastern nicht widersetzet: und auf der folgenden Seite stellet man die Atheisten als Leute vor, die aller Grausamkeiten, aller Laster, aller Ausschweifungen fähig sind, welche nur immer häßlich und der menschlichen Gesellschaft nachtheilig heißen mögen. Der römische Senat, saget der Verfasser, bestand aus einer Versammlung von Atheisten, Philosophen, wohllüstigen und ehrgeizigen Leuten, welche alle sehr gefährlich waren, und die Republik zu Grunde richteten. Ich möchte, fährt er fort, mit einem atheistischen Fürsten nichts zu schaffen haben, der einen Vortheil dabey finden könnte, wenn er mich in einem Mörser stoßen ließe. Ich wüßte gewiß, daß ich gestoßen würde. Ich möchte, wenn ich ein Fürst wäre, mit atheistischen Hofleuten nichts zu schaffen haben, die einen Vortheil hätten, mich zu vergiften. Ich müßte wohl alle Tage Gegengift nehmen.

Er saget uns, daß der Kanzler von Hopital nichts als weise Gesetze stiftete, und nichts als Bescheidenheit und Eintracht anrieth: und dennoch ist dieser weise Gesetzgeber, dieser Mann voll Bescheidenheit und Eintracht, aus der Zahl der Verschworenen von Amboise gewesen. La Popeliniere, ein unkatholischer Schriftsteller, giebt davon Beweise an, die keine Ausnahme leiden.

Hobbes, welchen man auch für einen Atheisten ausführet, ist zwar ein verständiger Mann gewesen; aber er hatte keine bestimmten oder sicheren Grundsätze, und die Ausschweifungen seiner Denkensart sind von sehr vielen gelehrten Engländern deutlich dargethan worden. Es hat aus seinen Schrif-

ten und aus seinem Wandel geschienen, daß er in Dingen, so die Religion betrafen, unbedachtsam genug dareingieng.

Der starrsinnige Spinoza hat beynahe, wie ein Wilder, gelebet: er war weder tauglich, noch aufgelegt, sich in parteyliche Streitigkeiten, oder Staatsgeschäffte einzumengen; und er sah alles mit ziemlicher Gleichgültigkeit an. Das heißt ihm kein sehr großes Lob beylegen, wenn man saget, daß er die Witte nicht ermordet, und auf dem Roste gefressen hat.

Was das Wortspiel bey der Vergleichung des Fanatismus mit dem Atheismus betrifft, so könnte ein vernünftiger Mann diese Anmerkungen darüber machen.

1. Die Gottlosen und die Freygeister stellen allezeit das große Wort: Fanatismus, als das abscheulichste Schreckbild der Tugend und Vernunft vor. Dieses ist ihre Kriegslosung: es ist ihr Lieblingswort, welches sie bey jedem Vortrage gebrauchen. Alles, was in den Augen des vernünftigen Mannes Religion ist, scheint Fanatismus in den Augen des Freygeistes. Dieses Wortes bedienet er sich, um alle Uebel auf der ganzen Welt zu bezeichnen, und dadurch glaubet er zu Stande gebracht zu haben, daß er die Religion verhaßt machen könnte.

2. Aber laßt uns von diesen Gottlosen begehren, daß sie bestimmen sollen, was Fanatismus sey. Alles, was sie werden sagen können, ist dieses, daß er ein übertriebener, blinder, und unsinniger Religionseifer sey, welcher durch seine Ausschweifungen und seine Blindheit zu sehr vielen Lastern fähig machet. Wir lassen ihnen diese Bestimmung hingehen. Allein, wenn es einen übertriebenen und blinden Eifer giebt, so kann es auch einen gemäßigten, klugen, und einsichtvollen Eifer geben: einen Eifer, welcher eben so noth-

wen-

wendig ist, um die billigen Rechte der Religion zu vertheidigen, als die bürgerlichen Gesetze nothwendig sind, um die Rechte der menschlichen Gesellschaft zu behaupten; einen Eifer, welcher mit den Gottlosen und Freygeistern strenge verfahren dörfte, wie die bürgerlichen Gesetze mit den Verbrechern und Störern der Ordnung und Ruhe in der menschlichen Gesellschaft verfahren dörfen. Unterdessen hüten sich die Herren Philosophen fleißig, diese nothwendige Unterscheidung zu machen; sie vermengen insgesammt unter dem Namen: Fanatismus, alles, was Religionseifer ist. Wenn es aber erlaubet ist, diesen häßlichen Namen einer jeden Ausübung der Gewalt in der Religion beyzulegen, warum leget man ihn nicht auf gleiche Weise einer jeden Ausübung der Gewalt in der bürgerlichen Gesellschaft bey? O! die Freygeister haben ihre guten Ursachen, um dieses bleiben zu lassen. Sie dörfen ohne Gefahr den Fanatismus der Priester ausschreyen; aber es wäre gefährlich, eben dieses von der Oberkeit zu thun.

3. Man thut ohne Scheue den Ausspruch, daß der Fanatismus, das ist: der Religionseifer, tausendmal schädlicher sey, als der Atheismus. Rosseau von Genf denket ganz anders; er zeiget sogar den Gegensatz. Und fürwahr, wer könnte sich bereden, daß der Fanatismus mehr Uebels anstellen würde, als der Atheismus, als der Unglauben, als die Vernichtung aller Grundsätze der Sittenlehre, als alle jene unverschämten Gesetzbücher, die allen Leidenschaften freyen Zügel schießen lassen?

Nicht die Vernunft, nein! die schärfesten Gesetze sollte man zu Hülfe nehmen, um diejenigen auf den rechten Weg zu bringen, welche so verdammliche Grundsätze zu verbreiten wagen.

III.

Beschneidung.

Die Beschneidung war bey den Hebräern das Zeichen und das Unterpfand des Bundes, welchen Gott mit ihrer Nation gestiftet hatte. Alle christliche Gemeinen haben sie allezeit für das erste Sacrament der jüdischen Religion angesehen. Der Namen: Unbeschnittener, war ein Schimpfnamen nach dem Verstande der Juden; und sie hielten alle jene, die dieses Zeichen des Bundes, der Heiligung, und der göttlichen Aufnehmung nicht empfangen hatten, für unheilige Leute.

Der Anfang der Beschneidung geht bis auf Abraham zurück; das ist: beynahe zwey tausend Jahre vor der Geburt Jesu Christi, und ohngefähr fünfzehn hundert Jahre vor der Geburt Herodotus, des Vaters der Geschichte, oder, wie ihn Cicero nennt, des Vaters der Lügen. Man vernehme, wie der Befehl lautete, welchen Abraham von Gotte selbsten wegen dieser gottesdienstlichen Satzung empfangen hatte. *

Ich will durch einen ewigen Vertrag mit dir, und mit deinem Geschlechte nach dir, einen Bund stiften, damit ich dein Gott und der Gott deiner Nachkommenschaft seyn möge. Kraft dieses Vertrages sollen alle Knäblein unter euch beschnitten werden, und diese Beschneidung soll das Zeichen des Bundes seyn, den ich mit dir aufrichte. Ein jedes Kind soll am achten Tage nach seiner Geburt beschnitten werden; und alle männliche Kinder, sowohl die Knechte, welche in deinem Hause gebohren sind, als jene, die du gekaufet hast, sollen ohn Unterschied beschnitten werden, wenn sie gleich nicht von deinem Stamme sind:

*1. B. Moses. XVII.

sind: und ein jeder männliches Geschlechtes, der nicht beschnitten ist, soll aus der Mitte des Volkes ausgerottet werden, weil er meinen Bund verletzet hat.

Um die Pflicht dieses Bundes zu erfüllen, hat Abraham sich selbsten beschnitten, ob er gleich neun und neunzig Jahre alt war: er beschnitt zu gleicher Zeit seinen Sohn Ismael, welcher schon dreyzehn Jahre zählete; endlich beschnitt er auch alle in seinem Hause, die männliches Geschlechtes waren: sie mochten nun bey ihm, oder in fremden Ländern gebohren seyn.

Diese Stelle und diese historischen Umstände geben sehr viel Licht über die Beschneidung, und sollen uns in sehr vielen wichtigen Stücken, die damit ein Verhältniß haben, aus dem Zweifel ziehen. Wir sehen erstlich dadurch das Alterthum der Beschneidung, weil sie bis auf fünfzehn hundert Jahre weiter zurückgeht, als die Griechen sich verleget haben, die Geschichte zu schreiben. Wir finden dadurch die Ursache, wegen welcher die Araber sich erst mit dreyzehn Jahren beschneiden lassen, weil nämlich Ismael, der Stammvater dieses Volkes, im gleichen Alter beschnitten worden ist. Wir entdecken dadurch die wahren Ursachen jenes Vorzuges, den die Juden vor allen Völkern der Erde zu behaupten glaubeten; ich will sagen: das sonderbare Bündniß, welches Gott mit ihnen errichtet, und die Verheißungen, die er Abraham gegeben hatte. Endlich erkennen wir, warum der Gebrauch der Beschneidung, wenn sie gleich unter etlichen andern Völkern gemein geworden, dennoch niemals so feyerlich, so beständig, so gottselig, als unter den Israeliten gehalten worden ist, weil sie nur bey den Israeliten durch einen ausdrücklichen Befehl des Himmels eingesetzet war. Nachdem wir diese deutlichen und einfachen Begriffe von der Beschneidung

angegeben haben, wollen wir itzt etliche Augenblicke darauf wenden, um die Träumereyen und Lügen unsers Gegners zu Schanden zu machen.

I.

Anfänglich führet er uns eine große Stelle aus dem Herodotus an, die wir in der Folge sehen werden, wodurch er beweisen will, daß die Beschneidung unter den Hebräern nicht von Gotte eingesetzet worden sey; und um dieser Stelle mehr Nachdruck zu geben, drücket er sich also aus: Wenn Herodotus erzählet, was ihm die Barbarn gesaget haben, unter denen er gereiset ist, so erzählet er Thorheiten; und eben dieses thut der größeste Theil unserer Reisenden. Er verlanget auch nicht, daß man ihm glaube, — — Wenn er aber von Dingen, die er gesehen, von Gebräuchen der Völker, die er beobachtet, von ihren Alterthümern, die er untersuchet hat, zu Rede wird, so redet er alsdann mit Menschen.

* * *

Damit wir entscheiden mögen, wie hoch diese schöne Schutzrede für den Herodotus zu achten sey, wollen wir folgendes bemerken:

1. Von eben diesem Herodotus saget Cicero, daß seine Schriften von Mährchen und Unwahrheiten strotzen: * Et apud Herodotum innumerabiles fabulæ. Und Plutarch ** bekennet, daß ganze Bücher erfodert würden, um alle seine Träumereyen, und alle seine Lügen an den Tag zu legen. Diodor von Sicilien in seiner Bibliothek, und Manethon, ein ägyptischer Schriftsteller, erweisen ihm die Ehre, daß sie von ihm ein eben so vortheilhaftes Zeugniß ablegen.

2. Zur

* Von den Gesetz. 1. B. ** Vom Herodot.

2. Zur Zeit des Herodotus zählten die Juden unter ihnen Esdras, Nehemias, die Propheten Aggäus, Malachias, und Zacharias, nebst vielen andern großen Männern, welche in dem Stande waren, ihm über die Beschneidung vieles Licht zu geben. Es ist dann falsch, daß er so genau und so besorgt gewesen sey, Kundschaften einzuholen, als man es behauptet. Denn die Juden, welche durch diese Worte: die Leute aus Palästinen, hier bezeichnet sind, haben niemals eingestanden, daß sie den Gebrauch der Beschneidung von den Aegyptiern angenommen hätten.

3. Wenn Herodotus bey allen diesen verschiedenen Völkern Kundschaft eingeholet hätte, wie man es sehr ungegründet annimmt, was hätte er wohl bey ihnen gründliches erfahren können, von Geschichten, Gebräuchen, und Gewohnheiten, welche schon eher, als diese Völker selbsten eine Gemeinde ausmachten, angenommen, und in der Welt eingeführet waren? Wo sind dort ihre Archive, ihre öffentlichen Denkmäler gewesen? Worinnen besteht dann der Werth des Zeugnisses vom Herodotus?

4. Unser Gegner machet das Geständniß, daß dieser Schriftsteller Thorheiten erzählet, wenn er erzählet, was ihm die Barbarn gesagt haben, unter denen er gereiset ist. Nun aber Aegyptier, Kolchier, Aethiopier, Kananäer, das ist, Barbarn haben dem Herodotus erzählet, was er von der Beschneidung saget; folglich ist es nur eine Thorheit, was er saget.

5. Endlich trägt eben diese Stelle die unverwerflichsten Beweise der Falschheit an sich, wie wir es darlegen wollen, nachdem wir sie werden angeführet haben.

II.

Die Stelle des Herodotus, welche in dem Handlexikon beygebracht wird, lautet also: Die Völker aus Kolchis, aus Aegypten, und aus Aethiopien sind die einzigen auf Erden, welche sich zu allen Zeiten haben beschneiden lassen; denn die Phönicier und die Leute aus Palästinen bekennen, daß sie die Beschneidung von den Aegyptiern angenommen haben. Die Syrier, welche nun heut zu Tage längs dem Ufer von Thermodon und Parthenien wohnen, und die Makronaer, ihre Nachbarn, gestehen, daß sie sich erst seit kurzer Zeit zu diesem ägyptischen Gebrauche bequemet haben: und dadurch vornehmlich werden sie für Aegyptier von Abkunft erkannt. Was Aethiopien und Aegypten betrifft, möchte ich nicht entscheiden, welches wohl etwa die Beschneidung von dem andern empfangen habe, da dieser Gebrauch bey diesen beyden Völkern sehr alt ist: dennoch ist es wahrscheinlich, daß sie die Aethiopier von den Aegyptiern angenommen haben.

Aus dieser Stelle des Herodotus liegt augenscheinlich an dem Tage, machet unser verständige Mann die Bemerkung, daß mehrere Völker die Beschneidung aus Aegypten hergeholet haben; aber kein Volk hat jemals vorgegeben, daß es die Beschneidung von den Juden empfangen habe. Wem kann man also den Ursprung dieses Gebrauches zuschreiben? einem Volke, von welchem fünf oder sechs andere Völker nach ihrem Geständnisse denselben angenommen haben, oder einem Volke, das viel weinger mächtig, weniger gewerblich, weniger kriegerisch war? u. s. w.

* * *

Wir haben gesagt, daß diese Stelle die unverwerflichsten Beweise der Falschheit an sich trage; und wir wollen sie in das Licht stellen.

1. Herodotus saget, daß die Aegyptier und die Aethiopier

pier sich zu allen Zeiten haben beschneiden lassen: und eben derselbe Herodotus saget auch, er wisse nicht, welches aus diesen zweyen Völkern den Gebrauch der Beschneidung von dem andern angenommen habe, und er glaubet, daß ihn die Aethiopier von den Aegyptiern empfangen haben. Folglich hält er es für eine Falschheit, daß eines aus diesen beyden Völkern zu allen Zeiten sich habe beschneiden lassen. Ey! man sehe, wie schön der Schriftsteller mit sich selbsten übereinstimmet.

2. Er saget, die Völker aus Palästinen gestehen es, daß sie die Beschneidung von den Aegyptiern angenommen haben. Die Völker aus Palästinen, zur Zeit des Herodotus, waren die Juden, die Philistäer, die Phönicier. Nun die Juden haben niemals gestanden, daß sie die Beschneidung von den Aegyptiern empfangen haben; die Philistäer sind in der heiligen Schrift allezeit durch den Namen der Unbeschnittenen bezeichnet; die Phönicier haben sie wahrscheinlicher Weise niemals angenommen. Es ist dann falsch, daß die Völker aus Palästinen gestehen, was man sie gestehen heißt.

3. Er saget, daß die Syrier am Thermodon bekennen, sie haben erst seit kurzer Zeit sich zu diesem ägyptischen Gebrauche bequemet, und daß sie dadurch für Aegyptier von Abkunft erkannt werden. Allein eben den Gegensatz mußte man daraus folgern. Denn wenn sie erst seit kurzer Zeit sich zu diesem ägyptischen Gebrauche bequemet hatten, so ist es ein Beweis, daß sie sich ehevor nicht dazu bequemeten; folglich waren sie keine Aegyptier von Abkunft. Hier eben mag der Fall seyn, zu sagen, daß Herodotus Thorheiten erzählet.

Wenn es doch wahr ist, daß es jemals einiges Volk in Syrien gab, welches sich beschneiden ließ, so konnten es nur

etli-

etliche Flüchtlinge von dem Reiche Samariens seyn, woraus die Völker durch Theglatphalasar und Salmanasar in das assyrische Reich übersetzet worden sind. Denn man findet kein Denkmaal, und keinen Beweis, daß jemals die Syrier sich haben beschneiden lassen.

Man bemerke, daß unser weise Herr Verfasser hier die Aegyptier, als ein mächtiges, kriegrisches, gewerbliches Volk vorstellet; aber die Schilderung, die er anderswo von eben diesem Volke machet, gleicht dieser ganz wenig. Man vernehme, wie er sich bey dem Artikel: Apis herausläßt: Man hat von den Aegyptiern viel rühmliches gesprochen: allein ich kenne kaum ein verächtlichers Volk. Es muß in ihrer Denkensart und ihrer Regierungsform jederzeit ein eingewurzelter Fehler verborgen gewesen seyn, welcher aus ihnen allemal niederträchtige Sklaven gemacht hat. Darf man wohl nachmals den Aussprüchen dieses Menschen noch trauen?

III.

Clemens von Alexandrien erzählet, daß Pythagoras, als er unter den Aegyptiern reisete, sich habe müssen beschneiden lassen, damit er zu ihren Geheimnissen zugelassen werden dörfte. Man mußte dann beschnitten seyn, um unter die Zahl der ägyptischen Priester zu kommen. Diese Priester gab es schon, als Joseph nach Aegypten kam; die Regierungsform war sehr alt; und die alten Gebräuche wurden mit der ängstlichsten Genauheit beobachtet.

* * *

Man sehe da einen Vernunftschluß, der sich auf einen der allerverwägensten chronologischen Absprünge gründet. Nur von zwölf hundert Jahren ist der zwischenraum von Joseph auf Pythagoras; und unser Herr Doktor folgert also:

Die

Die ägyptischen Priester ließen sich beschneiden zur Zeit des Pythagoras: folglich ließen diese Priester zwölf hundert Jahre früher sich schon beschneiden: denn es gab schon Priester, als Joseph nach Aegypten kam.

VI.

Die Juden bekennen, daß sie zwey hundert und fünf Jahre in Aegypten gewohnet haben, und sie sagen, daß sie sich während dieser Zeit nicht haben beschneiden lassen. Es ist dann klar, daß unter diesen zwey hundert und fünf Jahren die Aegyptier die Beschneidung von den Juden nicht empfangen haben. Sollten sie wohl dieselbe von ihnen angenommen haben, nachdem die Juden alle Gefäße, die man ihnen geliehen, gestohlen hatten, und mit ihrer Beute in die Wüste geflohen waren? Wird wohl ein Herr das vornehmste Zeichen der Religion seines Sklaven annehmen, welcher ihn bestohlen hat, und entlaufen ist? Dieses ist wider die menschliche Natur.

* * *

Die Juden sagen gerade das Widerspiel von dem, was man sie da aus Betruge sagen läßt. Denn es ist in dem Buche Josue deutlich ausgedrückt, daß alle Israeliten, die aus Aegypten zogen, beschnitten waren. * Omnis populus, qui egressus est de Aegypto, & universi bellatores mortui sunt in deserto, qui omnes circumcisi erant. Nach dieser Unwahrheit kann man der Folgerungen und Vernunftschlüsse des Doktors lachen, oder sie verachten. Dieses ist fürwahr alles, was sie verdienen.

V.

Es heißt in dem Buche Josue, daß die Juden in der Wüste beschnitten worden seyn. Ich habe euch von dem befreyet,

freyet, was bey den Aegyptiern euch zur Schande war. Nun, wie befreyet man sie von dieser Schande? Da man ihnen ein wenig Vorhaut nimmt. Ist dieses nicht der natürliche Verstand dieser Stelle?

* * *

Unser Mann will sich da zum Ausleger des heiligen Geistes aufwerfen; aber diese Rolle steht ihm wenig an. Die Schande in Aegypten bestand darinnen, daß sie den Gebrauch der Beschneidung, und folglich die Vorzüge des Bunds mit Gotte nicht hatten. Als nun die Israeliten, welche in der Wüste gebohren, und noch nicht beschnitten waren, durch die Beschneidung das Zeichen dieses göttlichen Bundes empfangen hatten, sprach der Herr zu ihnen: Heute habe ich euch von der Schande in Aegypten befreyet; ihr seyd itzt vor meinen Augen nicht mehr so verächtlich, wie die Aegyptier. Dieses ist der natürliche Verstand der Stelle. Wir sind enthoben, weitere Bemerkungen beyzusetzen.

VI.

Das erste Buch Moses saget, daß Abraham schon ehevor beschnitten worden war. Allein Abraham reisete durch Aegypten, welches seit langer Zeit ein blühendes Reich war, und von einem mächtigen Könige regieret wurde; es ist leicht möglich, daß in diesem so alten Reiche die Beschneidung seit langer Zeit üblich gewesen seyn mag, ehe das jüdische Geschlecht ein Volk ausmachete. Ferner war die Beschneidung Abrahams von keiner Folge, seine Nachkommenschaft wurde erst zur Zeit des Josue beschnitten.

* * *

Es ist eine Unwahrheit zu sagen, daß die Beschneidung Abrahams von keiner Folge gewesen sey. Wir haben eben itzt gesehen, daß alle Israeliten, die aus Aegypten zogen, beschnit-

beschnitten waren; wir finden im ersten Buche Moses, * daß der Sohn, der Enkel, und der Urenkel Abrahams beschnitten worden sind. Dieß heißt die Vermessenheit ziemlich weit treiben: aber Vermessenheit glücket nicht.

Ferner, wo hat dieser Mensch, welcher durch seinen entscheidenden Ton nur zu betriegen suchet, wohl etwan erfahren, daß das ägyptische Reich schon zur Zeit des Abrahams so blühend, so alt, so wohl regieret, so mächtig gewesen sey? Große Worte sind es, um Staub in die Augen zu streuen, und weiter nichts. Die ältesten ägyptischen Schriftsteller haben erst ein tausend Jahre nach Moses, und vierzehn oder fünfzehn hundert Jahre nach Abraham geschrieben. Moses, der in diesem Reiche gebohren, von der Tochter des Königs an Kindsstatt angenommen, und von Gotte erwählet war, um die Befreyung der Israeliten mit dem Könige selbsten zu behandeln, mußte den Zustand dieses Reiches besser kennen, als jene, die nur erst zehn bis zwölf Jahrhunderte, oder wohl dreyßig Jahrhunderte, nach diesem großen Manne hergekommen sind.

Endlich kann man zum Zeitvertreibe bemerken, wie oft unser vernünftige und gelehrte Verfasser die Worte verwechselt. Er redet von Juden, vom jüdischen Volke zur Zeit des Moses und des Josue, wo er doch von Hebräern oder Israeliten reden sollte. Die Namen von Juden und jüdischem Volke konnten erst nach mehr als fünf hundert Jahren Statt haben, als dieses Volk unter Roboam, dem Sohne Salomons, in zween verschiedene Staate getheilet, und einer dieser Staate das israelitische, oder samaritanische Reich, der andere das Reich Juda genannt wurde, wovon der Namen vom Judenlande und jüdischen Volke herkam.

VII.

* XVII. XXXIV.

VII.

Schon vor Josue haben die Israeliten, nach ihrem eignen Geständnisse viele Gebräuche von den Aegyptiern angenommen; sie haben sie in mehrerley Opfern, in mehrerley Ceremonien nachgeahmet. Alles bezeuget, daß das kleine Geschlecht der Hebräer, unerachtet seines Hasses gegen das große Volk der Aegyptier, dennoch unzählbare Gebräuche von seinen alten Herren beybehalten hat.

*

* *

Man setzet, daß die Israeliten nach ihrem eignen Geständnisse viele Gebräuche von den Aegyptiern angenommen haben; aber Moses, die Propheten, und die Heyden selbsten bezeugen uns gerade den Gegensatz. * Ihr sollet (saget dieser große Gesetzgeber zu Israel) den Gebräuchen der Aegyptier, unter denen ihr gewohnet habet, und den Gebräuchen des Lands Chanaan, in welches ich euch führen werde, nicht nachkommen: ihr sollet euch weder nach ihren Grundsätzen, noch nach ihren Gesetzen richten. Tacitus stellet uns Moses als einen Gesetzgeber vor, der in allen Dingen den Gegensatz von allen übrigen angenommen hat; der von andern Völkern nichts hat borgen wollen; der sogar verlanget hat, daß die Hebräer ihnen in keinem Stücke gleich werden, oder nachfolgen sollten. Er machet auch besonders über die Verschiedenheit ihrer Gebräuche von den Gebräuchen der Aegyptier seine Bemerkungen. Man vernehme, wie er sich ausdrücket: ** Moses novos ritus, contrarioſque cæteris mortalibus indidit. Profana illic omnia, quæ apud nos ſacra: rurſum conceſſa apud illos, quæ nobis inceſta. Cœſo ariete in contumeliam Hammonis, bos quoque immolatur, quem Aegyptii Apin colunt. Adverſus omnes hoſtile odium, ſeparati epulis, diſcreti

* 3. B. XVIII. ** Geschicht. 5. B.

screti cubilibus, circumcidere genitalia, ut diversitate noscantur. Wir halten es für überflüssig, mehr anzuführen: die Erweisung der Unwahrheiten unsers Gegners liegt hell genug an dem Tage.

Wenn es Gebräuche gegeben hat, worinnen die Aegyptier und die Hebräer übereins gekommen sind, so ist es keineswegs ein Beweis, daß sie ein Volk von dem andern geborget haben sollte. Diese Gebräuche waren Ueberbleibsel des ersten Gesetzes der Natur, welches Anfangs bey allen Völkern beobachtet worden war, und weil sie billig, unschuldig, und vernünftig waren, sind sie beybehalten, und mit den spätern Gesetzen verbunden worden. Von dieser Art waren die Opfer, der Neumond, die Gebethe, u. d. g. Man kann davon die Erklärung nachsehen, welche der Herr Abt Pluche * auf eine sehr einnehmende und einsichtvolle Weise gegeben hat.

VIII.

Es ist nichts außerordentliches, daß Gott, welcher die Taufe geheiliget hat, die unter den Asiaten so alt ist, auch die Beschneidung geheiliget habe, die bey den Afrikanern nicht minder alt ist.

* * *

Bey dem Artikel: Taufe, kann man die Ungereimtheiten und Lügen antreffen, welche bey dieser Gelegenheit der achtsame Verfasser hervorbringt. Diese sind von dem gleichen Schlage. Die Widerlegung der ersten kann eben so gut für die andern taugen.

IX.

Die Aegyptier, welche zu den ersten Zeiten die Knaben und Mägdchen beschnitten, höreten nachmals auf diese Verrichtung an den Mägdchen vorzunehmen; und endlich schränk-

* Geschichte des Himmels. 1. Band.

schränkten sie dieselbe auf die Priester, die Sterndeuter, und die Propheten ein. Dieses erfahren wir vom Clemens von Alexandrien, und vom Origenes.

* * *

Der Mann kennet vermuthlich Clemens von Alexandrien und Origenes nur dem Namen nach; denn sie sagen kein Wort von dem, was er sie da sagen heißt. Clemens redet von der Beschneidung nichts, als wo er saget, daß Pythagoras sich derselben unterworfen hat, um zu den Geheimnissen der Priester eingeweihet zu werden. Und Origenes nennet uns alle diejenigen, welche sich eine Pflicht daraus machten, die Beschneidung vorzunehmen, wie wir es weiter unten sehen werden. Aber keiner von beyden redet davon, als wenn diese Verrichtung unter dem ganzen Volke gemein gewesen wäre. Damit wir alles vollkommen erläutern, was den Gebrauch der Beschneidung bey den Aegyptiern betrifft, wollen wir etliche Fragen aufwerfen, welche die Sache ganz erschöpfen werden.

Erste Frage.

Ist die Beschneidung bey den Aegyptiern wirklich im Brauche gewesen?

Nichts ist leichter, als zu beweisen, daß die Beschneidung niemals ein Gebrauch des ägyptischen Volkes gewesen sey. Man vernehme davon etliche Beweise, auf welche man unmöglich etwas erwiedern kann.

1. Der weise Origenes, der selbst ein Aegyptier war, giebt uns davon die sichersten Nachrichten. * Die Beschneidung, saget er, gieng das Volk nicht an. Sie war nur unter den Priestern, und unter jenen, die sich den erhabens

* In der Auslegung an die Röm. 2. B. 2. Kap.

benſten Wiſſenſchaften wiometen, gebräuchlich. Denn bey den Aegyptiern, von denen faſt alle übrige Völkerſchaften die Gebräuche und Ceremonien im Gottesdienſte geborget haben, betrat Niemand die Bahne der Wiſſenſchaften, der Sternkunde, der Feldmeßkunſt, der Sterndeutung, der Weltbeſchreibung, wenn er nicht beſchnitten war. Eine gleiche Beſchaffenheit hatte es mit allen, die bey geheiligten Sachen einen Dienſt vertraten; mit allen, denen die Pflicht oblag, die Geheimniſſe und die Sinnbilder der Wahrſager und Vordeuter aus dem Vogelfluge oder aus dem Eingeweide der Thiere zu erklären; und endlich mit allen, denen man den Namen: Propheten, beylegte. Dieſer Gebrauch war auf gleiche Weiſe bey denen im Schwange, die ſich unter den Arabern, Phöniciern, und Aethiopiern auf die Wiſſenſchaften verlegten, u. ſ. w. Hier ſieht man das Zeugniß eines Aegyptiers von den ägyptiſchen Gebräuchen, welches ein Bißchen ſicherer und anſehnlicher iſt, als das Zeugniß des Griechen Herodotus.

2. Der Geſchichteſchreiber Joſeph, da er wider den Verleumder Apion ſchreibt, welcher über mehrere Gebräuche und Ceremonien der Juden, beſonders aber über die Beſchneidung, geſpottet hatte, ſaget ihm, * daß ſogar unter den Aegptiern die Prieſter und Weiſen, das iſt, die Anbether der Gottheit, ſich beſchneiden ließen, und wie die Juden, des Schweinfleiſches ſich enthielten. Dieſe Gebräuche giengen dann nicht das ganze Volk an, ſondern nur die Prieſter, und jene, die man Weiſe nannte.

3. Die heilige Schrift ſetzet die Aegyptier unter die Zahl der Unbeſchnittenen. Ich will, ſaget der Herr durch den Mund

* Wider den Apion. 2. B.

Mund des Jeremias: * ich will Aegypten, Edom, die Söhne von Moab, die Söhne von Ammon meine Rache fühlen lassen; denn diese Völker sind unbeschnitten. Dieser Prophet kannte die Aegyptier; er hatte bey ihnen gewohnet; die Aegyptier und die Völker aus Judenlande hatten zu seiner Zeit viele Gemeinschaft mit einander. Wenn man auch sein Zeugniß bloß fur ein menschliches Zeugniß gelten lassen will, so hat es dennoch eine ganz andere Kraft, als das Zeugniß des griechischen Schriftstellers.

4. Endlich saget uns kein alter Schriftsteller, daß die Aegyptier die Beschneidung getrieben haben. Es ist dann ein Irrthum im Herodotus, daß er einem ganzen Volke einen Gebrauch zugeeignet hat, welcher nur die Priester und die Weltweisen angieng. Und dieses Irrthum ist nicht das einzige, welches die Kritiker in diesem Geschichteschreiber bemerket haben.

Man schließe daraus, wie viel die Vernunftschlüsse unsers Gegners zu achten seyn, die er in den Tag hinein machet. Es scheint, daß er selbsten einer starken Beschneidung vonnöthen hätte.

Zweyte Frage.

Von wem haben die ägyptischen Priester und Weltweisen die Beschneidung genommen?

Es ist eine Thorheit zu behaupten, daß die Agyptier die Urheber der Beschneidung gewesen seyn. Kein Denkmaal bestätiget es; man sieht keine Ursache, die ein Volk hätte bewegen können, einen so außerordentlichen Gebrauch einzuführen, wenn es nicht einen ausdrücklichen Befehl von Gotte dazu empfangen hätte. wie Abraham für sich und alle seine

seine Abkömmlinge einen empfangen hatte; endlich läßt alles, was in der vorhergehenden Antwort gesaget wird, davon keinen Zweifel mehr übrig.

Aber wie haben die Priester und Weltweisen von Aegypten sich entschlossen, diesen außerordentlichen Gebrauch anzunehmen? und von wem haben sie ihn empfangen? Denn die vier Ursachen, welche Philo der Jude* beybringt, um den Nutzen der Beschneidung zu erweisen, scheinen nicht erklecklich zu seyn, um Leute zu bewegen, sich derselben zu unterwerfen. Es ist wohl etwa das Wahrscheinlichste in diesem Stücke, daß die Priester und Weltweisen, weil sie wußten, daß die Beschneidung zum Zeichen eines göttlichen Bundes eingesetzet worden war, durch die Annahme dieses Zeichens sich von dem gemeinen Volke unterscheiden, und für Leute gehalten werden wollten, die weit über den Pöbel erhaben, Gotte auf eine sonderbare Weise geheiliget, und durch ein außerordentliches Bündniß mit Gotte vereiniget wären.

Was den zweyten Punkt der Frage betrifft, läßt es sich nicht zweifeln, daß die Aegyptier diesen Gebrauch von den Arabern geborget haben.

1. Weil die Beschneidung unter ihnen erst mit dreyzehn Jahren, wie bey den Arabern vorgenommen wurde, und nicht acht Tage nach der Geburt, wie es bey den Israeliten geschah.

2. Weil eine Ecke von Arabien, daß an Aegypten stieß, unter dem Namen: Nome, oder arabische Provinz, mit diesem Reiche verbunden war: weil uns Strabo** saget, daß das Land, welches zwischen dem Nilfluße und dem rothen Meere liegt, von Arabern bevölkert worden sey: und weil end-

* Von der Beschneidung. ** 2. B.

endlich etliche Schriftsteller behaupten, daß die Hirtenkönige, welche Aegypten lange Zeit vor den Griechen erobert hatten, aus Arabien gekommen seyn: und dieses mag zu der Einführung der Beschneidung bey den Aegyptiern Gelegenheit gegeben haben.

Endlich haben die Aethiopier den Gebrauch der Beschneidung wahrscheinlicher Weise eben auch von den Arabern erhalten, Denn außerdem, daß an der westlichen Küste des rothen Meeres Araber gewohnet haben, wie Strabo bemerket; so weiß man auch, daß Arabien von Afriken und Aethiopien nur durch die Meerenge von Babelmandel getrennet ist, daß diese zwey Völker ehemals ein großes Gewerb mit einander trieben, wie es noch heut zu Tage geschieht: folglich mag die Nachbarschaft und das beständige Gewerb der Araber mit den Aethiopiern zu der Einführung der Beschneidung in Aethiopien Gelegenheit gegeben haben.

Was wir da von der Beschneidung gesaget haben, ist mehr als erklecklich, um alle jene scheinbaren Unwahrheiten, und alle jene erbärmlichen Vernunftschlüsse, welche die philosophischen Freygeister von dieser göttlichen Satzung ausstreuen, über den Haufen zu werfen.

IV.

Bibel.

Alle diejenigen, die von der Religion handeln, sie mögen nun ihre Vertheidiger, oder ihre Feinde seyn, müssen einstimmig gestehen, daß es in Untersuchungen von dieser Art keinen wichtigern und entscheidendern Punkt giebt, als das Ansehen der Bücher, die wir göttlich nennen. Denn wenn diese Bücher wahrhaftig unverwerflich, und von Gotte eingegeben sind; das ist: wenn sie unter der Anführung des heiligen Geistes geschrieben, und in ihrer unverfälschten Lauterkeit erhalten worden sind; so giebt es Augenblicks kein Beschwerniß mehr: alles ist entschieden: der Ungläubige wird zu Schanden, und der Christ hat gesieget. Aber wenn ihre Glaubwürdigkeit, und ihr Merkmaal der Göttlichkeit zweifelhaft bleiben; so giebt es nichts Bestimmtes mehr, woran man sich bey der Untersuchung der Religion halten könnte. Es haben auch die christlichen Lehrer nichts unterlassen, um das Ansehen der heiligen Schrift festzusetzen und zu beweisen, gleichwie die Lehrer der Gottlosigkeit alles versuchet haben, um dasselbe zu schwächen und zu bestreiten.

Wenn man dann einem Menschen beweist, welcher einen Vernunftschluß zu fassen fähig ist, und seiner Vernunft Gehör giebt, daß die Bücher der heiligen Schrift die glaubwürdigsten Bücher sind, die es jemals in der Welt gegeben hat; das ist, daß sie zum meisten Beyfall und Glauben verdienen: wenn man ihm beweist, daß diese Bücher augenscheinliche Merkmäler der Einsprechung und der Göttlichkeit an sich tragen; das ist, daß sie mit Hülfe der natürlichen Einsichten allein nicht haben geschrieben werden können, son-

dern daß ihre Verfasser eines außerordentlichen Beystandes, und übernatürlicher Beleuchtungen von Seite Gottes vonnöthen gehabt haben: so muß er daraus schließen, daß kein Ansehen stärker und ehrwürdiger sey, als jenes der heiligen Schrift; daß es zum allervernünftigsten sey, sich diesem zu unterwerfen; und daß es das größeste Laster wäre, sich diesem zu widersetzen.

Nun die zween Punkte, woraus diese Folgerungen fließen, nämlich: die Glaubwürdigkeit, und die Göttlichkeit dieser Bücher, hoffen wir in das helleste Licht zu stellen, und also zu beweisen, daß weder Ungewißheit, noch Dunkelheit, noch Zweifel in dem Verstande zurückbleiben sollen. Und dieses wird durch zween Sätze geschehen, welche wir aufstellen wollen.

Erster Satz.

Die Bücher der heiligen Schrift haben die größeste Glaubwürdigkeit an sich, welche der vernünftige Mensch, und der strengeste Kritiker fodern können.

Beweise des Satzes.

Bücher, welche alle von zeitgenossen, oder beynahe zeitgenossen Schriftstellern geschrieben worden sind, die bey einem Volke die ansehnlichsten Stellen bekleidet haben; Bücher, welche allezeit unter der Aufsicht der öffentlichen Oberkeit bewahret wurden; an welchen unter den schwersten Strafen verbothen war, die mindeste Aenderung zu machen; welche man den Fremden nicht anders, als mit der größesten Behutsamkeit, mittheilete; welche eines und dasselbe Volk, durch eine lange Reihe von Jahrhunderten, für seinen kostbarsten Schatz angesehen, und mit aller Sorgfalt in der unver-

verfälschtesten Lauterkeit erhalten hat, welche zwey Völker, die beständig mit einander eiferten, mit der gewissenhaftesten Ehrfurcht bewahret haben: Bücher, sage ich, die alle diese Zeichen an sich tragen, sollen als Bücher betrachtet werden, welche mit der größesten Glaubwürdigkeit, die man immer verlangen kann, versehen sind: und wir fodern die Ungläubigen auf, andere Schriften anzuführen, worinnen alle diese Zeichen und Vorzüge vereiniget wären.

Nun aber, alle diese Zeichen und Vorzüge befinden sich in den Büchern der heiligen Schrift.

Folglich sind diese Bücher die glaubwürdigsten, die sichersten, die unverwerflichsten, die man immer kennet.

Der Vordersatz, welcher diesem Vernunftschlusse zum Grunde dienet, ist so klar und so einfach, daß ihn keine Kritik anzufechten wagen wird.

Der Mittersatz ist die Anwendung dieses Grundsatzes auf die heilige Schrift. Wenn wir darlegen, daß diese Anwendung vollkommen richtig ist, so wird man alsdann nothwendiger Weise den Schlußsatz zulassen und gestehen müssen, daß es in der Welt keine glaubwürdigern Bücher giebt, als die Bibel. Darüber wollen wir dann die deutlichsten und überzeugendsten Beweise herbringen, und jeden Theil des Vordersatzes wiederholen.

I.

Die heilige Schrift ist von zeitgenossen Schriftstellern geschrieben worden.

1. Die fünf Bücher Moses, wenn wir davon das Buch Genesis, oder die Erschaffung der Welt ausnehmen, von welchem wir in der Folge etliche Bemerkungen machen werden; die fünf Bücher Moses sind nichts anders, als

die

die Geschichte des Auszugs der Israeliten aus Aegypten, der Verkündigung und ganzen Erklärung des Gesetzes, und des Aufenthalts dieses Volkes in der Wüste, bis es an das Ufer des Jordans kam, um den Besitz des gelobten Landes anzutreten. Nun aber, Moses ist der Held, oder das Haupt, unter welchem alle diese Begebenheiten sich zugetragen haben; und er selbsten schreibt die Geschichte davon. Da haben wir dann zu dem Verfasser des ersten Theiles der Bibel einen Mann, der eben zu gleicher Zeit gelebet hat, als die Dinge, die er erzählet, geschehen sind.

2. Josue, der Nachfolger des Moses, führte selbsten die Hebräer, als sie das gelobte Land zu erobern unternahmen, und eben er ist derjenige, der die Geschichte dieser Eroberung beschrieben hat. Er fügte sein Werk dem Werke des Moses selbsten bey, dessen Hintritt er in einem Kapitel beschreibt, welches man dem fünften Buche Moses angehängt hat. Dieses wird in dem Buche selbsten bezeuget: * Scripsit quoque (Josue) omnia verba haec in volumine Legis Domini.

3. Das Buch der Richter wird für das Werk Samuels gehalten, welcher selbst der letzte aus diesen Richtern war; und man hält dafür, daß er dieses Buch aus den öffentlichen Auszügen und Archiven zusammengetragen habe, die er, als das Haupt seines Volkes, unter seiner Verwahrung hatte. Er ist auch der Verfasser eines guten Theiles von dem ersten Buche der Könige, welches noch die Aufschrift: Buch Samuels **, trägt. Hier ist nun wieder ein Schriftsteller, der mit den Dingen, von denen er schreibt, zu gleicher Zeit, oder beynahe zu gleicher Zeit, gelebet hat.

4. Die

* Josue. XXIV. ** 1. B. XXIX.

4. Die Bücher der Chronike berichten uns, daß die Geschichte des Davids von den Propheten Samuel, Nathan, und Gad geschrieben worden ist, welche mit diesem Fürsten gelebet hatten: die Geschichte Salomons, Roboams, und des Abdias wurde von den Propheten Addo und Semeias aufgezeichnet, die unter ihrer Regierung bekannt waren *. Eben diese Bücher der Chronike geben uns auf gleiche Weise die Schriftsteller der Geschichte der übrigen Könige zu erkennen, welche auch Zeitgenossen von diesen Fürsten waren. Esdaras und Nehemias, da sie das Haupt ihres Volkes vorstelleten, schrieben selbsten auf, was zu ihren Zeiten vorbeygieng. Judas der Macchabäer trug alle Nachrichten zusammen, von Dingen, welche den Juden während der Kriege, die er gegen die Könige von Syrien führete, begegnet waren **.

Hier sehen wir die ganze Reihe der Geschichten aus dem alten Bunde, welche von dem Moses an, bis auf die Macchabäer mitgerechnet, ohngefähr vierzehn hundert Jahre begreifen. Aus diesem ersten Blicke sieht man, daß alle Schriftsteller Zeitgenossen sind: daß sie Leute sind, die durch ihre Würden, ihre Fähigkeiten, ihre Erleuchtungen, und ihre Tugenden vielen Vorzug hatten; daß man Gesetzgeber, Propheten, Heersführer, die größesten Männer, die ersten Oberhäupter, die angesehensten Führer des Volkes darunter antrifft.

Wo könnten wohl die Ungläubigen unter den weltlichen Schriftstellern etwas antreffen, das mit den hebräischen Schriftstellern verglichen werden dörfte? Und wenn sie so viele Galle gegen diese Schriftsteller und dieses Volk ausstossen; wenn sie dieselben für unwissende, ungesittete, schwärmerische,

* 2. B. IX. XII. ** 2. B. der Macchab. II.

merische, abergläubische Leute, für eine arabische Horde ausschreyen, oder als die verächtlichsten aus allen Menschen vorstellen, machen sie wohl sich selbsten viele Ehre damit, und sollen ihre Schmähreden großen Eindruck wirken?

Wir haben versprochen, daß wir etliche Bemerkungen über das erste Buch Moses machen wollen. Moses redet dorten nicht, als ein Zeitgenoß; dieß konnte er nicht thun. Aber soll dieses Buch deßhalben minder unverwerflich und minder glaubwürdig seyn? Mit nichten: denn man muß beobachten, daß Moses auf eine sonderbare Weise von dem Herrn auserwählet worden war, um das außerordentlichste und größeste Unternehmen, das man jemals sah, zum Stande zu bringen; um der Ausleger seines Willens, seiner Verordnungen, und seiner Gesetze zu seyn, um die erstaunlichsten Wunder zu wirken, die man zu keiner Zeit gesehen hatte; und endlich unter den Menschen die ganze Gewalt und Macht Gottes selbsten auf die rührendste Weise vorzustellen. * Sieh! ich habe dich, als einen Gott über Pharao gesetzet, sprach der Herr zu ihm: und Aaron, dein Bruder, soll dein Prophet und dein Diener seyn. Läßt es sich zweifeln, daß ein Mann, wie Moses, von Gotte begeistert und übernatürlich erleuchtet gewesen sey, um die Erschaffung der Welt selbst zu erkennen, und nachmals uns davon zu unterrichten? Es saget uns auch Josue von ihm, ** daß man nach dem Tode des Moses in Israel keinen Propheten mehr gesehen habe, der in den Erleuchtungen, der Macht, der Stärke, den Wunderthaten, und der innersten Vertraulichkeit mit Gotte, ihm gleich gekommen wäre.

In der Geschichte des Evangeliums, oder des neuen Bundes haben wir keine andere Schriftsteller, als Apostel und Lehr-

* 2. B. Mos. VII. ** 5. B. Mos. XXXIV.

Lehrjünger Jesu Christi. Da diese Apostel und Lehrjünger von dem, was sie erzählen, Augenzeugen gewesen waren, oder zur Zeit Jesu Christi selbsten gelebet hatten, folget es, daß die ganze Geschichte des neuen Bundes allein von zeitgenossen Schriftstellern geschrieben worden ist.

II.

Die heilige Schrift ist unter der Aufsicht der öffentlichen Oberkeit bewahret worden.

Was noch der heiligen Schrift ein ungemeines Zeichen der Glaubwürdigkeit giebt, ist dieses, daß sie der Aufsicht der öffentlichen Oberkeit vertrauet war, welche für ihre Erhaltung, und ihre unverfälschte Lauterkeit wachete. Dieser Punkt lag den Hebräern äußerst am Herzen. Die Bücher des Gesetzes wurden sogar in der Bundeslade verwahret, welche in dem Heiligthume stand. Moses hatte es also verordnet. * Nehmet das Buch des Gesetzes, sprach er zu den Leviten, und leget es auf eine Seite in der Lade des Herrn. Sein Nachfolger verhielt sich damit eben so. Denn das Buch Josue, oder der Eroberung von Palästinen wurde, auf das Geheiß des Josue selbsten, dem Buche des Gesetzes beygesetzet, und mit gleicher Sorgfalt bewahret. Als der hohe Priester Helcias, nach den abscheulichen Ausschweifungen, die unter der Regierung des Manasses und Ammons, der Vorfahren des Josias, geherrschet hatten, den Eifer dieses gottesfürchtigen Fürsten aufwecken wollte, ließ er ihm das Buch des Gesetzes vorlegen, welches in dem Tempel aufbehalten worden war. ** Nehemias, der das jüdische Gemeinwesen bald nach der Gefangenschaft regierte, ließ einen Büchersaal bauen, worein er alle Bücher, an denen dem Volke etwas gelegen war, und alle Bücher

* 5. B. Mos. XXXI. ** 2. B. der Chron. XXXIV.

Bücher Davids und der Propheten stellete. * Judas der Macchabäer, welcher durch seine großen Siege über den König von Syrien so berühmt war, und welcher seinem Volke die Freyheit und die Religion wieder gab, folgte dem Beyspiele, das Nehemias gegeben hatte. ** Endlich berichtet uns Joseph, daß den hohen Priestern und den Propheten befohlen war, nicht allein die Jahrbücher des Volkes zu schreiben, sondern auch Sorge zu tragen, damit sie in ihrer unverfälschten Lauterkeit erhalten werden möchten. *** Werden unsere Philosophen nicht böse seyn, daß wir so glänzende Beweise von der Glaubwürdigkeit der heiligen Schrift auf die Bahne bringen? oder was mögen sie wohl auf diese Beweise zu antworten haben?

III.

Die heilige Schrift ist allezeit von den Hebräern für den kostbarsten Schatz ihres Geschlechtes angesehen, und in der unverfälschtesten Lauterkeit erhalten worden.

Ein drittes Zeichen der Glaubwürdigkeit, das die heilige Schrift über alle andere Bücher hinaussetzet, ist die unendliche Ehrfurcht, welche das ganze Volk durch eine lange Reihe von Jahrhunderten dafür getragen, und die Sorgfalt, die man hatte, um dieselbe ohne die mindeste Verfälschung zu erhalten. Von diesem Stücke soll uns der Geschichteschreiber Joseph selbsten reden. ****

„ Mit vieler Weisheit „, saget er, „ hat man nicht „ einem jeden unter uns die Freyheit zu schreiben gestattet. „ Die Propheten allein haben den Auftrag dazu gehabt. „ Einige haben uns aus göttlicher Einsprechung berichtet, „ was in dem tiefesten Alterthume verborgen war: andere „ haben

* 2. B. der Macchab. II.
** Ebend.
*** 1. B. wider Apion.
**** 2. B. Ebend.

„haben die Geschichte von Dingen geschrieben, die sich zu „ihren Zeiten eräuget hatten. Also haben wir nicht, wie „andere Völkerschaften, eine Menge Bücher, deren eines „dem andern widerspricht. Unsre Bücher sind auf die Zahl „von zwey und zwanzig eingeschränket, aus welchen die fünf „ersten vom Moses, die übrigen von verschiedenen Prophe„ten sind. Seit so vielen Jahrhunderten, als unser Ge„schlecht besteht, hat es Niemanden gegeben, der es gewa„get hätte, das Mindeste beyzusetzen, zu verändern, oder „hinwegzubringen. Denn es ist ein Grundsatz, welcher „allen Juden von ihrer Geburt an in die Seele geschrieben „ist, daß sie diese Bücher für göttlich erkennen, daß sie „beständig daran gebunden bleiben, und sogar mit Freu„den ihr Leben aufopfern, um ihren Glauben zu vertheidi„gen. Man hat auch öfters sehr viele Juden gesehen, „welche lieber die entsetzlichsten Strafen übertragen, und „verschiedene Todesarten ausstehen, als ein einziges Wort „wider ihr Gesetz aussprechen, oder einige Satzungen ih„rer Religion übertreten wollten. Könnten uns die Grie„chen dergleichen Beyspiele aufweisen„? Ich denke nicht, daß man Lust haben werde, andere Beweise der Ehrfurcht, welche die Juden für die Bibel hatten, und der Sorgfalt, mit welcher sie dieselbe in ihrer unverfälschten Lauterkeit bewahrten, von uns zu verlangen.

IV.

Die Bücher Moses sind allezeit mit der gewissenhaftesten Ehrerbiethung von den Juden und den Samaritanen aufbehalten worden, obschon diese zwey Völker in beständiger Feindschaft mit einander lebten.

Die Samaritanen waren Völker, welche von Medien, und der Landschaft Chur oder Chus, nahe bey Indien her-

stammeten, und welche nach der Zerstörung des Reiches Israel, und der Gefangenschaft der zehn Zünfte, von Salmanazar in Palästinen geführet wurden. Weil diese Leute Götzen dieneten, und mit verschiedenen Strafen gezüchtiget wurden, welche sowohl in der heiligen Schrift, als bey Josephen verzeichnet sind, glaubten sie, daß all ihr Unglück daher käme, weil sie nicht wüßten, was für einen Dienst der Gott des Landes, das sie bezogen hatten, von ihnen foderte. Sie begehrten dann vom Könige Assyriens, daß er ihnen etliche israelitische Priester schicken sollte, damit sie in diesem Gottesdienste, den sie nicht kannten, unterwiesen werden möchten. Sie erhielten, was sie begehret hatten, und schmiedeten sich nachmals eine Religion, die eine Vermischung vom Judenthume, und vom Götzendienste war.

Sie nahmen die fünf Bücher Moses an, welche die israelitischen Priester ihnen mitgetheilet hatten, und trugen eben so viel Ehrfurcht dafür, als die Juden selbsten. Die Eifersucht, welche unter diesen zweyen Völkern allezeit herrschete hinderte niemals eines aus beyden, Moses für ihren Gesetzgeber auf gleiche Weise zu betrachten, und seine Bücher in dergleichen unverfälschten Lauterkeit, und mit dergleichen Sorgfalt aufzubehalten. Wir haben noch heut zu Tage den samaritanischen Text, welcher von dem hebräischen Text nur in kleinen Dingen abweicht, worüber sich ängstliche Grübler aufhalten mögen: allein er ist durchaus in allen Gesetzen, Wunderthaten, Personen, Handlungen eben derselbe. Folglich geben die samaritanischen fünf Bücher Moses unserer heiligen Schrift noch einen neuen Grad der Glaubwürdigkeit.

V.

Man theilete die heilige Schrift nur mit unendlicher Behutsamkeit andern mit, damit ihre unverfälschte Lauterkeit unfehlbar erhalten werden möchte.

Man kann auf die Behutsamkeit, welche die Juden braucheten, ehe sie die heilige Schrift andern mittheilten, aus dem Betragen schließen, welches sie mit Ptolomäus Philadelphus, dem zweyten Könige von Aegypten nach dem großen Alexander, beobachtet haben. * Dieser Fürst, als er vernommen hatte, daß die Juden Bücher haben, für welche man die größeste Achtung trug, und die aus dem tiefesten Alterthume waren, wollte damit den schönen Büchersaal vermehren, den er zu Alexandrien angeleget hatte. Er schickte dann eine Gesandtschaft zu dem hohen Priester Eleazar, und ließ ihn bitten, daß er ihm diese kostbaren Bücher mittheilen, und zugleich geschickte Leute senden möchte, welche sie in das Griechische übersetzen könnten. Der hohe Priester selbsten wählete mit dem Rathe des Volkes diejenigen heraus, denen dieses wichtige Werk anvertrauet werden sollte. Es waren zween und siebenzig Männer, aus dem Mittel der ältesten Schriftgelehrten herausgenommen. Man übergab ihnen eine Abschrift der heiligen Bücher, welche mit goldnen Buchstaben geschrieben war und befahl ihnen, dieselbe zurückzubringen, sobald sie die Uebersetzung, die der König begehret hatte, zu Ende gebracht haben würden. Als das Werk gefertiget war, wurde es in Gegenwart aller Juden zu Alexandrien abgelesen, damit man die erfoderlichen Besserungen vornehmen könnte, wenn man gewahr würde, daß irgend in einem Stücke aus Versehen der Ausdruck des Gesetzes unrichtig übersetzet worden wäre. Aber der Beyfall war

* Jüdisch. Alterth. 12. B. 1. Kap.

war allgemein; und diese Uebersetzung, welche man die Uebersetzung der siebenzig Dollmetscher heißt, hat sowohl die jüdische, als die christliche Kirche allezeit auf gleiche Weise in Ehren gehalten.

VI.

Die heilige Schrift ist unwiderleglich für glaubwürdig bewiesen, durch die Gleichförmigkeit, die man aus den Abschriften, welche die Juden bewahren, und den Abschriften, welche die Christen haben, gewahr wird.

Seit mehr als siebenzehn hundert Jahren sind die Christen von den Juden getrennet, und seit dieser Trennung herrschet zwischen beyden Theilen der größeste Gegensatz und die größeste Verschiedenheit in den Gesinnungen. Beyde haben die gleichen Bücher, worauf sich ihre Religion gründet. Beyde sehen dieselben für göttliche Bücher an, für Bücher, an denen es nicht erlaubet ist, ein Wort, eine Sylbe, einen Punkt zu ändern. Obschon die Christen Vortheil daraus ziehen, um die Juden zu bestreiten, so halten es die Juden dennoch für den unverletzlichsten Artikel ihrer Religion, nichts daran zu ändern: sie vertheidigen sich zwar durch die Auslegung und durch Vernunftschlüsse; aber sie läugnen, oder verfälschen den Text nicht, und sie beschuldigen die Christen niemals, daß sie denselben verfälschet hätten: man trifft unter ihren Abschriften und den unsrigen die vollkommenste Gleichförmigkeit an. Nun, weil unerachtet dieses Gegensatzes und dieser Verschiedenheit der Gesinnungen unter den Juden und Christen, dennoch allezeit beyde Theile so gleichförmige Abschriften der Bibel aufzeigen, ist dieses nicht ein überzeugender Beweis, daß sie von beyden Theilen seit so vielen Jahrhunderten in ihrer unverfälschten Lauterkeit erhalten worden seyn,

ist

ist dieses, nebst allem, was wir schon gesagt haben, nicht das augenscheinlichste Merkmaal ihrer Glaubwürdigkeit?

Es mag nun der Verfasser des Handlexikons, der vorgebliche Mylord Bolingbroke, der Herausgeber der drey Homilien, — denn dieser ist der Proteus aus der Fabellehre, weil alle drey Männer nur Einen und denselben ausmachen; — es mag dieser Mensch über manche Worte, über manche Ausdrücke Schwierigkeiten machen, die wir in der Folge leicht widerlegen werden: deßhalben sind die Bücher, welche die Juden, und welche die Christen in Händen haben, dennoch durchaus und vollkommen die nämlichen, im Grunde, in den Geschichten, in der Offenbarung, in den Lehrsätzen, und in der Sittenlehre; und man findet pünktlich in diesen, was in jenen verzeichnet ist. Man müßte dann aller Vernunft und aller Scham entsaget haben, wenn man die Glaubwürdigkeit dieser Bücher zu läugnen wagete: denn hier ist allein noch von diesem einzigen Punkte die Frage; und diesen einzigen Punkt zu beweisen, haben wir uns auch vorgenommen.

Kurze Wiederholung der Beweise.

Es ist Niemand, sowohl unter den Ungläubigen, als unter den Christen, der nicht wüßte, daß wir Bücher haben, welche die Bücher des alten und neuen Bundes genannt werden; und insgemein ist dieses auch alles, was die meisten aus den Ungläubigen und aus den Christen davon wissen. Aber daß diese Bücher von den größesten Männern unter den Hebräern, von göttlich begeisterten Männern und Propheten, von Männern, die wegen ihrer Fähigkeiten, ihrer Beleuchtungen, ihrer Tugenden überaus ehrwürdig waren, die zu der gleichen Zeit gelebet haben, und die uns nichts erzählen,

als was sich unter ihren Augen und zu ihrer Zeit begeben hat, geschrieben worden seyn: aber daß diese Bücher allezeit mit der gewissenhaftesten Ehrfurcht betrachtet worden seyn; daß man alle Sorgfalt, welche die menschliche Klugheit anzuwenden fähig ist, angewendet habe, um dieselben in ihrer ganzen unverfälschten Lauterkeit zu erhalten; daß endlich diese Bücher eben dadurch die größesten Zeichen der Glaubwürdigkeit, die man immer finden kann, an sich tragen: dieses wissen die meisten Menschen nicht, oder zum mindesten geben sie darauf wenig Achtung.

Unterdessen ziehen ungläubige Schriftsteller und Freygeister aus dieser fast allgemeinen Nachläßigkeit und Unwissenheit Vortheil; sie misbrauchen dieselbe, um der Religion zu spotten, und Christen zu verführen, welche gemeinlich allzu wenig unterrichtet, und von Natur zu der Verführung und dem Unglauben allzu sehr geneigt sind. Aus dieser Ursache haben wir uns eine Pflicht daraus gemacht, diesen Punkt also zu erläutern, daß die Verführer zu Schanden gemacht, und jene, die sich zu der Verführung verleiten lassen möchten, aller Entschuldigung beraubet werden sollten. Laßt uns itzt zum zweyten Punkte, welcher die Bücher der Bibel betrifft, das ist, zu der göttlichen Einsprechung eben dieser Bücher schreiten.

Zweyter Satz.

Die Bücher der heiligen Schrift sind augenscheinlich göttliche Bücher; das ist: Bücher, welche von dem Geiste Gottes eingegeben worden sind.

Beweise des Satzes.

Bücher, welche Wahrheiten enthalten, die durch keine natürliche Einsicht entdecket werden mochten, und die

Gott

Gott allein erkennen und offenbaren konnte, sollen für augenscheinlich göttliche Bücher gehalten werden; das ist: für Bücher, welche von dem Geiste Gottes eingegeben worden sind.

Nun aber, die Bücher der heiligen Schrift enthalten Wahrheiten, die durch keine natürliche Einsicht entdecket werden mochten, und die Gott allein erkennen und offenbaren konnte.

Folglich sind die Bücher der heiligen Schrift augenscheinlich göttliche Bücher; das ist: sie sind von dem Geiste Gottes eingegeben worden.

Es ist gewiß Niemand, der nicht Augenblicks die Richtigkeit des Vordersatzes fühlet; er hat also keines Beweises vonnöthen. Alle Beschwerniß muß dann auf dem Mittersatze ruhen; und dieser wird durch den ganz einfachen Vernunftschluß, den wir vortragen wollen, mit der äußersten Deutlichkeit bewiesen.

Nur Gott allein kann erkennen, vorhersagen, und kund machen, was in einer langen Reihe von Jahrhunderten geschehen soll, und was unfehlbar geschehen wird: und keine natürliche Einsicht kann es unfehlbar vorsehen.

Nun aber, die Bücher der heiligen Schrift erzählen uns, als gewisse Wahrheiten, den Zusammenhang sehr vieler Begebenheiten und Geschichten, welche nur erst nach einer langen Reihe von Jahrhunderten geschehen sollten.

Folglich erzählen uns die Bücher der Bibel Wahrheiten, die durch keine natürliche Einsicht entdecket werden mochten, und die Gott allein erkennen und offenbaren konnte.

Fürwahr, jene lebhaften Beleuchtungen, welche die dunkeln Tiefen der Zukunft durchgründen; welche schon als gegenwärtig zeigen, was erst nach den entferntesten Jahrhunderten

sich begeben wird; welche die Veränderungen, und die kleinsten Umstände der Veränderungen vorstellen, die in der Folge verschiedene Reiche erfahren werden: jene Beleuchtungen sind über die menschlichen Kenntnisse unendlich erhaben; sie sind ein wesentlicher Vorzug der Gottheit; und nur die Gottheit kann sie mittheilen. Nun eben diese ganz göttlichen Beleuchtungen sind allenthalben in den heiligen Büchern der Bibel ausgebreitet, und mit solchem Schimmer ausgebreitet, daß es dem Gläubigen und dem Ungläubigen, dem Christen und dem Irrgläubigen, gleich unmöglich ist, davon nicht gerühret, getroffen, und eingenommen zu werden.

In diesen Büchern sieht man viele Jahrhunderte früher beynahe alles vorgesaget, was das Schickfal der ganzen Welt ausmachen soll: man sieht darinnen ins Besondere die Geschichte der Nachkommenschaft Abrahams, alle Veränderungen, welche die größesten Monarchien der Welt erfahren werden, alle Umstände des wundervollen Lebens, des blutigen Opfers, und des glorwürdigen Reiches Jesu Christi: also, daß man diese Bücher für eine immerwährende Weissagung, und für eine vorläufige Geschichte der ganzen Welt vor der Stiftung der Religion, betrachten kann.

Weil aber diese so herrlichen, so wichtigen, so überzeugenden Wahrheiten gemeiniglich nicht bekannt genug sind, wollen wir gleichsam im Abrisse diese prophetischen Schilderungen, als eben so viele Beweise anführen, welche die Göttlichkeit und die Einsprechung der heiligen Schrift außer allem Zweifel setzen.

Erste prophetische Schilderung.

Die ganze Geschichte der Hebräer wird durch die Weissagungen der heiligen Schrift umständlich vorgestellet, und vorhergesaget.

Seit Abraham, dem Vater der Gläubigen, bis auf die Zerstörung des jüdischen Gemeinwesens unter Vespasian, vergehen mehr als zwanzig Jahrhunderte. In diesem langen Zwischenraume geschieht beynahe nichts bey dem hebräischen Volke, das nicht von den Propheten eben so deutlich angekündet wäre, als es nachmals von den Geschichteschreibern getreulich erzählet worden ist.

Abraham war noch allein und kinderlos, als ihn der Herr Palästinen durchreisen heißt, und ihm versaget, daß er eine eben so zahlreiche Nachkommenschaft, als die Sterne an dem Himmel, haben werde; daß diese Nachkommenschaft Anfangs in einem fremden Lande unterdrücket werde, aber nach vier hundert Jahren bereichert und siegend daraus entkommen, und durch die Siege, die sie über die alten Einwohner erhalten werde, in den Besitz eben desselben Reiches eintretten sollte, * Der Aufenthalt des hebräischen Volkes in Aegypten, die Unterdrückung, die es darinnen ausstand, sein siegreicher Auszug unter der Führung des Moses, seine Siege unter Josue: alles dieses hätte von den Geschichteschreibern nicht besser erzählet werden können, als es durch die Weissagungen angekündet worden war. Der Enkel Abrahams steht am Rande des Todes; er läßt um sein Bett herum seine Kinder versammeln; er berichtet ihnen umständlich ihr künftiges Schicksal; er zeichnet schon ihnen aus, was ein jedes unter ihnen nach drey hundert Jahren im Lande Chanaan besitzen sollte; er

* 1. B. Moses. XV.

er sieht die Könige, die aus seinem Blute entspringen werden; endlich saget er mit Entzückung, siebenzehn hundert Jahre früher, die Ankunft desjenigen vor, welcher die Erwartung und der Erlöser der Völker seyn soll. *

Moses, der Ausleger des göttlichen Willens, und der Vertraute des Herrn, die Geißel Pharaons, der Gesetzgeber seines Volkes, eben da er die Israeliten in den göttlichen Gesetzen unterrichtet, sieht schon mit Schmerzen die Uebertretungen und die Laster vor, welche dieselben nach ihrer Eroberung des gelobten Landes begehen werden; er verkündiget ihnen die schwersten Strafen, wormit sie gezüchtiget werden sollen, ihre späte Reue, die Barmherzigkeit des Herrn, welcher sich durch ihre Buße wird besänftigen lassen, und die Befreyer, die Gott ihnen schicken wird. ** Man möchte nun die Weissagung des Moses, oder die Geschichte der Richter lesen, so wird man die gleichen Begebenheiten antreffen.

Salomon misbrauchet die Gaben, die der Herr im Ueberflusse in seine Seele gegossen hatte, und nachdem er der Weiseste unter den Menschen gewesen ist, wird er der lasterhafteste Schwelger. Ein Prophet bringt ihm im Namen des Herrn die Nachricht, daß sein Reich, zur Strafe seiner Ausschweifungen, getheilet und zergliedert werden solle, und daß nur der kleinste Theil davon bey seinem Hause bleiben werde. Und eben dieses geschah nach etlichen Jahren unter Roboam, dem Thronfolger Salomons: die Staaten der Hebräer wurden in zwo Herrschaften, in das Reich Juda und das Reich Israel oder Samariens, getheilet, wie es der Prophet geweissaget hatte. ***

Die

* 1. B. Moses. XXXXIX.
** 5 B. Moses. XXIX. XXX. XXXI. XXXII.
*** 3. B. der König. XI.

Die Völker aus dem Reiche Samariens geben sich allem Gräuel des Götzendienstes und der Ausgelassenheit Preis. Der Herr drohet ihnen, und läßt sie durch verschiedene Propheten warnen. Michäas kündet ihnen an, daß Samarien werde in einen Steinhaufen verwandelt, ein Raub der Flammen, und bis auf den Grund verheeret werden. * Amos saget ihnen vor, daß Israel von dem Orte seiner Geburt weggenommen, und über Damaskus hinaus verleget werden sollte. ** Oseas weissaget ihnen, daß die Kinder Samariens am Felsen zerschmettert, die schwangern Weiber entzwey geschnitten, die Männer niedergehauen werden sollten. ***

Eben dieses hat sich nach mehrern Jahren eräuget, als Phul, der König von Assyrien, eine große Menge der Israeliten hinwegführte, und als Salmanazar in der Folge die Zerstörung dieser Monarchie vollendete, Samarien einnahm, und Oseas, den letzten König Samariens, gefangen entführte. ****

Die Einwohner von Juda folgten den Israeliten in den Ausschweifungen nach, und hatten auf gleiche Weise an ihren Strafen Theil. Die Gefangenschaft der Juden zu Babylon wurde zwey hundert Jahre, ehe sie sich eräugte, von dem Propheten Isaias geweissaget, und nachmals noch umständlicher vom Jeremias vorgestellet. Der erste dieser Propheten ***** nannte schon den großen Cyrus bey Namen, welcher den Juden Gewalt geben sollte, in ihr Vaterland zu kehren, die Mauern Jerusalems wieder aufzurichten, und den Tempel des Herrn zu erbauen. Der zweyte ****** gab die bestimmte Zahl der Jahre an, welche die Gefangenschaft dauren sollte. Es

* I.
** V.
*** XIV.
**** 4. B. der König. XVII.
***** XXXXV.
****** XXIX.

Es mußten die allerausserordentlichsten Veränderungen geschehen, damit diese Weissagungen erfüllet werden könnten: nichts gab zu dieser Vermuthung Gelegenheit, als die Propheten zu den Juden redeten. Die Meder waren dortmals noch ein schwaches, und die Perser ein unbekanntes Volk. Unterdessen ist in der Folge durch die Erfüllung alles bewähret worden, was die Propheten vorgesaget hatten.

Die letzte Veränderung, welche die Juden erfahren mußten, war die gänzliche Zerstörung ihres Gemeinwesens durch die Waffen Vespasians, die Verweisung aus ihrem eignen Vaterlande, und ihre Zerstreuung unter alle Völker. Diese Veränderung sah Daniel fünf hundert Jahre früher vor, gab die Ursachen davon an, und schilderte ihre Folgen und ihren Gräuel. Wir wollen vernehmen, was er selbsten spricht: *

„Um die Zeit des Abendopfers war ich im Gebethe begriffen,
„als ein Engel des Himmels zu mir trat, und sprach: In
„siebenzig Wochen (von Jahren; das ist: in vier hun-
„dert und neunzig Jahren) ist der wichtige Zeitpunkt
„für die heilige Stadt und für dein Volk eingeschränket.
„Merke dann auf meine Worte, Prophet! Von der Weis-
„sagung des Jeremias an, welcher die Wiedererbauung Je-
„rusalems vorgesaget hat, bis auf Christum, den König
„und das Haupt deines Volkes, werden sieben Wochen, und
„zwo und sechzig Wochen vergehen. Unter den sieben er-
„sten Wochen wird man die Stadt und die Mauern Jeru-
„salems wieder aufbauen; und nach zwo und sechzig Wochen
„wird Christus getödtet werden. Sein unglückseliges Volk,
„das ihn verläugnen soll, wird zur Strafe dieses abscheuli-
„chen Lasters ausgerottet werden. Ein kriegrisches Volk,
„von seinem Oberhaupte geleitet, wird die Stadt und den

„Tem-

„Tempel aus dem Grunde zu Boden stürzen; alles wird „verheeret werden; das Ende des Krieges wird die Verwü„stung vollenden, und die Verwüstung wird nicht mehr „aufhören„.

Hätte der Prophet sich nachdrücklicher ausdrücken können, wenn er selbsten ein Augenzeug von allem gewesen wäre, was sich in jenem gräulichen und letzten Kriege zugetragen hat, in welchem das jüdische Gemeinwesen zu Boden fiel, und sich niemals wieder aufhelfen konnte?

Es giebt noch eine unzählbare Menge Veränderungen, Begebenheiten, und einzelne Geschichten, welche durch Weissagungen angekündet worden sind, und die man auch beyfügen könnte. Allein man hat nur eine Schilderung im Abrisse versprochen; und diese, wie wir sie gegeben haben, erklecket schon, um unsern Satz zu beweisen. Laßt uns einen Blick auf die zweyte Schilderung werfen, welche noch rührender ist.

Zweyte prophetische Schilderung.

Die Veränderungen der größesten Monarchien werden durch die Weissagungen in der Bibel angekündet.

Die berühmtesten alten Monarchien waren: jene der Assyrier oder Chaldäer, die von den Persern zerstöret wurde; jene der Perser, die von den Griechen unter Alexandern eingeschlungen wurde; jene der Griechen, die auf gleiche Weise den Römern zur Beute ward. Aegypten und Phönicien hatten auch ihre sonderheitlichen Veränderungen. Die griechischen Schriftsteller haben uns zwar das Andenken dieser großen Begebenheiten zum Theile erhalten; aber die hebräischen Propheten haben sie uns lange zuvor, ehe sie geschehen sollten, auf die lebhafteste Art geschildert.

Im

Im Jahre der Welt 3516 wurde das stolze Babylon, die herrlichste, die reicheste, die mächtigste aller Städte in Osten, die Hauptstadt eines der größesten Reiche, das jemals gewesen war, von den Medern und Persern erobert, wie Herodotus und Xenophon erzählen. Aber schon drey hundert Jahre vor diesem großen Umfalle hat ihn Isaias durch diese lebhaften Schilderungen vorgestellet:* „Weinet „und heulet! Sehet der Tag des Herrn! sehet die Strafe „Babylons, wie sie Isaias der Sohn Amos gesehen hat! „Ich sehe die Babylonier, wie furchtsame Rehe, wie „Lämmer ohne Wehre, fliehen; Niemand wird die Strei„tenden versammeln; das Schrecken hat alle Herzen einge„nommen. Ich will die Meder gegen sie erwecken, spricht „der Herr, welche nicht für Gold und Silber zu Felde zie„hen. Alles, was ihnen aufstößt, wird unter ihren Strei„chen fallen; alle, die ihnen begegnen, werden niederge„hauen werden; die schwangern Weiber, und die säugen„den Kinder werden eben nicht verschonet werden. Das „prächtige Babylon, welches über so viele Könige geboth, „jenes so berühmte Denkmaal des chaldäischen Stolzes, „wird in den gleichen Zustand, wie Sodoma und Gomor„rha, versetzet werden, wovon man heut zu Tage keine Spur „mehr antrifft„. Ohngefähr hundert Jahre vor der Belagerung Babylons, und eben zu der Zeit, wo die chaldäische Macht unter dem großen Nabuchodonosor seinen höchsten Gipfel erreichet hatte, saget Jeremias verschiedene Umstände von der Eroberung dieser Stadt vor; und was dabey das Merkwürdigste ist, saget er durchaus die nämlichen Umstände vor, welche die erfahrensten griechischen Geschichtschreiber uns nachmals erzählet haben.

Gleich-

* XIII.

Gleichwie das babylonische Reich von den Medern und Persern unter Cyaxaren und Cyrus zerstöret worden ist: eben also wurde das persische Reich von Alexandrien und von den Griechen zerstöret. Diese neue Veränderung sah Daniel, zwey hundert Jahre früher, als sie geschehen ist, vor seinen Augen: denn dieser Prophet lebte unter den babylonischen Königen, und starb bey dem Anfange des persischen Reiches. Man vernehme, wie er sich ausdrücket: * „Ich „habe einen Widder gesehen, welcher mit seinen Hörnern „gegen Abend, Norden, und Mittag stieß. Kein Thier „vermochte ihm zu widerstehen, oder zu entweichen: alles „gieng ihm von Statten, und er schwang sich zum höch„sten Gipfel der Macht und Hoheit empor. Aber es kam „von Westen ein Ziegenbock, der mit einer unbegreiflichen „Schnelle die Erde durchlief. Dieser Bock hatte zwischen „den Augen ein sehr ansehnliches Horn. Er nähert sich „dem Widder, greift ihn an, wirft ihn zu Boden, ver„drücket ihn, und seine Macht wird immer stärker. Un„terdessen bricht das große Horn des Bockes in Stücke, „und an dessen Statt wachsen vier andere hervor, die weit „minder beträchtlich sind: von einem dieser Hörner sprosset ein mittelmäßiges hervor, welches dem ewigen Opfer ein „Ende macht, und den Ort des Heiligthumes zerstöret. „Ich bemühe mich, „saget der Prophet, „die Bedeu„tung dieses Gesichtes zu ergründen, als der Engel des „Herrn also zu mir sprach: der Widder, den du gesehen „hast, ist der König der Meder und Perser, und der „ungestimme Bock ist der König der Griechen. Dieses „große Horn, das du beobachtet hast, bedeutet den ersten „König dieses Volkes, und die vier Hörner, die hervorgesproß-

„gesprossen sind, nachdem das große gebrochen war, stellen „die vier Monarchien vor, welche aus dem Reiche dieses „ersten Königs entspringen, aber demselben nicht gleich „kommen werden„.

Also werden bezeichnet: der Umsturz des persischen Reiches, die Niederlage des Darius, die Macht Alexanders, die vier Monarchien, welche nach seinem Tode aus seinen Eroberungen entstanden sind, und welche die Reiche von Asien, Aegypten, Syrien, und Macedonien waren. Man nimmt auch in eben derselben Weisagung aller Grausamkeiten des Antiochus Epiphanes wahr, wovon wir nur ein Wort gemeldet haben, damit wir die kürzeste Pünktlichkeit niemals überschreiten.

Wir dörfen unterdessen von diesem Inhalte nicht weichen, ehe wir zwo Bemerkungen machen, die sehr kurz seyn werden. Erstlich, * daß die Weisagung Alexandern dem Großen vorgezeiget wurde, als er durch Jerusalem zog; daß dieser Held darüber erstaunet war; daß er vom Erstaunen zur Ehrfurcht schritt, die er für diese Weisagung fühlte, welche er für wahrhaft göttlich betrachtete; und daß ihm dieses eine so große Neigung gegen die Juden einflößete, daß er ihnen in seiner neuen Stadt Alexandrien die gleichen Rechte und Vorzüge, wie die Macedonier genossen, angedeihen ließ.

Die zweyte Bemerkung ist diese, daß der alte Philosoph Porphyr, ein so geschworner Feind der Christen, als es unsre neuern Philosophen sind, von dieser Weisagung so gerühret wurde, daß er sie nicht anders um ihr Ansehen bringen zu können glaubte, als wenn er sagen würde, das Buch Daniels sey nicht von Daniel selbsten, sondern von einem

* Josephs Alterth. II. B.

einem Juden verfertiget worden, der ein Zeitgenoß des Antiochus Epiphanes gewesen wäre. Aber erstlich hat Porphyr von dem, was er zu behaupten waget, keinen Beweis angegeben: zweytens saget Daniel viele Dinge vor, welche nur erst ein Paar hundert Jahre nach Antiochus geschehen sollten; als da sind die Veränderungen des römischen Reiches, die Geburt und der Tod Christi, die Zerstörung Jerusalems und des Tempels. Alles dieses ist eben auch vom Daniel geweissaget worden, und erst zwey Jahrhunderte nach dem Antiochus geschehen. Wie wird Porphyr sich aus dieser Beschwerniß herauswickeln?

Endlich wird das römische Reich, welches alle übrige Reiche verschlingen, alle an Macht und Ruhme übertreffen, und das Reich Jesu Christi beginnen sehen sollte, von eben demselben Propheten auf gleiche Weise vorgestellet, als er dem Nabuchodonosor den geheimnißvollen Traum auslegte, den dieser Fürst gehabt hatte. „ * Du hast eine Bildsäule „von ungeheurer Größe gesehen „, sprach der Prophet zu ihm, „dessen Haupt von Golde, die Brust von Silber, die „Schenkel von Aerzte, die Beine von Eisen, die Füße theils „von Eisen, theils von Thone waren. Du hast diese „Bildsäule betrachtet, als ein kleines Steinchen von einem „Berge sich losmachte, und an die Füße der Bildsäule „schlug. Auf einen Schlag brach alles zusammen, und „verfiel zu Staube: Gold, Silber, Aerz, Eisen, und „Thon, alles wurde zerstreuet, keine Spur blieb davon zu„rück; und das kleine Steinchen wuchs zu einem Berge „auf, der die ganze Welt, anfüllte. Dieses war dein „Traum, o Fürst! und itzt vernimm die Erklärung davon.

„Der

* Daniel. II.

„ Der Gott des Himmels hat dir die Macht, und das „ Reich, und die Ehre mitgetheilet: du bist der König der „ Könige; alles ist deinem Willen und deinen Gesetzen un„ terworfen: du, o König! wirst dann durch das Gold „ vorgestellet, woraus das Haupt gebildet ist. Nach dir „ wird ein anders Reich entstehen, welches durch das Sil„ ber bedeutet ist, aber deiner Macht nicht gleich kommen „ wird, gleichwie das Silber im Werthe dem Golde nicht „ gleich kömmt. Auf dieses neue Reich wird ein drittes fol„ gen, welches durch das Aerz bezeichnet ist, und welches „ sich durch die ganze Welt ausbreiten wird. Endlich wird „ ein viertes Reich kommen, welches das Eisen vorstellet; „ und gleichwie dem Eisen nichts widersteht, wie es alles „ zerschmettert, und alles bezwingt; also wird dieses letzte „ Reich über alle übrige die Herrschaft erhalten, und alle „ übrige verschlingen. Die Füße, die halb von Eisen und „ halb von Thone sind, bezeichnen die Uneinigkeit, welche in „ diesem Reiche herrschen wird; die Uneinigkeit, welche „ zwo Parteyen erwecken wird, von denen eine sich erhalten, „ und die andere zerstreuet werden soll. Diese zwo Parteyen „ werden sich zwar durch Verwandtschaft verbinden, aber ih„ re Verbindung wird nicht dauerhafter seyn, als die Ver„ einigung des Thones mit dem Eisen. Und alsdann wird „ der Gott des Himmels ein neues Reich entstehen lassen, „ welches sich über die ganze Welt verbreiten, und ewig „ währen wird „.

Man müßte wohl in der alten Geschichte wenig bewandert seyn, wenn man nicht alsobald den Verstand dieser herrlichen Weissagung begriffe. Man darf sich nur in die Zeiten des großen Nabuchodonosors zurückdenken, welcher der erste Gegenstand dieser Weissagung ist. Sein Reich

wird

wird durch das Haupt des Riesenbildes vorgestellet, welches ganz von Golde ist: und dieses Reich war, nach der Erzählung des Chaldäers Berosus, * ohne Vergleich größer und mächtiger, als das Reich der Perser, die es fünf und vierzig Jahre nach dem Tode Nabuchodonosors zerstöreten. Das Reich der Perser, welches nur etwas über zwey hundert Jahre bestand, wird durch das Silber bedeutet. Das Aerz zeiget das Reich der Griechen an, welches von den Römern gänzlich verschlungen wurde, nachdem es in mehrere Monarchien getheilet worden war.

Endlich dieses letzte Reich wird durch das Eisen vorgestellet, das alles bezwingt, wie sich der Prophet ausdrücket, und eben dadurch bezeichnet er die Obermacht des römischen Reiches durch den weiten Umfang, die Stärke, und die Gewalt. Er berühret auch die großen Uneinigkeiten, welche bey dem Ende der Republik unter den höchsten Häuptern geherrschet haben, und die unnützlichen Bündnisse, die sie mit einander schlossen, als Pompejus Julien, die Tochter Cäsars, und Mark Anton Octavien, die Schwester Augusts, zur Ehe nahmen. Und dann zeichnet er den wahren Endzweck seiner herrlichen Weissagungen aus, wo er das geistliche Reich Jesu Christi ankündet, welches sich über die ganze Erde verbreiten, und bis an das Ende der Welt dauren soll. Hier wäre der Ort unsre dritte prophetische Schilderung von dem Leben, den Wunderthaten, und der Einsetzung des Reiches Jesu Christi aufzustellen. Aber weil wir bey dem Anfange des Artikels: Christenthum, in der Schilderung, die wir von Jesu Christo machen werden, einen Entwurf davon geben wollen, soll hier nichts davon gemeldet werden.

An-

* Bey Joseph 1. B. wider Apion.

Anmerkung über die prophetische Eigenschaft der heiligen Schrift.

Diese prophetische Eigenschaft der Bibel zieht nothwendiger Weise die dringendsten Schlüsse gegen die Philosophen nach sich. Denn wenn diese Bücher wahrhaft prophetisch sind, so müssen sie nothwendiger Weise von dem Geiste Gottes eingegeben worden seyn. Wenn sie von dem Geiste Gottes eingegeben sind, so sind sie ohne weiters göttlich; und wenn sie göttlich sind, so muß man alles, was die philosophische Rotte wider sie ausstößt, für nichts anders, als für Sammlungen von Gotteslästerungen halten. Diese Rotte könnte sich nicht anders vertheidigen, als wenn sie die Glaubwürdigkeit dieser Bücher läugnete, und sagen wollte, daß sie nach dem Erfolge geschrieben worden seyn. Allein man hat ihr Alterthum und ihre Glaubwürdigkeit mit der äußersten Deutlichkeit bewiesen. Da sie nun von diesen zween Gattungen der Beweise so sehr in die Enge getrieben sind, was können sie wohl noch sagen? Man wird ihre Beschämung noch vollkommener machen, wenn man auf die Einwendungen antwortet, die sie beyzubringen gewaget haben.

Antwort auf die Einwendungen der Philosophen gegen die göttliche Schrift.

I.

* Viele Gelehrte waren der Meynung, daß die fünf Bücher Moses nicht vom Moses geschrieben seyn können. Sie sagen, es sey durch die Schrift selbsten bewiesen, daß die erste bekannte Abschrift zur Zeit des Königs Josias gefunden worden sey, und daß der Schreiber Saphan diese Abschrift zu dem Könige gebracht habe. Nun aber, zwi-

zwischen Moses und dieser Begebenheit sind 867 Jahre verflossen. Dieses Buch, das man unter der Regierung des Josias gefunden hatte, war unbekannt bis zur Wiederkehr aus der babylonischen Gefangenschaft, und man saget, daß Esdras, von Gotte beleuchtet, die ganze heilige Schrift an das Licht gestellet habe.

* * *

Dieser Mann hätte richtiger gesprochen, wenn er, anstatt zu sagen: viele Gelehrte, gesaget hätte: viele Gottlose u. d. g. Und wir wollen zeigen, daß diese Gottlosen oder Gelehrten nichts anders, als Ungereimtheiten und Falschheiten, auf die Bahne bringen.

Es ist falsch, daß die Abschrift, welche man unter dem Könige Josias gefunden hat, die erste bekannte Abschrift gewesen sey; denn: 1. * Josaphat schickte Priester und Leviten mit den Gesetzbüchern aus, um die Völker zu lehren und zu unterweisen. Allein Josaphat ist der siebente König der Juden, und Josias erst der neunzehnte gewesen, 2. ** David ließ die Verordnungen des Moses von Punkte zu Punkte beobachten, als er die Lade des Herrn nach Jerusalem bringen ließ: folglich sind die Bücher Moses dortmals bekannt gewesen. 3. *** Die Priester und Leviten mußten alle sieben Jahre das ganze Gesetz vor allem Volke ablesen; und die Urschrift des Moses selbsten wurde in der Bundeslade verwahret. Wie artig weiß unser Gegner zu sagen, daß das Buch des Gesetzes erst zur Zeit des Josias bekannt geworden sey!

Es ist falsch, daß dieses Buch bis nach der Wiederkehr aus der Gefangenschaft unbekannt geblieben sey: denn **** die Juden in der Gefangenschaft selbsten, als sie an jene schrieben,

* 2. B. der Chronik. XVII. ** 1. B. der Chronik. XV.
** 5. B. Moses XXXI. **** Baruch. II.

ben, die nach der Eroberung von Jerusalem im Judenlande geblieben waren, führen in ihren Briefen verschiedene Stellen aus dem Gesetze Moses an: * Ezechiel, der aus der Zahl der Gefangenen war, berühret die Hauptstücke des Gesetzes sehr umständlich: ** und von den Aeltern der keuschen Susanna heißt es, daß sie ihre Tochter in der Verehrung und Furcht des Gesetzes Moses aufgezogen haben.

Es ist falsch, daß in der Bibel gesaget werde, Esdras habe die heilige Schrift an das Licht gestellet. Im Gegensatze saget uns die Bibel, daß Esdras ein Lehrer gewesen sey, der in dem Gesetze Moses sehr wohl unterrichtet war: sie bezeuget uns, daß ihn ein Nachfolger des Cyrus in Judenland gesendet habe, damit er das Volk in dem Gesetze unterweisen sollte, welches man dort, seit achtzig Jahren unter Zorobabel, schon wieder angenommen hatte. Da sind dann unsere Gelehrten überwiesen, daß sie Betrieger oder Unwissende sind.

II.

***Ich vermuthe, daß Esdras bey der Wiederkehr aus der Gefangenschaft alle diese Altweibermährchen geschmiedet habe: er hat sie mit chaldäischen Buchstaben in der gemeinen Landsprache geschrieben. Jeremias, wie ich denke, mag wohl zu der Verfassung dieses Romans ein Vieles beygetragen haben.

* * *

Man beobachte nur die Ungereimtheit, und die auffallende Unanständigkeit dieser Vermuthung. 1. Die Ungereimtheit. Er giebt vor, daß Esdras der Verfasser der Bücher sey, die dem Moses zugeeignet werden, und daß Jeremias zu dieser Verfassung habe mithelfen können. Nun aber,

Jere-

* Ezech. XXXXIV. ** Daniel. XIII.

*** Aus der wichtigen Untersuchung von Bolingbroke.

Jeremias war, mehr als hundert Jahre früher, in Aegypten gestorben, als Esdras nach Jerusalem kam. 2. Die auffallende Unanständigkeit. Alle christlichen Völker seit siebenzehn Jahrhunderten sehen die Bücher der heiligen Schrift für göttlich an: und ein elender Tropf, der sich unter einem geborgten Namen verbirgt, giebt sie für Altweibermärchen aus.

Man bemerke zum zweyten seine Bescheidenheit. Er nennet sein Werk das beredtsamste, das gründlichste, und das stärkeste Werk, welches jemals gegen den Fanatismus, das ist: wider die christliche Religion, geschrieben worden sey. Und die ganze Beredtsamkeit davon besteht in den unvernünftigsten Schmachreden, die ganze Stärke in den vermessensten Unwahrheiten, die ganze Gründlichkeit in den ruchlosesten, ganz neuen Gotteslästerungen, und in den ausschweifendsten Vernunftschlüssen.

Man bemerke endlich, daß der vorgebliche Mylord Bolingbroke an seiner Schreibart und an seiner Denkensart sehr leicht erkannt werden kann. Er ist ein Mann, der vollkommen alles weiß, was Voltaire in seinen vermischten Schriften, und in seiner allgemeinen Geschichte saget; alles, was in der Philosophie der Geschichte, in dem philosophischen Handlexikon, und in etlichen andern Schriften steht, welche mehr als zwanzig Jahre, nach dem Tode des Mylords dieses Namens, ausgehecket worden sind.

III.

Brauchet es mehr als einfach gesunde Vernunft, um zu erkennen, daß ein Buch, welches mit diesen Worten anfängt, Dieß sind die Worte, die Moses jenseits des Jordans sprach, von Niemanden, als von einem ungeschickten Betrieger, geschrieben seyn könne, weil eben dasselbe Buch versichert:

daß Moses niemals über den Jordan geschritten sey? Ist die Antwort Abbadiens nicht lächerlich, daß man jenseits für diesseits verstehen könne? Und soll man einem Prädikanten, der als ein Narr in Irland gestorben ist, eher glauben, als Newton, dem größesten Manne, der je mals gelebet hat?

* * *

Hat dieser Bolingbroke, der dem Spinoza nachschreibt, wohl selbsten eine gesunde Vernunft, daß er über Dinge, von denen er ganz nichts weiß, ein Urtheil fällt? Wenn er von der hebräischen Sprache die allergeringste Kenntniß gehabt hätte, so wüßte er, daß das Wörtchen, welches der lateinische Uebersetzer durch trans gegeben hat, so viel heißt, als: um die Gegend, neben, bey. Abbadie hatte dann Recht, daß er sagte: * Es brauchet nicht, in dem Hebräischen sehr erfahren zu seyn, um zu wissen, daß der Ausdruck, welcher im Grundtexte steht, und welchen unsre Uebersetzung: jenseits des Jordans, gegeben hat, jenseits, oder diesseits, ohn Unterschied bedeutet, je nachdem er gebrauchet wird.

Der ehrliche Bolingbroke läßt den Herrn Abbadie als Narren in Irland sterben. Dieser gelehrte Prediger hat ein vortreffliches Werk geschrieben, um die Wahrheit der christlichen Religion zu beweisen: konnte er wohl etwas anders, als Verleumdungen, von Bolingbroken erwarten. Denn es ist eine Verleumdung, daß er als ein Narr in Irland gestorben seyn soll, weil er zu Mary-bon bey London in allgemeiner Hochachtung und Ehrbezeugung gestorben ist.

End-

* 2. Band. 247. Seite.

Abbadie] Jakob Abbadie, ein reformirter Theolog, gebohren zu Nay in Bearne 1654, hat eine vortreffliche Abhandlung von der Wahrheit der christlichen Religion geschrieben. Er starb in Englande 1727.

Endlich stellet er dem Prädikanten Abbadien Newton entgegen, den größesten Mann, der jemals gelebet hat. Aber ohne daß wir uns über diese großen Machtsprüche bekümmern, sagen wir ihm: Wenn von der Erdmeßkunst die Rede ist, so wollen wir Newton Abbadien vorziehen; und wenn man von der Religion zu sprechen kömmt, so ziehen wir den Gottesgelehrten Abbadien dem Socinianer Newton vor.

IV.

Der Verfasser von der Zergliederung der christlichen Religion machet eine andere Wendung, um die heilige Schrift anzugreifen. Er saget: * Wenn wir die Sache mit Aufmerksamkeit untersuchen, so werden wir sehen, daß Dina nur sieben Jahre zählte, als sie von Sichem geschändet wurde; daß Simeon und Levi kaum eilf oder zwölf Jahre alt waren, als sie alle Einwohner von Salem über die Klinge springen ließen; daß die Brüder Rubens, die kaum dreyzehn Jahre erreicht hatten, mit allen ihren übrigen Brüdern, die alle unter zehn Jahren gewesen sind, sich vereinigten, und nachmals eben diese Stadt plünderten, woraus sie alle Weiber und Kinder gefangen entführten.

* * *

Diese Zergliederung der Religion verräth eben sowohl den Betrieger, als die wichtige Untersuchung. Eine kurze Aufmerksamkeit wird den Betrug augenscheinlich ins Licht stellen.

Die heilige Schrift zeiget ausdrücklich an, ** daß Jakob zwanzig Jahre bey Laban geblieben sey, dessen zwo Töchter Lia und Rachel mit ihm vermählet waren; daß Dina das sieben-

* Zergliederung der christl. Relig.
** B. Moses. XXXIII. XXXIV.

siebente Kind der Lia gewesen sey, welche sieben Jahre vor ihrer Schwester verehlichet worden war; daß Jakob, auf seiner Rückreise vom Laban, sich anfangs zu Sökoth niedergelassen, und dort ein Haus gebauet habe; daß er nachmals von diesem Wohnsitze weggezogen, und gegen Salem vorgerücket sey; daß endlich während seines Aufenthalts bey Salem der Dina dieses Unglück begegnet sey. Alle diese verschiedenen Aufenthalte, Reisen, Wohnplätze machen eine Reihe von mehr, als fünf und zwanzig, oder dreyßig Jahren aus. Dina mußte dann damals zum mindesten in ihrem fünfzehnten oder sechszehnten Jahre, und Ruben im drey und zwanzigsten gewesen seyn. Daraus läßt sich noch auf das Alter seiner Brüder schließen. Und der Betrieger behauptet, daß Dina nur sieben, und Ruben dreyzehn Jahre gezählet habe, als seine Schwester geschändet worden war.

V.

Die Geschichte des Judas verdienet bemerket zu werden. Man wird sehen, daß in einer Zeit von zwey und zwanzig Jahren Judas drey Kinder nach einander von einem und demselben Weibe gehabt hat; daß der älteste Sohn mit Thamar verehlichet ward, und starb. Thamar nahm den zweyten zur Ehe, der auch starb: nachmals zeugte Judas mit seiner Schnur Thamar zween Zwillinge, von denen einer auch vermählet wurde, und Kinder zeugte. Man sieht, wie wenig es wahrscheinlich ist, daß alles dieses in einer Zeit von zwey und zwanzig Jahren sich begeben habe.

* * *

In dem Kapitel des ersten Buchs Moses, * wo die Begebenheiten der Thamar erzählet werden, wird kein einziges Wort von der Verehlichung eines der Zwillinge gesaget, die

* XXXVIII.

die Judas mit Thamar gezeuget hatte: es wird nur von seiner Geburt geredet. Unterdessen machet doch diese Verehlichung hier die ganze Beschwerniß aus. Da ist dann der Betrug entdecket; da hat dann der Herr Verfasser der Zergliederung das Ehrenwort eines Betriegers mit allem Rechte erworben.

VI.

Die übrigen Bücher zeigen nicht weniger Beyspiele von gleichen Fehlern auf. Es heißt im Buche der Könige, daß Salomon 480 Jahre nach dem Auszuge aus Aegypten den Tempel gebauet habe. Man mache nur selbsten die Rechnung nach der Dauer von der Regierung der Richter und der Könige, so wird man über sechs hundert Jahre finden.

* * *

Man rechne die acht und fünfzig Jahre der Regierung Sauls und Davids; die vier ersten Jahre Salomons; die drey hundert acht und dreyßig Jahre, wo die Richter von Josue bis auf Samuel das Volk regieret haben; die vierzig Jahre, welche das Volk in der Wüste zugebracht hat; endlich ohngefähr vierzig Jahre Zwischenraumes nach verschiedenen Richtern; so wird man die genaue Zahl von 480 Jahren, und einen neuen Beweis haben, daß der Beynamen Betrieger billig gegeben worden ist.

VII.

Im ersten Buche des Esdras ist ein Fehler in der Rechnung, der in die Augen fällt. In der Hauptsumme der Israeliten, die aus der Gefangenschaft zurückgekehret sind, läßt er sie auf 42360 anwachsen; und wenn man jede Summe besonders zusammen rechnet, findet man nicht mehr, als 29819.

* * *

Ein

Ein dritter Beweis von dem Rechte, das der Verfasser zum Ehrennamen eines Betriegers hat. Esdras saget, daß die ganze Zahl der Israeliten, die aus der Dienstbarkeit zurücklamen, von 42360 Köpfen war. Er zählet erstlich jene, derer Geschlecht richtig bewiesen war, und die an der Zahl auf 29819 kamen; nachma's setzet er diese Worte bey: * Jene, die von den Städten Theimela, Thelbarsa, Cherub, Adon, und Emer herkamen, konnten nicht beweisen, von was für einem Geschlechte sie waren, und woher sie stammeten. Esdras giebt ihre Zahl nicht an, wie er es von den vorigen gethan hatte. Dennoch traten sie den Weg nach Jerusalem an. Sie mußten an der Zahl 12541 gewesen seyn. Wenn diese Zahl zu 29819 gesetzet wird, so machet es genau die Zahl 42360 aus. Wo ist dann dieser Fehler in der Rechnung, der in die Augen fällt?

VIII.

Man findet in den samaritanischen fünf Büchern Moses Widersprüche ohne Zahl mit der Vulgata, und mit den siebenzig Dollmetschern. Die Vulgata zählet nur 1656 Jahre von der Weltschöpfung bis zur Sündfluth; und nach den siebenzig Dollmetschern sind es 2262 Jahre: die samaritanischen fünf Bücher gehen noch weiter, und zählen 2309.

* * *

1. Man fodert alle Ungläubige, Kritiker, und Gegner auf, ein einzig Kapitel, oder eine Geschichte aus einem dieser Bücher anzuführen, welche man nicht eben so gut in den übrigen antrifft: wie wird man also diese Widersprüche ohne Zahl beweisen? Ein Wort, eine Zahl mag aus Versehen eines Nachschreibers verwechselt werden, sowohl wegen

der

* 1. B. II.

der Aehnlichkeit, die man unter mehrern hebräischen Buchstaben findet, als wegen der Unachtsamkeit, die bey einem Schreiber natürlicher Weise fast unvermeidlich ist. Es ist dann kein Wunder, daß man etliche Fehler von dieser Art in den alten Handschriften antrifft. Man findet nichts destoweniger allezeit den gleichen Grund, die gleiche Folge der Dinge, die gleiche Lehre darinnen.

2. Was den Unterschied in der Rechnung betrifft, ist es sehr leicht, demselben abzuhelfen. Denn wenn man sieht, daß der hebräische Text mit dem Texte der siebenzig Dollmetscher übereinstimmt, so schließt man, daß der samaritanische verändert worden sey; kömmt aber der samaritanische Text mit dem hebräischen übereins, so hält man für fehlerhaft, was in den siebenzig Dollmetschern verschieden steht; und alsdann hat alles seine gute Ordnung wieder.

Endlich behauptet dieser Mann, daß nach der Vulgata nur 1656 Jahre von der Weltschöpfung bis zur Sündfluth, und nach dem samaritanischen Texte 2309 Jahre gezählet werden. Auch dieses ist wieder eine neue Unwahrheit. Denn der samaritanische Text giebt die Zwischenzeit von der Schöpfung auf die Sündfluth noch kürzer an, als der hebräische. Man kann sich davon überzeugen, wenn man die Abhandlung des Herrn Abtes von Vence über die zwey ersten Weltalter liest.

XI.

Diese Bemerkungen möchten immer so unbedeutend seyn; so beweisen sie dennoch unumstößlich, daß die heilige Schrift groben Fehlern unterworfen ist, welche man selten bey andern Geschichtschreibern antrifft; und daß folglich ihre Verfasser nicht von Gotte beleuchtet waren, oder daß sie nachmals verfälschet worden seyn muß: und dieses

darf

darf man nicht glauben: denn, wenn sie wahrhaftig aus Gotte gekommen ist, und die Richtschnur unsers Glaubens ausmachen soll, so kann Gott nicht gestattet haben, daß eine Verfälschung daran geschehen sey.

* * *

Man soll aus unsern vorhergehenden Antworten schließen, daß die heilige Schrift noch weit mehr groben Verleumdungen, als groben Fehlern unterworfen ist.

Laßt uns itzt die seltsamen Schlüsse dieses Mannes untersuchen. Er behauptet, daß Gott nicht erlaubet haben würde, daß jemals die mindeste Verfälschung an der heiligen Schrift geschehen sollte, wenn sie von ihm eingegeben worden wäre. Aber wie behauptet er dieses? wie will er beweisen, daß Gott beständige Wunder hätte wirken sollen, um die Unachtsamkeit einzelner Nachschreiber, oder die Verfälschungen der Irrgläubigen zu verhindern?

Allein hat nicht Gott mit vieler Weisheit Vorsehung gethan, damit diese Bücher in ihrer unverfälschten Lauterkeit erhalten werden möchten? Hat man nicht seit dem Anfange des Christenthumes die hebräischen Urschriften, die Uebersetzung der siebenzig Dollmetscher, und die alte italiänische Uebersetzung gehabt, um die Verfälschungen der Irrgläubigen, oder die Fehler der Nachschreiber zu berichtigen, wiederherzustellen, und zu verbessern? Hat nicht Origenes, der im zweyten Jahrhunderte gebohren war, alle seine Gaben und seine Einsicht dazu verwendet, daß er der göttlichen Schrift ihre vollkommene Glaubwürdigkeit und unverfälschte Lauterkeit wieder verschaffte? Hat nicht im vierten Jahrhunderte der heilige Hieronymus, welcher alle alte Sprachen, die hebräische, die chaldäische, die syrische, die griechische kannte, auf das Geheiß der Päpste, beynahe sein ganzes Leben zu der

Ver-

Verbesserung, Uebersetzung, und gänzlichen Wiederherstellung der heiligen Schrift angewendet? Sind nicht die Fehler der Nachschreiber entdecket, die Verfälschungen der Irrgläubigen verworfen worden? Hat nicht der Herr mit vieler Weisheit allen Dingen Vorsehung gethan? und könnte man noch einen vernünftigen und nur halbgegründeten Zweifel haben?

X.

Die Vulgata zählet, von Adam auf die Sündfluth, nur 1656 Jahre; die siebenzig Dollmetscher zählen 2262: sie geben einem jeden der Vorältern Abrahams hundert Lebensjahre mehr, als die Vulgata und setzen ein Geschlechtweiter bey, da sie einen gewissen Kainan einschieben, von dem die Vulgata nichts meldet. Wenn man ohne Vorurtheil die Ursache dieser großen Verschiedenheit erforschet, so wird man finden, daß dieses nicht ein Fehler aus Unachtsamkeit, sondern eine nothwendige List gewesen sey. Als Ptolomäus die Bibel in das Griechische übersetzen lassen wollte, mußte dieses Buch vor den Augen eines aufgeklärten Volkes erscheinen. Man mußte dann die Zeitrechnung der Bibel, so viel es möglich war, mit der griechischen Zeitrechnung vergleichen: und man war gezwungen die Sündfluth um ein Vieles zurückzusetzen: denn weil die griechischen Geschichten weiter zurückgehen, als auf die Zeit, worinnen sie im Hebräischen bestimmet wird, so wäre die Falschheit davon Augenblicks entdecket gewesen.

* * *

Man möchte sagen, dieser Mann habe richtig gerathen, und die Verlegenheit gesehen, in welcher die siebenzig Dollmetscher wegen des Unterschieds zwischen der biblischen und griechisch-ägyptischen Zeitrechnung sich befanden. Die Bibel setzet nach dem Hebräischen kaum mehr als fünf hundert Jahre zwischen Abraham und die Sündfluth; und die ägyptische

tische Zeitrechnung, nach Manethons Aufsatze, geht bis auf sechs und dreyßig tausend Jahre zurück. Es haben dann die siebenzig Dollmetscher, saget er, um sich, so viel es möglich war, mit dieser ägyptischen Zeitrechnung zu vergleichen, die Sündfluth fünf oder sechshundert Jahre zurück gesetzet; und diese List war nothwendig: denn außerdem wäre die Falschheit der Bücher Moses Augenblicks entdecket gewesen.

Man hat aus den vorhergehenden Artikeln gesehen, daß der Verfasser der Zergliederung ein ungeschickter Verfälscher war; aus diesem wird man gewahr, daß er sehr armselige Schlüsse zu machen weiß. Ohne diese Zurücksetzung des Zeitpunkts von der Sündfluth, wäre die Falschheit der Bibel Augenblicks entdecket gewesen, saget er: aber ist sie wohl dadurch außer Gefahr gestellet? Vergleicht wohl dieser kleine Zusatz von fünf oder sechshundert Jahren, den man bey den siebenzig Dollmetschern findet, die zwo Zeitrechnungen mit einander? Bleibt nicht allezeit noch zwischen beyden ein Unterschied von mehr als fünf und dreyßig tausend Jahren übrig?

Die griechischen Geschichten, setzet er bey, gehen weiter, als auf die Zeit der Sündfluth, zurück. Aber wie vermessen waget er es, dieses zu behaupten? Weiß man dann nicht, daß die griechischen Träumereyen oder Gedichte, wenn man einen gewissen Inachus ausnimmt, nicht weiter als auf die Zeiten des Moses, zurückgehen? daß ohngefähr um diese Zeit die phönicischen und ägyptischen Pflanzvölker im Griechenlande sich niedergelassen haben? daß die griechischen Geschichten, die noch ein Wenig richtig sind, erst von dem Anfange der Olympiaden die Zeitbestimmen, welche nur

sechszehn

sechszehn hundert zwey uud zwanzig Jahre nach der Sündfluth begannen?

Die Bibel mußte vor den Augen eines aufgeklärten Volkes erscheinen. Und ist wohl ein Volk wegen der Geschichte mehr verschrieen gewesen? Xenophon und Herodotus widersprechen sich fast allezeit; Ktesias wird als ein Fabelmacher betrachtet; Strabo decket unaufhörlich die Fehler des Megasthenes, des Eratosthenes, und vieler andrer griechischen Schriftsteller auf; Juvenal bekleidet die Griechen mit dem schönen Ehrennamen, als Lügner in den Geschichten: Et quidquid Græcia mendax Audet in historia. O! wie sehr mußten die siebenzig Dollmetscher, dieses aufgeklärte Volk scheuen.

Was nun den Zusatz anbetrifft, welchen man heut zu Tage in dem Texte der siebenzig Dollmetscher findet, so giebt man ihn ohne Beschwerniß zu. Allein, weil er in dem hebräischen Texte nicht steht, mit welchem diese Uebersetzung im Anfange vollkommen gleichförmig war, so hat man nicht für gut erachtet, die Vulgata nach den Abschriften dieser Uebersetzung, wie wir sie heut zu Tage haben, zu verändern; und man hat sehr starke Gründe gehabt, um sich also zu verhalten. Endlich in Absicht auf Kainan, den Sohn des Arphaxad, gesteht man, daß er in dem zehnten Kapitel des ersten Buchs Moses ausgeblieben ist; aber man findet ihn in dem dritten Kapitel des heiligen Lukas: es ist also falsch, daß die Vulgata nichts davon meldet.

Im übrigen kömmt diese Verschiedenheit der Zeitrechnung unter den siebenzig Dollmetschern, und dem hebräischen Texte oder der Vulgata, nicht von den ersten Uebersetzern her; denn Philo, der zur Zeit der Apostel gelebet hat, saget in dem Leben des Moses, daß die Treue, mit welcher diese Dollmet-

scher übersetzet haben, nicht höher gebracht werden könne. Man sieht aus der täglichen Erfahrung, saget er, * daß ein Chaldäer, wenn er die griechische Sprache, oder ein Griech, wenn er die chaldäische gelernet hat, sich nicht entbrechen kann, die vollkommene Uebereinstimmung, die man zwischen dem Grundtexte und der Uebersetzung antrifft, mit Bewunderung und Verehrung zu betrachten.

XI.

Es ist bewiesen, daß die ersten fünf Bücher der Bibel nicht vom Moses sind. 1. Man findet darinnen das Ende seines Lebens, und was nach seinem Tode in Israel geschehen ist. 2. Es wird allezeit vom Moses in der dritten Person gesprochen. Man trifft sein Lob in mehrern Stellen an. Endlich heißt es im ersten Buche: diese sind die Könige, welche in Edom regieret haben, ehe noch ein König über die Kinder Israels herrschete; welches deutlich beweist, daß dieses Buch zur Zeit der Könige in Israel geschrieben worden ist.

* * *

Wir wollen zeigen, wie sehr die Beweise dieses Menschen nach der Quere sind. 1. Wir haben durch das Zeugniß der Heyden und Juden bewiesen, daß Moses der Gesetzgeber seines Volkes gewesen ist. Sollen wir auf das Zeugniß eines Menschen, der drey tausend Jahre nach Moses gekommen ist, den Gegensatz glauben? 2. Jedermann giebt zu, daß das letzte Kapitel im fünften Buche, wo der Tod des Moses erzähler wird, ein Zusatz von Josue seinem Nachfolger sey. Machet wohl dieses eine große Beschwerniß? 3. Es wird in den fünf Büchern vom Moses allezeit in der dritten Person gesprochen: aber es wird auch von Cäsarn in seinen historischen

* 2. Buch.

schen Nachrichten allezeit in der dritten Person gesprochen: zweifelt man deßhalben, ob die historischen Nachrichten von Cäsarn seyn? 4. Moses redet ein einzigmal zu seinem Lobe, dorten, als er die Unbilligkeit der Klagen seines Bruders und seiner Schwester wider ihn zu erkennen giebt, und er giebt sie dadurch zu erkennen, daß er ihnen seine angebohrne Sanftmuth entgegensetzet. Kann man daraus mit Vernunft schließen, daß er der Verfasser der fünf Bücher nicht sey? 5. Jakob hatte, mehr als dreyhundert Jare vor Moses, geweissaget, daß der Zepter auf dem Hause Judas bleiben werde; Moses hatte selbsten im fünften Buche vorgesaget, daß das Volk Könige bekommen werde. Konnte er dann nicht auch sagen: Diese sind die Könige von Edom gewesen, ehe noch Könige in Israel waren. Was wird wohl itzt aus den Beweisen werden?

XII.

Wir wissen durchaus nicht, wer die Verfasser des Buchs der Richter, der Bücher der Könige, der Judith, des Tobias, der Ruth, des Predigers, der Weisheit, und der meisten Propheten gewesen seyn.

* * *

Und wenn wir es nicht wüßten, würde wohl dieses beweisen, daß diese Bücher von Gotte nicht eingegeben worden seyn? Wir haben schon in der Erläuterung des ersten Hauptsatzes gezeiget, wer die Verfasser von den Büchern des Josue, der Richter, und der Könige waren. Wir setzen itzt weiter bey, daß der Prediger vom Salomon ist, wie es in dem ersten und zweyten Kapitel dieses Buches angezeiget wird; daß das Buch der Weisheit von eben diesem Fürsten kömmt, wie er das siebente und das neunte Kapitel desselben Buches bezeugen: daß es unsinnig ist zu sagen, man wisse nicht, wer

die Verfasser der Bücher der Propheten seyn, weil die Propheten sich selbst in ihren Büchern sehr oft nennen, und allezeit für die Verfasser dieser Bücher gehalten worden sind.

XIII.

Die meisten Bücher der Bibel sind von verschiedenen Kirchen von Zeit zu Zeit angenommen oder verworfen worden: dieses Schicksal hat Judith, der Prediger, Daniel und Esdras erfahren.

* * *

Man bemerke, daß der Prediger und die zwey ersten Bücher Esdras, so wie auch Daniel in allen Theilen seines Buches aus der Zahl der kanonischen niemals ausgeschlossen gewesen sind; und Judith stand in dem alten Kanon der Hebräer, wie sie auch seit dem vierten Jahrhunderte unter den Christen angenommen war. Folglich hintergeht der Verfasser der Zergliederung seine Leser in allen Stücken.

XIV.

Das dritte und vierte Buch Esdras, welche allezeit unter der Zahl der kanonischen Bücher gewesen waren, sind von dem Kirchenrathe zu Trient verworfen worden.

* * *

Dieß ist die allerfrecheste Lüge, die man vorbringen kann. Man beut dem Herrn Gegner Trotz, einen Kirchenrath anzuzeigen, welcher diese Bücher angenommen hätte. Wir wollen uns in der folgenden Antwort weitläufiger erklären.

XV.

Woher haben wir diese Bücher? wer hat sie uns hinterlasses? wer hat sie denen zugeeignet, von welchen sie die Aufschrift tragen? Ich will, um auf alle diese Fragen zu antworten, nur diese Bücher selbsten zu Rathe ziehen. Es-

dras

dras berichtet uns, daß in der Gefangenschaft, aus welcher das Volk Israels unter seiner Führung zurückkam, alle Bücher des Gesetzes verbrannt wurden, und daß er, mit fünf andern Personen, sie alle geschrieben habe. Er setzet zwar bey, daß sie der Geist Gottes ihm eingegeben, und daß er sie genau wieder hergestellet habe, wie sie vormals waren. Es ist unbegreiflich, wie ein so schwaches Zeugniß der Grund jener Ehrerbiethung seyn solle, die man von uns gegen dieses wunderbare Werk fodert. Das Buch, welches wir hier eben angezogen haben, ist dennoch wirklich da: es ist in jedermanns Händen; es ist unter der Zahl der heiligen Bücher, und hat bis zum Kirchenrathe von Trient für kanonisch gegolten. Dort hat man die widerwärtige Folge davon erkannt, und die zwey letzten Bücher Esdras wurden in den Kanon nicht eingetragen, welcher von dem Kirchenrathe herausgegeben wurde: aber sie befinden sich in allen Bibeln vor dem fünfzehnten Jahrhunderte, sie möchten geschrieben oder gedrucket seyn; und man kann sich leicht die Ursachen denken, wegen welcher man sie unterdrücket hat. Da haben wir dann die einzigen Gründe, und das einzige Zeugniß, worauf das Ansehen der Bücher des alten Bundes gegründet ist.

* * *

Der heilige Hieronymus nennet die zwey letzten Bücher Esdras Träumereyen *: apocryphorum tertii & quarti somnii, und setzet noch bey, daß diese Bücher unter den hebräischen nicht gefunden werden. Der Geschichteschreiber Joseph saget kein Wort von allen diesen Träumereyen; und dennoch steifet sich unser Kritiker auf das Zeugniß eben dieser zweyer Bücher, um das Ansehen der heiligen Schrift herunterzusetzen.

Allein

* Vorr. in Esdr.

Allein, wenn dieser Kritiker ein Bißchen mehr Einsicht und Scharfsinns gehabt hätte, so würde er geschlossen haben, daß diese Bücher vermuthlich nach dem Anfange des Christenthumes von einem bekehrten Juden verfasset worden seyn: erstlich, weil man den Namen: Jesus Christus, darinnen antrifft, welcher Namen erst seit dem Christenthume bekannt geworden war: Mein Sohn Jesus wird sich zeigen, und mein Sohn Christus wird nach vierhundert Jahren getödtet werden, läßt man den Herrn sagen*; zweytens findet man an der nämlichen Stelle Sachen, die aus dem Evangelium nachgeahmet scheinen, besonders, wo von dem engen Wege geredet wird, der zum Himmel leitet. Drittens sind sehr viele kindische Dinge darinnen, welche mit dem Begriffe, den man von der Einsicht und Weisheit des Esdras haben soll, keineswegs einstimmen. Diese Antwort könnte genüglich seyn; allein es ist rathsam, noch zwo Unwahrheiten, die der Kritiker auf die Bahne bringt, an das Licht zu stellen.

Es ist falsch, daß das vierte Buch Esdras aus der Zahl der heiligen Bücher sey, weil keine Kirche oder kein Kirchenrath es jemals dafür angenommen hat.

Es ist falsch, daß des Esdras Zeugniß das einzige sey, worauf das Ansehen der Bücher des alten Bundes gegründet ist. Auf das Zeugniß der jüdischen Kirche, welche diese Bücher in der Verwahrung hatte, und dieses vierte Buch Esdras niemals für ächt erkannt hat: auf dieses Zeugniß hat die christliche Kirche die Bibel angenommen.

XVI.

Wir haben auf viele Artikel nicht umständlich geantwortet, die der vorgebliche Mylord Bolingbroke herausgegeben hat, von dem Alterthume der Fabel des Bacchus, welche von

* 4. B. Esdr. VII.

von den Arabern erdichtet worden war, und auf welche, wie er saget, die Hebräer ihre Geschichte des Moses gebauet haben; von dem Alterthume der Tyrier, die schon zwölf hundert Jahre, ehe die Hebräer aus Aegypten zogen, dem Herkules einen Tempel gebauet hatten; von der alten Weltschöpfung der Völker, von denen die Juden umgeben waren; von dem Garten in Eden, der, nach einem alten Fragmente des Pherecides, wider die große Schlange beschützet wurde; von dem Geständnisse des Philo, daß die Juden sogar den Namen: Israel, von den Chaldäern geborget haben. Es genüget ein Wort auf jeden dieser Punkte, um zu erweisen, wie sehr dieser Parteygänger Verachtung verdienet.

1. Die Fabel des Bacchus hat erst in spätern Zeiten, als Bacchus war, geschmiedet werden können. Nun aber Bacchus hat, nach der Meynung aller, die sich auf die Zeitrechnung verstehen, erst ohngefähr hundert Jahre nach dem Tode des Moses gebohren werden können. Wie hätte dann die Geschichte des Moses auf Fabeln gebauet werden sollen, die selbsten noch jünger als Bacchus seyn mußten? Was wird Bolingbrocke darauf antworten?

2. Wie hätten die Tyrier zwölf hundert Jahre vor Moses dem Herkules einen Tempel bauen sollen? Die berüchtigte Stadt Tyrus wurde selbsten erst zwey hundert Jahre nach dem Tode dieses Gesetzgebers, im Jahre der Welt 2783. aufgebauet.

3. Euseb von Cäsareen * hat uns ein großes Stück der phönicischen Weltschöpfung nach Sanchoniaton nur deßwegen aufbehalten, damit er die Ungereimtheit davon zeigen möchte. Aber man spricht in diesem Stücke weder von Jaho,

* Evang. Vorber. 1. B.

bo, dem alten Gotte der Phönicier, noch vom Garten in Eden, noch von der Gestaltung des Menschen aus dem Hauche Gottes, noch von allen Dingen, welche der Verführer beyfüget um glauben zu machen, daß Moses seine Weltschöpfung von den Phöniciern genommen habe.

Ueberdas ist es sehr wahrscheinlich, daß Porphyr, der Tyrier, ein geschworner Feind der Christen, der wahre Verfasser dieser sogenannten phönicischen Geschichte seyn mag, welche unter dem Namen Sanchoniaton herausgekommen ist. Doctor Dodwell glaubet es bewiesen zu haben.

4. Philo saget, daß Israel in der chaldäischen Sprache so viel heißt, als einer, der Gott siehet: und Bolingbroke schließt daraus, daß dieses Wort aus dem Chaldäischen gezogen sey. Er giebt dadurch nichts mehr, als seine Unwissenheit zu erkennen. Denn Philo leget allezeit den Namen chaldäisch der Sprache bey, welche die Hebräer nach ihrer Wiederkehr aus der Gefangenschaft geredet haben.

XVII.

In der ersten Einwendung greift der Verfasser des philosophischen Handlexikons die Glaubwürdigkeit der Bibel an. In dieser giebt er sich Mühe, dieselbe lächerlich zu machen. Die Geschichte des Abrahams hat ihm tauglich geschienen, den Firniß des Lächerlichen anzunehmen. Da er der frecheste und unerschrockenste Lügner ist, den es jemals gegeben hat, und da er sich um die Vernunft und die Anständigkeit nicht mehr, als um die Wahrheit, bekümmert, stellet er uns seine wichtigen Bemerkungen über die Geschichte, die uns Moses in dem ersten Buche von dem Vater der Gläubigen erzählet, also vor. *

Abra-

* Bey dem Artikel: Abraham.

Abraham ist einer von jenen berühmten Namen in Kleinasien, wie Thaut bey den Aegyptiern, der erste Zoroaster in Persien, Herkules in Griechenlande, Orpheus in Thracien, Odin bey den nordischen Völkern waren. Ich rede da nur von der weltlichen Geschichte: denn was die Geschichte der Juden betrifft, die unsre Gesetzgeber und unsre Feinde sind, denen wir glauben, und die wir verabscheuen; weil die Geschichte dieses Volkes augenscheinlich von dem heiligen Geiste selbsten geschrieben worden ist, so haben wir dafür jene Gesinnungen, die wir haben sollen.

* * *

Dieser Mann will die Geschichte Abrahams lächerlich machen; aber laßt uns sehen, ob nicht das Lächerliche bloß auf ihn fallen werde. Wer waren alle diese Leute, die man da dem Abraham an die Seite stellet?

* Der Thaut oder Thyot der Aegyptier war niemals eine wirkliche Person; dieß ist so viel als bewiesen. Es ist nur dieser Namen dem Hundssterne beygeleget worden, welcher, wie ein getreuer Hund, warnete, ehe der Nil auszutreten anfieng. Erst sehr spät hat man für gut befunden, einen Weisen, einen Gesetzgeber daraus zu machen.

Was von Zornastern gesaget wird, ist nach dem Urtheile Baylens nichts, als eine Sammlung von Ungewißheiten und buntschäckigten Mährchen. Man kömmt weder in der Zeit, wo er gelebet, noch in den Thaten, die er verrichtet, noch in der Würde, die er in der Welt bekleidet hat, übereins.

Herkules ist der Namen eines Straßenräubers, der durch die Fabeln verschönert worden ist; das gesteht Jedermann.

Cice-

* Geschichte des Himmels 1. Band.

Cicero und alle, die von dem Alterthume Kenntniß haben, denken nicht, daß es jemals einen Orpheus oder eine Euridice gegeben habe.

Der Odin oder Othen der nordischen Völker ist weiter nichts, als ein Zaubermährchen. Die schwedischen und dänischen Schriftsteller gestehen, daß es von diesem vorgeblichen Könige, der aus Asien in Norden kam, kein Denkmaal gebe. Sie sagen nur, daß man etliche alte Lieder gefunden habe, die von den Zaubereyen des Odins oder Othens redeten.

Wie viel Einsicht und Verstand verräth nicht diese Vergleichung Abrahams, dessen Geschichte die allerglaubwürdigste ist, mit allen diesen erdichteten Männern!

XVIII.

Man saget uns, daß Abraham in Chaldäen gebohren wurde, und der Sohn eines armen Töpfers war, der, um sein Brod zu gewinnen, kleine thönerne Götzen machte.

* * *

Diese List wäre nicht übel ausgedacht, um den Vater der Gläubigen lächerlich zu machen, wenn nur ein schwacher Schein von Beweisen oder Wahrscheinlichkeit da wäre. Aber keines von beyden ist hier anzutreffen. Es ist nicht der mindeste Beweis dabey: denn er soll immer alle griechische und arabische Schriftsteller durchblättern, und nur einen davon anzeigen, der von diesem sogenannten Töpfer Thare geredet hätte.

Es befindet sich eben so wenig Wahrscheinlichkeit dabey. Denn wie wäre die Verwandtschaft dieses armen Töpfers mit einemmal so mächtig und so reich geworden, wie es Laban und Bathuel, die eigenen Neffen Abrahams, waren? Man

muß

muß bekennen, daß dieser Mann weit kühner ist, Unwahrheiten vorzubringen, als er geschickt und glücklich ist, sie zu ersinnen.

XIX.

Das erste Buch Moses berichtet, daß Abraham fünf und siebenzig Jahre alt war, als er nach dem Tode seines Vaters von Aran wegzog. Aber eben dieses Buch saget auch, daß Thare, welcher den Abraham mit siebenzig Jahren gezeuget hatte, zwey hundert und fünf Jahre lebte, und daß Abraham erst nach dem Tode seines Vaters aus Aran zog. Nach dieser Rechnung aus dem ersten Buche Moses selbsten, ist es klar, daß Abraham hundert und fünf und dreyßig Jahre zählte, als er Mesopotamien verließ, das ist: als er aus dem Lande Aran zog.

* * *

Er will uns bemerken lassen, daß Moses sich selbst widerspricht, da er dem Abraham bey diesem Auszuge bald fünf und siebenzig, bald hundert fünf und dreyßig Jahre giebt. Allein seine Bemerkung verräth nichts anders, als Unwissenheit oder Untreue.

Man lese bedachtsam das eilfte Kapitel im ersten Buche Moses; da wird man sehen: 1. daß Thara siebenzig Jahre gelebt hatte, ehe er Kinder zeugete: 2. daß er nachmals Aran, Nahor, und Abraham zeugte: 3. daß die verschiedenen Zeiten der Geburt dieser drey Söhne nicht ausgezeichnet sind, und daß man toll seyn müßte, um zu vermuthen, daß alle drey in einem Tage zur Welt gekommen seyn: 4. daß Thare, weil er mit zwey hundert und fünf Jahren starb, hundert und dreyßig alt seyn mußte, als er Abrahams Vater ward.

Man lese nur bedachtsam dieses Kapitel; so wird man schließen, daß Abraham der jüngste aus den dreyen Brüdern seyn mußte, weil er, nach Josephs Zeugniß, seine eigene

Nichte,

Nichte, die Tochter seines ál sten Bruders Arans, zur Ehe nahm, und weil dieses Mägdchen nur zehn Jahre jünger, als Abraham, war. Endlich wird man den Schluß machen, daß Abraham in der Erzählung des Moses allezeit der erste unter den dreyen Brüdern nur deßhalben genannt wird, weil er der berühmteste aus seinen Brüdern, das Haupt des auserwählten Volkes, und derjenige war, welchem der Herr die glorwürdigsten Vorzüge gegeben hatte.

XX.

Abraham der gern reisete, gieng mit seinem Weibe in die fürchterliche Wüste Cadez. Ein König dieser Wüste unterließ nicht, sich in Sara zu verlieben, wie sich der König von Aegypten in sie verliebet hatte. Der Vater der Gläubigen that hier die nämliche Lüge, wie in Aegypten: er gab sein Weib für seine Schwester aus.

* * *

Wie wollte der schlaue Kritiker beweisen, daß Abraham eine Lüge gethan hatte, als er Sara für seine Schwester angab? Weiß er dann nicht, daß man nach dem Landsbrauche den Namen: Brüder und Schwestern auch den Neffen und Nichten, den Vätern und Basen beylegte? Also heißt Abraham den Lot, seinen Neffen und den Bruder der Sara, seinen Bruder *: er konnte dann auch seiner Nichte, die zugleich sein Weib war, den Namen: Schwester, geben.

Man kann noch eine andere sehr natürliche und genügliche Erläuterung angeben, um den Abraham zu rechtfertigen. Man dörfte nur sagen, daß Sara, als sie nach dem Tode ihres Vaters Arans eine Weyse geworden war, von ihrem Großvater Thara an Kindsstatt aufgenommen worden sey, wie nachmals Ephraim und Manasses, die Söhne

ne Josephs, von ihrem Großvater Jakob an Kindsstatt aufgenommen wurden. Deine zwey Kinder, sprach Jakob zu Joseph, * die du vor meiner Ankunft in Aegypten gezeuget hast, Ephraim und Manasses, sollen meine seyn, und unter meine Kinder, wie meine zween ältesten Söhne Ruben und Simeon, gezählet werden. Jene, die du später zeugen wirst, sollen deine seyn.

Diese Erläuterung würde vieleicht die Antwort, die Abraham dem Könige von Gerare gab, in ein helles Licht setzen. Als sich dieser Fürst bey Abraham beklagte, daß er ihn betrogen hatte' da er Sara für seine Schwester angab, sprach der Patriarch: ** „Ich dachte, man hätte vieleicht „in diesem Lande die Furcht Gottes nicht, und man könnte „mich wohl etwa tödten, um meine Frau zu haben. „Außerdem ist sie wahrhaftig meine Schwester, weil sie „eine Tochter meines Vaters ist; aber von meiner Mutter „ist sie keine Tochter„. Alias autem vere soror mea est, filia patris mei, & non filia matris meæ.

Endlich, wenn man diese letzten Worte des heiligen Schriftstellers nach dem Buchstabe nehmen, und die Nachrichten der jüdischen Gelehrten, die Joseph anführet, verwerfen will, so wird Abraham allezeit vollkommen gerechtfertiget seyn: und wer den Vater der Gläubigen einer Lüge beschuldigen wollte, den werden wir bitten, daß er uns den Stammbaum der Sara vorlegen möchte.

XXI.

Dieser Mensch saget uns in seiner schönen Geschichte Abrahams, die ganz aus Spöttereyen und Unwahrheiten zusammengeschmiedet ist, daß dieser Patriarch hundert und vierzig Jahre, und sein Weib fünf und sechzig zählte, als er nach Mem-

* 1. B. Moses. XXXXVIII. ** Ebend. XX.

Memphis gieng, welches zwo hundert Meilen von Sichem lag, um Nahrung zu suchen. Er saget: Es ist unnatürlich, so weit zu gehen, um Getreid zu holen, und zwar in einem Lande, dessen Sprache man nicht versteht. Es wäre schwer genug zu glauben, daß er der Stammvater der Araber gewesen sey. Er ist hundert und sechzig Jahre alt gewesen, als ihm Gott verhieß, daß Sara, sein Weib, ihm ein Kind bringen werde; u. s. w.

* * *

Aber wie konnte Abraham hundert und vierzig Jahre gehabt haben, als seine Frau nur fünf und sechzig hatte, da uns doch die Schrift saget, daß der Mann und die Frau im Alter nur um zehn Jahre unterschieden waren?

Wie würde er uns beweisen, daß Memphis zwo hundert Meilen von Sichem liegt, da doch alle alte und neue Erdbeschreiber diese zwo Städte um mehr als achtzig, und sogar hundert Meilen, näher zusammenrücken.

Wie würde er uns beweisen, daß Abraham die Sprache der Aegyptier nicht verstand, da doch mehrere Gelehrte behaupten, daß die ägyptische Sprache nichts anders, als eine Mundart der alten Sprache der Chaldäer gewesen sey, und da Abraham von chaldäischer Abkunft war?

Wie würde er beweisen, daß alle arabische und morgenländische Geschichteschreiber, die Abraham und Ismael für die Stammväter der Araber erkennen, sich geirret haben?

Wie würde er beweisen, daß Moses geirret habe, da er die Geburt Isaaks auf das hundertste Lebensjahr Abrahams setzte, und daß nur er Recht habe, da er ihn sechzig Jahre später auf die Welt kommen läßt?

Aber wir wollen diesen Menschen mit seinen Spöttereyen verlassen, die eben so gottlos, als abgeschmackt sind: wir

wollen

wollen von Abraham aus jenem urtheilen, was uns die göttliche Schrift von ihm saget, und was wir bey Berosus dem Chaldäer, bey Hekatäus, bey Nikolaus von Damaskus, bey Eupolemus, und andern lesen, deren Zeugnisse man bey Euseben von Cäsareen angezogen finden wird. Alle diese Schriftsteller, wenn sie gleich Heyden sind, stellen uns Abraham, durch seine Weisheit, seine Beleuchtungen, seine Tugenden, und besonders durch die Erkenntniß des wahren Gottes, als einen der größesten Männer vor, die jemals gelebet haben.

Laßt uns zu unserm Hauptzwecke zurückkehren. Wir haben von der Glaubwürdigkeit der heiligen Schrift die unverwerflichsten Beweise angegeben: wir haben durch ihre prophetische Eigenschaft ihre Göttlichkeit gezeiget: wir haben die Betrüge, die Unwahrheiten, die Gotteslästerungen der Abtrinnigen zu Schanden gemacht. Es bleibt nichts mehr übrig, als diese Falschheiten zu verabscheuen, und ihre Verfasser zu bejammern, aber nicht zu fürchten.

V.

Chineser.

Alterthum und Zeitrechnung der Chineser.

Man vernehme Voltairen; * er wird uns von dem Alterthume des chinesischen Reiches, und von der Weisheit der Chineser Wunder erzählen: man verlange Beweise von dem, was er auf die Bahne bringt; so wird er uns keinen zu geben wissen: man untersuche mit Beurtheilung seine schneidenden Aussprüche; so wird man nicht den mindesten Schein der Wahrscheinlichkeit daran finden.

Weil er das außerordentliche Alterthum, das er dem chinesischen Reiche zuschreibt, nur deßhalben anführet, damit er das Ansehen der göttlichen Schrift vernichten möge; und weil er die Einsicht und Weisheit der chinesischen Gelehrten nur deßhalben mit so gekünsteltem Eifer erhebt, um die christlichen Lehrer herunterzusetzen: sind wir Vorhabens, die grobe Dunkelheit, wormit er die Wahrheit einzuhüllen sich bestrebet, zu zerstreuen. Zu diesem Ende wollen wir eine zweyfache Untersuchung anstellen:

1. Von dem Alterthume des chinesischen Reiches;

2. Ob die chinesischen Gelehrten wahrhaftig so viele Einsicht und Verdienste haben, als man an ihnen rühmet.

Aus der Weise, nach welcher wir uns in dieser zweyfachen Untersuchung verhalten werden, und aus den Schlüssen, die nothwendig daraus fließen müssen, wird man sehen, daß niemals etwas mit mehr Verwägenheit, und mit minder Verstande, Beweisen, und Vernunft erzählet worden ist, als

* Allgem. Geschicht. 1. Kap.

als was der berufene Verfasser des Versuchs einer allgemeinen Geschichte vorgetragen hat.

Erste Untersuchung.

Von dem Alterthume des chinesischen Reiches.

Wenn man sich von der heftigen Einbildungskraft des Herrn von Voltaire dahinreißen, oder von dem entscheidenden Tone dieses unwidersprechlichen Gelehrten einnehmen läßt, wird man den Ursprung des chinesischen Reiches nicht allein vor dem Zeitalter der Sündfluth, sondern noch viele Jahrhunderte vor der Weltschöpfung suchen müssen.

Man sehe, wie sich der berüchtigte Schriftsteller ausdrücket. * „ Dieser ganze Staat erhält sich seit mehr als vier „ tausend Jahren mit Ruhme. Seine unverwerfliche Ge„ schichte, und die einzige, welche auf himmlische Beobach„ tungen gegründet ist, geht durch die allersicherste Zeitrech„ nung bis auf eine Sonnefinsterniß zurück, die auf 2155 „ Jahre vor dem Anfange unsrer gemeinen Jahrzahl gerech„ net wird, und von unsern Mathematikern richtig befunden „ worden ist, welche zu diesem unbekannten Volke in den letz„ ten Jahrhunderten als Glaubensprediger gesendet wurden, „ und dasselbe bewundert, und unterwiesen haben.

„ Zwey hundert dreyßig Jahre über den Tag dieser Son„ nefinsterniß hinaus, reichet ihre Zeitrechnung ununterbro„ chen, und mit den glaubwürdigsten Zeugnissen, bis auf den „ Kaiser Hiao, welcher selbsten an der Verbesserung der „ Sternkunde gearbeitet, und in einer Regierung ohngefähr „ von achtzig Jahren sich bestrebet hat, die Menschen klug „ und glücklich zu machen.

„ Vor

* Allgem. Geschicht. 1. Kap.

„Vor dem Hiao findet man noch sechs Könige, seine „Vorfahren; aber die Dauer ihrer Regierung ist unge„wiß. Nach Newtons Berechnung, welche desto ver„nünftiger ist, weil sie mäßig ist, werden diese sechs Kö„nige ohngefähr hundert und dreyßig Jahre geherrschet ha„ben. Der erste dieser Könige, der Fohi hieß, hat also „mehr als fünf und zwanzig Jahrhunderte vor dem Anfan„ge der gemeinen Jahrzahl regieret, zur Zeit, wo die Ba„bylonier schon eine Reihe von astronomischen Beobachtun„gen hatten, und von derselben Zeit an, ist China einem höch„sten Gebiether unterworfen gewesen. Die fünfzehn Kö„nigreiche in China, welche unter einem einzigen Haupte „stehen, beweisen, daß dieser Staat schon lange zuvor stark „bevölkert, gut eingerichtet, und in viele Gebiethe verthei„let war. Denn niemals ist ein großer Staat anders, als „aus mehrern kleinen entstanden; dieses ist die Wirkung der „Staatsklugheit, des Muthes, und besonders der Zeit. „Es giebt keinen stärkern Beweis von dem Alterthume.

„Weil dann der Kaiser Hiao, der unverwerflich mehr „als zwey tausend vierhundert Jahre vor dem Anfange unse„rer Jahrzahl lebte, das ganze Land Koreen erobert hat, „ist es nicht zu zweifeln, daß sein Volk aus dem entfernt„sten Alterthume hergekommen sey. Außerdem erfanden die „Chineser einen Kreis zur Ausrechnung der Zeiten nach dem „Laufe

einen Kreis] Der chinesische Kreis oder Zirkel begreift einen Zeitraum von 60 Jahren, und besteht aus 10 wiederholten Buchstaben und 12 chinesischen Charaktern, welche die Stunden bemerken. Ein jedes Jahr wird durch einen gewissen Buchstaben und Charakter unterschieden, bis endlich dasselbe Jahe wieder zurückkömmt, welches den ersten Buchstaben und Charakter hat; und dieses ist das sechzigste. Der Gebrauch davon hat einige Gleichheit mit den Olympiaden, den römischen Zinszahlen, den Sonne- und Mondzirkeln, oder der goldenen Zahl.

„ Laufe der Gestirne, welcher zwey hundert sechzig Jahre vor „ unsrer Zeitrechnung anfängt. Kömmt es dann uns zu, „ ihnen eine Zeitrechnung streitig zu machen, welche unter ih„ nen einhällig angenommen ist? uns, die wir sechzig ver„ schiedene Systeme haben, um die Zeiten zu berechnen, „ und die wir also nicht ein einziges gewisses haben „?

Nach so starken und so oft wiederholten Ausdrücken von der allersichersten Zeitrechnung, von unverwerflicher Geschichte, von glaubwürdigen Zeugnissen, von himmlischen Beobachtungen; nach jenen unzweifelhaften Tagzeichnungen von allem, was vor fünf und vierzig Jahrhunderten in einer Entfernung von vier oder fünf tausend Meilen geschehen ist; nach jenen so umständlichen und so deutlichen Erzählungen von Veränderungen, Begebenheiten, Eroberungen, und Ruhme, wer würde sich getrauen zu zweifeln, ob dieser große Geschichteschreiber die Wahrheit rede?

Aber ehe wir an seine Aussprüche greifen, wollen wir ihn fragen, in was für Büchern, in was für Schriftstellern er so glücklich entdecket habe, wie der Zustand von China vor vier tausend Jahren beschaffen gewesen sey? wie es ihm gelungen habe, die Macht und das Ansehen, wormit die chinesischen Kaiser schon dortmals bekleidet waren, so ausführlich zu erfahren? was für so alte und so unverwerfliche Denkmäler vorhanden seyn, die uns für alles, was er mit so vieler Zuversicht hersaget, die Bürgschaft leisten können? Man spricht uns von Büchern, von Denkmälern, von astronomischen Beobachtungen, derer Alterthum um viele Jahrhunderte weiter hinausgeht, als alles, was immer andere Völker aufweisen können. Man muß dann erstlich das Daseyn, das Alter, und die Glaubwürdigkeit dieser Bücher, dieser Denkmäler, dieser Beobachtungen beweisen, um

mit Gewißheit zu versichern, was man von diesem berühmten Reiche vorgiebt. Wir wollen dieses in den folgenden Artikeln untersuchen; nachmals werden wir uns die Zeit nehmen, etliche Bemerkungen über den Text und die Schlüsse des philosophischen Geschichteschreibers zu machen.

Erster Artikel.

Das außerordentliche Alterthum, das man dem chinesischen Reiche zueignet, kann weder aus einem chinesischen Buche, noch durch irgend eine astronomische Beobachtung bewiesen werden.

Es unternehme nur Jemand, das Alterthum der chinesischen Denkmäler und Bücher zu erforschen, so wird er sogleich durch den berufenen Befehl des Kaisers Chi-Hoang-ti gehindert werden, welcher zwey hundert dreyßig Jahre vor der Ankunft Jesu Christe geherrschet hat. * Dieser Fürst, nachdem er in den Kriegen, die er unternehmen, oder aushalten mußte, erstaunliches Glück erfuhr; nachdem er sehr viele schöne Einrichtungen zum Besten seiner Staaten gemacht hatte; ließ sich von den Einfällen der seltsamsten und stolzesten Ausschweifung einnehmen, die man immer ersinnen könnte. Er unterwand sich, das Andenken und das Gedächtniß aller Fürsten, die vor ihm gewesen waren, vollkommen auszulöschen, damit nur von ihm allein geredet werden möchte. In dieser Absicht, aber unter dem Vorwande, daß die Wissenschaften zu nichts taugeten, als den Müßiggang zu nähren, Zänkereyen zu unterhalten, und viele Unterthanen für den Staat undienlich zn machen, befahl er, daß in dem ganzen Umfange des Reiches alle Bücherséle und alle Bücher, außer denen, die von der Arzneykunde der

* Du Halde. 1. Band.

der Rechtsgelehrtheit, und der Baukunst handelten, verbrannt werden sollten; und dachte zugleich einem jeden die Todesstrafe zu, der überwiesen würde, daß er dem Befehle nicht getreulich nachgekommen wäre.

Du Halde, welcher die Nachrichten von China gesammelt hat, giebt uns zu erkennen, daß der Befehl mit der größesten Strengheit vollzogen wurde, und daß mehrere Chineser mit dem Tode beleget worden sind, weil sie dawider gehandelt hatten. Die weisen Herausgeber der allgemeinen Geschichte von einer Gesellschaft gelehrter Männer in Englande * führen uns die Schriftsteller an, welche berichten, daß sehr viele Chineser, eben um dieses Ungehorsams willen, lebendig eingegraben, oder unter Steinen bey Haufen verdrücket worden sind. Endlich allererst sechzig Jahre nach dem Tode des Chi-Hoang-ti, das ist, ohngefähr hundert und sechzig Jahre vor der Geburt Christi, gab einer seiner Thronfolger die Erlaubniß, aufzusammeln, was aus dem Gedächtnisse und der mündlichen Erblehre von Dingen, die zuvor geschrieben waren, erhalten werden konnte. Hier haben wir gleich zum Anfange einen Punkt, der sehr geschickt ist, die Entdeckungen unsers weisen Geschichteschreibers glaubwürdig zu machen, und die Schätzung für seinen schönen Versuch einer allgemeinen Geschichte zu verdoppeln.

Was aber noch besser zu erkennen giebt, wie wenig man auf jene Leute sich verlassen solle, welche uns die chinesischen Alterthümer mit so vielem Nachdrucke erzählen, und so mächtig rühmen, ist dieses, daß die Verfasser des Kang-mo, oder der großen Jahrbücher in China, welche doch von den chinesischen Geschichteschreibern zum höchsten geachtet werden, selbsten

* 13. Band.

selbsten gestehen, man könne nur auf zwey oder drey Jahrhunderte vor der christlichen Jahrsrechnung die Geschichte ihrer Nation mit Sicherheit zurücksetzen. Der Bischof von Eleutheropel, der fünf und zwanzig Jahre in China verlebet hatte, und der in der Kenntniß der chinesischen Sprache und Geschichte sehr wohl bewandert war, beweist, daß in ihrer Geschichte nichts mehr eines Glaubens fähig sey, sobald man nur auf drey oder vier Jahrhunderte vor Christi Geburt zurückforschet. Und eben dieses ist der Stoff seines gelehrten Werkes von der chinesischen Zeitrechnung, das 1729 zu Rom herauskam.

Man vernehme hernach Voltairen, der uns vierzig und mehr ruhmvolle Jahrhunderte vom chinesischen Reiche angiebt; der uns betheuret, daß all dieses durch glaubwürdige, unwidersprechliche Zeugnisse bewiesen sey, von denen er aber keines beyführen kann; der noch etwa mehr tausend Jahre vorausetzet, die erfoderlich gewesen sind, um die Einrichtung dieses Reiches vorzubereiten: und man spreche dann über seine Beurtheilung und seine Kritik das Recht.

Die astronomischen Beobachtungen der Chineser verdienen eben so wenig Achtung, als die Denkmäler ihrer Geschichte. Man möchte sich immer groß thun, so lange man will, mit einer Sonnefinsterniß, die zwey tausend hundert fünf und fünfzig Jahre vor der christlichen Jahrsrechnung geschehen seyn soll, * welches wir eine Weile untersuchen wollen; so wird sich dennoch allezeit mit Wahrheit sagen lassen, etliche tausend Jahre nach Noe sey ihre Geschicklichkeit in der Sternkunde so schwach gewesen, daß sie nicht im Stande waren, eine Sonnefinsterniß auszurechnen. Noch mehr! vor minder als zwey hundert Jahren wußten sie nicht einmal, einen

* Allgem. Geschicht. 1. Band.

einen Kalender zu machen, wie er seyn soll. *Der V. Verbiest, ein flammündischer Jesuit, der in China den Glauben predigte, mußte ihren Kalender verbessern: er zeigte ihnen die Weise, nach welcher man zu Werke gehen muß, damit er richtig werde; und sie hatten verzweifelte Mühe, dieses zu fassen, und noch weit mehr Mühe, es in die Uebung zu bringen. Was sollen wir dann von ihrer Geschicklichkeit, ihren Kenntnissen, ihren astronomischen Beobachtungeu denken?

Magalhaens, welcher während seines langen Aufenthalts in China die seltsamsten Untersuchungen über die Chineser angestellet hat, bemerket und berichtet uns, daß sie niemals so weit gekommen seyn, nur richtige Kalender zu machen, und daß sie niemals die Weise gefunden haben, die Sonnefinsternisse zu berechnen, und lange Zeit vorzusagen.

Endlich der V. Martini giebt Beweise, daß die meisten himmlischen Beobachtungen, welche die Chineser gemacht haben, oder hätten machen sollen, eben so ungegründet seyn, als die meisten Begebenheiten, von denen sie reden. Er giebt davon ein Beyspiel an, das wegen seiner Seltsamkeit sehr auffallend ist. In ihren gelehrten Jahrbüchern liest man, saget er**, daß unter der Regierung des Hiao die Sonne zehn Tage nacheinander über dem Gesichtkreise stehen blieb, woraus man in China eine allgemeine Entzündung fürchtete. Was für einen Glauben, fraget hernach Martini, können Gelehrte verdienen, die fähig sind, dergleichen Erdichtungen bekannt zu machen.

Was

* Du Halde. ** Magalh. chines. Nachr.

Was die Sonnefisterniß betrifft, die 2155 Jahre vor Christi Geburt, das ist, ohngefähr zwey hundert Jahre nach der Sündfluth geschehen, und in den chinesischen Jahrbüchern enthalten seyn soll; so beweist sie durchaus nichts, weder von jenem erstaunlichen Alterthume, noch von den astronomischen Kenntnissen und Beobachtungen der Chineser. Denn erstlich steht in keinem ihrer Bücher aufgezeichnet, daß diese Finsterniß vorgesaget, oder ausgerechnet worden wäre. Zweytens ist es sehr wahrscheinlich, daß das Andenken einer merklichen Sonnefinsterniß, die etwa zwey hundert Jahre nach der Sündfluth geschehen ist, sich bey den Menschen erhalten habe, und daß die ersten, welche in jene Länder, übergangen sind, die nachmals den Namen China angenommen haben, dieses Andenken mit sich dahin gebracht haben; und also mag dieser Zufall in die Jahrbücher gekommen seyn.

Immer mögen die Chineser etliche Sonnefinsternisse bemerket, und in ein Tagebuch aufgezeichnet haben: unsre Landleute würden wohl das gleiche thun; aber man wird sie deßhalben nicht für große Sternkundige ausgeben. Wohin zielen dann alle diese stolzen voltairischen Aussprüche, und was beweisen sie? Man durchsteche einen Lederball, der gut aufgeblasen, und gespannet ist; so fällt er platt zusammen, und nichts, als runzlicht Leder, bleibt zurück. Man berühre nur alles, was Voltaire sagt, mit dem Stachel der Kritik, so wird es die nämliche Wirkung haben.

Zweyter Artikel.

Was von den ersten chinesischen Kaisern gesaget wird, kann man mit Vernunft für nichts anders halten, als für eine mündliche Erblehre von der Geschichte der Patriarchen, von denen in der Schrift gesprochen wird, und die man in chinesische Kaiser verwandelt hat.

Nichts, als eine blöde Leichtgläubigkeit, kann alle jene vorgeblichen chinesischen Kaiser: Fohi, Schun, Yu, Hiao, und alle diejenigen zugeben, welche man in den Jahrbüchern der acht oder zehn ersten Jahrhunderten dieses Reiches zählet. Was immer die Chineser von diesen ersten Zeiten auf die Bahne bringen, ist mit so groben Mährchen vermischet, und mit so abgeschmackten Meynungen ausgefüllet, daß es Wunder ist, wie man es vorzubringen, und wieder aufzuwärmen waget.

Vernünftige Kritiker sehen diese Dinge ganz anders an. Sie nehmen an der Nachfolge dieser sogenannten Kaiser nichts weiter wahr, als eine Reihe Hausväter, vom Anfange der ersten Pflanzvölker, welche das Land bezogen haben, bis nach einer Folge von Jahrhunderten die Völker eine Gesellschaft, einen Staat, ein Reich aufgerichtet haben. Sie schließen, daß diese ersten Pflanzvölker das Andenken jener Namen, die vor ihrer Wanderung gelebet hatten, unter ihnen behalten haben mögen, gleichwie die Patriarchen die Namen ihrer Vorfahren allezeit behielten, da sie bis auf Noe, oder wohl auch bis auf Adam zurückzählten. Nach vielen Jahrhunderten, als der Staat mächtig geworden war, und unter den Kaisern einen gewissen Bestand erhalten hatte, hat man vermuthlich die mündliche Erblehre schriftlich aufbewahren wol-

len. Dann haben etwan unwissende Geschichteschreiber, als sie jene Nachfolge von Männern und Hausvätern in so entfernten Zeiten antrafen, dieselben sehr willkührlich in Kaiser umgestaltet. Sie haben eben das gethan, was wir heut zu Tage thun würden, wenn wir die alten Patriarchen in Kaiser verwandelten, und von den Kaisern: Noe, Sem, Japhet, Abraham, u. s. w. reden wollten.

Auf diese Weise wird es den Chinesern nicht schwer geworden seyn, nach zwölf oder fünfzehn Jahrhunderten von ihrer Pflanzung an, den Ursprung ihres Reiches zwey tausend, und drey tausend Jahre vor unsre christliche Zeitrechnung hinauozusetzen. Ja, es ist sehr wahrscheinlich, daß die Namen ihrer vorgeblichen Kaiser keine andern sind, als die Namen der allmähligen Nachkommen von Adam und Noe, welche in der chinesischen Sprache verstaltet und verändert worden seyn mögen. Also denken die vernünftigen Kritiker.

Im übrigen, was wir da von diesen Kritikern beybringen, ist nicht eine verwägene Muthmaßung: nein; man hat vieles Recht, und vielen Grund, also zu denken. Die morgenländischen Schriftsteller *, welche China gekannt haben, ehe die Europäer wußten, daß es ein Reich von diesem Namen giebt; die vor vier oder fünf hundert Jahren Landcharten von China herausgegeben haben, die unter den chinesischen Erobern, oder bald nach ihnen gelebet haben, leisten uns Bürgschaft dafür. Khondemir, ** einer der schönsten Geister, und einer der gelehrtesten Männer unter ihnen, saget, daß China von einem Sohne Japhets, der selbsten ein Sohn des Noe war, bevölkert worden sey; daß dieser Sohn Japhets das Mittel erfunden, die Seide zu bereiten, und

zu

* Morgenländ. Biblioth. bey dem Artikel: Sina.
** Ebend. bey dem Art: Khondemir.

zu bearbeiten, und daß er noch mehr andere sehr nützliche Entdeckungen gemacht habe. Man wird in der morgenländischen Bibliothek bey den Artikeln: Rhondemir, und Gengis-kan, viele sehr angenehme Sonderheiten von diesem Stoffe antreffen.

Vermittelst dieses Lichtstrales, der aus den Schriften der Morgenländer geborget ist, welche die Nachbarn, und oft die Sieger der Chineser waren, kläret sich in den chinesischen Jahrbüchern alles auf. In dem langen Leben und der langen Regierung der ersten chinesischen Kaiser wird man nichts weiter, als das lange Leben der Patriarchen erblicken, sowohl jener, die nach der Sündfluth, als die zuvor gelebet haben. Durch die verschiedenen Einrichtungen und Verordnungen, die man ihnen zuschreibt, wird man nichts anders erkennen, als was unter den Patriarchen gebräuchlich war, von denen in der Schrift gesprochen wird. Und gleichwie die Kenntniß der Erbfolge von den Hausvätern in dem Stamme Sems erhalten worden war, welcher der älteste Sohn des Noe gewesen ist; also mag und soll sie auch auf gleiche Weise bey dem Zweige Japhets erhalten worden seyn, welcher der zweyte Sohn des Noe war, und dessen Abkömmlinge, nach der Zeugschaft der morgenländischen Schriftsteller sich gegen China gezogen hatten: und dieses kann zu der Litaney jener sogenannten Kaiser, die uns von den chinesischen Jahrbüchern angebothen werden, Gelegenheit gegeben haben.

Als endlich die Zerstreuung der Völker, ohngefähr hundert und vierzig Jahre nach der Sündfluth, wie die Schrift saget, geschehen war, ist es augenscheinlich, daß ein Sohn Japhets, nach dieser Zerstreuung sich nach der Gegend von China mochte gewendet haben. Allein dadurch verschwinden alle Beschwernisse. Die Denkmäler der morgenländischen

Geschichten kommen mit unsern göttlichen Büchern vollkommen übereins. Eben diese Denkmäler geben den chinesischen Jahrbüchern ein Licht, und dienen zu ihrer Erklärung. Die chinesischen Jahrbücher haben ihre richtige Gültigkeit wieder erlanget, und enthalten nichts, was oder dem Texte der Bibel, oder den morgenländischen Denkmälern, oder der Vernunft widerspräche. Alsdann übriget nichts mehr, als Mitleid für alle schöne Schlußreden des Herrn von Voltaire, und für alle diejenigen, die blöde genug sind, sich auf seine schneidenden Aussprüche zu verlassen.

Wenn man uns saget, daß Du Halde alle jene alten chinesischen Kaiser erkenne, wie Voltaire, so geben wir zur Antwort, daß wir da mit Du Halden, der alles ohne Prüfung tapfer nachgeschrieben hat, nichts zu schaffen haben, und daß wir seine ungeheure und unförmige Sammlung nicht beurtheilen. Aber wir wollen mit aller Sittsamkeit den Geschichteschreiber bitten, den Verfassern des gelehrten Rangmo etwas zu antworten, welche, als gebohrne Chineser, die Denkmäler von China weit besser kennen mußten, als ein pariser Dichter, und welche dennoch die sichern Jahrbücher ihres Reiches nicht über drey oder vier Jahrhunderte vor Christi Geburt zurückgehen lassen. Wir wollen ihn bitten, dem Bischofe von Eleutheropel zu antworten, der sich ohngefähr an das gleiche Ziel heftet, nachdem er auf die Untersuchung der chinesischen Geschichte fünf und zwanzig Jahre sich gelegt hatte. Wir wollen ihn bitten, den gelehrten Verfassern der allgemeinen Geschichten zu antworten, welche diese vernünftige Bemerkung machen: * Da die Chineser in jedem Zweige der Gelehrsamkeit so unwissend waren, als die Jesuiten zu ihnen gelangten; was läßt sich von der Erzählung glauben, die sie von Dingen machen, welche

so viele Jahrhunderte zuvor geschehen seyn sollen? Endlich wollen wir ihn bitten, dem Herrn Guignes* zu antworten, welcher, nachdem er die urkündlichen Nachrichten, und zwar in chinesischer Sprache gelesen hat, eben denselben Ausspruch thut, wie die Gelehrten, die wir allererst angeführet haben.

Indessen daß wir Voltairens Antworten geduldig erwarten, glauben wir Grundes genug zu haben, um alles, was er von den chinesischen Alterthümern saget, für nichts anders anzusehen, als für Aussprüche, die bey einem Schriftsteller nicht recht philosophisch, und noch weniger christlich klingen.

Zweyte Untersuchung.

Von dem Zustande der Wissenschaften, und schönen Künste bey den Chinesern.

Damit Voltaire den Deisten ein siegreichers Aussehen gebe, saget er uns ein Vieles zum Ruhme der chinesischen Gelehrten, und machet aus allen chinesischen Gelehrten eitel Deisten. Er vermuthet, daß der Deismus eine Gattung von Bruderschaft sey, die unter allen Gelehrten von Paris bis nach Pekin aufgerichtet ist; daß diese die Religion der vernünftigen Menschen und der Philosophen sey, und daß man niemals ein Christ und ein Gelehrter seyn könne. Kraft dieser schönen Entwürfe sprechen die kleinen ungründlichen Stölzlinge, die Deisten aus Unwissenheit und Freydenkerey, von den chinesischen Gelehrten und von der Religion der chinesischen Gelehrten, ihrem großen Orakel alles so dreiste nach.

Allein ist wohl diese vermuthliche Bruderschaft für unsre Philosophen glorwürdig? ist sie wohl sehr schmäuchelhaft für sie? Sind wohl diese Lobsprüche, die man von den chinesischen

*Tagebuch der Gelehrt. 1757.

schen Gelehrten so oft wiederholet, besser gegründet, als alles, was man von den chinesischen Alterthümern auszustreuen waget? Zu dieser Untersuchung müssen wir noch etliche Augenblicke verwenden.

Wenn wir zum Anfange die ausführliche Nachricht von der Gesandtschaft der Holländer zu dem Kaiser in China zu Rathe ziehen, worinnen man die seltsamsten Sachen von dem Zustande dieses Reiches finden wird; wenn wir den einsichtsvollen und gelehrten Martini, den Bischof von Eleutheropel, Magalhaensen, Du Halden selbsten, die allgemeine Geschichte, von der wir gesprochen haben, und alle diejenigen zu Rathe ziehen, welche sich an dem Orte selbst befunden, und aus den allersichersten Nachrichten geschöpfet haben: so muß man von allem, was uns Voltaire von diesen vorgeblichen Gelehrten saget, ganz entsetzlich viel abrechnen. Man wird sehen, daß sie mit ihrer sogenannten Gelehrsamkeit die abergläubigsten Leute sind, die es unter der Sonne giebt; man wird sehen; daß eine blinde Zauberkunst, eine dumme Gläubigkeit auf Träume, die Anrufung der Geister und Teufel, ein alberner Götzendienst, die verächtlichsten Vorurtheile unter ihnen sehr gemein sind. Ist wohl ein Grund da, um die Ehre der Bruderschaft des Deismus, und der Deisten zu erhöhen?

Wenn man von der Religion zu den Wissenschaften übergeht, in was für ein Fach wird man die chinesischen Gelehrten stellen? worinnen wird man das Verdienst der chinesischen Gelehrten bestehen lassen? Man dörfte darüber nach dieser einzigen Bemerkung das Urtheil fällen: Bey den Griechen ist alles, in minder als in dreyen Jahrhunderten, zur Vollkommenheit gebracht worden; und bey den Chinesern ist alles, nach dreyßig Jahrhunderten, noch in der Kindheit geblie-

blieben. Aber laßt uns die Sache ein Bißchen umständlicher untersuchen.

Du Halde giebt sich alle Mühe, in seinen vier ungeheuren Bänden von Nachrichten, um den Chinesern irgend eine Achtung zu verschaffen; er übersetzet die schönsten Stellen aus ihren Werken; er möchte ihnen Witz zuschreiben, und auf gewisse Weise Akademiker aus ihnen machen. Und was leget er uns in diesen Uebersetzungen vor? Frostige Gedichte, die nicht besser sind, als jene Lieder zu Ehren des heiligen Herrn Jakobs, wormit sein Bildniß aus Holzstichen eingefasset ist, und welche die Landleute in ihren Hütten herabsingen. Was leget er uns in diesen Uebersetzungen vor? Etliche Trümmer einer Wohlredenheit, an denen man weder Trieb, noch Eifer, weder Stärke, noch Erhabenheit gewahr wird, und empfindet. Was leget er uns endlich vor? Etliche Anmerkungen aus der Sittenlehre, welche nichts an sich haben, das über den Begriff eines gemeinen Mannes hinausreichet, der nur ein Bißchen gesunde Vernunft hat. In Absicht auf die Geschichte kann man dreiste sagen, daß die Chineser die Unwissendsten aus allen Menschen sind. Auf etliche Mährchen eingeschränket, wormit ihre Jahrbücher verunstaltet sind, wissen sie durchaus nicht, was die Welt ist, was die Völker sind, und was sie gewesen waren.

Kömmt man nachmals auf die Wissenschaft, welche vom Verstande, von der Scharfsinnigkeit, von Vernunftschlüssen abhangen; so wird man alsobald wahrnehmen, daß es unter den Chinesern niemals ein System der Naturkunde gegeben hat. Niemals haben sie sich in den Stand gesetzet, von den Naturerscheinungen einen Grund anzugeben, oder sie zu erklären. Niemals haben sie eine Abhandlung von der Erklärung der Begriffe, das ist, von der wahren

Metaphysik unter ihnen gehabt. Wenn sie gleich einige Kenntniß von der Sternkunde, von der Rechenkunst, von der Werkkunst besaßen, so waren sie doch allezeit unendlich schwächer in diesem Stücke, als man diese Wissenschaften in Europen getrieben hat. * Ehe die Jesuiten, als Glaubensprediger, zu ihnen gekommen sind, wußten die Chineser nichts von der Gewichtkunst, der Wasserwägekunst, der Gesichtkunde, der Natur des Lichtes. Sie hatten sich niemals einbilden können, daß die Erde eine Kugel ist: sie glaubten tölpischer Weise, daß sie flach, wie eine Tafel, sey. Man urtheile daraus auf die Kenntnisse, die sie von dem Weltall, von der Erdbeschreibung, von der Sternbeschreibung, von der Planetenwelt haben mochten. ** Endlich sprachen sie von der Arzneygelehrtheit ohngefähr so vernünftig, als von den übrigen Wissenschaften, die wir nun eben angezogen haben.

Worinnen bestehen dann die Kenntnisse, die Einsichten, die Gelehrsamkeit der Chineser? In etlichen Punkten ihrer Gebräuche, ihrer Rechtsgelehrtheit, und ihrer Gesetze: in der Wissenschaft ihrer Sprache, welche so verworren ist, daß sie sich ihr ganzes Leben lang darauf verwenden müssen, und daß man sehr selten Jemanden unter ihnen antrifft, der sie vollkommen inne hat.

O Voltaire! Voltaire! wie viel Ehre machen Sie sich, da Sie uns Ihre chinesischen Gelehrten so ungemein rühmen! Wie sehr erheben Sie den Deismus, und wie sehr sprechen Sie den Deisten Muth ein, da Sie Ihre gelehrten Chineser denselben einverleiben!

Laßt

* Du Halde. 2. Band. ** P. Le Comte.

Laßt uns itzt zu den schönen Wissenschaften schreiten. Man darf nicht erwarten, unter den Chinesern Raphaele, Michel Angelo, Le Brunen, von Lormen, Lulli zu sehen. Eben so wenig wird man Descartes, Newtonen, Kopernikken, Kepler unter ihnen antreffen. Was die nützlichen und nothwendigen Künste betrifft, welche mit der Kleidung, der Wohnung, dem Hausgeräthe ein Verhältniß haben, muß man zwar gestehen, daß die Chineser darinnen einigen Fortgang gemachet, aber niemals etwas zur Vollkommenheit zu bringen gewußt haben. Was die Beschaffenheit des Erdreichs

Raphael] von Urbino, einer der allerberühmtesten Maler, lebte zum Ende des fünfzehnten Jahrhunderts nur 37 Jahre, und starb zu Rom 1520.

Michael Angelo] Buonaruoti, ein vortrefflicher Maler, Bildhauer, und Baumeister, aus dem alten Hause der Grafen von Canossa, war ein Zeitgenoß Raphaels, der sich nach seinen Werken gebildet haben soll.

Le Brun] Carl, der vornehmste Maler Ludewigs des XIV. in Frankreiche, starb zu Paris 1690.

von Lorme] Einer der besten französischen Baumeister von Lyon im sechszehnten Jahrhunderte.

Lulli] Johann Baptist von Florenz, ein großer Tonkünstler in Paris, wo er durch seine Kunst zur Aufnahme der Singspiele das Meiste beyhalf.

Descartes] Renatus Des-Cartes, einer der berühmtesten Philosophen in Frankreiche, war zu La Haye in Touraine 1596 gebohren, und starb in Schweden 1650.

Newton] Isaak, einer der größesten Philosophen und Mathematiker aus Englande, starb zu Londen 1725 im 85 Jahre seines Alters.

Kopernik] Nicolaus von Thoren, ein berühmter Mathematiker und Philosoph zum Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts. Das System von der Bewegung der Erde um die Soune hat von ihm den Namen behalten, weil er es weit besser ausgeführet, als es jemals zuvor war.

Kepler] Johann, ein vortrefflicher Sternkundiger und Mathematiker aus Würtemberg, am Ende des sechszehnten Jahrhunderts.

reichs ihnen anboth, wie die Seide, das schöne Feldkorn, den Farbzeug, haben sie zwar benutzet; allein ihr blöder Geist hat beynahe nichts daran verbessert. Mit den Künsten vom feinern Geschmacke sind sie in der Kindheit, und wohl auch noch darunter geblieben.

Was die Malerey und Bildhauerkunst belanget, sind ihre schicklichsten Meister einem europäischen Lehrjungen von zween nen Monaten niemals gleich gekommen. Ihre Schildereyen, oder besser zu sagen, ihre Schmierereyen sind nicht so gut, als die gröbsten gothischen Bilder, die wir heut zu Tage so billig verachten. Ihre Kupferstiche und Zeichnungen sind ohne Sehekunst, ohne Verminderung des Lichtes, ohne eine vernünftige Wechselung des Schattens und Lichts. Ihre Figuren stellen nichts anders als kleine Unbilder vor, die mit jenen verglichen zu werden verdienen, welche die Kinder manchesmal auf ihre Papiere und ihre Heftbücher zeichnen. Um ihrer Bildhauerkunst willen wird man gewiß nicht Lust haben, diesen schönen Gedanken Virgils: * Spirantia molliter æra, auf sie anzuwenden. Wer ihre schnackischen Affengesichter gesehen hat, wird den Schluß machen, daß sie keine geschicktere Bildhauer, als Maler sind.

Ihre Tonkunst kann nicht elender seyn. Man mag aus etlichen chinesischen Arien darauf schließen, welche man bey Du Halden aufgezeichnet finden wird. Sie kannten die Harmonie der Töne nicht. Sie wußten sogar keine Arie aufzusetzen, ehe ein Glaubensprediger aus den Jesuiten sie die Weise davon gelehret hatte: erst auf die Beleuchtungen und nach dem Rathe der Glaubensprediger hat der Kaiser Kang-hi eine Gattung von Lehrschule für die Tonkunst, vor minder als achtzig Jahren, aufgerichtet. **

Ihre

* Aeneis. 6. B. ** Du Halde.

Ihre Baukunst hat nichts, was von Fähigkeit oder Geschmacke zeugete. Der kaiserliche Pallast zu Pekin fällt durch seine unermeßliche Größe, und durch ein kostbares Aussehen in die Augen. Aber man nimmt durchaus nichts daran wahr, was der weisen Anrichtung, der Richtigkeit, den Verzierungen, und dem Geschmacke der griechischen und römischen Baukunst ähnlich wäre. Sie ist sogar unsrer schönen gothischen Bauart nicht vergleichbar, welche durch ihre Kühnheit in Erstaunen setzet, und oft die niedlichste Leichtigkeit mit einer verwunderlichen Feste verbindet. Dieses Urtheil fället darüber ein geschickter Künstler aus der römischen Akademie vom heiligen Lukas* in seinen Briefen, welcher selbsten die letzten zwanzig Jahre seines Lebens zu Pekin zugebracht hat.

Weil wir in diesem Reiche, welches seit mehr als vier tausend Jahren mit Ruhme sich erhält, nur so schwache Scheine von etlichen Wissenschaften, und eine gänzliche Unwissenheit von allen übrigen antreffen; weil diese Völker keine Naturkunde, keine Erdbeschreibung, keine Geschichte, keine Sprachen, keine Arzneykunst, keine schönen Wissenschaften verstehen; so unterweisen Sie uns doch, gelehrter Geschichtschreiber Voltaire! worinnen das Verdienst Ihrer chinesischen Gelehrten und Deisten bestehe.

Durch jenes, was wir hier in diesen zwoen Untersuchungen vorgetragen haben, läßt es sich urtheilen, wie vielen Glauben Voltaire in allen Dingen verdiene, die er mit so großer Zuversicht, sowohl von dem Alterthume des chinesischen Reiches, als von dem Verdienste der chinesischen Gelehrten, auf die Bahne bringt. Damit wir aber dem Leser in allen Stücken

* Der Br. Attiret, ein Jesuit.

Stücken Genügen schaffen mögen, wollen wir etliche ganz kurze Bemerkungen über einige seiner hohen Schlußreden, und seiner stolzen Aussprüche, die mit dem nämlichen Stoffe ein Verhältniß haben, noch beyfügen.

Kurze Bemerkungen über die großen Sprüche Voltairens, welche sich auf das Alterthum des chinesischen Reiches beziehen.

I.

* Dieser ganze Staat erhält sich seit mehr als vier tausend Jahren mit Ruhme, ohne daß die Gesetze, die Sitten, die Sprache, die Kleidertracht eine merkliche Veränderung gelitten hätten.

* * *

Sonder Zweifel hat Voltaire Bücher, Denkmäler, Bildsäulen, Schildereyen gesehen, die vor vier tausend Jahren verfertiget worden sind, und alles dieses verbürgen. Er muß in diesem Stücke ein ausschließendes Gnadenrecht gehabt haben. Kein andrer Schriftsteller ist jemals so begnadet gewesen, als er: kein andrer Schriftsteller hat jemals die mindeste Kenntniß von all diesen Dingen gehabt.

II.

Seine unverwerfliche Geschichte, und die einzige, welche auf himmlische Beobachtungen gegründet ist, geht durch die allersicherste Zeitrechnung bis auf eine Sonnefinsterniß zurück, die auf 2155 Jahre vor dem Anfange unsrer gemeinen Jahrzahl gerechnet wird.

* * *

Diese himmlischen Beobachtungen, auf welche die unverwerfliche Geschichte und die allersicherste Zeitrechnung gegründet sind, fanden wenig Glauben bey dem gelehrten Stern-

* Versuch einer allgem. Geschicht. 1. Kap.

Sternkundigen, Herrn Cassini. * Und wenn die Chineser die Sonnefinsternisse vor vier tausend Jahren zu berechnen wußten, so haben sie es nachmals ziemlich vergessen. Es sind noch nicht volle zwey hundert Jahre, da sie noch kein Haar davon verstanden.

III.

Zwey hundert dreyßig Jahre über den Tag dieser Sonnefinsterniß hinaus, reichet ihre Zeitrechnung ununterbrochen, und mit den glaubwürdigsten Zeugnissen bis auf den Kaiser Hiao.

* * *

Niemand, als Voltaire, kennet und erkennt die Glaubwürdigkeit dieser Zeugnisse. Sie werden von allen Gelehrten, von den erfahrensten Kritikern, von Leuten, welche in den Kenntnissen, die mit dem chinesischen Reiche ein Verhältniß haben, und die von uns in dem vorhergehenden Artikel angeführet wurden, zum besten bewandert sind, allgemein und einstimmig verworfen. Wie schön ist es für Voltairen gegen so viele, so gelehrte, so einsichtvolle Männer auszuhalten! Welche Ueberlegenheit an Einsicht und Verstande!

IV.

Der Kaiser Hiao hat selbsten an der Verbesserung der Sternkunde gearbeitet, und in einer Regierung ohngefähr von achtzig Jahren hat er sich bestrebet, die Menschen klug und glücklich zu machen.

* * *

Unter eben diesem Hiao, sagen die chinesischen Jahrbücher, hat sich jene außerordentliche Naturerscheinung zugetragen, daß die Sonne zehn Tage nach einander über dem Gesichtkreise erhöhet blieb. Diese Naturerscheinung mußte doch

* Nachrichten von der Akad. der Wissensch. 8. Band.

doch den sogenannten Verbesserer entsetzlich aus der Fassung gebracht haben.

Manche vernünftige Kritiker ziehen aus dieser Erzählung, wie ausschweifend sie auch immer ist, beträchtliche Folgerungen. Sie denken, daß etwa die Wunderthat des Josue dazu Gelegenheit habe geben können, welche wohl auch in China sichtbar mochte gewesen seyn, und die nachmals vergrößert und erweitert worden war, wie es bey tölpischen und unwissenden Völkern allezeit geschieht. Anstatt eines Tages, wo die Sonne auf das Geheiß des Josue stehen geblieben war, gaben die dummen Chineser bis auf zehn Tage an.

Dergleichen Kritiker denken weiter, daß dieses ein Beweis wäre, wie sehr die chinesischen Jahrbücher jünger sind, als man sie ausgiebt. Denn erstlich mußte dieses allererst lange nach der Begebenheit beschrieben worden seyn, weil man eine so große Verfälschung daran wahrnimmt. Zweytens geschah das Wunder des Josue nur tausend oder zwölf hundert Jahre nach der Zeit, auf welche man die Regierung dieses vorgeblichen Hiao bestimmet. Was daran richtig seyn möge, lassen wir die Beurtheilung der Leser muthmaßen.

V.

Vor dem Hiao findet man noch sechs Könige, welche, nach der Berechnung des Newtons, ohngefähr hundert und dreyßig Jahre werden geherrschet haben.

* * *

Welche Richtigkeit, und welche Klugheit ist in dieser Berechnung! Der Geschichteschreiber giebt seinem Kaiser Hiao eine Regierung von achtzig Jahren zu, und die übrigen sechs Kaiser, die vor ihm regieret haben, läßt er im Ganzen nur hundert und dreyßig Jahre herrschen. Die schwachsinnigen Chineser schreiben der Regierung des einzigen Kaisers Fohi

hundert und fünfzehn Jahre zu; sie legen den fünf übrigen Kaisern nach Maaßgabe eine starke Zahl von Jahren bey. Dieses scheint der Abweichung der menschlichen Lebensdauer, wie es mit den ersten Patriarchen nach der Sündfluth geschah, näher zu kommen. Dorther sind vermuthlich jene, dem Vorgeben nach, so langen Regierungen, und jene sogenannten ersten Kaiser geborget, wie wir es zu verstehen gegeben haben. Der witzige und aufgeklärte Voltaire richtet, vier tausend Jahre später, alles dieses besser ein; und nachdem er der Regierung des einzigen Hiao achtzig Jahre angewiesen hatte, läßt er einem jeden aus seinen sechs Nachfolgern nur etwa zwanzig zukommen.

VI.

Mehr als fünf und zwanzig Jahrhunderte vor dem Anfange der gemeinen Jahrzahl, hatten die Babylonier schon eine Reihe von astronomischen Beobachtungen; und von derselben Zeit an, ist China einem höchsten Gebiether unterworfen gewesen.

* * *

Die Babylonier waren die ersten, welche den Himmel beobachteten, und wahrscheinlicher Weise auf die gleiche Art beobachteten, wie ihn unsere Schafhirten noch heut zu Tage beobachten. Dieses ist der Anfang der Sternkunde gewesen. Nun aber ist es rathsam anzumerken, daß die Babylonier nicht früher ihre ersten Blicke also an den Himmel geheftet haben, als mehr dann drey Jahrhunderte nach der Zeit, wo Voltaire uns saget, daß sie schon eine Reihe von astronomischen Beobachtungen gehabt hätten. Man vernehme davon den unumstößlichen Beweis.

* Kallisthenes überschickte dem Aristoteles auf das Geheiß Alexanders alles, was er bey den Babyloniern ausfindig

findig machen konnte, das mit der Sternkunde ein Verhältniß hatte. Alles, was er bey ihnen entdeckte, gieng nicht weiter, als auf neunzehn hundert Jahre zurück; das ist: auf zwey tausend zwey hundert und etliche Jahre vor der christlichen Zeitrechnung, und mehr als ein Jahrhundert nach der Sündfluth. Allein Herr von Voltaire läßt nicht allein die ersten Beobachtungen, sondern die Sammlung und Reihe der babylonischen Beobachtungen, auf mehr als fünf und zwanzig Jahrhunderte vor dem Anfange der gemeinen Jahrzahl zurückgehen. Dieses Unglück begegnet ihm sehr oft, daß er mit den verständigsten und sichersten Schriftstellern nicht übereinstimmet.

VII.

Weil dann der Kaiser Hiao, der unverwerflich mehr, als zwey tausend vier hundert Jahre vor dem Anfange unsrer Jahrzahl lebte, das ganze Land Koreen erobert hat, ist es nicht zu zweifeln, daß sein Volk aus dem entferntsten Alterthume hergekommen sey.

* * *

Man weiß nicht, wann oder wie die Landschaft Koreen bevölkert worden; ob sie eine Pflanzung oder eine Eroberung der Chineser gewesen sey. Voltaire, welcher, wie sein Freund Celsus *, sagen kann: novi enim omnia, hätte uns wohl seine Nachrichten in diesem Stücke mittheilen sollen.

VIII.

Der V. Gaubil hat eine Reihe von sechs und dreyßig Sonnefinsternissen, welche in den Büchern Confuzens angeführet werden, untersuchet, und er hat darunter nur zwo falsche, und zwo zweifelhafte gefunden.

* * *

Der gelehrte Cassini hat nicht so viel Nachsicht, oder Einsicht gehabt, als der V. Gaubil. Confuz, heißt es, füh-

* Origen wider Celf. 1. B.

führet sechs und dreyßig Sonnefinsterniſſe an. Ohne daß wir uns aufhalten, die Richtigkeit dieſer Anführung zu unterſuchen, ſagen wir, daß dieſes nichts im geringſten bewieſe. Unſre Landleute, ohne Sternkundige zu ſeyn, könnten wohl auch eben ſo viele Sonnefinsterniſſe anführen, als ſie zu ihrer Zeit geſehen hätten.

IX.

Kömmt es uns zu, den Chineſern eine Zeitrechnung ſtreitig zu machen, welche unter ihnen einhällig angenommen iſt? uns, die wir ſechzig verſchiedene Syſteme haben, um die Zeiten zu berechnen, und die wir alſo nicht ein einziges gewiſſes haben?

* * *

Sollte man nach dieſem ſchönen Schlußſpruche nicht urtheilen, daß Herr von Voltaire die chineſiſche Zeitrechnung vollkommen inne habe, und daß ihm von der unſrigen nichts unbekannt ſey. Man könnte ſich in beyden Stücken betriegen. Aber wir thun keinen Ausſpruch.

Wenn es bey uns ſechzig verſchiedene Syſteme giebt, um die Zeiten zu berechnen, ſo iſt dieſes ein Beweis, daß bey uns viele denken, rechnen, arbeiten. Könnte man eben dieſes von den Chineſern ſagen? Die Verſchiedenheit der Syſteme beweiſt, daß Beſchwerniſſe aufzulöſen vorkommen; aber ſie hindert die Zeitrechner nicht, in den vornehmlichſten Zeitbeſtimmungen übereinszukommen.

Im übrigen wird man wohl dieſen ſechzig Syſtemen Voltairens ſeines, als das ein und ſechzigſte nicht beyſetzen. Es ſchmecket allzu ſehr nach dem chineſiſchen Gelehrten. Man will ihm auch keineswegs rathen, in einer neuen Ausgabe ſeine Kapitel von China zu verbeſſern: er iſt von der ſchwachſinnigen Einſicht anderer, und von ſeiner Unfehlbarkeit allzu wohl überzeuget.

VI.

Christenthum.

Man lasse einen Menschen die verschiedenen Religionen, welche in der Welt bekannt und angenommen worden sind, mit Bedächtlichkeit untersuchen. Wenn er bey dieser Untersuchung nicht anders, als mit dem Lichte der Vernunft, zu Werke geht; wenn er sich von den Vorurtheilen losmachet, welche von der Unwissenheit und den Leidenschaften erzeuget werden können: so wird er gezwungen seyn zu gestehen, daß es niemals eine herrlichere, göttlichere, reinere Religion gegeben hat, die glorwürdiger für den Menschen, nützlicher für die Gesellschaft, und geschickter gewesen wäre, große Tugenden hervorzubringen, als die Religion, welche Jesus Christus auf Erden gestiftet hat.

Diese Religion war länger als zwey tausend Jahre, ehe ihr göttlicher Stifter auf der Welt erschien, durch eine ununterbrochene Folge von göttlichen Aussprüchen und Weissagungen angekündet worden. Sie wurde nicht anders, als durch die Macht der unbegreiflichsten Wunder, gepflanzet, welche auf die augenscheinlichste Weise von ihrer Göttlichkeit zeugen. Endlich hat ihre Erhaltung und ewige Dauer, ungeachtet des Hasses, der Verderbniß, der Bosheit ihrer Feinde, noch etwas wundersameres an sich.

Ehe sie auf Erden gestiftet wurde, mußte sie die fürchterlichsten Prüfungen aushalten, die man sich denken kann. Während drey hundert Jahre haben die Beherrscher der Welt, und alle Mächte der Erde sich gegen sie bewaffnet; und sie hat über alle gesieget: man hat den Weltkreis mit dem Blute ihrer Märtyrer überströmet; und sie ist dadurch nur

noch blühender geworden: sie ist durch Spaltungen und Ketzereyen zerrissen worden; und dennoch hat sie von ihrer Kraft und ihrer Stärke nichts verloren. Allein, wenn man die Jahrbücher der Welt durchgeht, so findet man keine Zeit, wo sie jemals entsetzlichere Anfälle auszuhalten hatte, als sie zu unsern Tagen von der Freydenkerey und der Ungläubigkeit erfährt. Ihre Vertilgung ist der große Wunsch der philosophischen Rotte, die sich wider sie verschworen hat. Dieses ist das Ziel, welches sich alle jene Gottlosen vorstecken, die sich Philosophen nennen; und auf diese Absicht ist all ihr Bestreben gerichtet.

Aber der Grimmigste aus allen diesen Verschworenen ist der Verfasser des philosophischen Handlexikons; und besonders bey dem Artikel: Christenthum, bricht seine Galle, sein Geifer, und sein Haß mit der größesten Tollwuth aus.

Damit wir alle diese Gräuel widerlegen, die Wahrheit in alle ihre Rechte wieder einsetzen, und dem Leser ein Licht an die Hand biethen mögen, um sich bey der Untersuchung des Christenthumes nicht zu verirren, wollen wir diese Vertheidigung in mehrere Artikel theilen.

1. Werden wir die Schilderung und den Charakter des göttlichen Gesetzgebers der Christen aufweisen.

2. Werden wir einen richtigen und bestimmten Begriff von dem, was den wesentlichen Grund des Christenthums ausmachet, angeben.

3. Werden wir mit wenigen Worten das Wunder der Pflanzung des Christenthums in der Welt vor die Augen stellen.

4. Werden wir die gräulichen Verfolgungen erzählen, die es von den Mächten der Erde zu dulden hatte.

5. Damit die Stärke und das Licht der Wahrheit fühlbarer erscheinen mögen, werden wir die Folgerungen, welche natürlicher Weise aus den verschiednen beygebrachten Sätzen fließen, entwickeln und in Eines bringen.

6. Werden wir die Lügen, Verleumdungen, Fälschungen, Ungereimtheiten, die der Verfasser des Handlexikons gesammelt hat, dem Leser umständlich vor die Augen legen, und dieselben deutlich, bestimmt, und überzeugend beantworten.

7. Werden wir zum Beschlusse an das Licht setzen, wie viel Gutes das Christenthum in der Welt stiftet, da es eine Menge von Gebräuchen und Grundsätzen verbessert, welche den Trieben der menschlichen Ehrlichkeit, Billigkeit, und Sittlichkeit zuwiderlaufen, woran alle philosophische Klugheit nichts tadelhaftes wahrgenommen, oder zum mindesten sich nicht getrauet hat, den Versuch einer Besserung damit vorzunehmen.

Erster Artikel.

Schilderung oder Charakter Jesu Christi.

Seine Abkunft.

Wir stellen zum Anfange die Schilderung oder den Charakter des herrlichen Stifters unsers Christenthumes Jesu Christi auf, weil wir dafür halten, daß die Kenntniß seiner göttlichen Person sehr viel dienen soll, uns in dem Urtheile zu leiten, welches wir von seiner Religion zu fällen haben. Allein gleich itzt zum Anfange fodern wir alle Ungläubige, Philosophen, Kritiker, Freydenker herzhaft auf, nur einen der Züge, womit wir dieses Bild entwerfen wollen, der Falschheit zu beschuldigen.

Erstlich

Erstlich soll hier alles verschwinden, was man jemals von allen berühmtesten Gelehrten, von den tugendsamsten Männern, von den beleuchtetsten Gesetzgebern gesaget, geschrieben, oder ersonnen hat. Die Gesetzgeber, die Gelehrten waren nichts als Menschen: und der Stifter des Christenthumes ist ein Gottmensch; er ist eine göttliche Person, die ewige Weisheit, Gott selbsten, der durch ein unbegreiflich Wunder sich mit der menschlichen Natur also bekleidet hat, daß er zugleich wahrhaft Gott, und wahrhaft ein Mensch ist. Man muß dann nicht erwarten, etwas eitel Menschliches an ihm zu sehen; man muß nicht staunen, daß alles an ihm mit dem Siegel der Göttlichkeit bezeichnet ist.

Man fasset leicht, daß es die Würde eines so außerordentlichen Gesandten heischete, durch herrliche Vorsagungen und unterscheidende Merkmäler bezeichnet zu werden, wodurch er vor allen übrigen Menschen kennbar gemacht werden möchte. Es haben ihn auch unzählbare Mengen von Weisfagungen, viele Jahrhunderte, eh er sich zeigte, unter den glänzendsten Sinnbildern, und mit den sinnreichsten Ausdrücken der Welt angekündet. Mehr als achtzehn hundert Jahre vor seiner Geburt, zeiget Jakob * die Umstände der Zeit an, zu welcher er für das Heil der Menschen gebohren werden sollte, Michäas ** nennet die Stadt, wo dieser König, Messias, auf die Welt kommen mußte. David giebt uns die Beschreibung von allen seinen Leiden, seiner Herrlichkeit, seinen Siegen, seinem ewigen Reiche über alle Völker. Isaias ***, nachdem er ihn in seiner ewigen Gottheit gezeiget hat, verkündet seine wundervolle Geburt aus einer Jungfrau: er stellet ihn auf Erden, als das Urbild der vollkommensten Tugenden vor: er schildert ihn, wie er die Armen unter-

* 1. B. Moses. XXXXIX. ** V. *** VII. 42. 49. 53.

unterweist, wie er seine Wohlthaten allenthalben ausbreitet, wie er die Menschen durch seine Wunder in Erstaunen setzet: er besingt schon seine Siege über den Götzendienst, und über die eingewurzeltesten Aberglauben: er begleitet ihn sogar auf den Kreuzberg, und zeiget uns, wie er sein Blut und sein Leben für die Ehre seines Vaters, und für das Heil des menschlichen Geschlechtes dargiebt. Daniel weissaget die erstaunlichen Veränderungen, welche auf seine Opferung folgen sollen. Endlich beynahe die ganze Schrift des alten Bundes ist nichts anders, als eine vorläufige Geschichte Jesu Christi, und die herrlichste Schilderung seiner Hoheit.

Sein wundervolles Leben.

Sobald er auch auf der Welt erscheint, wird man gewahr, daß alles in ihm das Präg der Göttlichkeit an sich trägt. Er erscheint als der Herr, der höchste Gebiether, der König der ganzen Natur. Diese gehorchet mit Ehrfurcht seinem Worte: das Meer wird unter seinen Tritten fest; die Krankheiten entfliehen auf sein Geheiß; der Tod und die Hölle geben die Beute zurück, welche sie verschlungen hatten; er durchgründet die verborgensten Gedanken; er sieht mit eben derselben Klarheit in die Zukunft hinein, wie er das Gegenwärtige sieht: und alle diese so rührenden, so erstaunlichen Wunder wirket er, als Herr der Natur selbsten; sie kosten ihn nicht mehr Bemühung, als die gemeinsten Verrichtungen, oder die natürlichsten Bewegungen andere Menschen kosten; man sieht, daß sie aus einer wahrhaft göttlichen Quelle fließen.

Er stirbt durch die Strafe des Kreuzes, weil er sich eingenwillig als das größeste Schlachtopfer dargeben wollte, welches durch seine Opferung der göttlichen Gerechtigkeit Genügen schaffen, und die Welt erlösen mußte. Aber die aller-

außer-

außerordentlichsten Wunder bezeugen, daß ein Gottmensch stirbt. Die Sonne wird ihres Lichtes beraubet, und läßt die Erde, drey Stunden lang, in dicken Finsternissen trauren; Gräber eröffnen sich von sich selbsten, durch ein Wunder, wovon man noch kein Beyspiel gesehen hatte, und jene, die darinnen verschlossen lagen, erschienen im Judenlande; der Berg, auf welchem dieses erstaunliche Opfer geschlachtet wird, birst und zerspaltet. Man leget den verstorbenen Gottmenschen ins Grab; man umgiebt das Grab mit Wachen. Aber eben diese Wachen werden die ersten Zeugen der göttlichen Macht, wodurch er sich selbsten das Leben wiedergiebt. Er steht am dritten Tage wieder auf, wie er es vorgesaget hatte: und nach vierzig Tagen fährt er gen Himmel, da fünf hundert seiner Jünger gegenwärtig waren, nachdem er ihnen die letzten Unterweisungen und seine letzten Befehle zur Pflanzung seiner Religion mitgetheilet hatte.

Sein Herz.

Nachdem wir ihn nun in seiner wundervollen Macht vorgestellet haben, wie werden wir das Bild seines Herzens schildern? Welche Güte! welche Zärtlichkeit! welche Großmuth! Die Beschreibung seines ganzen Lebens und aller seiner Handlungen ist nichts anders, als die Beschreibung seiner Wohlthaten, und eine ununterbrochne Kette von Beweisen seiner Liebe. Er wird allezeit gerühret, sobald er Leidende erblickt; und sein Gefühl ist niemals auf ein unnützliches Mitleid eingeschränket. Elende, Betrübte, Verirrete sehen, und ihnen beyspringen, sie trösten, sie auf den guten Weg zurückleiten, ist bey ihm nur eine und dieselbige Sache. Welche Zärtlichkeit hat er für die tugendsamen Seelen! welche Liebe, um die Sünder an sich zu ziehen, und zu gewinnen! und wie leicht vergiebt er ihnen! wie gerühret und

mit-

mitleidig ist er über die Züchtigungen, welche das hartsinnige Jerusalem, zur Strafe seiner Blindheit und seiner Laster, erfahren soll.

Damit wir aber die ganze Schönheit seines Herzens vollkommen erkennen mögen, dörfen wir nur die letzte Rede lesen, die er des Abends vor seinem Tode an seine Apostel hielt, und die man für den letzten Willen seiner Liebe betrachten kann. Da er sie anredet, scheint er zu vergessen, daß er ihr Herr und ihr Gott ist. Er spricht mit ihnen nicht anders, als wie ein Bruder, und wie ein Freund; aber wie ein Freund, dessen ganze Zufriedenheit und Freude darinnen besteht, daß er sein Leben und sein Blut für sie geben, daß er ihnen seine Glückseligkeit, seine Glorie, und auf gewisse Weise alles Eigenthum seiner Gottheit mittheilen kann. Der einzige Vorzug, den er noch vor ihnen hat, ist dieser, daß er der Ursprung ihrer ganzen Glückseligkeit ist, gleichwie sein einziges Verlangen dieses ist, daß er ihnen so viel Gutes erweisen möge, als sie, in der Eigenschaft als einfache Geschöpfe, Gutes zu empfangen fähig sind. Nein! also können Menschen nicht denken, empfinden, und sich ausdrücken: da ist alles über die Menschlichkeit hinaus; alles ist göttlich.

Seine Tugenden.

Wie werden wir dann erst seine Tugenden abbilden können? Die erhabensten, die heldenmüthigsten, die reinesten Tugenden sind alle in ihm mit einem Glanze, der in seiner Art ganz einzig ist, vereiniget. Wahrhaft reine Tugenden! Er suchet niemals in einem Stücke seine Ehre. Obschon er der einzige Sohn Gottes, der König des Himmels und der Erde ist; obschon ihm in dieser Eigenschaft alle Dienstleistungen des Lobes, der Ehrfurcht, des Gehorsams, und

der

der Liebe wesentlich gebühren: so lenket er dennoch niemals etwas zu seiner Ehre, seiner Befriedigung, seinem eignen Nutzen hin. Weil er aus dem Schooße Gottes entsprungen, ist er über die Menschen allzu sehr erhaben, als daß er auf Dinge achten sollte, wovon die Menschen gerühret würden. Er saget uns auch, * daß sein einziges Vergnügen sey, den Willen seines Vaters zu vollziehen, und daß er allein besorget sey, die Ehre dessen zu befördern, der ihn gesendet hat.

Welche Mäßigung, welche Sanftmuth zeiget er gegen jene, die ihn mishandeln, oder die ihn mit Schmachen und Vorwürfen beladen! Welche Weisheit liegt in den Antworten, die er auf die hinterlistigen Fragen seiner Feinde giebt! Man urtheile davon nach jenen, die er gab, als er über den Tribut, den man dem Kaiser zahlen mußte, ** über das Gesetz der Ehescheidung, *** über das Betragen gegen die Ehebrecherinn, **** über Glaubwürdigkeit seiner Sendung, ***** über das Schicksal eines Weibes im zukünftigen Leben, wenn es in diesem Leben mehrere Männer gehabt hätte, ****** befraget worden ist. Das Evangelium ist voll dieser Antworten, an denen man eine Weisheit, eine Bescheidenheit, einen Scharfsinn, eine Beleuchtung gewahr wird, die man von Menschen nicht erwarten konnte, und die genügsam zeigen, daß jener, der sie gab, etwas mehr als Mensch war, und daß er etwas Göttliches an sich hatte.

Was für Ausdrücke müssen wir wählen, um seine Geduld in den Peinen, Schmachen, und Beschimpfungen zu schil-

* Joh. VIII. ** Matth. XXII. *** Ebend. XIX.
**** Joh. VIII. ***** Matth. XXI. ****** Ebend. XXII.

schildern, unter welchen er sein Leben auf Erden beschloß, und durch seinen Tod das große Werk der Welterlösung vollbrachte? Mitten unter diesen Peinen und Beschimpfungen entfiel ihm kein Wort, welches entweder die Kleinmüthigkeit einer niedergeschlagnen Seele, oder den Widerstand eines Geistes verriethe, der sich aus Stolze oder Verzweiflung gegen unmeidbare Leiden sträubet. Er litt, als ein ergebenes und demüthiges, aber zugleich freyes Schlachtopfer, welches uns lehren wollte, wie weit unsre Ehrfurcht gegen die Verordnungen Gottes, und unsre Liebe zur Tugend gehen soll. Nein! Menschen leiden und sterben nicht also: und man kann sich nicht entbrechen zu erkennen, daß Jesus Christus als Gottmensch litt und starb.

Da man alle diese Züge in der Person des Stifters des Christenthums vereiniget sieht: herrliche Weisagungen, die ihn verkündigen, ein ganz wundervolles Leben, bewundernswürdige Tugenden, die reineste Sittenlehre, so lehrreiche Beyspiele, ganz göttliche Unterweisungen; kann man noch Jesum Christum bloß für einen Menschen ansehen? Kann man sich entbrechen zu erkennen, daß er wahrhaftig Gott und Gottes Sohn sey, wie er es allezeit bezeuget hat? Und wenn er wahrhaftig Gott ist, wie soll man die Religion betrachten, die er der Erde geschenket hat? Wenn er wahrhaftig Gott ist, soll uns nicht der Schauder ergreifen, da wir die Gotteslästerungen hören und lesen, womit die verdammlichen Werke unsrer Philosophen gegen seine Person und seine herrliche Religion angefüllet sind?

Den Mahometanern würde die Haut schaudern, wenn sie unter ihnen von Jesu Christo reden höreten, wie diese abtrünnigen Philosophen unter uns von ihm sprechen. Die Ungläubigen könnten auch den eifrigsten Christen zur Richt-

schnur

schnur und zum Vorbilde dienen, wie sie von unserm göttlichen Gesetzgeber denken und reden sollten. Man vernehme, wie Mahomet selbsten sich ausdrücket: * O Marie! Gott hat dich unter allen Weibern auf der Welt erhöhet, gereiniget, und ganz besonders auserwählet . . . ** Der Sohn Mariens ist der Messias, der Abgesandte und das Wort Gottes, und eben derselbe Jesus ist ein Geist, der aus Gotte selbsten ausgeht . . . *** Wir haben, also läßt er Gott selbsten sprechen: wir haben Jesu, dem Sohne Mariens, augenscheinliche Kennzeichen mitgetheilet, und wir sind ihm beygestanden, und haben ihn mit dem heiligen Geiste gestärket.

Die Ausleger des Alkorans, da sie diese Stelle erklären, legen Jesu Christo alle Kennzeichen bey, welche nur allein der Gottheit zukommen können. **** Diese Kennzeichen sind: die Kenntniß der verborgenen Dinge, die Macht, Todte zu erwecken, und die größesten Wunder zu wirken, der Geist der Heiligkeit, die Kraft des Evangeliums, aus welchem das Leben der Seele, und die Erneuerung des Herzens gezogen wird.

Es sind die eifrigsten unter den Christen niemals mit einer hitzigern Begeisterung erfüllet gewesen, und haben niemals von Jesu Christo auf eine erhabnere Weise gesprochen, als ein persischer Dichter, welcher ihn mit diesen Versen anredet, die von dem Herrn von Herbelot übersetzet worden sind: *****

Das

* Alkor. 3. Kap. ** Ebend. Ness. *** Ebend. 1. Kap.
**** Morgenländ. Biblioth. bey dem Artikel: Issa Ebu Miriam.
***** Ebend.

Das Herz des bekränkten Menschen zieht allen Trost aus deinen Worten.

Die Seele erhält ihr Leben und ihre Stärke wieder, wenn sie nur deinen Namen aussprechen höret.

Wenn jemals das Gemüth des Menschen zu der Betrachtung der Geheimnisse der Gottheit sich emporschwingen kann,

So erhält er von dir seine Beleuchtungen, um dieselben zu erkennen; und du giehst ihm den Trieb, der ihn beseelet.

Die verdammlichen Verfasser des Gedichtes vom Mägdchen von Orleans, der philosophischen Gedanken, des Buchs von den Sitten, des philosophischen Kriegsmannes, und unzählbare andere, welche die Gotteslästerungen der ersten nur wiederholen, haben nicht also von Jesu Christo gedacht. Einem christlichen Philosophen kömmt es zu, sie zu beschämen; nnd jenen, denen Gott das Schwert vertrauet hat, kömmt es zn, sie zu bestrafen.

Zweyter Artikel.

Auszug von dem, was den wesentlichen Grund der Religion Jesu Christi ausmachet.

* Dieß ist das ewige Leben, daß man dich erkenne, der du der einzige wahre Gott bist, und Jesum Christum, welchen du gesendet hast. Also sprach Jesus Christus zu seinem Vater; und durch diese Worte leget er uns beynahe alles vor, was den Grund der Religion in der Glaubenslehre ausmachet, gleichwie er uns durch die acht Seligkeiten beynahe alles vorleget, was den Grund der Religion in der Sittenlehre ausmachet, wovon wir in der Folge dieses Artikels sprechen wollen.

Vermöge dieser Worte Jesu Christi erkennt man in dem Christenthume nur einen einzigen Gott, welcher der Schöpfer

* Joh. XVII.

pfer des Weltkreises, und aller darinnen enthaltener Dinge ist. Aber dieser Gott, der nothwendig und wesentlich einzig ist, besteht in dreyen Personen, welche der Vater, der Sohn und der heilige Geist sind, wie wir es in dem Artikel: Dreyeinigkeit, erklären.

Auf die zweyte Person, den Sohn, das eingefleischte Wort, welches wir unter der Benennung: Jesus Christus kennen, ist die ganze christliche Religion gegründet. Er, der wahrhaftig Gott und Mensch zugleich ist, stiftet das vertrauteste Bündniß zwischen Gott und der menschlichen Natur; und aus diesem Bündnisse fließen, als natürliche und nothwendige Folgen, die wichtigsten und lehrreichesten Sätze des Christenthums, welche diese Religion zum besten auszeichnen, und unendlich über alle übrige erhöhen.

Wir glauben dann, daß unser göttlicher Gesetzgeber aus einer ganz reinen Jungfrau gebohren sey, weil er, als Sohn Gottes, keinen Vater unter den Menschen haben konnte, und dennoch, um ein Mensch zu seyn, wie wir, von einer Mutter abstammen, und in ihrem Schooße gestaltet werden mußte. Diese sonderbare Gestaltung der Menschheit Jesu Christi, mit der Gottheit vereiniget, geschah durch die Kraft des Allmächtigen, welcher der Jungfrau Marien diese wundervolle Fruchtbarkeit mittheilte.

Wir glauben, daß dieser Gottmensch den Tod gelitten habe, weil er es freywillig auf sich genommen hatte, durch die Opferung seiner anbethenswürdigen Menschheit der Austilger der Sünde, und der Erlöser des menschlichen Geschlechtes zu werden.

* Wir glauben, daß er am dritten Tage nach seinem Tode wieder erstanden sey, wie er es vorgesagt, und wie es die

die Propheten geweissaget hatten: denn es war unmöglich, daß er im Grabe bleiben sollte, da er, bis an das Ende der Welt der Mittler, der Fürsprecher, und der ewige Priester der Menschen bey seinem Vater seyn mußte.

Wir glauben, daß er, vierzig Tage nach seiner glorwürdigen Auferstehung, in den Himmel aufgefahren sey: denn da er den ganzen Entwurf seiner Ankunft auf diese Welt ausgeführet hatte, mußte er in den Schooß seines Vaters, und in den Wohnsitz der Glorie zurückkehren, welche zur Belohnung seiner Leiden ihm gebühret hat.

Wir glauben, daß er, vor seiner Auffahrt in den Himmel, seine Apostel in allen Dingen unterrichtet habe, welche die Pflanzung der Kirche betreffen, der wir mit Gelehrigkeit Gehör geben, und mit Ehrfurcht gehorchen müssen, wenn wir nicht zur Strafe, als abgehauene Glieder betrachtet, und als Sünder behandelt werden wollen, welche der Vorzüge und Früchte der göttlichen Aufnahme beraubet sind.

Wir glauben, daß wir alle bey dem Ende der Welt auferstehen, und eben von Jesu Christo gerichtet werden sollen, welcher nach unsern Werken entscheiden wird, ob wir der ewigen Belohnungen, oder der ewigen Strafen würdig seyn.

Wir glauben, daß dieser Gottmensch, Jesus Christus, die Seele der ganzen Religion sey; daß Er in derselben der Grund aller Verdienste und Belohnungen sey: denn wir vermögen nichts zu thun, wenn uns seine Gnade nicht zu Hülfe kömmt; wir können nichts hoffen, als durch seine Verdienste; die Sacramente, die er in der Kirche eingesetzet hat, um uns seine Gnaden mitzutheilen, sind die Frucht seines Leidens und Todes. Wir sind durch die göttliche Annahme auf ihn gepfropfet, wenn ich also sagen darf; wir

sind mit ihm vereiniget, wie der Rebzweig mit den Rebstocke vereiniget ist, und er giebt uns das Leben, wie der Rebstock es dem Zweige giebt.

Dieß ist der Auszug der Lehrsätze, welche die Weisheit des Christenthums ausmachen; und man wird gewiß in allem, was wir nun eben vorgetragen haben, nichts antreffen, das sich nicht für Gott geziemte. Auf gleiche Weise wird man in jenem, was dem Menschen in der Sittenlehre vorgeschrieben ist, nichts antreffen, das sich nicht für den Menschen schickete, und das nicht zu seinem Nutzen und zu seiner Ehre gereichte.

Die christliche Sittenlehre ist nichts weiter, als das Naturgesetz, welches Gott schon in das Herz des Menschen gepräget hat; aber welches Jesus Christus uns noch klärer erläutert hat, da er uns zugleich Mittel vorschlug, um demselbigen desto sicherer und beständiger getreu zu verbleiben. Damit man sich von dieser Sittenlehre einen richtigen Begriff machen möge, muß man dabey nothwendiger Weise zwey Dinge wohl unterscheiden: was zum Gebothe oder zur Pflicht gehöret, und was aus Rathe oder aus Vollkommenheit geschieht. Die Gebothe legen uns die Pflichten auf, welche von der Natur selber vorgeschrieben werden, und durchaus unnachläßlich sind. Die Räthe stellen uns das Großmüthigste und Heldenmäßigste von der Tugend vor; aber dazu werden nur die erhabenen Seelen eingeladen, und nicht alle Menschen verpflichtet.

Die Gebothe sind in der Gesetztafel, oder in den zehn Gebothen enthalten, und Jedermann wird gestehen müssen, daß sie unendlich weise, billig, und durchaus nothwendig sind, um die gute Ordnung, und die Glückseligkeit der ganzen menschlichen Gesellschaft zu erhalten. Die Räthe gehö-

ren nur, wie wir eben gesaget haben, für jene großmüthigen Seelen, welche, durch die Beyspiele des göttlichen Gesetzgebers entflammet, sich über alle Dinge hinaussetzen, Leidenschaften, Vergnügungen, menschliche Gewinne, und alles aufopfern; welche den Schluß fassen, also auf der Erde zu leben, wie die Unsterblichen im Himmel leben.

Die glückseligen Früchte der christlichen Sittenlehre werden uns auf die rührendste Weise in den evangelischen Seligkeiten abgeschildert. Man wird gewiß keine reinern, schönern, wahrhaftern Grundsätze finden, als jene sind, die uns Jesus Christus darinnen vorträgt.

*„ Selig sind diejenigen „, saget er uns, „ die demüthig „ und in ihrer Denkensart bescheiden sind; denn dieß wird „ ihnen das Himmelreich versichern.

„ Selig sind jene, derer Gemüthsart sanftmüthig ist; „ denn dieß wird ihnen alle Herzen gewinnen.

„ Selig sind jene, die mit Ergebung leiden; denn dieß „ wird ihnen den Trost des himmlischen Vaters herbeyzie„ hen.

„ Selig sind diejenigen, welche den Frieden, die Ei„ nigkeit, die Eintracht, lieben; den sie werden, als die „ wahren Kinder Gottes, angesehen werden.

„ Selig sind jene, die sich nach der Gerechtigkeit, Tu„ gend, und Heiligkeit sehnen; denn Gott wird ihre heili„ gen Begierden erfüllen.

„ Selig sind jene, die, vom Elende ihres Nächsten ge„ rühret, demselben großmüthig zu Hülfe kommen; denn „ sie werden das Herz Gottes gegen sie eben auf gleiche „ Weise beschaffen finden.

„ Se-

* Matth. V.

„ Selig sind diejenigen, derer Seele rein und unschul-
„ dig ist; denn die Erkenntniß der göttlichen Vollkommen-
„ heiten wird die Belohnung ihrer Unschuld und Reinig-
„ keit seyn.

„ Selig sind jene, welche die Verfolgung, zur Beschü-
„ tzung der Tugend und Heiligkeit, herzhaft übertragen;
„ denn dadurch machen sie sich den Anspruch zum Himmel
„ gewiß „.

Man suche, man durchlese, man überdenke alle berühmteste Philosophen, Sittenlehrer, und Gesetzgeber; was wird man wohl bey ihnen antreffen, das mit der Schönheit, Heiligkeit, und erhabenen Weisheit dieser Grundsätze Jesu Christi vergleichbar wäre? und wie wären die Leute beschaffen, welche sich nach diesen Grundsätzen bildeten, und ihren Wandel nur nach diesen göttlichen Unterweisungen einrichteten?

Dritter Artikel.

Pflanzung des Christenthumes auf der Welt.

Die Pflanzung des Christenthumes auf der Welt ist eines aus jenen Wundern, von denen allein der Ausgang zeigen kann, daß sie wahr und möglich sind. Die Größe der Unternehmung, und die Schwachheit der Mittel, welche angewendet wurden, um dieselbe zum Stande zu bringen, schienen den Fortgang durchaus unmöglich zu machen: und der weit ausgebreitete Erfolg, ungeachtet der unübersteiglichsten Hindernisse, reißt uns in Erstaunen fort, und zwingt uns, die Hand Gottes nothwendig dabey zu erkennen.

Die Größe der Unternehmung.

Fürwahr, was ist der Gegenstand dieser Unternehmung gewesen? Dieses: erstens, Menschen, die sich für sehr auf-

geklâret hielten, von ihrer Blindheit und Thorheit zu überzeugen. Zweytens, die Leute von Religionen abzuziehen, die bequem und süße waren, die keiner Leidenschaft Zwang anthaten; und sie zur Annahme einer andern zu bewegen, welche aller Leidenschaften Feind ist, und welche keine andre Absicht zu haben scheint, als sie zu bestreiten, zu unterdrücken, zu bezäumen. Drittens, die unbegreiflichsten Lehrsätze, derer Folgen die allerschrecklichsten sind, für unumstößliche Wahrheiten aufzudringen, und Menschen aufzudringen, welche von allem Zwange in der Denkensart Feinde waren. Viertens, Gottesdienste abzubringen, die durch ihr Alterthum ehrwürdig geworden waren; Tempel umzustürzen, welche die öffentliche Oberkeit und die Fürsten hatten aufrichten lassen; Götzenbilder niederzuschlagen, die man mit Ehrerbiethung zu betrachten gewöhnet war. Fünftens endlich, alles, was man vormals um der Religion willen ausgeübet, oder verehret hatte, als einen verdammlichen, ausschweifenden, lasterhaften Aberglauben vorzustellen. Diese Veränderung mußte, durch die Pflanzung des Christenthumes, in den Gemüthern, in den Städten, in den Königreichen, und in den Kaiserthümern vorbeygehen.

Die Schwachheit der Mittel.

Und durch wen mußte diese erstaunliche Veränderung geschehen? Durch zwölf einfältige, unwissende, ganz arme Männer, welche von aller Hülfe, von allen Mitteln, von allem Beystande entblößet waren. Sie mußten den Abergläubischen die Augen eröffnen, die Ausgelassenen zu guten Sitten verleiten, den Philosophen und Gelehrten die Demuth einflößen, bey den Mächten der Erde sich Gehör und Ehrfurcht verschaffen, die alten Religionen vertilgen, und die

Religion eines Menschen, der vor kurzer Zeit in der Stadt Jerusalem zu einem schmächlichen Tode verurtheilt worden war, bekannt machen und einsetzen.

Aber wie giengen sie zu Werke, um eine so schwere, und so wunderbare Veränderung zum Stande zu bringen? Sie setzten gleich Anfangs die Welt durch das ganze neue Schauwunder ihrer Tugenden in Erstaunen; ihrer erhabensten und reinesten Tugenden, welche bis dahin noch nicht bekannt, viel weniger in der Uebung gewesen waren; ihrer so vollkommenen Tugenden, daß man nicht geglaubet hätte, der Mensch würde fähig dazu seyn. Sie brachten alle jene wunderbaren Grundsätze zur Uebung, die sie ihr Lehrmeister Jesus Christus gelehret hatte; und in seinem Namen verkündigten sie die gute Zeitung vom Reiche der Himmel, und die Nachlassung der Sünden für diejenigen, welche an ihn glauben, und seine Lehre annehmen wollten. Was erwarteten, was verlangten sie zur Belohnung ihrer Mühe und ihrer Arbeiten? Nichts anders, als den Trost, jene, die sie unterweisen, Lehrjünger Jesu Christi, und Nachfolger seiner Tugenden werden zu sehen. Sie fanden in der Welt nichts, daß ihrer Begierden würdig wäre. Das menschliche Geschlecht zu heiligen, und als Schlachtopfer ihres Eifers zu sterben, dieß ist ihr ganzer Stolz gewesen.

Das Wunder des Erfolges.

Nun wie wurden aber diese außerordentlichen Männer aufgenommen, und was ist ihr Erfolg gewesen? So wie man es von Männern erwarten mußte, die von Gotte gesendet, vom heiligen Geiste erfüllet, und über alle menschliche Furcht, Begierden, und eigennützliche Absichten erhaben sind.

Nachdem

Nachdem sie den Weltkreis unter sich getheilet hatten, schieden sie von einander, und giengen aus, die neue Religion in jenen Landschaften zu verkündigen, welche einem jeden zugefallen waren. Der Namen: Jesus Christus, erscholl zu gleicher Zeit beynahe im ganzen Umfange des römischen Reiches, und sogar über die Gränzen des römischen Reiches hinaus. Der heilige Peter, * der erste und das Oberhaupt dieser großmüthigen Männer, meldet in einem seiner Briefe von den christlichen Kirchegemeinen, welche schon in den Königreichen Pontus, Galazien, Kappadozien, Bythinien, und der großen Landschaft Asiens aufgerichtet waren. Der heilige Jakob regierte die Kirche im Judenlande: der heilige Markus pflanzete sie in Aegypten: der heilige Barnabas ** stiftete eine sehr zahlreiche Kirchegemeine auf dem Eylande Cypern: der heilige Paul redete in seinen Sendschreiben von den Kirchen, welche durch Griechenland, Cilizien, Syrien, Arabien ausgebreitet waren: er kündete seinen Vorschlag an, bis nach Spanien überzugehen: er wünschte den Christen zu Rom Glücke, daß ihr Glauben schon durch die ganze Welt verkündiget war. Die mündliche Erblehre berichtet uns, daß die Apostel Thomas und Bartholomäus sogar nach Indien, Persien, und Baktrian hineindrangen. Endlich ist es durch glaubwürdige Urkunden bewiesen, daß kaum ein Theilchen der bekannten Welt war, wo nicht der Namen: Jesus Christus, schon zur Zeit der Apostel, in Ehren gehalten, und angebethet wurde.

Diese Kirchegemeinen sind Anfangs nicht sehr zahlreich gewesen; aber sie vermehrten sich, und wuchsen so schnell auf, daß man es nicht anders, als für ein Wunder, betrachten

* 1. Sendschr. II. ** Apostelgesch. XIII.

ten konnte. Plinius, welcher im ersten Jahrhunderte der Kirche gelebet hat, saget, daß das Christenthum, nicht allein in den Städten, sondern auch in den Dörfern und auf dem Lande ausgebreitet war; daß es von einer sehr großen Menge Leute von jedem Alter, von allen Ständen, von allen Geschlechtern angenommen wurde; daß die Tempel der Götzen verlassen waren, und daß man wenige noch antraf, die den Göttern Opfer zu schlachten kamen, * Multi enim omnis ætatis, omnis ordinis, utriusque sexus etiam vocantur in periculum. Neque enim civitates tantum, sed vicos etiam atque agros superstitionis istius contagio pervagata est. Certe satis constat, prope jam desolata Templa coepisse celebrari, & sacra solemnia diu intermissa repeti, passimque venire victimas, quarum adhuc rarissimus emptor inveniebatur. Also legte ein heydnischer Befehlshaber dem Kaiser von dem Fortgange des Christenthumes Rechenschaft ab. Mark Aurel giebt uns in seinem Briefe an den Senat ** die große Zahl der Christen zu erkennen, die unter den römischen Kriegsheeren war: Von einer zahllosen Menge Barbarn umgeben, saget er, und zwischen engen Päßen eingeschlossen, ließ ich jene kommen, die wir Christen nennen, und ich erstaunte an der großen Zahl, die ich unter meinen Soldaten fand.

Aber nichts giebt uns den wundervollen Aufwuchs des Christenthumes besser zu erkennen, als was Tertullian in der schönen Schutzrede, die er für die Christen hielt, eben demselben Senate vorstellte. *** Die Christen sind es, welche heut zu Tage eure Städte, eure Eylande, eure Pflanzstädte, eure Gesellschaften, eure Felder, eure Zünfte, eure

* Brief 10. B. ** Bey Justin. *** Schutzr. 37. Kap.

eure Zehnrotten, eure Plätze bevölkern. Wenn diese Menge von Unterthanen euch itzt verließe, so würde eure Macht durch diesen Verlurst gleichsam vernichtet seyn. Es würden euch mehr Feinde als Bürger übrig bleiben. Die Zahl eurer Feinde ist nur deßhalben minder beträchtlich, weil itzt beynahe alle Bürger Christen sind.

Die Hindernisse, die zu übersteigen waren.

Damit wir das Wunder dieser erstaunlichen Veränderung, welche durch die Pflanzung des Christenthumes geschehen ist, noch besser empfinden, wird es nicht ungereimt seyn, einen Blick auf die Sitten zu werfen, die dortmals in der Welt herrscheten, und auf die neuen Sitten, welche das Christenthum darinnen einführte.

Das Licht der Vernunft war eben unter den Menschen nicht gänzlich erloschen; aber man bediente sich dieses Lichtes wenig. Die Gewohnheit zum Laster war so allgemein, daß sie sogar dem Laster seinen ganzen Gräuel genommen hatte: die allerschandbarsten Leidenschaften waren so stark geworden, daß man alles, was sie eingaben oder begehrten, für kein Laster wähnete, und sogar für erlaubet und unschuldig ansah.

Ungerechtigkeiten, und andere Laster, die der Gesellschaft zuwiderlaufen, mochten sie von der Vernunft immer so sehr verdammet seyn, wurden kaum anders, als durch die Macht der Gesetze, gehemmet. Es loderten zwar etliche Funken von tugendlichen Grundsätzen auf, und manche Weisen führten sie zuweilen in ihren Schriften an: aber diese Grundsätze waren unwirksam genug. Man gestand ihnen Schönheit zu; aber man wollte lieber nach der Art der unzüchtigen, diebischen, jachzornigen, rachsüchtigen Götter leben, die man

anbe-

anbethete, als nach den weisen Gebothen des Sokrates und des Plato, die man sich genügte zu bewundern.

Allein, als das Christenthum auf Erden zu erscheinen begann, da sah man auch zugleich jene schönen Tugenden erscheinen, welche man weit eher für geschickt gehalten hätte, bewundert, als ausgeübt zu werden: die Unschuld der Sitten, die Keuschheit, die Schamhaftigkeit, die Verachtung der Reichthümer, die Meidung aller Wohllüste, die Liebe der Gerechtigkeit gegen alle Menschen, die Geduld ohne Widerrede und ohne Klage zu leiden. Da sah man jene wunderbaren Menschen, welche man in keinem Stücke beschuldigen konnte, und an denen man nichts zu tadeln fand, als ihre unbewegliche Beständigkeit, sich von der öffentlichen Verehrung der Götter zu entfernen. Die Heyden selbsten geben uns davon die unumstößlichsten Beweise, worauf die Philosophie lediglich nichts einzuwenden vermag.

Plinius berichtet Trajanen, * daß alles, was er von den Christen hat entdecken können, darinnen bestehe: daß sie sich durch einen Eid verbinden, niemals Diebstähle, Räubereyen, oder Ehebrüche zu begehen; ihr Wort niemals zu brechen; ein vertrautes Gut niemals abzuläugnen: daß sie in ihren Versammlungen, die sie vor Anbruche des Tages zu halten pflegen, das Lob Christi singen, der ihr Gott ist, und daß sie diese mit einem einfachen und unschuldigen Mahle beschließen. Die Vorwürfe des hitzigen Cäcils bey Minutius Felix enthalten ein eben so glorwürdiges Zeugniß für die Christen, als das Zeugniß des Plinius. Immerhin furchtsam und ängstlich, sagt er ihnen, versaget ihr euch die ehrlichsten Ergötzlichkeiten: ihr gehet nicht zu den Schauspielen; ihr wohnet den Freudenfesten nicht bey,

* Brief. 10. B.

bey, die gehalten werden; man sieht euch bey den öffentlichen Gastgebothen nicht: aus eitler Hoffnung einer zukünftigen Auferstehung, entsaget ihr den Vergnügungen des gegenwärtigen Lebens. Der berüchtigte Glaubensläugner Julian * kann sich nicht entbrechen, die großmüthige Nächstenliebe der Christen zu erkennen, mit welcher sie den Elenden zu Hülfe kommen, und ihre Güter mit denjenigen theilen, die eine Noth leiden, von was für einer Religion sie auch immer seyn möchten: und er gesteht, daß sie mit gleicher Munterkeit dem Tode entgegeneilen, wie die Bienen zu ihrem Korbe fliegen. Kurz! man kann sagen, daß die Pflanzung des Christenthumes der Zeitpunkt war, wo die erstaunlichste Veränderung in den Sitten vorbeygieng, wo die häßlichsten Laster, welche zum meisten wider die Vernunft und die Menschlichkeit streiten, auf einmal aufhörten, und wo die reinesten und unvergleichlichsten Tugenden in der Welt ihren Anfang nahmen.

Wir wollen uns einen Augenblick verweilen, um die Weisheit Gottes, welcher das große Werk der Pflanzung der Religion selbsten leitet und ausführet, in ihrem ganzen Glanze zu erkennen.

1. Er wählet die schwächesten Werkzeuge, um die wunderbarsten Veränderungen auszuwirken, damit man diese Veränderung natürlichen und menschlichen Mitteln nicht zuschreiben könne, sondern eine überlegnere Macht und Weisheit dabey erkennen müsse, welche nur von Gotte herkommen konnte.

2. Er will nicht, daß seine Abgesandten vermittelst großer Vernunftschlüsse und wohlgestellter Reden die Welt zu bekehren unternehmen sollen: denn die Unnützlichkeit dieses Mittels, zur Verbesserung der Herzen, hatte sich schon genug

nug entdecket. Die Welt war mit aller Weisheit der Philosophen, nicht besser unterrichtet, oder gesittet worden.

3. Er setzet an die Stelle des unwirksamen Mittels grosser Vernunftschlüsse und wohlgestellter Reden das ganz neue Schauwunder der erhabensten und heldenmüthigsten Tugenden, wodurch sich jene auszeichneten, welche die neue Religion predigten, und er ertheilet ihnen die Gewalt, durch Wunder, die über alle Kräfte der Natur hinausreichen, die Wahrheiten zu bestätigen, welche sie verkündigten.

4. Das Geheimniß des Kreuzes, so anstößig es anfänglich scheinen möchte, muß dennoch von achtsamen Menschen mit der ehrfurchtvollesten Bewunderung betrachtet werden, weil es die kläreste Unterweisung von den Hoheiten Gottes, die Quelle der heldenmüthigsten Herzhaftigkeit, und das mächtigste Hülfsmittel wird, um das Herz des Menschen umzuändern.

Dieses stellet uns der heilige Paul, in seinem Sendschreiben an die Korinther, mit einer solchen Stärke, und einem Nachdrucke vor, welchen die erhabensten Geister niemals würden erreichen können. Die Stelle ist allzu schön, daß sie nicht hier ihren Platz haben sollte.

* „Der Herr hat nicht gewollt„ saget er, „da er „mich das Evangelium zu predigen gesendet hat, daß ich „es mit gekünstelten und ausgesuchten Reden thun sollte: „denn alle Kraft der Predigten muß von dem Kreuze Jesu „Christi kommen; von jenem anbethenswürdigen Geheim„nisse, welches vor den Augen der Verworfenen, die zu „Grunde gehen, nur eine Thorheit ist, und worinnen die „Auserwählten alle Weisheit und Stärke Gottes erkennen.

„Denn

* 1. Kor. I. II.

„Denn es steht geschrieben: Ich will die Weisheit der „Weisen zerstören, und ich will zeigen, wie irrig die Klug„heit derjenigen sey, die sich klug dünken. Und in der „That, was haben jene Weisen, jene Philosophen, jene, „die sich bemühet haben, alles zu untersuchen, zur Unters„weisung und Besserung der Welt ausgerichtet? Hat nicht „Gott gezeiget, daß alle ihre Weisheit nichts, als Thor„heit, war? Weil nun der wunderbare Anblick jener „Werke, die uns die göttliche Weisheit vor die Augen „leget, sie nicht hat zur Erkenntniß Gottes verleiten kön„nen; so hat Gott ein anders Mittel gewählet, um seine „Auserwählten selig zu machen; nämlich die Thorheit des „Kreuzes. Die Juden müssen Wunder haben, damit sie „gerühret werden; die Griechen lassen sich nur durch wohl„gestellte Reden befriedigen: wir aber, da wir von Gotte „gesendet sind, wir verkündigen allein das Geheimniß des „Kreuzes, jenes Geheimniß, woran sich die Juden ärgern, „und welches die Heyden für eine Thorheit ansehen; aber „wodurch diejenigen unter den Juden und Griechen, die „vorerwählet sind, erkennen, daß Jesus wahrhaftig die „Weisheit und die Macht Gottes selbsten ist. Denn was „an den Verordnungen Gottes eine Thorheit scheint, ist weit „über alle Weisheit des Menschen erhaben; und was an „Gotte nur eine Schwachheit scheint, ist allen Kräften des „Menschen weit überlegen. Es brauchet auch Gott diese „sogenannte Thorheit, um die ganze falsche Weisheit der „Welt zu Schanden zu machen; durch diese scheinbare „Schwachheit wirft er alles zu Boden, was ihm die „Stärke der Welt entgegenstellet; durch Dinge, welche „vor den Augen der Welt die schlechtesten und verächtlich„sten sind, zerstöret und vernichtet er alles, was die Welt

„zum

„ zum meisten schätzet, achtet, und in Ehren hält: und al-
„ so lehret er den schwachen Menschen, daß er sich vor Got-
te wegen nichts groß machen, oder rühmen solle. Ich
„ habe auch, als ich zu euch kam, Jesum Christum zu pre-
„ digen, mich nicht bemühet, erhabene und gekünstelte Reden
„ zu halten. Ich glaubte, daß ich euch keine wichtigere
„ und nothwendigere Kenntniß, als von Jesu, und von
„ Jesu dem Gekreuzigten, beybringen könnte. Ich habe
„ die Bemühungen einer eiteln Wohlredenheit verachtet, und
„ habe mich nur beflissen, den wahren Geist Gottes, und
„ die Macht Gottes euch bekannt zu machen. Denn diese
„ Weisheit, und nicht die menschliche Weisheit, soll der
„ Grund euers Glaubens seyn „.

Also zeiget uns dieser große Mann, daß die Pflanzung der Religion nothwendig auf die Vertilgung der Leidenschaften des Menschen gegründet werden mußte; daß die Vertilgung der Leidenschaften nicht anders, als durch das Geheimniß des Kreuzes geschehen konnte; daß dieses Geheimniß alle Schätze der göttlichen Weisheit und Allmacht in sich schließt; daß diese Weisheit und Allmacht der Ursprung jener erhabenen Tugenden, welche die ganze Welt in Erstaunen setzten, und jenes unbezwinglichen Muthes gewesen ist, der den blutigsten und grausamsten Verfolgungen von dreyen Jahrhunderten Widerstand that; der die Verfolger selbsten ermüdete; der sie endlich nöthigte, den Entschluß fahren zu lassen, die Pflanzung der Religion Jesu Christi aufzuhalten, und zu verhindern, wie wir es in dem folgenden Artikel zu Tage legen werden.

Vierter Artikel.

Die gräulichen Verfolgungen wider die Christen.

Da die christliche Religion nichts enthält, was die Rechte verletzen könnte, oder was den Pflichten der bürgerlichen Gesellschaft zuwider wäre; und da die Römer gemeinlich im Brauche hatten, dem Volke wegen der Religion keinen Zwang anzuthun: kann man allezeit mit Grunde sich verwundern, daß sie so unbillige, so grausame, so hartnäckige Verfolgungen angerichtet haben, wie es das Christenthum von ihnen erfahren hat, und daß man erst alsdann, nachdem man, während dreyer Jahrhunderte, ganze Ströme von Blute vergebens fließen gesehen hatte, dem christlichen Namen endlich den Frieden angedeihen ließ.

Damit wir für den Leser in einem so wichtigen Stücke nichts ermangeln lassen, und die Grübler und die Ungläubigen vollkommen zu Schanden machen mögen, werden wir uns befleißen: erstlich die wahren Ursachen dieser Verfolgungen zu entdecken; zweytens werden wir vor Augen stellen, mit was für einer ausschweifenden Grausamkeit und Wuth sie betrieben wurden: und daraus wird man den Schluß fassen müssen, daß niemals ein Handel gerechter und heiliger war, als jener, um dessentwillen die Christen verfolgt wurden; und daß nur Gott allein ihnen eine so unüberwindliche Herzhaftigkeit, eine so allgemeine Beständigkeit, und eine so überlegene Stärke einflößen konnte, dergleichen ihnen weder die Natur, noch die größesten menschlichen Vortheile hätten jemals ertheilen können.

Die wahren Ursachen der Verfolgungen.

Das einzige Verbrechen der Christen ist ihre Religion gewesen: die einzige Ursache der Verfolgungen, die sie ausstan-

standen, war ihre heldenmüthige Entschlossenheit, mit welcher sie sich weigerten, die Götter des Reiches anzubethen, und einen andern zu Gott erkennen, als den Schöpfer des Himmels und der Erde. Nichts ist durch die Verordnungen der Kaiser, und durch die landvögtischen Urkunden, oder die Klagschriften und Urtheile, die wider die Märtyrer abgefasset worden sind, richtiger bewiesen.

Wenn man von den Bannschriften Diokletians und Maximians, welche nachmals von Galeren und Maximinen angenommen worden sind, bis auf Domitianen und Neronen zurückgeht; so findet man, daß die Weigerung, die Götter des Reiches anzubethen, allezeit der Punkt war, auf den die Verurtheilung der Christen sich gründete. Maximin saget; * Die Kaiser haben ihre Sorge darauf gewendet, jene auf den rechten Weg zurückzuführen, welche sich davon verirret hatten, und sie zu verpflichten, die Götter des Reiches anzubethen; aber die Christen stürzen sich selbsten mit einer blinden Tollkühnheit in die äußersten Gefahren, und nichts ist vermögend, ihren Staarsinn zu bezwingen. An einer andern Stelle drücket er sich auf diese Weise aus: Unsre Vorfahren, Diokletian und Maximian, weil sie sahen, daß beynahe alle Menschen dem Dienste der Götter entweichen, und Christen werden wollten, gebothen mit größester Billigkeit, daß jene, die ihre Religion verlassen haben, durch Strafen gezwungen werden sollten, dieselbige wider anzunehmen: u. s. w. Diese Bannschriften Diokletians und Maximians, von denen Maximin redet, waren im Jahre 303 abgekündiget worden. Man findet den Inhalt davon bey Euseben von Cäsareen:

* Brief an Sab. bey Euseben.

fareen: * und der Verfasser des Buches, de mortibus Persecutorum, leget ihn also vor; Man gab eine Bannschrift heraus, kraft welcher die Christen aller Würden beraubt, und zur peinlichen Frage verdammet wurden: si dorften vor Gericht keine Klage vorbringen, wegen Beschimpfungen, die man ihnen zugefüget; wegen Güter, die man ihnen geraubet; wegen Verbrechen, die man wider die Ehre ihrer Weiber begangen hatte. Dieser Bannschrift folgte bald eine andere noch viel schärfere nach, welche das ganze Reich mit Blute beströmte.

Fünfzig Jahre davor hatte der Kaiser Valerian schon gebothen **, daß die Bischöfe, die Priester, die Diakonen mit dem Tode gestrafet: die römischen Rathsherren und Ritter, oder Leute vom Range, wenn sie Christen würden, ihrer Güter und ihrer würde beraubet, und, dafern sie dennoch in ihrer Zuneigung zur christlichen Religion beharren wollten, zum Tode verurtheilet werden sollten. Diese Bannschrift erkläret weiter fort die verschiedenen Gattungen der Strafen gegen die übrigen Christen.

Wir haben eine Menge Kundschaften von Märtyrern unter dem Kaiser Decius ***, welche in gerichtlichen Vorträgen, und Fragepunkten bestehen, die aus den öffentlichen Archiven gezogen sind, und woraus man allezeit wahrnimmt, daß die Christen um ihrer Religion willen verurtheilet worden waren.

Jenes Ebenteuer, Maximin, der wegen seiner Unmenschlichkeit und Grausamkeit das Scheusal des Senates, der Kriegsheere, nnd des ganzen Reiches gewesen ist, hat sie nicht geschonet. **** Spartian, der Geschichteschreiber Severens, berichtet

* Geschicht. 8. B. ** Cyprian. 82. Brief.
*** Man sehe bey Ruinart. **** Firmil. Brief bey Cyprian.

richtet uns, daß dieser Kaiser unter schweren Strafen verbothen habe, das Christenthum anzunehmen. *

Der berufene Brief des Plinius an Trajanen. und die Antwort dieses Kaisers entdecken uns, daß man die Christen um keines andern Verbrechens halben, als wegen der Zuneigung zu ihrer Religion verfolgete. Brutius, Dio Cassius, und andere heydnische Schriftsteller beschreiben uns die Umstände der Verfolgung unter Domitianen: und bey Tacitus und Suetonen findet man einen Theil von dem, was unter der Verfolgung des Nero geschehen ist.

Es ist also bewiesen, daß die Christen um ihrer Religion willen verfolgt worden sind; daß die Religion ihr einziges Verbrechen war; daß die Verfolgungen beynahe drey hundert Jahre, jedoch mit einigem Zwischenraume von Weile zu Weile, gedauret haben: Laßt uns itzo sehen, wie groß ihr Gräuel, ihre Unmenschlichkeit, ihre unglaubliche Grausamkeit gewesen sey, damit an dem schönen Beweise von der Göttlichkeit der christlichen Religion nichts ermangeln möge.

Gräuel der Verfolgungen.

In jenen ersten, und zugleich jenen schönsten Jahrhunderten, wo man das Christenthum entstehen sah, dorfte sich jeder Gläubige für ein Schlachtopfer betrachten, welches eines Tags auf den Blutaltar geschleppet werden sollte: und da man den Namen eines Christen annahm, mußte man den Schluß gefaßt haben, sein Haupt auf einer Bühne herzustrecken, oder unter den Martern den Geist aufzugeben. Man dorfte nichts anders erwarten, da man die gräulichen und schreckbaren Grausamkeiten erblickte, welche an denen ausgeübet wurden, die diese Religion angenommen hatten.

Der

* Sparti. im Sever.

Der Kaiser Nero, jenes Unbild, dessen einziger Namen schon den Begriff aller Schandthaten und aller Laster mit sich trägt, ist der erste gewesen, der die Christen verfolgte. Man vernehme, wie Tacitus uns die entsetzlichen Martern schildert, die er die Christen ausstehen hieß: * Er ließ durch die ausgewähltesten Strafen diejenigen hinrichten, welche die christliche Religion bekannten, deren Urheber Christus ist, den Pontius Pilatus, ein Statthalter im Judenlande, unter dem Kaiserthume Tibers zum Tode verdammet hatte. Man nahm zum Anfange diejenigen gefangen, welche gestanden, daß sie Christen waren, und durch ihre Aussage wurde noch eine erstaunliche Menge anderer entdecket, die es auf gleiche Weise waren. Da man sie hinrichten ließ, machte man aus den Grausamkeiten, die man mit ihnen verübte, sich noch eine unmenschliche Kurzweile. Manche wurden in Häute von wilden Thieren gesteckt, und ausgesetzet, um von den Hunden zerrissen zu werden: andere wurden an Kreuze und Pfähle geheftet, oder wohl also betündet und zugerichtet, daß sie ganz angezündet werden, und bey Nachtzeit zur Beleuchtung dienen konnten. Ein anderer heydnischer Schriftsteller berichtet uns, ** daß Nero, in jenem gräulichen Schauspiele, das er anstellete, etliche, die er verdammet hatte, mit Wachse betünchen ließ, damit sie den Zuschauern als lebendige Fackeln dienen möchten, er berichtet uns, daß er ihnen unter dem Kinne einen Pfahl habe einschlagen lassen, damit sie gezwungen wären, das Haupt gerade zu halten, so lange sie brännen. Dieß war das Vorspiel der christlichen Verfolgungen, und also ist der erste Urheber davon beschaffen gewesen.

Die

* Jahrgesch. 15. B. ** Juven.

Die Grausamkeiten unter den übrigen Verfolgern waren nicht weniger abscheulich. Die glühenden Röste, die Räder, mit schneidenden Klingen bewaffnet, die eisernen Hacken, die Zähne der grimmigen Thiere, die Foltergerüste, die Scheiterhaufen waren in den meisten Städten für die Christen zubereitet. Tertullian erzählet uns, daß man ihnen den Namen: Sarmentarii und Semaxii, beylegte; das ist, daß man sie Leute von Reisern, und Leute von Pfählen nannte: denn man brauchte Reiser, um sie mit einem langsamen Feuer zu verbrennen, oder man steckte sie lebendig auf einen Pfahl, damit sie noch in diesem Zustande neue Quaalen ausstehen müßten. Oft, nachdem man sie auf der Folterbank gemartert, und ihren Leib mit eisernen Hacken und Kämmen so sehr zerrissen hatte, daß man bis auf das Eingeweid hineinsah, legte man noch Feuer an sie; man streuete Salz auf ihre Wunden; man goß siedendes Wasser oder Oel darein, um den Schmerzen zu vergrößern, ohne den Augenblick des Todes zu befördern. Man kann ohne Schaudern und Abscheu die glaubwürdigen Kundschaften * der meisten unserer Märtyrer nicht lesen. ** Das Sendschreiben der Kirche zu Lyon an die Kirchegemeinen in Asien, worinnen, sie ihnen von den Marterkämpfen Rechenschaft giebt, die sie von den Heyden auszustehen hatte, ist ein rührendes Denkmaal der unbegreiflichen Ausschweifungen der heydnischen Raserenen, und zugleich der unüberwindlichen Starkmuth der Märtyrer Jesu Christi. Man sieht auf einer Seite eine Menge Männer, Weiber, Kinder, und Greisen von beyden Geschlechtern, deren einziges Verbrechen der Namen eines Christen ist: anderseits sieht man Oberkeiten, Henker, und

* Bey Ruinart. ** Euseb. Gesch.

und ein zahlreiches, ganz abgöttisches Volk, bey welchem allein der Name eines Christen die Wuth anfachet. und welches mit Freuden sich rüstet, seine grausamen Blicke an den Martern zu weyden, die man die Christen dulden läßt. Man sieht ein zärtliches Mägdchen * etliche Taze nach einander verschiedne Gattungen der Martern durchschreiten: ein heiliger Attalus hat keinen andern Sitz, als einen glühenden Sessel von Eisen, der über einem großen Haufen von Kohlfeuer steht: man sieht eine große Menge Schlachtopfer, daß das Blut durch die Gassen zu Lyon stromweise läuft, wie es die öffentlichen Denkmäler noch heut zu Tage bestätigen. Anderswo sinnt die Grausamkeit der Verfolger Prüfungen von einer ganz unterschiednen Gattung aus. **Man beuget mit Gewalt Aeste von Bäumen nieder; und bindet die Christen an verschiedenen Gliedern daran fest, damit die Märtyrer geviertheilt, und in Stücke zerissen würden, wenn die Bäume durch ihre natürliche Schwellkraft sich wieder aufrichten sollten. Andere werden mit einem einzigen Gliede an einen Pfahl genagelt, an dem man sie hängen läßt, bis sie den Geist aufgeben. Man henket christliche Frauen mit einem Fuße an Bäumen zu einem Schauspiele auf, welches die Menschlichkeit eben so, wie die Zucht beleidiget.*** Man läßt einige Märtyrer langsam in siedendes Oel hinab, wie die heilige Potamiane; etliche haut man in Stücke, wie den heiligen Adrian: **** andere durchsticht man mit glühenden Bratspießen, wie den heiligen Probus, den heiligen Andronik, u. s. w. Endlich ein Stadthalter von Alexandrien ***** gebeut den Henkern, daß sie mit den Christen also verfahren sollten, als wenn sie nicht mehr lebeten; das

* Die heilige Blandine. ** Euseb. 8. B. *** Ebend. 6. B.
**** Bey Ruinart. ***** Euseb. 8. B.

das ist: als wenn sie bey allen Quaalen vollkommen gefühllos wären.

Man erstaunet, daß Menschen fähig gewesen seyn sollen, so scheußliche Grausamkeiten an Mitmenschen auszuüben; und man hätte vieleicht Lust zu glauben, daß die Erzehlung, die man davon machet, übertrieben sey. Dieses sagen die witzigen Köpfe, die Philosophen, die Abtrinnigen unaufhörlich. Wir nehmen die Zeugnisse der Christen nicht zu Hülfe, um unsre Aussage zu beweisen; neue Zeugnisse der Heyden selbsten wollen wir gebrauchen, um jene rasende Feinde des Christenthums zu Schanden zu machen.

Der Lobredner Julianus, Libanius, erzählt in der Leichenrede dieses Abtrinnigen umständlich die verschiedene Gattungen der Martern, der eisernen Werkzeuge, des Feuers, der Stümmelungen, welche wider die Christen von ihren Verfolgern sind gebrauchet worden, und, damit ich mich seiner eigenen Ausdrücke bediene, stellet er „die gräulichen „Blutströme vor, die sie vergossen haben„. * Die Bannschrift Galerens im Jahre 305 befahl, daß man Anfangs die Christen alle verschiednen Arten von Folterungen fühlen lassen, und sie mit gemächlichem Feuer verbrennen sollte: Ut post tormenta lentis ignibus urerentur. ** Die Bannschriften des Decius und Valerians verordnen die Folter, das Feuer, die wilden Thiere, und alle grausamste Martern für jene, die sich weigern würden, den Götzen zu opfern. Wir haben schon angeführet, was Tacitus, Sueton, und Plinius von eben diesem Gegenstande bezeugen. Endlich die meisten gerichtlichen Klagen der Märtyrer sind Beweise, welche die Heyden selbsten uns anbiethen, weil diese die Kundschaften ihrer peinlichen Klaghändel sind, von denen

* Fabr. Biblioth. ** Vom Tode der Verfolg.

nen die Christen um das Geld die Erlaubniß erhielten, Abschriften herauszuziehen. Man kann also über den Gräuel und die Grausamkeit der Verfolgungen sich nicht den mindesten Zweifel erlauben.

Fortgang der Religion ungeachtet der Verfolgungen.

Unterdessen, ungeachtet der Furcht und des Schreckens, den diese gräulichen Anblicke verursachen mußten, hörete die Religion dennoch nicht auf, sich auszubreiten, und durch die unbegreifliche Schnelligkeit ihres Fortganges in Erstaunen zu setzen. Das Blut der Märtyrer, nach dem bündigen Ausdrucke Tertullians, war gleichsam ein fruchtbarer Saamen, welcher Christen bey Tausenden hervorbrachte. Jemehr man Gewalt gebraucht hat, um sie zu verdrücken, desto mehr sind sie aufgewachsen: jemehr man sich bemühet hat, diese Religion zu ersticken, desto mehr hat sie zugenommen: man hat ganze Völker, ganze Städte vertilget, ohne daß man die Religion vertilgen konnte. Die öffentlichen Gassen und Plätze waren manchesmal mit Blutbühnen ganz angefüllet, und mit Schlachtopfern und Leichen bedecket. Euseb von Cäsareen * saget uns, daß er selbsten dreyßig, vierzig, und bis auf hundert Christen gesehen habe, die zu gleicher Zeit gepeiniget wurden, und daß diese grausamen Blutbäder, mehrere Jahre nach einander, ununterbrochen gedauret haben. Er führet eine Stadt in Asien an, wo der Adel, das Volk, die Oberkeit, und alles christlich war; deßwegen schickte man Soldaten dahin, und ließ die Stadt mit allen ihren Einwohnern verbrennen. Er bringt einen Brief von Maximinen an die Befehlshaber in Tyrus herbey, in welchem er ihnen Glück wünschet, daß sie alle Christen aus ihren

Mauern

* Geschit. 8. B.

Mauern und ihrem Gebiethe ausgerottet haben. Und wohin zielen alle diese grausamen Bemühungen? was ist die Wirkung einer so störrischen und so allgemeinen Raserey? Dieses, daß noch vor dem Tode der Verfolger, unerachtet ihrer fürchterlichen Macht, unerachtet der schrecklichen Mordgeschichten, die sie anstelleten, unerachtet der Ströme von Blute, die sie vergossen, unerachtet der Scheiterhaufen, die sie an allen Orten anzünden ließen; daß noch vor ihrem Tode, sage ich, mehr als die Hälfte des Reiches schon christlich war.

Fürwahr ein Mensch, der in der That philosophisch denket, und das Herz des Menschen kennt, wird niemals eine solche Veränderung den eigenen Kräften der Natur, oder der Macht des Vorurtheiles, oder dem Eigensinne und der Hartnäckigkeit zuschreiben. Drey Jahrhunderte voll Mördereyen, Scheiterhaufen, Martern von jeder Art, die man freywillig, geduldig, herzhaft übertrug! Nein; das fühlet man: so weit reichen natürliche Kräfte nicht. Man ist gezwungen, andere Grundursachen aufzusuchen, und sich an eine übernatürliche und göttliche Macht zu wenden. Die Heyden, weil sie von der Standhaftigkeit der Christen keinen Grund angeben konnten, hießen sie einen unbezwinglichen und unbegreiflichen Starrsinn; und Porphyr führet einen Götterspruch des Apolls an *, welcher saget, daß man es eher zu Stande bringen würde, auf Wasser zu schreiben, und so leicht, wie Vögel, zu fliegen, als einen Christen von seiner Religion abzuziehen.

Weil unsere neuartigen Philosophen merken, wie wenig diese Vernunftschlüsse der Heyden von der Standhaftigkeit und Starkmuth der Märtyrer für sie genüglich sey, ergreifen

* Euseb. Evang. Vorber.

sen sie ein anderes Mittel, um dem Christenthume diesen hellleuchtenden Beweis der Göttlichkeit zu entziehen.

Sie sagen: „Wenn das Christenthum seine Märtyrer „gehabt hat, so haben auch andere Religionen die ihrigen „gehabt: folglich können die Christen daraus für ihre Religion keinen Schluß ziehen „.

Vergleichung der Märtyrer im Christenthume mit jenen aus andern Religionen.

Damit wir zu erkennen geben, wie erbärmlich dieser Schlußgrund sey, wollen wir etliche Augenblicke daran wenden, um die Märtyrer des Christenthumes mit den sogenannten Märtyrern der menschlichen Religionen zu vergleichen; in der Tugend, in der Zahl, in dem Range, in der Standhaftigkeit, und in der Ursache ihres Todes zu vergleichen: dann werden wir sehen, wie weit die Gottlosigkeit und der Unglauben fähig sind, die Untreue und den Geist der Verführung zu treiben.

1. Was die Tugenden betrifft, haben wir schon in dem dritten Artikel die Zeugnisse beygebracht, welche Plinius, Cäcil, Julian der Abtrinnige, und mehr andere Schriftsteller aus dem Heydenthume von den Tugenden und Sitten der Christen ablegen mußten.

Aber wir haben hier noch etwas beyzusetzen. Erstlich die Heyden gestanden es willig ein, daß die Unschuld der Sitten, die Liebe zur Gerechtigkeit, die Geduld, die Mäßigkeit, die Unterscheidungszeichen der Anbether Jesu Christi waren. Tertullian * beweist in seiner Schutzrede, die er an die Kaiser und den Senat für die Christen hält, daß das Reich keine getreuere, gehorsamere, ergebnere Unterthanen habe,

* Schutzschrift. 46. Kap.

habe, als die Christen; und er fodert sie auf, einen einzigen Christen zu nennen, der jemals unter den Meutlingen gewesen wäre, die das Reich beunruhiget haben. Athenagoras in seiner Vertheidigung stellet dem Kaiser Mark Aurelen vor, wie weit die Christen ihre Ehrfurcht, ihren Eifer und Gehorsam gegen ihre Gebiether gebracht haben. „Ihr „habet es jüngst gesehen„, sprach Tertullian, * „als „ihr einen Christen verurtheilet habet, in ein ruchloses Haus „geführet zu werden, daß wir vor Lastern dieser Art mehr „Abscheu tragen, als vor den entsetzlichsten Martern„. „Du kannst keine Christinn seyn„, sprach der Richter Gajus zur heiligen Afren, welche vor ihrer Taufe ein schlechtes Leben geführet hatte: ** „denn die Christen nehmen „Leute deines Gleichen nicht in ihre Gesellschaft auf„.

Diese Meynung hatten sogar die Heyden von der Tugend der Christen. Wir fodern alle Philosophen herzhaft heraus, ob sie vermögen, wider alles, was wir hier aussagen, etwas einzuwenden, oder zum Besten der vorgeblichen Märtyrer aus eitel menschlichen Religionen gleiche Zeugnisse anzuführen, wie wir von den unsrigen beybringen.

2. Die Zahl der christlichen Märtyrer setzet einen Menschen, der zu denken weiß, in Erstaunen, und machet alle schaudern, die nur ein Gefühl der Menschlichkeit haben. Wir haben schon gesehen, daß Libanius jene erstaunliche Menge Christenblutes, das die Verfolger verspritzet hatten, den Strömen vergleicht. Wir haben die gräulichen Mordgeschichten gesehen, die sich unter Mark Aurelen zu Lyon eräuget hatten. Wir wissen, daß die Bannschrift des Decius *** alle Christen ohne Unterschied des Alters, Geschlechts,

* Schutzschrift. 50. Kap. ** Bey Ruinart.
*** Bey Surius.

schlechts, und Standes zum Tode verurtheilte; daß man in der Verfolgung, die unter Diokletianen und Maximianen im Jahre 303 begann, und die unter Galeren und Maximinen bis auf 312 fortgesetzet wurden, die Christen in dem größesten Theile des Reiches bey Tausenden aufrieb, wo die Zahl der Geschlachteten so groß war, daß man dieselbige Zeit den Zeitpunkt der Märtyrer hieß. Kurz! es ist bewiesen, daß die Anzahl der bekannten Märtyrer über etliche Millionen hinausgeht.

Unsre Philosophen haben die Geschichten der heydnischen und mahometanischen Märtyrer noch nicht entdecket, damit sie dieselben den unsrigen an die Seite setzen könnten. Wir wollen nach einer kurzen Weile sehen, was man von den Geschichten der protestantischen Märtyrer denken soll.

3. Wenn man auf den Rang derjenigen Acht hat, die ihr Blut für Jesum Christum dargaben, so wird man dabey einen noch weit größern Grund finden, sich zu wundern, als über alles, was wir schon vorgetragen haben. Man sieht unter den Märtyrern Weltweise, Philosophen, Gelehrte, beleuchtete Männer, wie Justin, Apollonius, Cyprian, Pionius, Phileas, Pamphil, Lucian sind. Man findet darunter Rathsherren, die vornehmsten Gerichtsbedienten, die ersten Befehlshaber bey den Kriegsheeren, ja sogar Verwandte mit den Kaisern: wie Flavius Clemens, aus dem Geschlechte Domitians; Marius, der in seiner Grabschrift den Beynamen Dux militum hat*; Sebastian, einen Hauptmann von der Leibwache Diokletians; Chrysogonus und Dositheus, zween Kammerherren eben desselben Kaisers; Cantian, der aus dem Geschlechte der Bürgermeister Anicier sprossete; Marcell, Hermes Befehlshaber der Legionen:

* Aringh. unterird. Rom.

nen; Andronik, der aus einem der vornehmsten Geschlechter in Ephesus stammete. Man findet Frauen von der edelsten Herkunft, wie Flavien Domitillen, Perpetuen, von Karthago, Sabinen und Cäcilien von Rom. Man findet eine Menge Greisen, welche voll Großmuth ihre erstarrten Glieder den Henker darreichen; Kinder, welche ihr Leben Jesu Christo aufzuopfern eilen, ehe sie die Freuden desselbigen noch gekostet haben. Man sieht zärtliche Frauen, junge Mägdchen vom Stande, welche sich vor allen Dingen scheuen können, außer vor dem Tode nicht, den man für den christlichen Namen leidet.

Bedenke sich ein Mensch, der eine redliche Seele hat, und sage uns, ob die Natur, das Vorurtheil, der Eigensinn eine so heldenmäßige, so allgemeine so beständige Starkmuth einflößen können, und ob man hier nicht gezwungen sey, eine übernatürliche Stärke und Macht zu Hülfe zu nehmen.

4. Auch die Standhaftigkeit der Märtyrer ist unsrer Bemerkung würdig. Während drey hundert Jahre hat man das Blut der Anbether Jesu Christi verspritzet; die Verfolger sind allezeit unversöhnlich, die Henker unermüdet, und die Christen unüberwindlich gewesen. Das Christenthum hat sich beständig vermehret, und ausgebreitet; es hat beständig, mitten unter Scheiterhaufen und Mordgerüsten, den Sieg erhalten; es hat mit seinen herrlichen und blutriefenden Siegeszeichen die ganze Welt erfüllet. Was wird uns der Ungläubige vorstellen, um dieser Standhaftigkeit die Wage zu halten?

5. Was endlich die Märtyrer des Christenthums von jenen sogenannten Märtyrern andern Religionen noch besser unterscheidet, ist die Ursache ihres Todes. Untadelhaft in

allen Stücken, nach dem Geständnisse der Heyden selbsten, wurden sie nur um ihrer Religion wegen verdammet. Verhält es sich wohl eben also mit jenen, die in der Matergeschichte der Protestanten stehen? Verhält es sich auf gleiche Weise mit Cranmern, dem Primas in Engelande, dessen schlechte Sitten, und Unbestand in der Religion bekannt genug sind? mit Claudius Brousson, der des Verrathes und der Beschwörung wider den Staat schuldig und überwiesen war, und den der weise Voltaire mit Stephanen, mit Polykarpen, mit Irenäus vergleicht? Man trifft in den Geschichten dieser Blutzeugen Meutlinge an, die mit den Haaren zum Marterthum, gezogen worden sind, und derer peinliche Rechtsklagen den gerichtlichen Urkunden unsrer Märtyrer merklich genug entgegenstehen.

Außerdem gesteht man ohne Zwang, daß es wohl lediglich etliche Märtyrer des Irrthums in den falschen Religionen gegeben haben mag: denn man kann allezeit einige Menschen antreffen, die vom Schwärmgeiste gänzlich beherrschet, oder, von einem stolzen und unbezwinglichen Eigensinne verblendet, dahingerissen werden: aber wird ein vernünf-

Cranmern] Thomas Cranmer, Erzbischof von Cantelberg, gebohren 1489 aus einem adelichen Geschlechte in der Provinz Nottingham, billigte zum ersten die Ehescheidung Heinrich des Achten, Königs in Engelande, und war ein eifriger Beförderer der protestantischen Religion, wozu er sich bekannte, die er aber im Gefängnisse wieder ablegte. Als er 1556 dennoch zum Feuer verdammet wurde, schwur er die katholische Religion feyerlich ab, und sagte noch auf dem Scheiterhaufen, daß er diese Strafe durch seine Widerrufung verdienet hätte.

Claudius Brousson] Ein Rechtsgelehrter von Nismes, mußte sich aus Frankreiche flüchten, weil er sich der Reformirten zu eifrig annahm. Dennoch reisete er mehrmals heimlich durch Frankreich, wo er verschiedene kleine Schriften ausstreuete, bis er im Jahr 1698 ertappet, und lebendig gerädert wurde.

nünftiger Mensch sie mit den Blutzeugen der Kirche vergleichen?

Fünfter Artikel.

Die Folgerungen aus den Sätzen in den vorhergehenden Artikeln.

Wir haben itzt dem Leser vorgestellet: die Schilderung des Stifters des Christenthums; den Auszug von dem, was den Grund dieser Religion ausmachet; das Wunder ihrer Pflanzung in der Welt, und den Gräuel der Verfolgungen, die sie auszustehen hatte. Diese Bilder sind allzu rührend, daß sie nicht auf Jedermann, der sie mit Aufmerksamkeit überdenket, den stärkesten Eindruck machen sollten. Daraus muß in der Folge eine Menge Gedanken, Empfindungen, Betrachtungen entstehen; und man kann sich nicht entbrechen, diese Folgerungen daraus zu ziehen.

I.

Wenn die christliche Religion in der Betrachtung immer so schön wäre, so konnte dennoch der Mensch natürlicher Weise keine Neigung haben, dieselbe anzunehmen; ja, er mußte sogar einen unbezwinglichen Widerstand dagegen fühlen: denn, unerachtet aller ihrer Schönheit, mußte sie, durch die Neuheit ihrer unbegreiflichen Lehrsätze, und die Strengheit ihrer schreckbaren Sittenlehre, ihn allezeit abschrecken. Unterdessen hat sich der Mensch dazu bequemet; die ganze Welt hat sie angenommen. Was hat dann diesen so starken, so natürlichen, so unbezwinglichen Widerstand besiegen können? Etwas Menschliches hat es nicht zu Stande gebracht: folglich muß Gott daran Theil gehabt haben.

II.

Drey Dinge mögen als Wunder betrachtet werden, die von dem menschlichen Verstande bemerket zu werden verdienen und die man ohne Erstaunen nicht betrachten kann: 1. Die allgemeine Aufnahme einer so ungereimten Religion, wie der Götzendienß ist. 2. Die Ausbreitung einer so ungeschliffnen Religion, wie jene des Mahomeths ist. 3. Die Pflanzung einer Religion, welche den Neigungen des Menschen so sehr widerstrebet, wie die Religion Jesu Christi.

Nun aber von den zweyen ersten Wundern läßt sich ein Beweggrund geben, ohne daß man über die natürlichen Ursachen hinausgehe: und die natürlichen Ursachen erklecken nicht, um von dem dritten Wunder einen Beweggrund anzugeben.

Folglich ist die christliche Religion die einzige, deren Pflanzung allein Gotte zugeschrieben werden kann, und ihm allein zugeschrieben werden muß.

Der Mittersatz ist so augenscheinlich, daß man nichts dawider einzuwenden vermag. Die Ungereimtheit des Götzendienstes kam allein durch die Unwissenheit und die Leidenschaften auf: die Religion des Mahomeths wurde nur durch die Gewalt und die Waffen eingeführet: das Christenthum wurde durch eine Geduld, welche allen Kräften der Natur überlegen war, und durch eine Starkmuth, welche ihre Zöglinge über alle menschliche Absichten und Vortheile hinaussetzte, in der Welt gepflanzet. Diese drey verschiedenen Sätze sind gleich richtig bewiesen.

III.

Es ist nicht möglich, von der Starkmuth und Herzhaftigkeit der Märtyrer auf andere Weise den Beweggrund zu geben, als wenn man saget, daß sie von Gotte kam, und

daß

daß nur Gott allein ihnen Kraft geben konnte, so entsetzlichen Martern gewachsen zu seyn.

Man weiß zwar, daß es nicht wider die Natur ist, manchesmal Leute anzutreffen, die eine so entschlossene Seele, und einen so unbezwinglichen Eigensinn oder Hochmuth besitzen, daß sie den Peinen und dem Anblicke des Todes selbsten trotzen. Also hat man Verschworne, und wegen gewisser Uebelthaten angeklagte Leute gesehen, welche lieber die schmerzlichsten Quaalen ausstehen, als ihre Mitverbrecher entdecken wollten; man hat Leute gesehen, nachdem sie ein großes Aufsehen in der Welt gemachet hatten, die lieber den Tod, als die Beschämung ausstehen wollten, ihr schlechtes Betragen zu misbilligen oder zu widerrufen: und noch dazu sind die Beyspiele von Begebenheiten dieser Art seltsam genug. Allein man kann für keine natürliche, oder sittlicher Weise mögliche Sache betrachten, daß tausend und tausend Personen von jedem Alter, Stande, und Range, Männer, Weiber, Kinder, Greisen, Leute von den höchsten Würden, von den vortrefflichsten Tugenden, von den schönsten Gemüthsgaben, frey und willig die gräulichsten Strafen ausstehen, wenn sie nicht durch Gründe bewogen, und durch eine überlegnere Kraft gestärket sind, als ihnen die stärksten Leidenschaften, und die wichtigsten menschlichen Vortheile mittheilen könnten.

Nun aber, eben dieses hat man bey den Blutzeugen der Kirche wahrgenommen, und nur allezeit bey ihnen wahrgenommen.

Folglich waren die Märtyrer durch eine göttliche Kraft gestärket: und dieses hat einer Frau, die des Glaubens wegen gefangen war, zu einer schönen Antwort Gelegenheit ge-

geben. * Als diese Frau in Kindsnöthen war, und schon die ersten Geburtschmerzen fühlete, konnte sie sich nicht enthalten, laut aufzuschreyen. Ein heydnischer Kriegsmann, der bey diesem Umstande gegenwärtig war, sprach dann zu ihr: „Ey! wenn du itzt in ein Klaggeschrey ausbrichst, wie „wirst du erst die Marter ausstehen können? Ich habe „nur die Kräfte der Natur„, gab sie zurück, „um ganz „natürliche Schmerzen auszustehen; aber die göttliche Kraft „Jesu Christi wird mich unter den Peinen stärken, welche „ich für die Religion werde dulden müssen„.

IV.

Da der Stifter der christlichen Religion also beschaffen gewesen ist, wie man ihn, bey dem ersten Artikel, in seiner Schilderung vorstellet, so kann man nicht sagen, daß er ein bloßer Mensch sey, und da er sich für Gott und Gottes Sohn angegeben hat, so mußte er es in der That seyn: denn die Vorsehung hätte, durch die augenscheinlichsten und göttlichsten Wunderthaten, weder eine so abscheuliche Frevelthat eines bloßen Menschen, der sich der Gottheit angemaßet hätte, noch ein so unseliges und unvermeidliches Irrthum bestätigen können, als jenes wäre, wo man sich nothwendig gezwungen fühlete, denjenigen als einen Gott anzubethen, der nur ein bloßer Mensch gewesen seyn würde.

Nun aber ist es bewiesen, daß Jesus Christus wirklich also beschaffen war, wie man ihn geschildert hat.

Folglich ist es gleicher Weise bewiesen, daß Jesus Christus ein Gottmensch gewesen; daß er wahrhaftig Gott und Gottes Sohn ist, und daß in der Folgerung seiner Religion eine göttliche Religion ist.

V.

* Bey Ruinart.

V.

Die Ungläubigen suchen mit aller Sorgfalt, und erzählen mit vieler Künstelung alles, was die offenbarsten Feinde der christlichen Religion, sowohl um diese zu entehren, als um das Heydenthum zu vertheidigen, jemals wider sie geschrieben haben. Was soll man daraus schließen? — Dieses:

1. Daß sie die christliche Religion eben so sehr hassen, als die Heyden sie gehasset haben. Wenn aber dieses ist, warum behalten sie den Namen als Christen noch?

2. Daß sie mit all ihren großen Aussprüchen dennoch Niemanden, als die Unwissenden, hintergehen können: denn die Schriften der berufensten Heyden, wie Celsus, Philostrat, Hierokles, Porphyr, Julian der Abtrinnige waren, sind von den gelehrten Schutzrednern des Christenthumes, die ihre Zeitgenossen gewesen sind, und die wir öfters anführen, siegreich bekämpfet, wiederleget, und zu Schanden gemacht worden.

3. Daß sie dadurch nichts anders, als eine hassenswerthe Bösart, oder eine verächtliche Unwissenheit verrathen. Ich sage: eine hassenswerthe Bösart, wenn sie uns, als wichtige Einwürfe vorlegen wollen, was schon so oft und mit so gutem Erfolge widerleget worden ist. Ich sage: eine verächtliche Unwissenheit, wenn sie nicht selbsten die ganze Schwäche davon einsehen, oder wenn sie nicht wissen, mit was für einer Stärke, Deutlichkeit, und Ueberlegenheit die Väter der Kirche die Falschheit davon gewiesen haben.

Sechster Artikel.

Die Lügen, Verleumdungen, und Ungereimtheiten, welche bey dem Artikel der historischen Untersuchungen von dem Christenthume vorgetragen werden.

I.

Mehrere Gelehrte haben ihre Verwunderung bezeuget, daß sie in dem Geschichteschreiber Joseph keine Spur von Jesu Christo finden: denn Jedermann giebt es heut zu Tage zu, daß die kleine Stelle, wo von ihm in seiner Geschichte geredet wird, unterschoben sey.

* * *

Wir beantworten diesen Einwurf durch eine kurze Abhandlung über diese Stelle. Man wird sie bey dem Artikel: Joseph, antreffen.

II.

Joseph, der keine von den Grausamkeiten des Herodes verheelet, redet von der Mordgeschichte aller Kinder kein Wort, welche von diesem Könige gebothen war: er saget nichts von dem neuen Sterne, der nach der Geburt des Erlösers in Osten erschienen war: er hält auch ein tiefes Stillschweigen von den Finsternissen, welche bey dem Tode Jesu Christi die ganze Erde bedecket hatten. Die Gelehrten können ihre Verwunderung nicht bergen, da sie sehen, daß kein römischer Geschichteschreiber von diesen Wunderwerken geredet hat, die sich unter Tibers Regierung, in dem Angesichte eines römischen Statthalters und einer römischen Besatzung, zugetragen haben, welcher eine umständliche Beschreibung der wunderbarlichsten Begebenheit, von der die Menschen jemals gehöret haben, dem Kaiser und dem Senate hätte überschicken sollen. Rom selbsten mußte drey Stunden lang in tiefen Finsternissen gesteckt seyn: dieses Wunder hätte in die Jahrbücher Roms und

aller

aller Völker eingetragen werden sollen. Gott hat nicht gewollt, daß diese göttlichen Dinge von ungeweihten Händen geschrieben werden sollten.

* * *

Es ist wahr: Joseph hat von vielen Begebenheiten, die den Herrn Jesum betrafen, nichts gesaget; und dieses ist nicht wunderlich; denn er hat nicht seine sonderbare Geschichte geschrieben. Aber er hat genug von ihm gesaget in der Schilderung, die er von diesem göttlichen Menschen gegeben hat, um glaubwürdig zu machen, was uns andere davon berichten.

Gott, heißt es mit einem scherzenden Tone: Gott hat nicht gewollt, daß diese göttlichen Dinge von ungeweihten Händen geschrieben werden sollten. Diese Scherzworte sind nicht zum besten gegründet; denn Gott, welcher gestattet, daß Gottlose, wie unser Schriftsteller einer ist, durch ihre Schriften ihn lästern dörfen, hätte wohl auch gestatten können, daß die Heyden geschrieben hätten, um abtrinnige Christen zu beschämen: und eben dieses ist in der That geschehen.

Also hat er gestattet, daß der Heyde Makrobius uns von der Mordgeschichte der unschuldigen Kinder, die vom Herodes gebothen war, Nachricht geben dörfte. Man vernehme, wie er davon spricht. * Als August vernommen hatte, daß Herodes alle Kinder, die noch nicht über zwey Jahre zählten, habe ermorden lassen, und daß sein eigner Sohn in diesem Blutbade mitbegriffen gewesen sey, sagte er: Es wäre weit besser, ein Schwein des Herodes, als sein Sohn zu seyn. Also hat er gestattet, daß einer

* Makrob. Saturn. 2. B.

einer der grösseſten Feinde des Christenthumes *, in seinen Erklärungen über den Timäus des Plato, von dem Sterne Meldung that, welcher den Weisen die Geburt Jesu Christi angezeigt hatte. Also hat er gestattet, daß Phlegon ** von der Finsterniß schrieb, welche bey dem Tode des Erlösers gewesen war. Im vierten Jahre der hundert und zweyten Olympiade, saget er, hat sich eine Sonnefinsterniß eräuget, die vor allen andern unendlich merkwürdig war. Die Finsterniß ist am Mittage so dicke gewesen, daß die Sterne schienen, wie bey der Nacht. Tertullian, da er zu dem römischen Senate redet, weist ihn auf seine eignen Archive an, und saget, daß dorten eben diese Begebenheit aufgezeichnet sey.

Man urtheile nun, mit was für einem Beyworte die schöne Anmerkung dieses Menschen beleget werden solle: Gott hat nicht gewollt, daß diese göttlichen Dinge von ungeweihten Händen geschrieben werden sollten.

III.

Eben die Gelehrten finden auch etwas Beschwerniß dabey, daß Jesus Christus zu den Juden saget, alles unschuldige Blut, welches auf Erden vergossen wurde, von dem Blute Abels des Gerechten bis auf Zacharias den Sohn Barrachs, den sie zwischen dem Tempel und Altare getödtet haben, solle auf sie fallen. Es giebt in der Geschichte der Hebräer keinen Zacharias, sagen sie, der vor der Ankunft des Messias, oder seiner Zeit im Tempel getödtet worden wäre. Aber man trifft in der Geschichte der Belagerung Jerusalems bey Josephen einen Zacharias den Sohn Barrachs an, welcher mitten im Tempel ist ermor-

* Chalcid. Erklär. des Timäus. ** 13. B. bey Euseb.

Timäus des Plato] Ein Gespräch, dem Plato den Beynamen seines Lehrers Timäus von Lokris beylegte.

ermordet worden. Daraus vermuthen sie, daß das Evangelium des heiligen Matthäus geschrieben worden sey, nachdem Titus die Stadt Jerusalem eingenommen hatte.

* * *

Da sehen wir an diesen erdichteten, oder vorgeblichen Gelehrten Gottlosigkeiten von ganz neuer Art. Man giebt die heiligen Evangelisten für Betrieger oder für Dummköpfe aus: für Betrieger, weil sie Jesu Christo Dinge in den Mund legen, von denen man nachmals beweist, daß er sie nicht habe sagen können; oder für Dummköpfe, welche ihn etwas sagen lassen, als wenn es schon vor langer Zeit geschehen wäre, das dennoch erst vierzig Jahre nach seinem Tode sich eräuget hat.

Allein wir werden mit leichter Mühe darthun, daß diese Gelehrten oder Unwissende, oder Verführer sind. Denn 1. der Zacharias, von welchem bey der Belagerung Jerusalems Meldung geschieht, ist nicht ein Sohn Barrachs, wie man es vorgiebt, sondern Barruchs. Nun aber diese zween Namen sind im Hebräischen eben so sehr unterschieden, als im Teutschen die Worte: Himmel, und Hammel, sind. Barruch heißt der Glanz, oder Blitz, und Barrach bedeutet einen gesegneten Mann. 2. Zacharias der Sohn Barruchs, wurde nicht im Vorhofe des Tempels, sondern mitten im Tempel selbsten getödtet, wie es der Geschichteschreiber Joseph ausdrücklich bemerket. * 3. Zacharias, von welchem Jesus Christus redet, ist derjenige, den der König Joas im Vorhofe des Tempels ermorden ließ; in atrio domus

* Vom jüdischen Kriege. 5. B. 1. Kap.

Himmel und Hammel] Im Französischen heißt es: *Cheveux & chevaux.* Man hat den Gegensatz auch im Teutschen merklich machen wollen, welches sich mit Haaren und Pferden nicht ausdrucken ließ.

mus domini: * das ist, zwischen dem Altare, welcher im Vorgebäude stand, und dem Tempel, wo man das Lob des Herrn besang. Denn der Ausdruck, den Jesus Christus brauchet, bezeichnet pünktlich eben dieselbige Stelle: inter templum & altare. ** 4. Dieser Zacharias wird im Evangelium Sohn des Barrachias, und im zweyten Buche der Chronike Sohn des Jojadas geheißen. Aber dieser Unterschied im Namen zeiget keinen Unterschied in den Personen an, da beyde Wörter im Hebräischen eine und dieselbe Bedeutung haben. Außerdem berichtet uns der heilige Hieronymus, daß im Evangelium der Nazaräer dieser Zacharias ein Sohn des Jojadas, wie in den Chroniken genannt werde. Es haben also jene Gelehrten, die so gerne Schwierigkeiten antreffen, dießmal gewiß die Fährte verlohren.

IV.

Die Gelehrten haben sich auch über die Verschiedenheit der zwey Geschlechtregister Jesu Christi den Kopf sehr zerbrochen. Der heilige Matthäus giebt Jakob zum Vater Josephs, und Mathan zu Jakobs Vater an. Der heilige Lukas dagegen saget, daß Joseph ein Sohn des Heli, und Heli ein Sohn Mathats war.

* * *

Der abtrinnige Julian hatte sich schon, wie diese Gelehrten, den Kopf darüber zerbrochen, und die gleiche Schwierigkeit gemacht: aber der heilige Hieronymus giebt ihm zur Antwort, daß sie nur auf die Unerfahrenheit in den mosaischen Gesetzen gegründet sey. Diese Gesetze legten das Gebot auf, daß man nicht allein Weiber aus seiner eigenen Zunft nehmen sollte; sondern sie foderten noch weiter, daß ein Weib, oder eine Tochter, wenn sie von dem Stamme eines

* 2. B. der Chron. XXIV. ** Matth. XIII.

eines Hauses allein übrig wäre, an die nächsten Verwandten sollte verehliget werden, damit sie in der nächsten Ordnung zur Erbschaft und Nachfolge sich vereinigen, und ihr Geschlechtshaus desto leichter in gutem Stande erhalten könnten. Wir sehen davon ein klares und sehr überzeugendes Beyspiel an Boozen, dem Aeltervater Davids, als er die junge Ruth zur Ehe nahm. * Aus eben diesem Beweggrunde hat Joseph, der Sohn Jakobs, welcher vom Salomon aus David stammete, sich mit Marien, der einzigen Tochter des Heli oder Joachim, vermählet, der vom Nathan aus David abstammte. Alsdenn wurden die zween Zweige des Hauses Davids, einer vom Salomon, der andre vom Nathan nach dem Verstande des Gesetzes vereiniget. Jesus Christus stammete dann in der Wahrheit aus David von Marien seiner Mutter ab; und durch das Gesetz stammte er auch aus David von Joseph, dem Manne Mariens. Der heilige Lukas stellet, in seinem Geschlechtregister Jesu Christi, Joseph, welcher nur der Eydam des Heli war, als den Sohn des Heli selbsten vor, weil er sich mit dessen einziger Tochter vermählet hatte, und dadurch die Nachfolge des Hauses Nathans vorstellte. Man sehe über diesen Inhalt eben die gleiche Einwendung bey dem Artikel: Evangelium, nach.

V.

Sie ziehen auch die Wunderthaten unsers Erlösers in den Zweifel; zum Beyspiele: jene vom Feigenbaum, der verflucht worden und verdorret ist, weil er keine Feigen getragen hatte, als es doch die Jahrzeit zu den Feigen nicht war: von den Teufeln, die in die Leiber der Schweine gejagt wurden, in einem Lande, wo man keine Schweine

ne

* Ruth. IV.

ne zog: vom Wasser, das in Wein verwandelt wurde, am Ende eines Gastmahls, wo die Gäste schon betrunken waren. Aber alle diese Grübeleyen der Gelehrten werden durch den Glauben zu Schanden gemacht, welcher deßhalben nur noch reiner wird.

* * *

Alle diese gelehrten Grübeleyen, die man hier sammelt, sind im Grunde nichts, als Gotteslästerungen, die einem Menschen Schauder einjagen, der noch eine Religion hat; sie sind zugleich Ungereimtheiten, welche durch die Vernunft beschämet werden.

Die Wunderthaten Jesu Christi waren allezeit beynahe Wunder aus Wohlthätigkeit; und oftmals waren sie zu gleicher Zeit Wunder zur Unterweisung. Von dieser Art sind jene gewesen, von denen hier geredet wird.

Wenige Tage vor seinem Tode, um den Anfang des Aprils, saget Jesus Christus durch ein bedeutungvolles Wunder die Verwerfung der Synagoge vor. Er nähert sich einem Feigenbaume, der ganz mit Blättern bedecket war, und als er kein Merkmaal der Früchte daran sah, verfluchet er ihn; und der Feigenbaum verdorret Augenblicks. Dieses begab sich nahe bey Jerusalem, und beynahe vor den Augen der Synagoge selbsten. Der Feigenbaum war das Sinnbild der jüdischen Kirche, die bey allem Glanze ihres ehrerbiethigen Gottesdiensts, unerachtet der Unterweisungen und Bemühungen des Erlösers, keine Frucht brachte, und in Kurzem, zur Strafe iher Untreue und Unfruchtbarkeit, zerstöret werden sollte.

Das Wunder von den Teufeln, welche in die Schweine gejaget wurden, die sich alsbald in das Wasser stürzten, ist auch ein Wunder zur Unterweisung gewesen. Jesus Chri-

stus wollte die Einwohner von Gerasa, die fast alle Heyden waren, wegen ihrer Begierde nach einer Handelschaft strafen, welche für die Juden gefährlich war, und wodurch die Juden allezeit viele Gemeinschaft mit den Heyden hatten.

Endlich will man auch das Wunder von dem Wasser, das in Wein verwandelt wurde, in den Zweifel ziehen, und man saget, die Gäste seyn schon betrunken gewestn, um zu bedeuten, daß sie nicht zum Besten im Stande waren, zu beurtheilen, was dortmals vorgegangen ist. Aber kann man vermuthen, daß man in einer Gesellschaft, wo sich Jesus und seine heilige Mutter einfanden, Unmäßigkeiten begangen habe? Wie abscheulich ist es, das Evangelium so verkehrt auszulegen, wie es dieser Gottlose machet!

VI.

Jesus Christus hat nur die Sittenlehre gepredigt: er hat das Geheimniß seiner Menschwerdung nicht geoffenbaret; er hat den Juden niemals gesaget, daß er aus einer Jungfrau gebohren sey; er hat von den sieben Sacramenten niemals gesprochen; er hat bey seinem Leben kein Kirchenregiment gestiftet; er hat es seinen Zeitgenossen nicht entdecket, daß er der Sohn Gottes, von Ewigkeit gebohren, gleicher Wesenheit mit Gotte war, und daß der heilige Geist vom Vater und vom Sohne ausgieng; er hat nicht gesagt daß seine Person aus zwoen Naturen und zweenen Willen zusammengesetzet sey: er hat gewollt, daß diese großen Geheimnisse mit guter Weile den Menschen von jenen verkündiget werden sollten, welche vom Lichte des heiligen Geistes beleuchtet seyn würden.

* * *

Wir wollen einen Augenblick verweilen, alle Lügen zu zählen, womit dieser Artel angefüllet ist. Es ist eine Lü-

ge zu sagen, daß Jesus Christus nur die Sittenlehre geprediget habe. Man sehe die schöne Rede nach, die er am Abende vor seinem Tode an seine Apostel hielt, und welche das 13, 14, 15, 16, 17 Kapitel im Evangelium des heiligen Johannes ausmachet: man wird darinnen alles antreffen, was immer die christliche Religion Wunderbares und Erhabenes in der Glaubenslehre hat; und das ganze Evangelium ist nichts anders, als eine fortwährende Unterweisung in allen Dingen, welche der Inhalt der Sittenlehre und der Gegendstand des Glaubens sind.

Es ist eine Lüge zu sagen, daß er das Geheimniß seiner Menschwerdung nicht geoffenbaret habe, wei er saget: Ich bin da, ehe noch Abraham auf die Erde kam: Antequam Abraham fieret, ego sum; * weil er von seinem Vater begehret, daß er die Herrlichkeit, deren er schon im Schooße Gottes vor der Schöpfung der ganzen Welt genossen hatte, über ihn ausgießen möchte: Clarifica me, Pater, claritate, quam habui, priusquam mundus fieret apud te. ** Jesus hat also dadurch bedeutet, daß er vor der zeitlichen Geburt ewig gebohren sey; er hat dann dadurch seine Menschwerdung geoffenbart.

Es ist eine Lüge zu sagen, daß er von den sieben Sacramenten niemals gesprochen habe, weil er an verschiedenen Stellen von der Taufe, von dem Abendmahle, von der Buße spricht; und weil man sicher weiß, daß nicht alles, was er gethan, geordnet und befohlen hat, in den Evangelien beschrieben worden ist, wie es der heilige Jahann*** bezeuget.

Es ist eine Lüge zu sagen, daß er bey seinem Leben kein Kircheregiment gestiftet habe. Denn was ist das Kirche-

* Joh. VIII. ** Ebend. XIV. *** Letzt. Kap.

Kirchenregiment anders, als die Ordnung und Austheilung der Würden unter denjenigen, welche mit der heiligen Gewalt bekleidet sind, die Kirche zu regieren? Nun aber Jesus Christus hat zu Petern gesagt, * daß er auf ihn seine Kirche baue; daß er ihm die Schlüssel des himmlischen Reiches gebe; daß alles, was er auf Erden binden oder lösen werde, im Himmel auf gleiche Weise gebunden oder gelöset seyn solle. ** Er legte ihm die Pflicht auf, nicht allein seine Lämmer, sondern auch seine schafe zu weyden; und dieses letztere Wort verdienet eine sonderbare Aufmerksamkeit. *** Er ertheilet durch einen göttlichen Hauch seinen Aposteln den heiligen Geist, da er zu ihnen sprach: „Welchen ihr die Sünden vergeben werdet, denen werden sie vergeben seyn; und welchen ihr die Sünden behalten werdet, denen werden sie behalten seyn„. **** Der heilige Paul entdecket uns, daß der heilige Geist die Bischöfe eingesetzet habe, um die Kirche zu regieren. Da haben wir also die Hauptheile des Kirchenregiments von Jesu Christo selbsten gestiftet: das übrige ist eine nothwendige Folge davon.

Es ist eine Lüge zu sagen, Jesus Christus habe seinen Zeitgenossen nicht entdecket, daß er der Sohn Gottes, von Ewigkeit gebohren, gleicher Wesenheit mit Gotte war: denn er sagte, ***** daß er selbsten seinen Schäfchen das ewige Leben mittheile; daß Niemand sie seinen Händen zu entreißen vermöge; daß sein Vater und Er nur eines seyn: denn die Juden, als sie ihn deßhalben versteinigen wollten, sprachen zu ihm, sie verfahren also mit ihm, weil er sich für den Sohn Gottes ausgebe, da er doch nur ein Mensch sey.

* Matth. XVI. ** Joh. XXI. *** Joh. XX.
**** Apostelgesch. XX. ***** Joh. X.

sey. * Endlich als er bey seinem Leiden von dem hohen Priester gefraget wurde; ob er der Sohn Gottes wäre, gab er zur Antwort, daß er es wahrhaftig sey. Er hat es also seinen Zeitgenossen nicht verheelet, daß er der Sohn Gottes, und gleicher Wesenheit mit Gotte war.

Es ist eine Lüge zu sagen, Jesus Christus habe nicht entdecket, daß der heilige Geist von dem Vater und dem Sohne ausgieng: denn er sprach zu seinen Apostel, ** er wolle den heiligen Geist über sie senden, welcher vom Vater ausgeht; der heilige Geist werde ihn verherrlichen, weil alles, was der Vater hat, auch dem Sohne zugehöret, und weil der heilige Geist alles von dem Sohne empfangen werde. Hier ist nun richtig entdecket, daß der heilige Geist von dem Vater und dem Sohne ausgieng.

Es ist eine Lüge zu sagen, Jesus Christus habe nicht gesagt, daß er aus zwoen Naturen und zweenen Willen zusammengesetzet sey: denn er hat ganz deutlich zu verstehen gegeben, daß er zwo Naturen habe, namlich: die göttliche, und die menschliche Natur, wie man es aus den Stellen, die wir schon angeführt haben, gesehen hat. Beyde Naturen waren ganz und vollkommen; folglich hat eine, wie die andre ihren Willen gehabt.

VII.

Es gab in den ersten Jahren, die auf den Tod Christi folgten, sieben verschiedene Gesellschaften bey den Juden: die Pharisäer, die Sadduccäer, die Essenier, die Judaiten, die Therapeuten die Jünger Johanns, und die Jünger Christi. „Die Judaiten„ ‚saget Joseph im XII. Kapitel seiner Geschichte, „verachten den Tod; sie besiegen „ die Martern durch ihre Standhaftigkeit; sie ziehen den „Tod

* Matth. XXVI. ** Joh. XVI.

„ Tod dem Leben vor, wenn die Ursache rühmlich ist.
„ Sie haben eher Feuer und Schwert übertragen, und
„ sich die Beine brechen lassen, als daß sie das mindeste
„ Wort gegen ihren Gesetzgeber ausgestoßen, oder ver-
„ bothene Speisen geessen hätten „.

* * *

Der Geschichteschreiber Joseph, der ein Jude war, der unter seinem Volke eine sehr ansehnliche Würde bekleidete und der fünfzig Jahre nach dem Tode Jesu Christi schrieb, wußte nicht so viel davon, als unser Orakel. Denn in seiner Geschichte vom jüdischen Kriege * kennt er nur drey Sekten unter den Juden; nämlich: die Pharisäer, die Sadduzäer, und die Essenier. Er setzet zwar in seinen Alterthümern, ** die er später schrieb, diesen dreyen Sekten eine Bande von Straßenräubern bey, von denen er folgende Schilderung machet: „Diese Leute trachten nur nach Freyheit. Sie glauben, daß man keinen andern König und „ Herrn erkennen solle, als Gott allein. Sie werden eher „ alle ersinnliche Martern dulden, als einen Menschen ihren „ Herrn heißen. Die Ungerechtigkeiten und Raserеyen des „ Gellius Florus haben in diesem Stücke den Stolz unsers „ Volkes zum meisten erhitzet„. Soviel sagt Joseph von den Judaiten. Diese Stelle ist himmelweit von dem unterschieden, was der Betrieger auskramet.

Man bemerke auch, daß man weder Johanniten, noch Therapeuten jemals bey den Juden gekannt hat. Denn die Therapeuten machten eben so wenig eine Sekte unter ihnen aus, als jene unter uns eine Sekte ausmachen, die sich auf ein nüchternes, ordentliches, und eingezogenes Leben verlegen.

Dies

* 2. B. Kap. ** 18. B. 2. Kap.

Diesen Begriff giebt uns Philo davon in seiner Abhandlung vom beschaulichen Leben. Die Juden, welche von Johannen die Taufe empfangen hatten, machten auch keine Sekte aus, und hatten weder besondre Glaubenslehren, noch andere Satzungen, wie es Joseph * ausdrücklich anzeiget.

VIII.

Die Gläubigen breiteten sich heimlich in Griechenlande aus, und etliche giengen von dannen nach Rom unter die Juden, denen die Römer eine Synagoge gestatteten. Sie trenneten sich Anfangs von den Juden nicht; sie behielten die Beschneidung; und die ersten fünfzehn Bischöfe zu Jerusalem waren alle beschnitten. Um das sechzigste Jahr unsrer Zeitrechnung fiengen die Christen an, sich von der jüdischen Gemeine zu trennen. Allmählich wurden mehrere Kirchen aufgerichtet, und die gänzliche Trennung zwischen den Christen und Juden kam erst vor dem Ende des ersten Jahrhunderts zum Stande.

* * *

Um den Anfang der christlichen Kirche zu verdunkeln, und verächtlich zu machen, saget man erstlich von den ersten Christen, wie man von schüchternen und gefährlichen Rottirern sagen würde: sie haben sich heimlich ausgebreitet. Allein dieses stimmet mit dem Betragen des heiligen Pauls nicht überein, welcher mitten im hohen Gerichte ** zu Athen Jesum Christum verkündigte; es verträgt sich mit jenem nicht, was eben derselbe heilige Paul und Barnabas zu Lystra thaten, *** wo die Heyden, von ihren Wunderwerken gerühret, diese zween Apostel, als Götter, anbethen wollten: alles, was uns das Buch der Apostelgeschichten, was uns die glaubwürdigsten und unverwerflichsten Denkmäler berich-

* 18. B. 7. Kap. ** Apostelgesch. XVII. *** Ebend. XIV.

berichten; und das Geboth, welches Jesus Christus seinen Aposteln gegeben hatte, daß sie auf den Dächern predigen sollen, was sie in Geheim vernommen haben, * widerspricht dieser Aussage.

Nachmals will man diese aufsprossende Kirche für eine Sekte vorstellen, die bis auf das sechzigste Jahr der jüdischen ähnlich war. Aber nichts ist leichter zu beweisen, als daß dergleichen Sätze nichts anders, als Ausschweifungen sind. Denn 1. der Kirchenrath zu Jerusalem, welcher fünfzehn Jahre nach dem Tode Jesu Christi gehalten wurde, thut den Ausspruch, daß die Christen weder der Beschneidung, noch dem Gesetze des Moses unterworfen seyn sollen. 2. Es hat schon Heyden gegeben, welche Jesu Christo bey seinen Lebzeiten anhiengen; und vier oder fünf Jahre nach seinem Tode bekannte sich ein großer Theil zum Christenthume, und Niemand unter ihnen nahm die Beschneidung an. 3. Da das Gesetz Moses gut in sich selbsten, und gleichsam die Vorbereitung zum evangelischen Gesetze gewesen war, so ließ man die bekehrten Juden die Satzungen desselben für eine kurze Weile, die es noch dauren sollte, das ist, bis zur Eroberung Jerusalems, beobachten: und dieß war nichts weiter, als eine Duldung für die einzigen Juden, und keine Verbindlichkeit. 4. Unser Lästerer ist sich selbsten so wenig gleich, daß er, da er die Uneinigkeit erzählet, welche zwölf oder dreyzehn Jahre nach dem Tode Jesu Christi zwischen dem heiligen Peter und dem heiligen Paul gewesen ist, uns selbsten Beweise an die Hand beut, daß die Christen, zum mindesten jene, die von heydnischer Abkunft waren, von den Juden getrennet lebten. Er strafet sich dann selber Lügen. Mentita

* Matth. X.

tita est iniquitas sibi. 5. Er bekräftiget, daß die ersten fünfzehn Bischöfe zu Jerusalem alle beschnitten waren. Und wir beweisen bey dem Artikel: Taufe, daß seine Aussage eine derbe Lüge ist.

IX.

Gott, welcher auf die Erde herabgestiegen war, um ein Beyspiel der Demuth und Armuth zu geben, hat zum Anfange seine Kirche in einem ganz schwachen Zustande gelassen; und er hat sie in eben diesen Stand der Demuth gelenket, in welcher er gebohren werden wollte. Alle erste Gläubige sind geringe Leute gewesen; sie lebten alle von der Arbeit ihrer Hände. Der Apostel Paul bezeuget, daß er Zelte gemacht habe, um seine Unterhaltung zu gewinnen. Der heilige Peter hat die Mäoterin Dorkas aufs erwecket, welche die Kleider der Brüder verfertigte. Die Versammlung der Gläubigen wurde zu Joppe in dem Hause eines Gerbers gehalten, der Simon hieß.

* * *

Gott verhüte, daß wir das Unglück haben sollten, uns der Demuth und Armuth Jesu Christi, und des schwachen Anfangs der Kirche zu schämen. Wir wissen, daß das Geheimniß des Kreuzes, welches den Gegenstand der Sporteden jener Gottlosen ausmachet, die sich Philosophen nennen, eben das Urtheil ihrer ewigen Verdammniß ist: Verbum crucis pereuntibus stultitia *; und daß eben daſſelbe Geheimniß die Auserwählten lehret, daß man darinnen die ewige Weisheit und Allmacht Gottes antrifft: Iis autem qui salvi fiunt, id est nobis, Virtus Dei. ** Ja sogar, ohne auf die Religion zu merken, sind wir nicht so wahnsinnig, daß wir unsre Hochschätzung für den Menschen nach seinem Reichthume, seinem Stolze, seiner Würde, seinen Wohllüsten messen wollen.

Der

* 1. Kor. 1. ** Ebend.

Der schwache Zustand der Kirche bey ihrem Anfange giebt uns die Macht Gottes, und der wahren Tugenden zu erkennen: und der gute Fortgang, der darauf folgete, zeiget uns die Schwachheit des Heydenthums und der Gottlosigkeit, welche diesen so schwachen Anfang und diese so erhabenen Tugenden verachtet.

Man saget uns da, daß alle erste Gläubige geringe Leute waren. Gering oder nicht: sie waren tugendhaft. Würden unsre höhnische Kritiker die Pracht und den Uebermuth der Tugend vorziehen?

Um die ersten Christen herunterzusetzen und verächtlich zu machen, saget man, daß sie alle geringe Leute waren. Unterdessen findet man unter ihnen, auch zur Zeit Jesu Christi selbsten, einen Joseph, welcher den Rang eines adelichen Zehnrottmeisters führte; einen Lazarus, der sehr stattlich lebte; einen Jairus, welcher das Oberhaupt einer Synagoge war; eine große Anzahl der Vornehmsten aus Jerusalem, welche sich bekehrten, als sie den Lazarus von den Todten erwecket sahen; einen Fürsten von Kapharnaum mit seinem ganzen Hause; einen Nikodemus, der ein Fürst, das ist, einer der Vornehmsten unter den Juden genannt wurde. Man findet zu den Zeiten der Apostel einen Sergius Paulus, der ein römischer Unterbürgermeister, und Stadthalter von Cypern war, einen Crispus, das Oberhaupt der Synagoge von Korinthen; einen Dionys, Richter im hohen Gerichte zu Athen. Man findet darunter, nach dem Berichte der Heyden selber, die nächsten Verwandten von Kaisern. Endlich findet man darunter, nach einer kurzen Weile, sehr gelehrte Männer, sehr geschickte Philosophen

sehr geschätzte Schriftsteller. Der Vorwurf von der Niederkeit derjenigen, aus welchen die anfangende Kirche bestand, ist nur Telum imbelle sine ictu. Er kann zu nichts anders dienen, als jener verächtlich zu machen, welcher dergleichen Pfeile losschießt; und er wird diejenigen niemals beleidigen, welche noch die Tugend zu schätzen wissen, und die Wahrheit lieben.

X.

Man muß sehen, in was für einem Zustande dortmals die Religion im römischen Reiche war. Die Geheimnisse und die Versöhnopfer waren beynahe auf der ganzen Welt im Schwange. Die Kaiser, die Großen, und die Philosophen hatten zwar keinen Glauben an diese Geheimnisse: aber der Pöbel, welcher in Religionssachen den Großen Gesetze giebt, legte ihnen den Zwang auf, sich in seinen Gottesdienst nach dem äußern Scheine zu schicken. Cicero selbsten wurde zu den Geheimnissen von Eleusinen eingeweihet. Die Kenntniß eines einzigen Gottes war hauptsächlich der Lehrsatz, der in diesen geheimnißvollen und prächtigen Feyern vorgetragen wurde. Man muß gestehen, daß die Gebether und Hymnen, welche von diesen Geheimnißfeyern bis auf uns gekommen sind, die gottseligsten und unvergleichlichsten Stücke sind, die das Heydenthum aufzuweisen hat. Den Christen, welche auch nur einen Gott anbetheten, fiel es dadurch desto leichter, mehrere Heyden zu bekehren.

* * *

Unser Gegner ist in seinen Schutzschriften für den Götzendienst nicht glücklicher, als er in seinen Schmähreden wider das Christenthum ist. Man muß sehen, saget er, in was für einem Zustande dortmals die Religion im römischen Reiche war. Und wem ist es unbekannt? Wer

weiß es nicht, daß es bey den Römern ganze Schaaren von Göttern gab? daß es Götter von jeder Gattung, von jeder Gemüthsart, Verrichtung, und Laune, von allen Lastern gab? daß diese Götter nicht zum allerbesten mit einander lebten? daß sie nicht wußten, was Tugend war? aber daß sie sehr geschickt und sehr erfahren gewesen sind, Laster und Ausschweifungen von jeder Art zu begehen, und daß ihre Anbether, wenn sie ehrliche Leute waren, ihnen keineswegs hätten gleichen mögen? Alle heydnische Schriftsteller: Hesiodus, Homer, Ovid, Lucian, kommen in diesem Stücke vollkommen überein. Dieses war der Zustand, in welchem sich dortmals die Religion im römischen Reiche befand.

Nachmals spricht man uns von Geheimnissen und von Versöhnopfern. Gott bewahre, daß wir hier alle Schändlichkeiten, Gräuel, Gottlosigkeiten, und schmutzige Ausdrücke dieser abscheulichen Geheimnisse wiederholen möchten. Man findet sie sehr umständlich in der Erinnerung an die Heyden des Clemens von Alexandrien, und in der evangelischen Vorbereitung Eusebs von Cäsareen.* Ich genüge mich, die Worte herzusetzen, womit Clemens diese gräuliche Beschreibung schließt: Quid lychnus, gladius, pecten muliebris, quod mysticum est muliebris pudendi nomen. O gnavam perfrictamque imbudentiam! hominum enim temperantiorum voluptas noctis silentio tegebatur; nunc vero nox est, quæ Initiandis sacra libidinis enuntiat: adeoque ignis succensis facibus illustrata pandit. Extingue, sis, hunc tuum ignem, Hierophanta, &c.

Bey

* 2. B. 3. Kap.

Bey Gelegenheit dieser Geheimnisse bemerke man, auf was für eine erbärmliche Weise dieser Mann, den die Freydenker und die Ungläubigen, als ihren Abgott, anhören, Schlüsse machet. Er saget uns: Die Kaiser, die Großen, und die Philosophen hatten keinen Glauben an diese Geheimnisse; denn nach seinem Dünkel haben jene, die richtig denken, in allen Religionen keinen Glauben: und ein Paar Zeilen weiter unten saget er: Die Kenntniß eines einzigen Gottes war hauptsächlich der Lehrsatz, der in diesen geheimnißvollen und prächtigen Feyern vorgetragen wurde; und die Gebether und Hymnen bey diesen Geheimnißfeyern sind die gottseligsten und unvergleichlichsten Stücke, welche das Heydenthum aufzuweisen hat. Darüber machet man ihm diese kleine Einwendung: Wenn die Lehrsätze, welche bey diesen Feyern vorgetragen wurden, so wahrhaft und so richtig sind; und wenn die Gebether und Hymnen so gut taugeten, die Verwunderung und Frömmigkeit zu erwecken: so folget daraus, daß die Kaiser, die Großen, und die Philosophen, die keinen Glauben an diese Geheimnisse hatten, im Grunde lauter gottlose, lasterhafte, und abscheuliche Männer waren. Wie wird sich unser Gegner hier aus der Schlinge ziehen?

Der Pöbel, heißt es ferner, welcher in Religionssachen den Großen Gesetze giebt, legte ihnen den Zwang auf, sich in seinen Gottesdienst nach dem äußern Scheine zu schicken. Man muß, um den Pöbel zu fesseln, äußerlich die gleichen Fessel mit ihm tragen. Aber erstlich machet man da von den Großen, den Philosophen, und den Gelehrten eine Schilderung, welche nicht besser zu ihrem Vortheile ist, als die Folgen, die wir vor einer Weile gezogen haben. Denn die Großen, und die Philosophen, welche

che so stolz und so aufgekläret sind, lassen zugleich sehr viele Schwachheit blicken, da sie sich nach dem äußern Scheine, und wider ihren Willen, nach dem Pöbel lenken, in Dingen die sie verachten, und an die sie keinen Glauben haben. Entweder sind sie verruchte Häuchler, welche sich anstellen, als glaubten sie etwas, worüber sie im Grunde des Herzens spotten; oder sie sind endlich abscheuliche Verführer; welche gegen ihr Bewußtseyn das Volk betriegen, da sie es erleuchten sollten.

Zweytens, was wäre wohl etwa vernünftiger in Glaubenssachen, oder daß der Pöbel den Großen, oder daß die Großen dem Pöbel Gesetze vorschreiben sollten? Es ist augenscheinlich, daß in diesen Stücken nicht die Großen dem Pöbel Gesetze vorzuschreiben haben. Warum? Weil bey den Großen die Leidenschaften stärker, die Mittel, diese zu befriedigen, gelegener, der Hochmuth größer, die Unlenksamkeit eigensinniger und folglich die Unterwerfung, sowohl in der Glaubens- als in der Sittenlehre der Religion, beschwerlicher sind. Es kämmt dann ihnen nicht zu, Gesetze vorzuschreiben. Aber unser Gegner läßt es sich hier nicht angelegen seyn, vernünftig zu sprechen. Er genüget sich, das Fabelwerk auszukramen, welches ihm der Stolz und die Gottlosigkeit eingeben.

Cicero, heißt es wieder, wurde zu den Geheimnissen eingeweihet; und die Kenntniß eines einzigen Gottes war hauptsächlich der Lehrsatz, den man dabey vortrug. Ewig Schade, daß unser Cicero ausdrücklich saget, man lerne in diesen Geheimnissen von der Natur der Götter durchaus nichts: Ni de Deorum natura præsensimus. Endlich der Schluß den er zieht, daß dieses die Bekehrung der Heyden erleichtert habe, ist äußerst lächerlich. Denn wenn man

man also reden will, muß man im geringsten nicht wissen, was diese Geheimnisse waren, oder was es heiße, sich bekehren, und die Religion Jesu Christi annehmen.

XI.

Etliche Philosophen aus der Sekte des Plato sind Christen geworden; deßhalben waren alle Kirchenväter in den dreyen ersten Jahrhunderten Anhänger des Plato.

* * *

Vor Zeiten sind Philosophen Christen geworden, um sich zu bessern; heut zu Tage werden Christen Philosophen, um gottlos zu seyn. So viel im Vorbeygehen! Laßt uns zur Sache kommen. Die Väter der drey ersten Jahrhunderte haben mit gutem Erfolge viele Meynungen und Begriffe des Plato bestritten. Man lese die Reden des heiligen Justins, die er an die Griechen hielt; die sinnreichen Scherze des Hermias von den griechischen Philosophen; die Werke Tertullians, Origenes, Laktanzens; die Stadt Gottes des heiligen Augustins: so wird man sehen, wie sie diesen berufenen Philosophen aufziehen. Wenn sie im übrigen den Plato über die andern hinausgesetzet haben, so geschah es dessentwegen, weil sie bey ihm gemeinlich eine reinere Sittenlehre, und eine Denkensart von der Gottheit fanden, welche mit der Wahrheit etwas näher einstimmte. Dieß war der ganze Platonismus der Väter.

XII.

Man hat dem heiligen Justin, einem der ersten Kirchenväter, den Vorwurf gemacht, daß er in seiner Erklärung vom Isaias gesagt hat, die Heiligen werden in einem Reiche von tausend Jahren auf Erden aller sinnlicher Güter genießen. Man hat ihm zu einem Laster gerechnet, daß er in seiner Schutzschrift für das Christenthum gesagt hat, als Gott die Erde geschaffen hatte, habe er sie den

Engelu

Engel zu verwalten gelassen, die sich in die Weiber verliebet, und ihnen Kinder gemacht haben, welche die Teufel sind. Man hat Laktanzen und andere Väter verdammet, weil sie an Ausspräch der Sibyllen geglaubet hatten.

* * *

Jene, die dem heiligen Justin diese Vorwürfe gemacht haben, sind Unwissende, und Betrieger: Unwissende, weil sie diesem großen Manne Erklärungen vom Isaias zueignen, obschon er niemals einige gemachet hat; Betriezer, weil sie ihn von sinnlichen Gütern sprechen lassen, obschon er kein Wort davon gesaget hat, wie man es in seiner Unterredung mit den Juden Tryphon sehen kann. Was das Geschlecht der Engel betrifft, gestehen wir, daß er eine Stelle aus der Uebersetzung der siebenzig Dollmetscher allzu sehr nach dem Buchstabe genommen hat; aber er hat sie glücklich angewendet, um das Heydenthum zu bekämpfen. Laktanz und andere Väter, welche die Verse der Sybillen anführeten, haben sich nur auf etwas berufen, das von allen Heyden erkannt und angenommen war. Titus Livius zeiget uns durch tausend Beyspiele, wie viel Glauben und Ehrfurcht man für die Aussprüche der Sybillen hatte. Vigil machet in seinem vierten Hirtenliede eine Anwendung von den Aussprüchen der kumäischen Sibylle auf einen Absprößling Augusts. Cicero redet davon an verschiedenen Stellen seiner philosophischen Bücher. Ist dann Laktanz, und sind die Kirchenväter so sehr zu verdammen, weil sie auch davon geredet haben?

XIII.

Die Christen hielten anfänglich ihre Opfer in abgelegenen Häusern, in unterirdischen Grüften zur Nachtzeit: deßhalben wurden sie, nach Zeugniß des Minutius Felix

lich-

lichtscheue Leute, Lucifugaces, genannt. Philo heißt sie Gessäer. Ihre gemeinsten Benennungen in den vier ersten Jahrhunderten bey den Heyden, sind Galiläer und Nazaräer gewesen. Aber der Namen: Christen, hat über alle übrige die Oberhand behalten.

* * *

Es stehen fast eben so viele Lügen, als Wörter in diesem Absatze. Tacitus, Sueton, Plinius, alle Bannschriften der Verfolger sind vor dem vierten Jahrhunderte herausgekommen. Nun aber alle diese Schriftsteller, und diese Schriften bezeichnen die Schüler Jesu Christi niemals anders, als mit dem Namen: Coristen. Folglich ist es falsch, daß ihre gemeinsten Benennungen dortmals Galiläer und Nazaräer gewesen seyn. Julian ist beynahe der einzige, der sie aus Verachtung Galiläer nennen wollte. Dieß bezeuget seinen Haß, und kein Haar weiter. Unsre Philosophen nehmen sehr gern die Sprache und die Gesinnungen dieses berufenen Mameluken an.

Was von der Haltung der Opfer in abgelegenen Häusern, in unterirdischen Grüften u. s. w gesaget wird, gestehen wir ohne Beschwerniß ein. Dieß ist ein Beweis von der Strengheit der Verfolgungen, und thut der Religion keinen Schaden. Wollte der Himmel, daß Gott heut zu Tage in unsern prächtigen Kirchen eben so gut verehret würde, als man ihn vor Zeiten an jenen so einfachen Oertern und in jenen unterirdischen Freystätten des Eifers und der Heiligkeit verehrte!

XIV.

Der heilige Hieronymus und Euseb berichten, daß man in den Kirchen, nachdem sie in eine Verfassung gebracht worden waren, ohngefähr fünf verschiedene Ordnungen einführte. Die Aufseher; Επισκοποι, von denen die Bischöfe

schöfe hergekommen sind; die Alten aus des Gemeine: Πρεσβυτεροι, die Priester, die Kirchendiener, oder Diakonen: die Πιστοι, die Gläubigen, die Eingeweihten; das ist, die Getauften, welche an den Nachtmahlen, die man Agapen hieß, Theil hatten: die Katechumener, und Energumener, welche die Taufe erwarteten. Keine von diesen fünf Ordnungen war in der Kleidung von den andern unterschieden. Keine war zum ledigen Stande gebunden, wovon daß Buch Tertullians an seine Frau und das Beyspiel der Apostel Zeugschaft giebt. Sie hatten keine Bilder weder auf Gemälden, noch auf Schnitzwerke, in ihren Versammlungen während der drey ersten Jahrhunderte. Was heut zu Tage die heilige Messe ist, die am Morgen gehalten wird, war das Abendmahl, das man Abends einnahm.

* * *

Der Verführer dichtet hier Euseben und dem heiligen Hieronymus etwas an, dergleichen sie niemals gesagt haben. Seine unbestimmte und beweislose Aussage verdienet kein Gehör. Man eröffne nur das neue Testament, so wird man finden, daß an verschiedenen Stellen der Apostelgeschichten, der Sendschreiben des heiligen Pauls, der heimlichen Offenbarung von den Bischöfen, den Priestern den Kirchendienern Meldung geschieht. Ihre Einsetzung kömmt dann von den Zeiten der Apostel her: folglich ist es falsch, daß erst in spätern Zeiten die Bischöfe, Priester, und Kirchediener eingeführt worden seyn.

Niemand aus den geistlichen Ordnungen, heißt es, wurde zum ledigen Stande gebunden. Aber 1. der zweyte Kirchenrath zu Karthago, der im Jahr 390 gehalten wurde, verordnet in der zweyten Satzung, daß alle Priester

vers

verbunden seyn sollen, die Keuschheit zu halten, wie es die Apostel gelehret haben, und wie man es zu ältern Zeiten beständig beobachtet hat. Diese Satzung ist allzu merkwürdig, daß sie hier nicht angeführt werden sollte. Man vernehme den Inhalt davon: Placuit, & condecet sacrosanctos Antistites & Dei Sacerdotes, nec non & Levitas, vel qui Sacramentis divinis inserviunt, continentes esse in omnibus, ut Apostoli docuerunt, & ipsa servavit antiquitas. Nos quoque custodiamus, ab universis Episcopis dictum est: Omnibus placet, ut Episcopi, Presbyteri, Diaconi, & qui Sacramenta contrectant, pudicitiæ custodes etiam se ab uxoribus contineant.

2. Man fodert den Verführer auf, eine Satzung aufzubringen, welche einem Priester oder einem Bischofe erlaubte, sich zu beweiben.

3. Das Beyspiel Tertullians und der Apostel beweist nichts gegen das Gesetz der Keuschheit. Tertullian war verehlicht, als er zum Priester geweihet wurde; aber die verehlichten Priester gebrauchten sich der ehlichen Rechte nicht: es giebt eine Menge kanonischer Gesetze, die dieses bezeugen. Aus den Aposteln weiß man nur von dem heiligen Peter sicher, daß er verehlichet gewesen war. Aber der heilige Peter hat sein Weib verlassen, als er Jesu Christo anhieng, wie es aus jenen Worten erhellet, die er zum Erlöser sprach, Sieh! wir haben alles verlassen: und was wird unsre Belohnung seyn? * Und Jesus Christus erkläret das Wort Alles auf diese Weise: Wer immer sein Haus, seine Brüder, seine Schwestern, seinen Vater, seine Mutter, seine Frau wird verlassen haben, dem wird das ewige Leben

* Matth. XIX.

Leben gewiß zu Theile. Der heilige Paul war nicht verehlichet, wie er es in seinem ersten Sendschreiben an die Korinthier * selbsten entdecket. Der heilige Johann war es auch nicht. Man findet nicht die mindeste Spur in den Büchern des Evangeliums, daß Einer aus den Aposteln ein Weib gehabt habe: und wenn es Einer gehabt hat, so muß er es wie der heilige Peter, verlassen haben; denn sie waren allezeit allein, da sie Jesu Christo nachfolgeten. Hat man dann einen guten Grund zu sagen: Tertullian und die Apostel geben Zeugschaft davon?

Sie hatten keine Bilder, weder auf Gemälden, noch aus Schnitzwerken in ihren Versammlungen, während der drey ersten Jahrhunderte. Unterdessen berichtet uns Tertullian **, daß man auf den geheiligten Gefäßen das Bild des guten Hirten gesehen habe, welcher das verirrte Schäfchen auf seinen Schultern trug. Allein wenn die Gemälde an heiligen Oertern vormals nicht Brauches gewesen waren, wie sie es heut zu Tage sind, so geben die Väter dafür gute Beweggründe an. Erstlich, damit die Heyden diese heiligen Bildnisse nicht verunehren könnten, wenn sie die Oerter der christlichen Versammlungen entdecken sollten. Zweytens, damit sie dieses nicht zum Vorwande nehmen möchten, die Christen zu beschuldigen, daß sie Götzenbilder, gleich ihnen, anbetheten.

Was heut zu Tage die heilige Messe ist, die am Morgen gehalten wird, war das Abendmahl, das man Abends einahm. Die Heyden und die Christen stimmen hier überein, um den Verführer Lügen zu strafen. Plinius belehret uns, daß die Christen vor Sonenaufgange sich versams

* VII. ** Von der Ehrbark. 7. Kap.

sammelten, um das Lob Christi zu singen, und ihre Andachtübungen zu verrichten. Tertullian saget seiner Frau *, wenn sie zur Wittwe würde; und sich an einen Unglaubigen verehelichte, daß ihr Mann würde wissen wollen, was es für eine Speise sey, die sie vor all andrer Nahrung zu sich nehme. Der heilige Cyprian tadelt sehr jene Priester, die, aus Furcht, von den Heyden am Geruche des Weins erkannt zu werden, das göttliche Opfer am Morgen nur mit Wasser verrrichteten. Si in sacrificio matutino hoc quis veretur, ne per saporem vini redoleat sanguinem Christi.** Diese Auszüge sind schon genüglich, um unsern Lügensammler zu Schanden zu machen.

XV.

Das Merkmaal, wodurch sich die Christen zum meisten unterschieden, war die Gewalt, Teufel auszutreiben. Origenes bekennt in seiner Abhandlung wider den Celsus, daß Antinous, den der Kaiser Adrian vergöttert hat, durch die Kraft der Zauberkünste und Blendwerke Wunder wirkte. In Wahrheit, Jesus Christus schickte seine Apostel aus, Teufel auszutreiben. Die Juden hatten auch zu seiner Zeit die Gewalt, dieselben auszutreiben; denn als die Pharisäer sagten, daß er durch die Macht Belzebubs die Teufel austriebe, gab Jesus zur Antwart: Wenn ich durch Belzebub die Teufel austreibe, durch wessen Macht treiben sie dann eure Kinder aus? Es ist unläugbar, daß die Juden sich mit dieser Gewalt groß thathen: sie hatten Teufelsbanner und Beschwörungen. Joseph führet einen Theil dieser Ceremonien an. Diese Gewalt über die Teufel, welche die Juden verloren haben, ist an die Christen übertragen worden, die seit einiger Zeit, wie es scheint, dieselbe gleichfalls verloren haben. Unter der Gewalt, Teufel auszutreiben, war auch die Gewalt

* An seine Frau. 2. B. ** 73. Brief.

Gewalt begriffen, die Wirkungen der Zauberkunst zu vernichten. Es hat sich zwar heut zu Tage alles verändert, und es giebt so wenig Zauberer, als Besessene mehr: aber es wird einige geben, wenn es Gottes willen ist.

* * *

Nun! wir stellen diesem großen Schriftsteller einen Doppelschluß auf. Entweder ist das Evangelium, welches berichtet, daß Jesus Christus Teufel ausgetrieben, und eben diese Gewalt seinen Aposteln mitgetheilt habe, nichts anders, als eine Sammlung von Mährchen und Ungereimtheiten: oder die Sätze unsers Gegners, welcher in seinen Spöttereyen zu verstehen giebt, daß man nicht glauben müsse, daß es jemals Besessene gegeben habe, enthalten die unerduldlichsten Gotteslästerungen.

Der Schlußgrund ist klar; er treibt sehr in die Enge: denn zwischen den zweenen Sätzen des Doppelschlusses giebt es kein Mittel. Es ist unnothwendig, sich weitläufiger zu erklären. Wir lassen die starken Geister an diesem Knochen nagen, und wollen itzt zur Zergliederung der übrigen Gotlosigkeiten oder Ungereimtheiten übergehen, die dieser Artikel enthält.

1. Es saget uns dieser Mann, daß sich die Christen durch die Gewalt, Teufel auszutreiben, unterschieden. Nachmals giebt er sich alle Mühe, um zu beweisen, daß die Juden in diesem Stücke nicht minder geschickt waren, als die Christen. Also kann er diese Gabe nicht mehr für ein Unterscheidungszeichen der Christen angeben. Die Ungereimtheit und der Widerspruch sind handgreiflich.

2. Es ist grundfalsch, daß Origenes die Wunder des Antinous zugebe, weil Origenes an eben derselben Stelle, die man anzuführen waget, ohne daß man sie gelesen hat,

diese Wunder siegreich widerleget: Wenn man, saget er,* die vorgeblichen Wunder mit Aufmerksamkeit untersuchet, die dem Antinous zugeschrieben werden, welcher der Liebling Adrians war, und welchem dieser Kaiser in der Folge göttliche Ehren erweisen ließ; so wird man nichts als Blendwerke daran finden, die bey den Aegyptiern Brauches waren: u. s. w. Dieses Bekenntniß leget Origines von den Wundern des Antinous ab. Man schließe nun auf die Treue desjenigen, der sie anführet.

3. Alle Evangelisten sagen uns, daß Jesus Christus seine Apostel gesendet habe, um die Völker zu unterweisen, und sie zu taufen. Keiner saget uns, daß sie ausgeschickt worden seyn, um die Teufel auszutreiben. Man vernehme, wie der heilige Matthäus sich ausdrücket: **Gehet, und unterweiset alle Völker; taufet sie im Namen des Vaters und des Sohns, und des heiligen Geistes; lehret sie, alles zu beobachten, was ich euch geboten habe. Und der heilige Markus kündet eben diese Sendung mit folgenden Worten an: *** Gehet aus in die ganze Welt, und prediget das Evangelium allen Creaturen. Was eben derselbe Evangelist, von der Gewalt Teufel auszutreiben, alle Sprachen zu reden, die Kranken zu heilen, beysetzet, zeichnet nicht die Apostel aus. Dieß war eine Gabe, welche alle wahre Gläubige hatten: denn es heißt an der nämlichen Stelle, diese Wunderkraft werde allen denen beywohnen, die da glauben werden.

4. Er saget uns, da er in seinem Spöttertone fortfährt, die Juden haben auch die Gewalt gehabt, Teufel auszutreiben; und zum Beweise führet er eine Stelle aus dem heiligen Matthäus, und die Zeugschaft Josephs an. Aber erstlich

* Wider den Celsus 3. B. ** XXVIII. *** XVI.

erstlich leget er an den Tag, daß er die Weisheit der Antwort des Erlösers nicht völlig einsieht. Die Juden wollten vom Salomon ein untrügliches Mittel gelernet haben, die Teufel auszutreiben. Um dieser Ursache willen saget Jesus Christus: „Wenn ihr glaubet, daß der Beystand des „Belzebubs nothwendig sey, um die Teufel auszutreiben, „so saget mir: In wessen Namen treiben sie eure Kinder „aus? Sie werden sich wohl enthalten zu gestehen, daß „sie es in Belzebubs Namen thun, und also werden sie „selbsten eure Bosheit verdammen„. Ideo ipsi judices vestri erunt.* Der Vortrag Jesu Christi ist dann nicht so sehr ein Geständniß, das er machet, als eine Widerlegung seiner Verleumder durch den Wahn, den das Volk angenommen hatte. Zweytens: die Weise, wie Joseph von dem Geheimnisse, welches die Juden vom Salomon empfangen hatten, um die Teufel auszutreiben, und wie er von dem Erfolge redet, welchen sie dadurch erhielten, zeiget schon, daß dieses nichts weiter, als ein Vorgeben war, wobey mehr Gaukeley als Wirklichkeit unterlief. Ein Zeugniß davon ist jener Eleazar, welchen er anführet,** und welcher, um den Kaiser Vespasian zu belustigen, in seiner Gegenwart die Teufel aus den Leibern trieb, und in Geschirre springen hieß, die voll Wassers waren, und die sie beym Ausfahren umstürzten. Ich denke, man werde sich nicht gelüsten lassen, dergleichen Leute Wunderthäter, oder dergleichen Werke göttliche Werke zu heißen. Drittens, wollen wir nicht verneinen, daß es manchesmal unter den Juden habe Leute geben können, die Gott so sehr geliebet hat, daß er ihnen diese Gabe mitgetheilet hätte: denn ihre Religion war in

der

* Matth. XII. ** Alterth. 8. B. 2. Kap.

der That göttlich, und nur in einer göttlichen Religion kann diese Gabe mitgetheilet werden. Aber das genüget in diesem Stücke. Wir wollen unsre Untersuchung fortsetzen.

XVI.

Diese letzte Verfolgung erstreckte sich nicht über das ganze Reich. Das mittägliche Gallien, und Spanien waren mit Christen angefüllet. Der Kaiser Constanz Chlorus beschützete sie ungemein in allen seinen Ländern. Er hatte eine Beyschläferin, die eine Christinn war, die Mutter Constantins, welche unter dem Namen der heiligen Helene bekannt ist: denn es ist niemals eine wahre Heurath zwischen ihnen bewiesen worden; und er hat sie sogar im Jahre 292 davon geschickt, als er die Tochter Maximian Herkuls zur Ehe nahm. Constanz Chlorus starb 306 zu York in Englande, zu einer Zeit, wo die Kinder, die er von der Tochter eines Kaisers hatte, minderjährig waren, und auf das Reich keinen Zuspruch machen konnten. Constantin hatte das Herz, daß er sich zu York von fünf oder sechs tausend Soldaten, die größesten Theils Gallier, Teutsche, und Engländer waren, zum Kaiser erwählen ließ. Es war nicht zu vermuthen, daß diese Wahl gelten könnte, da sie ohne die Bewilligung des römischen Volkes, des Senats, und der Kriegsheere geschehen war; aber Gott verlieh ihm den Sieg über Maxenzen, der zu Rom erwählet war.

* * *

Um diesen Artikel zu widerlegen, wollen wir allein die Falschheiten herzählen, die er enthält.

Erste Falschheit. Unser Gegner giebt die Verfolgung Diokletians und Maximians für die letzte aus. Sie ist nicht die letzte gewesen: denn Licinius verfolgte noch die Christen mit großer Wuth in ganz Osten, vom Jahre 315 an,

an, bis er von Constantinen besieget, und des Reiches entsetzt wurde: und Julian, der berüchtigte Mameluk, erweckte noch im Jahre 361 eine neue Verfolgung, als er das Christenthum abgeschworen hatte, um die Verehrung der Götzen wieder in den Schwang zu bringen.

Zweyte Falschheit. Constanz Chlorus, der Vater des großen Constantins, hatte niemals Spanien in seiner Gewalt, und folglich hat er die Christen darinnen nicht beschützen können. Er hatte nur über Gallien und England zu gebiethen. Spanien, Afrike, und Italien waren Maximianen zu Theile geworden.

Dritte Falschheit. Niemals ist die heilige Helene, die Mutter Constantins, eine Beyschläferinn des Constanz Chlorus gewesen. Sie war seine rechtmäßige Frau. Es hat sich zwar Constanz durch eine Ehescheidung von ihr getrennet, welche von den römischen Gesetzen gut geheißen war, als er und Galer von Diokletianen und Maximianen zu Cäsarn gemacht wurden. Denn die zween Kaiser verlangten, daß die zween neuen Cäsarn ihre alten Frauen verstoßen, und andere nehmen sollten, die sie ihnen geben wollten. Diokletian gab Galeren seine Tochter Valerien, und Maximian gab Constanzen seine Tochter Theodoren. Eutrop und Aurel Victor zeigen es ausdrücklich an: Beyde, saget uns Eutrop *, wurden von den Kaisern gezwungen, ihre ersten Frauen zu verstoßen. Aurel Victor saget also: ** Diokletian erhub Maximianen zur Würde eines Augusts; er machte zween Cäsarn, Constanz Chlorus, und Galeren, der den Zunamen Schäfer hatte, und gab Theodoren

* 9. B. ** Im Diokl.

ren, die Tochter Maximian Herkuls, Constanzen, welcher sich von seiner vorigen Gemahlinn scheiden mußte.

Diese Ehescheidungen, welche von der Staatsklugheit gebothen, und bey den Römern sehr gemein waren, traten der Ehre einer Frau nicht zu nahe. Wir sehen auch aus der Geschichte, daß Constantin allezeit eine große Ehrerbiethung gegen Helenen seine Mutter zeigte, weil er ihr, durch einen feyerlichen Ausruf die Ehrentitel: Augusta und Kaiserinn, beylegen ließ.

Vierte Falschheit. Wie wurde Constantin zum Reiche erhoben? Constanz Chlorus hatte mit äußerster Sehnsucht verlanget, daß sein Sohn Constantin zu ihm in England kommen sollte. Galer Maximian setzte sich immer hartsinnig dawider. Aber Constantin hatte durch seine Klugheit und Fertigkeit alle Hindernisse überstiegen, und langte in Britannien bey seinem sterbenden Vater an, wie es Julian selbsten bezeuget. * Die fünf oder sechs tausend teutsche, gallische, oder engländische Soldaten, die man Constantinen zum Reiche erwählen heißt, sind nur die Erfindung eines ungetreuen Schriftstellers. Chlorus hatte römische Legionen unter sich, welche zwar in den Ländern, wo sie lagen, Truppen anwerben konnten, um ihre Zahl zu ergänzen; aber deßhalben nicht minder römische Legionen waren, und Kaiser erwählen dorften, wie es die übrigen Legionen in andern Landschaften des Reiches thaten.

Fünfte Falschheit. Man giebt die Wahl Maxenzens für gesetzmäßiger aus, als die Wahl Constantins: aber die Heyden reden eine ganz verschiedene Sprache. Eutrop ** läßt Maxenzen nur von etlichen Aufrührern aus der Leibwache erwählet werden. Aurel Victor saget, *** er sey nur vom

* Seine Reden. ** 9. B. *** Im Maximin.

vom allergeringsten Pöbel und von etlichen Soldaten aus der Leibwache zum Kaiser ausgerufen worden : und er setzet noch bey, daß es unglaublich sey, was für eine entzückende Freude seyn Tod dem Senate und dem römischen Volke verursachet habe. Man schließe daraus auf die Gesetzmäßigkeit der Wahl bey Maxenzen.

XVII.

Man kann nicht verbergen, daß Constantin im Anfange, durch die Ermordung aller seiner Verwandten, seiner Frau, und seines Sohnes, sich der Gunst des Himmels unwürdig gemacht hat.

* * *

Der Tod des Crispus ist eine That, welche man bey Constantinen weder entschuldigen, noch verzeihen kann. Er gieng dortmals mit einer eben so verdammlichen Hastigkeit zu Werke, als Theseus, da er seinen Sohn, den keuschen Hippolytus verurtheilte, weil er von der unzüchtigen Phädre angeklagt worden war. Alle Umstände bey diesen zwoen Begebenheiten sind beynahe einander ähnlich. Die übrigen Ermordungen, die man ihm Schuld giebt, waren alle nichts anders, als Handlungen einer nothwendigen Gerechtigkeit.

XVIII.

Man kann an der Erzählung des Zosimus nicht zweifeln. Er saget : Constantin habe nach so vielen Lastern, vom Gewissen geängstiget, die Bischöfe des Reiches gefraget, ob es Büßungen für seine Verbrechen gäbe, und sie sagten ihm : sie wüßten keine. Er setzet weiter bey, daß ein ägyptischer Priester, der nach Spanien gekommen war, und bey ihm Zutritt hatte, ihm die Abbüßung aller seiner Laster in der christlichen Religion verheißen habe.

* * *

Der Sachwalter Zosimus, der größeste Schwärmer unter allen Heyden, die geschrieben haben, welcher sich gegen Constantinen, den Zerstörer des Heydenthums, am hitzigsten ereifert, bricht immer in Wuth wider diesen Fürsten aus. Allein er greift es so unschicklich an, daß ihm nichts als die Beschämung seiner Ausbrüche, und die Verachtung aller Beurtheilungskundigen übrig bleibt, die nur noch ein Bißchen aufmerksam seyn wollen.

Er schreibt die Bekehrung Constantins den Gewissensbissen über seine Laster zu. Aber Constantin hatte das Christenthum mehr als zwölf Jahre vor dem Tode seines Sohns Crispus angenommen, und ehe er nur eines jener sogenannten Laster begangen hatte, die man ihm Schuld giebt. Nachmals wird er von allen übrigen heydnischen Schriftstellern, von Ammian Marcellinen, Julianen, Aurel Victoren, Lügen gestrafet, aus denen kein einziger von den Träumereyen des Zosimus ein Wort saget, welcher erst mehr als hundert Jahre nach dem Tode Constantins geschrieben hat.

Unser Gegner, da er diese Beweise vom Zosimus anführet, gewinnt dabey nichts anders, als einen Theil von der Schande des heydnischen Schriftstellers.

XIX.

Sey es nun, wie es wolle, Constantin communicirte mit den Christen, obschon er niemals mehr, als ein Katechumener war, und sparte seine Taufe bis zur Stunde seines Todes. Er ließ die Stadt Constantinopel bauen, welche der Hauptsitz des Reiches und der christlichen Religion wurde. Damals nahm die Kirche eine herrliche Gestalt an.

* * *

Hier

Hier haben wir zwo Dummheiten in sehr wenigen Worten. Eine, daß Constantin communicirt habe, da er noch ein Glaubensschüler war: die zweyte, daß Constantinopel der Hauptsitz der Religion geworden sey. Communiciren heißt das Sacrament des Abendmahls empfangen. Nun, wie wird er uns beweisen, daß Constantin dieses Sacrament vor der Taufe empfangen habe? In der christlichen Religion hat das Wort Communion, zwo ganz verschiedne Deutungen. Es heißt der Genuß des Abendmahles; und heißt auch die Vereinigung mit einer Gesellschaft, welche sich zu einer gleichen Glaubenslehre, und zu einem gleichen Gottesdienste bekennt. Im ersten Verstande saget man: die Communion empfangen. Im zweyten saget man: in einer Communion, oder Gemeinschaft, leben. Aber nach der zweyten Deutung läßt sich das Wort: Communiciren, nicht brauchen. Die französische Akademie würde es nicht hingehen lassen.

Die zweyte Dummheit liegt gleicher Weise schon am Tage: denn unser gelehrter Schriftsteller, der sich so gut auf geheime Nachrichten versteht, ist der Erste, welcher uns nach fünfzehn Jahrhunderten etwas auffaget, wovon noch Niemand gesprochen, und woran noch Niemand gedacht hatte. Seit siebenzehn Jahrhunderten ist Rom allgemeinlich für den Hauptsitz der Religion erkannt worden: Constantinopel ist es niemals gewesen.

XX.

Es ist zu bemerken, daß schon im Jahre 314, ehe noch Constantin in seiner neuen Stadt thronte, jene, welche die Christen verfolget hatten, von ihnen für ihre Grausamkeiten gestrafet worden sind. Die Christen warfen die Frau Maximians in den Fluß Orontes; sie erwürgten alle

seine

seine Verwandten; sie ermordeten in Aegypten und Palästinen die Oberkeiten, welche sich gegen das Christenthum zum heftigsten erkläret hatten. Die Wittwe und die Tochter Diokletians hatten sich zu Thessalonich verborgen; aber sie wurden entdecket, und ihre Leiber sind in das Meer geworfen worden. Es wäre zu wünschen gewesen, daß die Christen dem Geiste der Rachsucht nicht so viel Gehör gegeben hätten: aber Gott, welcher nach seiner Gerechtigkeit züchtiget, wollte, daß die Hände der Christen mit dem Blute ihrer Verfolger bespritzet werden sollten, sobald diese Christen die Freyheit haben würden, das Werk auszuführen.

* * *

Und wir sagen: Es wäre zu wünschen gewesen, daß der Lästerer dem Geiste der Lügen nicht so viel Gehör gegeben hätte. Alle diese Lästerungen, die hier gesammelt sind, waren schon im Versuche seiner allgemeinen Geschichte vorgekommen, und sind in dem Buche der Irrthümer Voltairens siegreich wiederleget worden. Man muß recht vermessen seyn, wenn man sie wieder aufzuwärmen waget.

Weil wir es dann wieder damit aufnehmen müssen, wollen wir sagen, daß alle diese Verfolger, ihre Verwandten, ihre Weiber, ihre Töchter, kurz! ihr ganzes Geschlecht in Osten zu Grunde giengen. Nun aber das östliche Reich stand dortmals unter dem Gebiete des Licinius, welcher nicht allein kein Christ war, sondern selbst ihr Verfolger gewesen ist. Constantin hatte dann nur das westliche Reich unter sich; nämlich: Spanien, Gallien, England, Afrika, und Italien: und in diesen Ländern ist keine von jenen Ermordungen geschehen. Die Ausdrücke: die Christen erwürgten, ermordeten, u. s. w. beweisen dann nichts anders, als die Bosheit des Schriftstellers; und alle seine

mit-

mitleidigen und rührenden Bemerkungen fallen allein ihm zur Schande.

XXI.

Der zweyte allgemeine Kirchenrath wurde zu Constantinopel im Jhre 381 gehalten. Dort erklärte man, was der Kirchenrath von Nizza nicht für gut befunden hatte, vom heiligen Geiste zu sagen; und man setzte der nizzäischen Glaubensbekenntniß bey, daß der heilige Geist der lebendigmachende Herr sey, der vom Vater ausgeht, und der mit dem Vater und dem Sohne angebethet und verherrlichet wird. Erst um das neunte Jahrhundert machte die lateinische Kirche stufenweise den Schluß, daß der heilige Geist aus dem Vater und dem Sohne ausgehe.

* * *

Es steht nnserm Manne so gut an, von der Lehre der Kirche, und von dem Verfahren der Kirchenräthe zu sprechen, als es einem Blinden anstünde, von Farben zu urtheilen. Er mag lernen, daß die Lehre in der Kirche allezeit die alte gewesen ist, und daß es niemals neue Glaubensartikel gegeben hat; denn seit dem Anfange hat Jesus Christus seiner Kirche die Bewahrung aller Wahrheiten anvertrauet. Dieses ist durch die Evangelischen Stellen deutlich bewiesen. Ich habe euch alles bekannt gemacht, was ich von meinem Vater gewußt habe, sprach Jesus Christus zu seinen Aposteln: * der heilige Geist, welchen mein Vater in meinem Namen zu euch senden wird. der wird euch alles lehren, und euch an alles erinnern, was ich euch gesagt habe. Der heilige Geist ist in der That, zehn Tage, nachdem der Sohn Gottes in den Himmel aufgefahren war, über die Apostel gesendet worden. Folglich hat die Kirche seit ihrem Anfange die Kenntniß aller Wahrheiten der Religion besessen.

Sie

* Joh. XV. und XIV.

Sie ist in ihrer Lehrart von dieser weisen Leitschnur niemals gewichen. Als aber einzelne Personen in der Lehre ihre eigenen Meynungen mit jenen Wahrheiten vermengen, und diese Meynungen für Lehrsätze der Religion angeben wollten; dann haben sich die Nachfolger der Apostel versammelt, um zu untersuchen ob diese Meynungen mit der Lehre, die sie selbst empfangen hatten, gleichförmig wären; und wann sie gefunden haben, daß sie nicht damit übereinstimmeten, haben sie dieselben verworfen und verdammet.

Folglich, als Arius behaupten wollte, daß Jesus Christus nicht Gott sey, sagten die Bischöfe, welche zu Nizza versammelt waren. „Dieß haben uns unsre Vorfahren nicht „ gelehret. Sie haben uns unterrichtet, daß das Wort von „ einer Natur mit Gotte sey; das ist: daß es eine gleiche „ Wesenheit mit Gotte habe„. Als Macedonius, der Patriach von Constantinopel, fünfzig Jahre darnach die Gottheit des heiligen Geistes läugnete, sagten auf gleiche Weise die Bischöfe, die sich in derselben kaiserlichen Hauptstadt versammelt hatten: „Dieß haben uns unsre Vorfah„ ren nicht gelehret. Sie haben uns unterrichtet, daß der „ heilige Geist, wie der Vater und der Sohn, gleicher „ Gott sey„.

Die Kirche hat dann, eigentlich zu reden, in der Glaubenslehre niemals etwas beschlossen; sie hat nur die Irrthümer verdammet, welche der Glaubenslehre, die sie empfangen hatte, zuwiderliefen. Sie hat diese Irrthümer nicht verdammen können, ehe sie aufgestanden sind. Das Irrthum des Macedonius hat sich erst nach dem Kirchenrathe von Nizza hervorgethan: folglich konnte derselbe Kirchenrath es noch nicht verdammen. Nur ein Unwissender darf also

sagen,

sagen, dieser Kirchenrath habe nicht für gut befunden, seine Meynung vom heiligen Geiste zu erklären.

Endlich, damit wir über diesen Inhalt nichts ermangeln lassen, wollen wir noch beysetzen, daß es die Kirche manchesmal für nothwendig erachtet hat, die Wahrheit durch einen Ausdruck vorzutragen, der ihren Glauben bestimmter erklären sollte. Also hat sie zu Nizza in die Glaubensbekenntniß von dem Sohne das Wort: von einer Natur mit dem Vater, und zu Constantinopel von dem heiligen Geiste den Ausdruck eingeschaltet, daß er der lebendigmachende Herr sey, welcher aus dem Vater ausgeht, und mit dem Vater und dem Sohne angebethet und verherrlichet wird.

Auf gleiche Weise soll man schließen, daß es nur ein abgeschmackter Einfall, und eine Falschheit sey, wenn man saget, die lateinische Kirche habe nur stufenweise um das neunte Jahrhuntert von dem Ausgehen des heiligen Geistes den Schluß gemacht.

XXII.

Ich will über den folgenden Jahrhunderten, die bekannt genug sind, mich nicht viel aufhalten. Zum Unglücke ist keiner jener Religionsstreite aufgestanden, der nicht zu Kriegen Gelegenheit gegeben hätte; und die Kirche war beständig in die Noth versetzet, sich herumzuschlagen. Gott hat auch zugelassen, um die Geduld der Gläubigen zu prüfen, daß im westlichen Reiche neun und zwanzig blutige Spaltungen um des römischen Stuhls willen entstanden sind. ----- Die römische Kirche hielt sich fest; aber sie war, mehr als sechshundert Jahre lang, durch die Zwietracht zwischen dem westlichen Reiche und dem Priesterthume beständig mit Blute besudelt. Diese Zänkereyen haben sie sogar mächtig gemachet, und die Päpste gewannen allmählich

mählich die unbeschränkte Herrschaft in Rom, und in einer Strecke Landes von hundert Meilen.

* * *

Hier ist eine Reihe von Lästerungen, die man billig anmerken soll.

1. Es ist eine Lästerung wider die Kirche, zu sagen, daß keiner jener Religionsstreite aufgestanden sey, der nicht zu Kriegen Gelegenheit gegeben hätte. Weder der Arianismus noch irgend eine der Ketzereyen, welche die Kirche in Osten verwüstet haben, hat zu Kriegen Gelegenheit gegeben. Es sind manchesmal flüchtige Meutereyen in etlichen Städten entstanden; Kriege hat es niemals gegeben. Voltaire, Helvetius, d'Argens, und alle Schriftsteller, die nur ihr Widerhall werden, mögen es immer wiederholen; alle ihre Aussagen sind Lästerungen: wir fodern sie alle heraus, Beweise davon anzugeben. Durch eitel Wiederholen glauben es aber die Unwissenden, und alle jene, denen die Gewalt der Kirche verhaßt, und das Joch der Religion unerträglich ist; oder sie reden als wenn sie es glaubten.

2. Es ist eine Lästerung zu sagen, daß im westlichen Reiche neun und zwanzig blutige Spaltungen um des römischen Stuhls willen entstanden seyn. Wenn er für Spaltungen alle iene Fälle angeben will, wo es Afterpäpste, das ist eingedrungene Päpste gegeben hat, indessen daß schon ein rechtmäßiger Papst war; so redet er nicht anders, als ein Dummkopf: und außerdem stößt er sich noch in der Rechnung. Denn von Novatianen, welcher sich im Jahre 251 an die Stelle des heiligen Cornels auf den päpstlichen Thron setzen wollte, bis auf Amadeus von Savoyen, den die Trümmer des Kirchenrathes von Basel 1431 Eugen dem Vierten entgegensetzen wollten, zählet man mindstens fünf-

fünf und dreyßig Afterpäpste: und fast alle diese Afterpäpste waren Leute, die nur ihrem Ehrgeize Gehör gaben; oder sie waren Mitbuhler, welche die Kaiser, zur Zeit der berufenen Streitigkeiten wegen der Belehnung, den rechtmäßigen Päpsten entgegensetzten: und die meisten haben keine merkliche Trennung in der Kirche verursachet.

Wenn er unter dem Worte von Spaltungen jene Uneinigkeiten versteht, welche die christliche Welt in verschiedene Bothmäßigkeiten theilten, da einige einen Papst für den rechtmäßigen Nachfolger des heiligen Peters erkannten, indessen daß andere wieder einen andern in der gleichen Würde annahmen, so irret er wieder; oder vielmehr, er führet die Leser arglistig hinters Licht. Es hat im westlichen Reiche nur eine wahre Spaltung gegeben, nämlich jene, welche 1378 durch die Erwählung Urbans des Sechsten zu Rom, und durch die Erwählung Clemens des Siebenten, der fünf Monate später zu Fondi von etlichen misvergnügten Cardinälen erwählet wurde, den Anfang nahm, und im Jahre 1417 durch die Erwählung Martins des Fünften im Kirchenrathe zu Costanz sich endigte. Die übrigen Trennungen hatten keinen Bestand, und verschwanden fast eben so schnell, als sie sich erhoben hatten.

Endlich haben diese Spaltungen niemals einem Volke gegen das andere die Waffen an die Hand gebothen; sie haben niemals Gelegenheit gegeben, Menschenblut zu vergießen, außer alsdann, wo etliche Kaiser ihre Afterpäpste unterstützen, oder etliche einzelne Fürsten diese Zänkereyen sich zu Nutzen machen wollten, um ihre Fodrungen durchzutreiben. Da sehe man, wohin die neun und zwanzig blutige Spaltungen unsers Untersuchers zielen.

3. Es ist eine Lästerung zu sagen, daß die Kirche mehr als sechs hundert Jahre lang, durch die Zwietracht zwischen dem westlichen Reiche und dem Priesterthume, beständig mit Blute besudelt gewesen sey. Diese berüchtigten Uneinigkeiten nahmen ihren Anfang unter dem Kaiser Heinrich dem Dritten, und dem Papste Gregorius dem Sechsten, um das Jahr 1050 bey Gelegenheit der Belehnungstreite, und endigten sich unter dem Kaiser Heinrich dem Vierten, und dem Papste Callixtus dem Zweyten 1122. Dieß machet ohngefähr zwey und siebenzig Jahre aus. Sie fiengen wieder an nach dreyßig Jahren, unter dem Kaiser Friedrich dem Ersten und dem Papste Adrian dem Vierten, wegen beyderseitiger Ansprüche der Gewalt, der Rechte, u. d. g. wo Frankreich fast allezeit auf der Seite der Päpste gegen die Kaiser war; und sie währeten bis zum Tode des Kaisers Friedrich des Zweyten im Jahre 1250. Von derselben Zeit an wird von Uneinigkeiten zwischen den Päpsten und den Kaisern nichts mehr gemeldet. Wo wird dann jene blutige Zwietracht zwischen dem westlichen Reiche und dem Priesterthume gefunden, die länger als sechs hundert Jahre daurete?

4, Es ist eine Lästerung, oder vielmehr eine Dummheit zu sagen, daß die Päpste allmählich eine unbeschränkte Herrschaft in Rom, und in einer Strecke Landes von hundert Meilen gewonnen haben. Man muß in unsrer vaterländischen Geschichte sehr wenig erfahren seyn, wenn man nicht weiß, daß um das Ende des achten Jahrhunderts unsre Könige, Pepin und Karl der Große, den Päpsten zu Hülfe kamen, welche von den Longobardern bekränket waren; daß sie von diesen die Landschaften eroberten, welche heut zu Tage den Kirchestaat ausmachen, und dieselben

dem

dem heiligen Peter verehrten. Also hat sich der König Pepin erkläret, als er den Griechen die Antwort gab, welche diese Länder zurückfodern wollten.

Was die Oberherrschaft von Rom betrifft, weiß Jedermann, daß König Karl der Kahlkopf, als er die Kaiserkrone von seinen Mitwerbern erhalten wollte, mit dem Papste Johann dem Achten im Jahre 873 einen Vertrag gemacht, und ihm alle Rechte abgetreten habe, die sich sonst die Kaiser vorbehalten hatten, damit er seine Ansprüche ausführen möchte. Es ist dann falsch, daß die Päpste während der Zwietracht zwischen dem Priesterthume und dem Reiche die Herrschaft gewonnen haben, die sie heut zu Tage besitzen.

XXIII.

Der heilige Franz von Xavier, welcher das heilige Evangelium in das morgenländische Indien und nach Japon brachte, da die Portugesen hineinfuhren, um Waaren herauszuholen, hat eine große Menge Wunder gewirket, welche alle von den ehrwürdigen Vätern Jesuiten bezeugt werden.

* * *

Entweder hat dieser Mensch die Bulle der Heiligsprechung des Indianerapostels, und die mündlichen Untersuchungen und Verzeichnisse seiner Wunder gelesen, oder nicht. Hat er sie gelesen, so ist er ein untreuer Schriftsteller, der ohne Scheue der Wahrheit entsteht. Hat er sie nicht gelesen, so ist er ein vermessener Dummkopf; denn unter jenen größesten Wundern ist kaum Eines, worüber Jesuiten als Zeugen angeführet wären.

Im übrigen kann es nur ein offenbarer Freygeist seyn, der sich unterwinden darf, daß Predigtamt, und die Früchte

des Indianerapostels lächerlich zu machen. Ein jeder denkender Mensch wird jenen, als einen der größesten Männer im Christenthume, betrachten, der das Evangelium in zwanzig Königreichen geprediget, der beynahe eine Million Seelen getaufet, der die christliche Religion fast noch so weit ausgebreitet hat, als sie es vor ihm gewesen war; dessen Bemühungen die heldenmüthigste Seele verrathen, die man jemals sah; und der allein mehr ausgericht hat, als alle Beyspiele, die man in den Jahrschriften der Welt und der Religion entdecken kann.

XXIV.

Die Vorsehung wollte, daß in weniger als hundert Jahren römische Katholiken bey Tausenden auf den Eyländern von Japon seyn sollten: aber der Teufel säete sein Unkraut mitten unter den guten Weizen. Die Christen spannen eine Verschwörung an, auf welche ein Bürgerkrieg folgete, worunter sie alle ausgerottet wurden.

* * *

Hier steht wieder die nämliche Lästerung, welche schon in dem Versuche der allgemeinen Geschichte prächtig und wohlrednerisch vorgetragen wird, und welche in dem Buche der Irrthümer Voltairens mit gutem Glücke widerleget, und zu Schanden gemacht worden ist. Man zeiget dort mit der äußersten Deutlichkeit, durch das Zeugniß glaubwürdiger Geschichteschreiber, und durch die natürliche Folge der Begebenheiten, daß niemals ein Mährchen elender ausgedacht war, als jenes von der sogenannten Verschwörung, welches Voltaire ersonnen hat; daß es keinen Bürgerkrieg dabey gab; daß nur die Christen aus der kleinen Gegend von Arina, durch die Grausamkeiten ihres Stadthalters bedrücket,

sich

sich empörten, und in einer Festung sich verschanzten, wo sie durch den Beystand, den die Holländer wider sie leisteten, überwältiget wurden; und daß an der Vertilgung des Christenthums in Japon nichts anders Schuld war, als der Haß der Götzendiener, welchem die Habsucht der holländischen Kaufleute, und ihre Eifersucht gegen die Portugesen nur allzu sehr die Hand both.

XXV.

Die katholische, apostolische und römische Religion wurde aus China in unsern letzten Zeiten verbannet. Der große Kaiser Vontchin, welcher die Gerechtigkeit und Güte selbsten war, ist dennoch so blind gewesen, daß er nicht erlaubte, unsre heilige Religion zu lehren, in welcher unsre Glaubensprediger nicht Eins werden konnten. Er verjagte sie mit einer väterlichen Gelindigkeit, und schafte ihnen Lebensmittel und Fuhrwägen an, um sie bis an die Gränzen seines Reiches bringen zu lassen.

* * *

Dieser Mann seufzet und klaget, wie es scheint, daß unsre heilige Religion in China nicht mehr geprediget wird. Wir wollen ihm zum Troste sagen, daß er unrecht daran ist: denn die Kirchen zu Pekin stehen offen, und der Gottesdienst wird darinnen so frey, als in Paris, gehalten *

Nachmals wollen wir ihn fragen, was die Beweise der Gerechtigkeit und Güte jenes großen Kaisers waren, welcher das Christenthum verbannen wollte. Etwa, daß er eine große Menge Christen, unter denen auch viele aus den vornehmsten Herren des Reiches waren, in den Gefängnissen elend

* Brief. des P. Ampot aus Pekin. 1766.

elend zu Grunde gehen ließ? wird ihm aus dieser Ursache der Namen eines großen Kaisers beygeleget? So kann man ihn auch Neronen, Decien, Diokletianen beylegen. Er verjagte, heißt es, die Glaubensprediger mit einer väterlichen Gelindigkeit, und schaffte ihnen Lebensmittel an, u. s. w. Wahr ist es: als sich die Glaubensprediger verborgen hatten, jagte man jene davon, die man entdecken konnte; man verschaffte ihnen die Lebensmittel mit jener väterlichen Gelindigkeit, welche man gegen Sklaven brauchet, die auf die Ruderschiffe geführet werden; und gutherzige Gerichtdiener waren ihre Führer, und ihre Versorger.

XXIV.

Ganz Asien, ganz Afriken, die Hälfte von Europen, alles, was in Ameriken den Engländern und Holländern angehöret, alle amerikanische Horden, die nicht bezwungen sind, alle südliche Landstriche, welche den fünften Theil des Erdballs ausmachen, sind dem Teufel zur Beute geblieben, um jenen heiligen Ausspruch wahr zu machen: Viele sind berufen; aber wenige sind auserwählet. Wenn es ohngefähr sechszehn hundert Millionen Menschen auf Erden giebt, wie es etliche Gelehrten behaupten, so besitzt die heilige, römischkatholische, allgemeine Kirche ihrer etwa sechzig Millionen; und diese machen mehr als den zwey hundert und dreyßigsten Theil der Einwohner auf der bekannten Welt aus, u. s. w.

* * *

Hier ist endlich der Beschluß jener gelehrten Untersuchungen des Philosophen von dem Christenthume. Er zieht zwar nicht selbsten die Folgerungen daraus, und er trägt sie nicht ganz ausdrücklich vor: aber er leget den Anfang so

deut-

deutlich aus, daß er einen jeden in die Noth versetzet, selbst den Schluß zu ziehen. Seine Folgerungen bestehen darinnen, daß die christliche, und vornehmlich die katholische Religion auf der Welt von ganz geringem Nutzen sey, weil sie so wenig Gutes darauf stiftet; daß die heilige römische Kirche, die sich allgemein nennt, dennoch nicht mehr als sechzig Millionen Menschen in ihrem Schooße habe; daß unter zwey hundert und dreyßig Menschen, die auf die Welt kommen, kaum Einer sey, der nicht dem Teufel zur Beute werde, um jenen heiligen Ausspruch wahr zu machen: Viele sind berufen; aber wenige sind auserwählet.

Laßt uns die Ausschweifungen dieser Schlüsse, und die Fehler des gottlosen Rechners untersuchen.

1. Er vermuthet, daß es nicht mehr als sechzig Millionen Menschen in der römischen Gemeine gebe, weil er ausdrücklich die Hälfte von Teutschlande, Dänemark, Schweden, England, Holland, die Schweiz, ganz Asien, ganz Afriken, u. s. w. davon ausschließt. Aber man merke, wie sehr er in dieser Vermuthung sich gestoßen habe.

Erstlich was Teutschland betrifft, ist die katholische Religion in allen Staaten des Hauses Oesterreich, des Hauses Bäyern, und der geistlichen Fürsten die herrschende Religion, welches schon mehr als die Hälfte Teutschlands ausmachet. Außerdem ist ein Theil der Staaten des Königs in Preußen, und der größeste Theil des Kuhrfürstenthums in der Pfalz, gleicher Weise der römischen Religion zugethan.

In Englande giebt es sehr viele Katholiken. Man zählet ihrer auf hundert tausend in der einzigen Stadt Londen. Mehr als die Hälfte Irlandes besteht aus Römischkotholischen; und man findet ihrer eine große Anzahl auch in Schottlande.

Mehr als die Hälfte der schweizerischen Landschaften erkennt die römische Kirche für die wahre Kirche Jesu Christi. Holland zählet fast eben so viele Katholiken als Calvinisten. Da hat nun unser Gegner an seiner Rechnung schon mächtig auszubessern.

Ferner sind die alten Besitzungen der Engländer in Amerika, wo es sogar noch sehr viele römische Katholiken giebt, beynahe nichts im Vergleiche mit denen, welche die Spanier und Portugesen inne haben, die darinnen keine andere Religion, als die katholische, dulden. Da ich von den Besitzungen der Engländer rede, habe ich Canada, und Floriden nicht darunter begriffen, welche den Engländern durch den letzten Frieden abgetreten worden sind: denn dort haben sie die Religion auf eben demselben Fuße gelassen, wie sie die Franzosen und Spanier in diesem Lande eingerichtet hatten.

Endlich trifft man auf gleiche Weise in Indien, China, Persien, Kleinasien, Syrien, Aegypten, Griechenlande, u. s. w eine unzählbare Menge katholischer Christen an. Die römische Kirche ist dann nicht auf eine so geringe Zahl ihrer Gläubigen eingeschränket, als es der verwägene Berechner behauptet. Folglich darf sie wohl den Beynamen einer allgemeinen Kirche annehmen, weil es kaum eine Landschaft auf der ganzen Erde giebt, wo sie nicht ihre Gläubigen hat; und weil es keine Religion außer der katholischen giebt, welche so weit ausgebreitet und angenommen wäre.

Was mag unser Gegner mit seinen Spöttereyen, und Berechnungen also gewinnen? Nichts als Schande.

2. Er setzet, daß nur der zwey hundert dreyßigste Theil der Menschen dem Teufel nicht zur Beute werde, um

um jenen heiligen Ausspruch wahr zu machen: viele sind berufen; aber wenige sind auserwählet.

Allein um seine Rechnung zu verbessern, wie es durchaus nothwendig ist, wollen wir etliche Sätze vorlegen, welche uns ganz sicher zu der Erkenntniß der Wahrheit leiten mögen.

Ester Satz.

Die christliche Religion, alle ihre Sekten und Gemeinen mitbegriffen, ist durch ganz Europen ausgebreitet; sie herrschet in einem sehr beträchtlichen Theile von Asien; das Gleiche darf man von Aegypten und etlichen andern Landschaften in Afriken sagen; man übet sie in den schönsten Gegenden von Amerika aus. Also kann man sagen: Das Christenthum begreift beynahe die Hälfte der bekannten Welt in sich.

Zweyter Satz.

Unter der Zahl der Menschen, die gebohren werden, ist nach der genauesten Berechnung ohngefähr die Hälfte, die nicht über sieben oder acht Jahre alt werden. Folglich stirbt auch in eben diesem Umlaufe der Zeit eine gleiche Zahl Menschen, die im Christenthume gebohren sind, und die Taufe empfangen haben.

Nun kann man überhaupes alle diese Kinder, als eben so viele Menschen betrachten, welchen der Himmel als ein Erbtheil, um ihrer Taufe willen, zugehöret, weil ihre Vernunft sich alsdann nicht so viel entwickelt hat, daß sie von der Sekte, darinnen sie gebohren sind, ein Urtheil fällen dörften; und weil ihr Herz noch nicht so sehr verderbet ist, daß sie wahrhaft schwere Sünden begehen könnten, welche sie des Erbtheiles unwürdig macheten, das sie durch das Sacra-

ment erworben haben. Hier finden wir dann schon eine unermessene Menge Menschen, das ist, den vierten Theil von Menschen, die gebohren werden, welche aus der Wohlthat der Erlösung Nutzen schöpfen.

Dritter Satz.

Da die christliche Kirche von dem Zustande, in welchem sich die Kinder befinden werden, die ohne Taufe sterben, nichts deutlich entscheiden, und Gott in diesem Stücke nichts geoffenbaret hat; so kann man ohne Vermessenheit, nicht den Ausspruch thun, daß diese Kinder zur Hölle bestimmet seyn, wie die Erwachsenen, welche den Gebrauch ihrer Vernunft und ihrer Freyheit übel angewendet haben. Man kann alle Kinder der Unglaubigen, welche sterben, ehe sie ihre Vernunft und ihre Freyheit haben gebrauchen können, in die gleiche Reihe mit den Kindern setzen, die ohne Taufe sterben. Dann hat man wieder eine sehr beträchtliche Zahl Menschen, die man für eine Beute des Teufels zu halten kein Recht hat, und die man von der Zahl derjenigen abziehen kann, welche der Verfasser des Handlexikons nach seinem Belieben mit frohem Herzen zum Teufel schickt.

Es folget aus diesen Sätzen, daß die Zahl der verworfenen Geschöpfe bey weitem nicht so groß ist, als es die Gottlosen ausgeben wollen, um die Glaubenslehren des Christenthums verhaßt zu machen. Und alles, was wir da gesagt haben, streitet gegen die geringe Zahl der Auserwählten nicht, weil diese Wahrheit nur auf die Erwachsenen deutet. Dieses wird durch jene Worte, die vor dem Ausspruche des Erlösers hergehen, deutlich bewiesen: Viele sind berufen. Man beruft allein diejenigen, welche im Stande sind, Ant-

wort

wort zu geben. Nun aber die Kinder, die noch weder Einsicht, noch Freyheit haben, sind in diesem Falle nicht.

Weil man aber wegen der Erwachsenen die gleichen Schwierigkeiten wird aufwerfen wollen, so werden wir durch den folgenden vierten Satz darauf anworten.

Vierter Satz.

Auf einer Seite verkündiget uns der heilige Paul, * daß nur ein Mittler der Menschen, Jesus Christus, sey, welcher sich selbsten zum Preise der Erlösung für alle dargegeben hat, und daß er verlange, daß alle Menschen selig werden, und zu der Erkenntniß der Wahrheit gelangen sollen. An einem andern Orte saget uns Jesus Christus, ** daß jene, die Gutes thun, zum ewigen Leben; die aber Böses thun, zum Gerichte und zur Verdammniß auferstehen werden. Er saget uns anderswo, daß er einem jeden nach seinen Werken vergelten wolle.

Es folget aus der ersten Wahrheit, daß Gott allen Menschen den nothwendigen Beystand verleiht, damit sie selig werden mögen; und aus der zweyten folget, daß die Menschen nur nach ihren Handlungen, die sie gethan haben werden, gerichtet werden sollen. Hier ist alles, was man verlangen kann, um die Weisheit und Rathschlüsse Gottes zu rechtfertigen: und daraus lernen wir zu gleicher Zeit, nach der Ermahnung des heiligen Pauls, an unserm Heile mit Furcht und Zittern zu arbeiten. *** Die Warnung geht die Philosophen, wie alle übrige Menschen an.

Sie-

* I. Thimoth. II. ** Joh. V. *** Phil. II.

Siebenter Artikel.

Das Gute, welches das Christenthum in der Welt gestiftet hat.

Laßt uns eine Gattung von Philosophie setzen, welche durch das bloße Licht, wodurch sie das Gemüth beleuchtete, und durch die Regungen der Ehrlichkeit und Sanftmuth, welche sie dem Herzen einflößete, den Menschen zur wahren Weisheit und zur wahren Glückseligkeit den Weg bahnen könnte: wäre sie nicht, diese Philosophie, der billigste Gegenstand des Bestrebens, der Ehrerbiethung, und der Liebe des ganzen Menschengeschlechtes? Wenn es diese Philosophie zu Stande brächte, unbändige Sitten zu mildern, abscheuliche Laster zu verbannen, die Sicherheit und Anmuth in den Gesellschaften zu stiften; wenn sie den Regenten das Leben in Sicherheit setzte, ihr Ansehen befestigte, die Menschen zu jenen so wesentlichen Grundsätzen der Menschlichkeit, der Ehrlichkeit, und der Billigkeit zurückleitete, welche die Natur in alle Herzen gepräget hat; - ich wiederhole es; -- wie groß müßte nicht die Ehrerbietung, das Bestreben, und die Liebe seyn, welche das menschliche Geschlecht für eine solche Philosophie zu tragen schuldig wäre? Nun, diese Philosophie ist im Christenthume enthalten, und jene Vortheile, die wir vorgetragen haben, hat das Christenthum der Welt verschaffet, ja sogar noch übertroffen.

Um den Satz zu beweisen, den ich aufstelle, will ich nur etliche Schilderungen von den Sitten zeigen, die vor dem Christenthume in der Welt geherrschet haben. Die Griechen und Römer, das ist, die bekanntesten und berühmtesten Völker, werden uns die Farben und die Züge dazu borgen. In diesen verschiedenen Schilderungen wird man die gräulich-

sten Ausschweifungen der Unzucht erblicken, welche von den Philosophen angerathen, oder durch die Religion geheiliget waren: man wird sehen, die Verletzungen der Menschlichkeit durch die Weise, nach welcher sie mit den Sklaven verfuhren: die Grausamkeit der Kämpfe bey den Fechtern; die beständigen Erschütterungen der Staate durch die Empörungen und die bürgerlichen Kriege; die zahlreichen Ermordungen der Fürsten und Könige; die auffallende Ungereimtheit des Götzendienstes. Und da wir nach jeder Schilderung mit zweyen Worten den Zustand vorstellen werden, in welchem sich die Völker und Reiche befanden, nachdem sie das Christenthum angenommen hatten, wollen wir durch diesen Gegensatz auf die überzeigendste Weise darlegen, wie viel die Welt, der Mensch, und die Sitten der christlichen Religion zu danken haben.

Erste Schilderung.

Die gräulichen Ausschweifungen der Unzucht bey den Griechen und Römern.

Wer sollte es glauben, daß Leute, wie der göttliche Plato und der weise Plutarch gewesen sind, die eifrigsten Beförderer jener abscheulichen Liebe wären, welche wider die Natur streitet? Man kann nicht ohne Schaudern die Gespräche des Pausanias und Alcibiades im Gastmahle des Plato * lesen. Ungeachtet seiner Umschweife und Bemäntelungen sieht man, daß jener göttliche Plato dennoch die Schande seiner Lehrsätze fühlet. Plutarch ** fängt in eben demselben Werke, wo er von den Sitten und der Erziehung Gesetze vorschreibt, sich zu besinnen an, ob er die schandbare Liebe einrathen solle; und nachdem er die Gründe von beyden

* In den Mahlz. ** Von der Erziehung der Kinder.

den Seiten überdacht hat, entschließt er sich, dieselbe gutzuheißen.

Wie wurden diese gräulichen Unterweisungen ausgeführet? Laßt uns davon nach jenen Denkmälern urtheilen, welche die Heyden selbsten uns hinterlassen haben. Ich sehe dort Theokriten * die Siege derjenigen besingen, welche die Geilheit zum weitesten getrieben; Neronen, ** welcher seinen schönen Skorus in ein ander Geschlecht umzustalten versuchet; Adrianen, der den Antinous, den schändlichen Gegenstand seiner viehischen Lüste, unter die Zahl der Götter setzen läßt. Anderseits sehe ich Seneka, *** welcher über die erstaunliche Zahl der Schlachtopfer sich entsetzet, die bey den Römern zu dieser widernatürlichen Schwelgerey gewidmet waren; wie er die stärkesten Farben wählet, um den Gräuel und die Abscheulichkeit dieser Schandthaten zu schildern: ich sehe Alexandern Severen, **** welcher wegen der unzählbaren Menge der Schuldigen, sich nicht getrauet, diesem Uebel Einhalt zu thun, das er verabscheuete. Deßhalben darf man sich auch nicht wundern, daß die meisten Kaiser keine Nachkommenschaft hinterlassen haben.

Was sollen wir itzt von den Beschimpfungen reden, die man aller Orten der Ehrbarkeit durch die öffentlichen Schändungen anthat, welche den allerliebsten Theil des Religionsdiensten ausmachten? Von jenen Ländern, auf welche die ersten Stralen der Sonne fallen, bis an die äußersten Ende ihres Niederganges, hatte Venus ihre feyerliche Verehrung; und die größeste Feyerlichkeit dieser Verehrung bestand in den unsinnigsten Ausschweifungen der Unzucht. ***** In Babylonien ****** putzte sich das Weibsvolk außerordentlich heraus,

* 12. Idyll. ** Suet. im Ner. *** 95. Brief.
**** Lamprid. im Sever. ***** Herod. 1. B. ****** Strabo 16. B.

heraus, um sich den Fremden anzubiethen; und der Preis dieses andächtigen Gewerbs war zur Unterhaltung der Tempel der Venus bestimmet. In Armenien * weihete man dieser unzüchtigen Göttinn nicht allein die Sklaven von beyden Geschlechtern; sondern die Töchter vom Stande dorften sich nicht verehlichen, ehe sie, während einer gewissen Zeit, im Tempel das schöne Handwerk der öffentlichen Dirnen getrieben hatten. Eben dieser Gebrauch war, nach dem Berichte des Herodots, auch in Lydien eingeführet worden. In Phönicien ** ließ man den Weibern die Freyheit, sich gewissen unflätigen Gebräuchen zu unterwerfen, um den Andonis zu verehren, und einen Tag lang Jedermann aufzunehmen, der zu ihnen kommen wollte. Es ist nicht vonnöthen, von der berufenen Stadt Korinthen zu reden, wo, nächst bey einem Tempel, ein Kloster von tausend der schönsten Dirnen stand, welche der Venus geweihet waren, *** ohne von unzählbaren andern Häusern zu sprechen, welche in dieser Stadt zur Schändung vertheilet standen.

Wenn wir itzt an die Römer kommen, so finden wir, daß die Afrikaner und Asiater von ihnen noch mehr in der Geilheit, als an der Macht sind übertroffen worden. Wie entsetzlich vergriff man sich an der öffentlichen Ehrbarkeit, als die Schaaren der Schanddirnen, womit ganz Rom angefüllet war, bey den Spielen der Göttinn Flora durch die Stadt, wie Bachantinnen, raseten, und kein ander Kleid trugen, als jenes, das man ihrer Vorsteherinn der Venus gab? Wie groß war die Geilheit dieses schamlosen Volkes, als es foderte, daß bey den Spielen im Circus alle Schauspielerinnen nakend auf der Bühne erscheinen sollten; ein Anblick,

* Strabo. 16. B.
** Strabo. 8. B.
*** Lucian. von der syr. Göttinn

blick, den Cato nicht auszuhalten vermochte? * Wie viele Beschimpfungen von andrer Art wurden wider die Zucht ausgeübet, welche durch die Gesetze gestattet, und durch die Religion geheiliget waren? Man schließe daraus auf die Sitten der Griechen und Römer.

Sobald aber das Christenthum in der Welt zu herrschen beginnt sehe ich alsogleich, wie Constantin gegen die schandvolle Liebe sein strenges Gesetz ausspricht: Cum vir in fœminam nubit, u. s. w. die Geheimnisse des Heydenthums werden verbannt; die gräuliche Schauspiele werden allmählich abgeschaft; die öffentliche Ehrbarkeit fängt an in Ehren gehalten zu werden; das Laster muß sich in das Dunkel verbergen, damit es der Strengheit der Gesetze entgehe; der Anstand, die Zucht, die Unschuld werden kostbare und liebenswürdige Tugenden vor den Augen der Völker, ja sogar vor den Augen jener Menschen, die sich von der alten Ausgelassenheit noch nicht entwöhnet haben. Dieß ist der erste Vortheil, welchen das Christenthum in der Welt gestiftet hat.

Man wird vieleicht sagen, daß man unerachtet des Christenthumes, noch heut zu Tage Beyspiele von dergleichen Lastern antrifft. Darauf antworten wir, daß diese Beyspiele viel seltener sind, weil sie die Schande nach sich ziehen, und der Strengheit der Gesetze ausgestellet sind. Außerdem ist es nicht sehr wundersam, daß es heut zu Tage etliche sinnlose Leute giebt, welche den Lehren der alten Philosophen in den Schandthaten folgen, gleichwie es manche giebt welche die Sprache der unartigen Philosophen an sich nehmen, um Gott zu lästern.

Zwey=

* Valer. Max. 2. B.

Zweyte Schilderung.

Die Verletzungen der Menschlichkeit durch die Weise, nach welcher man mit den Sklaven verfuhr.

Die Sklaven sind Menschen, und das Unglück ihres Standes erlaubet nicht, daß man gegen die Rechte der Völker und der Menschlichkeit mit ihnen verfahre. Unterdessen kannte man bey den Heyden diese Rechte nicht; und es ist ungläublich, wie sehr man die Gewalt misbrauchte, die man über sie hatte.

Erstlich hatten die Herren durch die Gesetze selbsten das Recht über Leben und Tod ihrer Sklaven; und sie gebrauchten sich willkührlich genug dieser Gewalt. Ein Zeugniß davon ist Vadius Pollio *, welcher einen Sklaven in einen Fischbehälter werfen hieß, damit er den Fischen zur Speise dienen sollte, weil er ein Trinkglas zerbrochen hatte. Ein Zeugniß ist Autronius, ** welcher, um einer eben so geringen Ursache willen, einen seiner Sklaven an einen Galgen henken, und zerreißen ließ, um das römische Volk zu belustigen, das sich zu diesem Schauspiele versammelt hatte. Dergleichen Beyspiele waren nicht seltsam; denn das Leben eines Sklaven war eine Sache, worauf man am allerwenigsten in der Welt achtete.

Es gieng zwar die Grausamkeit nicht allezeit auf den Tod hinaus; der Geiz des Herrn widersetzte sich zuweilen: aber der Zustand der Sklaven wurde dadurch oft noch erbärmlicher. Man betrachtete sie für Lastthiere; dieß ist der Ausdruck des Gesetzes selbsten ***: Pecudum numero. Es hatte keiner großen Verbrechen vonnöthen, so ließ man sie,

* Seneka vom Zorne 3. B. ** Tit. Livius. 1 Dec. 3. B.
*** Aquil Gesetz.

sie, wie die größesten Uebelthäter peinigen, mit Ruthen uud Peitschen zerfetzen, in die beschwerlichsten Fesseln schlagen; man ließ ihnen die Beine zerbrechen, wie es Epikteten begegnet ist. Ein toller Einfall erkleckte dazu. Es hat Herren gegeben, sagt Galen, * die ihre Sklaven mit Füßen halb tod stießen, die ihnen scharfe Spitze in das Fleisch hineindrückten, die ihnen mit Schilfröhren die Augen ausstachen, die ihre Sklavinnen mit den Zähnen zerfetzten, und hernach zu Tode schlugen.

Eine merkwürdige Sache ist es noch, daß die römischen Gesetze gebothen: wenn ein Sklav seinen Herrn getödtet hätte, so sollten alle übrige Sklaven, wenn sie immer so zahlreich wären, auf gleiche Weise zum Tode verurtheilet seyn. Tacitus giebt uns Beyspiele an die Hand, wo dieses Gesetz ausgeführet worden war. ** Man würde kein Ende finden, wenn man alle Unmenschlichkeiten der Heyden in diesem Stücke umständlich erzählen wollte.

Es wurde eine Religion, wie das Christenthum erfodert, um die Menschlichkeit, die Vernunft, die Billigkeit wieder in alle ihre Rechte einzusetzen. Es hat auch Constantin *** die Herren eines Todtschlags schuldig erkläret, welche ihre Sklaven so sehr peinigen würden, daß sie sterben müßten. Theodos der Große **** hat den Stand der Knechtschaft noch mehr gemildert. Als endlich die Religion allmählich stärker wurde, brachte sie es dahin, daß der Gebrauch, Sklaven zu machen oder zu halten, gänzlich aufgehoben wurde. Der zweyte Beweis, daß das Christenthum in der Welt viel Gutes gestiftet hat.

Dritte

* Von der Erkenntn. und Heil der Gemüthskr.
** Jahrb. 14. B. *** Gesetz von der Besser. der Knechte.
**** Gesetzb. Theodos.

Dritte Schilderung.

Die Grausamkeit der Kämpfe bey den Fechtern.

Man vernehme eine andere Gattung von Unmenschlichkeit, welche noch sehr wohl die Sitten der Heyden zu erkennen giebt; nämlich die Kämpfe der Fechter. Ein unmenschlicher Aberglauben hat sie eingeführet; eine andere Art von Unmenschlichkeit hat sich eine Kurzweile daraus gemacht.

Der erste Ursprung der Kämpfe der Fechter ist die Wuth der siegenden Krieger gewesen. Sie ermordeten die Ueberwundnen, die man gefangen nahm, oder die sich ergeben hatten. Sie bildeten sich ein, daß sie dadurch den Manen das ist, den Seelen ihrer Gefährten, die im Streite umgekommen waren, ein großes vergnügen verursachten. Also hat Achill * Hektorn dem Patroklus, Aeneas ** den armen Turnus dem Pallas geschlachtet. Ein so wildes Volk, wie die ersten Römer waren, fand diesen grausamen Gebrauch ganz nach seinem Geschmake. Junius Brutus *** war der erste, dessen Leichbegängniß durch Schaaren von Fechtern und Sklaven verherrlichet wurde, die sich einander aufreiben mußten, um einen Todten zu ehren. Die Großen ahmten in der Folge diesem schönen Beyspiele nach Jene welche den Auftrag hatten, bey dem Scheiterhaufen des Verstorbenen einander zu ermorden, hießen Bustuarii, von dem Worte bustum, welches Scheiterhaufen bedeutet.

Diese Schauspiele gefielen so wohl, daß man sie unter, die öffentlichen Belustigungen, und nachmals unter die Uebungen der Religion mengete.**** Man sah manchesmal eine

* In der Iliade.
** In der Aeneis.
*** Valer. Max. 2. B. 4. Kap.
**** Sueton im Julius.

eine so erstaunliche Menge Fechter, daß der Senat für gut befand, ihre Zahl zu vermindern, um nicht so viel Menschenblut vergießen zu lassen. Aber die Kaiser bekümmerten sich wenig um die Gesetze, welche der Senat vorgeschrieben hatte. Man sah, wie Nero * zu gleicher Zeit bis auf vierhundert Rathsherren, und sechshundert römische Ritter als Fechter auftreten ließ; wie Domitian ** beym Lichte der Fackeln Kämpfe von Fechterinnen aufführen ließ, die eben so übelständig als grausam waren. Endlich gieng die Wuth dieser unmenschlichen Schauspiele so weit, daß man den Vergnügungen der Mahlzeiten durch die Kämpfe der Fechter die äußerste Vollkommenheit verschaffen wollte. Dann wurde der Speisesaal zu einem Kampfplatze; man sah Blutströme fließen, nachdem man Flüsse vom Weine ausgegossen hatte; nachdem man mit Speisen angefüllet war, sättigte man sich mit dem Anblicke der Ermordungen. Silius Italicus malet uns diese grausamen Ergätzungen also in seinen Versen ab:

Quin etiam exhilarare viros convivia cœde
Mos olim, & miscere epulis spectacula dira
Certantum ferro, & super ipsa cadentum
Pocula, respersis non parco sanguine mensis.

Hier ist die dritte Schilderung der heydnischen Sitten, und ein dritter Beweis, daß das Christenthum in der Welt viel Gutes gestiftet hat, da es diese Gebräuche gänzlich aufhub, welche mehr dem wilden Viehe als dem Menschen zukommen, der mit Vernunft und Gefühle begabet ist.

Vierte

* Sueton im Nero. ** Ebend. im Domit.

Vierte Schilderung.

Die himmelschreyende Unbilligkeit des Wuchers.

Damit wir die Schilderungen der heydnischen Sitten fortsetzen mögen, wollen wir itzt den Ausschweifungen der Unzucht, der Grausamkeit, der Unmenschlichkeit, die unmäßige Unbilligkeit beysetzen, welche durch den himmelschreyenden Wucher begangen wurde, der dennoch von den Gesetzen gutgeheißen war.

Man wurde bey den Heyden für einen sehr ehrlichen Mann gehalten, wenn man nur zwölf vom Hunderte auf das Jahr für Zinse des Geldes foderte, das man ausgeliehen hatte. Nichts war bekannter, und wurde mehr gebilliget, als der hundertste Theil, centesima, den man jedes Monats zahlen mußte. Alle Schriftsteller und alle Gesetze melden davon. Aber wenn es um Sachen zu thun war, die verzehret wurden, so war der Umstand für den Schuldner noch weit härter: denn er war verbunden, nach dem Verlaufe des Jahres, die Hälfte mehr, als er empfangen hatte, zurückzugeben. Das ist: für ein Scheffel Korns mußte man anderthalb Scheffel heimstellen; welches bey den Lateinern durch das Wort: Sesqui altera, und bey den Griechen durch das Wort: Ημιολιαι ausgedrückt wurde. Allein überhaupt hatten die Wucherer bey den Griechen noch bessere Zeit; denn es gab für den Zins keine andere Taxe, als den Willen, oder vielmehr die Grausamkeit des Gläubigers: und der Weise Solon hatte es der erste also verordnet.

Dieser Zins von zwölf vom Hunderte fieng bey den Römern mit der Republik an, wie es Titus Livius anzeiget, und er währete bis ans Ende des Reiches. Aber die

schlauen Wucherer, welche sehr zahlreich waren, und von den Gesetzen nichts zu fürchten hatten, ließen sich mit einem so mäßigen Gewinne nicht genügen. Sie verdoppelten ihre Habe manchesmal nach zweyen oder dreyen Jahren, und zuweilen auch in kürzerer Zeit. Um von den Uebeln zu urtheilen, welche dieser außerordentliche Wucher verursachte, können wir keinen Schriftsteller anführen, der besser unterrichtet wäre, als Tacitus. Man vernehme, was er von diesem Stoffe saget: * Eines der ältesten Uebel im Staate, welches zum öftesten die Ursache der Aufruhren und Uneinigkeiten gewesen, ist der Wucher. Unsre Vorfahren wichen ihm mit besserm Erfolge aus, weil ihre Sitten nicht so sehr verderbet waren, als die unsrigen. Denn es ist erstlich durch die Gesetze der zwölf Tafeln verbothen worden, auf höhern Zins, als auf zwölf vom Hunderte, zu leihen, wo dagegen vorher keine andre Taxe für den Zins war, als die Gierigkeit der Reichen.

Endlich, um der Schilderung der wucherischen Grausamkeiten die letzte Auszeichnung zu geben, wollen wir beysetzen, daß bey den Griechen, und bey mehr andern heydnischen Völkern, die Gläubiger durch die Gesetze das Recht hatten, ihre Schuldner, wenn sie auf die bestimmte Zeit nicht bezahlen konnten, in die Sklaverey zu setzen, und also mit ihnen zu verfahren, wie man hieroben gesehen hat, daß sie mit ihren Sklaven verfuhren; ja, sie dorften einen todten Schuldner anhalten, und ihm die Ehre der Begräbniß verweigern lassen, welches im Heydenthume eine der größesten Beschimpfungen für das Geschlecht war.

Aus dem Vortrage, den wir da gemacht haben, kann man erkennen, wie weit die Grausamkeit, die Unbilligkeit, und

* Jahrb. 6. B.

und die Frechheit des Wuchers bey den Heyden gestiegen war. Laßt uns itzt den Vergleich anstellen, wie die Wucherer bey den Heyden und bey den Christen angesehen, und behandelt worden seyn.

1. Bey den Heyden waren die Wucherer keinen Strafen unterworfen. Titus Livius, welcher an verschiedenen Stellen seiner Geschichte alle Unordnungen erzählet, die durch das Uebermaaß des Wuchers im Staate entstanden waren, zeiget wohl etliche Versorgmittel an, welche man von Zeit zu Zeit brauchte, um dem Uebel abzuhelfen, da man aus den öffentlichen Gefällen Geld nahm, um die Schulden derjenigen zu bezahlen, die damit überhäufet waren. Aber er saget niemals ein Wort von Strafen, die gegen die Wucherer allgemein verhängt gewesen wären, oder von Gesetzen, die man wider sie gemachet hätte. Folglich hielt sie nichts auf, ihre Räubereyen beständig fortzusetzen.

Bey den Christen verurtheilen die bürgerlichen Gesetze die Wucherer zu Geldbußen, zu Almosen, zu schändlichen Strafen; und die geistlichen Gesetze erklären sie für öffentliche Sünder, welche unwürdig sind, an den herrlichsten und heiligsten Geheimnissen der Religion Theil zu nehmen.

2. Was bey den Heyden wegen des Zinses der geborgten Sachen bestimmet war, trug schon das Zeichen einer offenbaren Ungerechtigkeit an sich.

Bey den verschiednen christlichen Völkern haben die Gesetze schon Vorsehung gethan, daß bey Darlehen und Anlegen des Geldes kein Theil im Vertrage bevortheilet werde.

3. Bey den Heyden trieb man das Gewerb eines Wucherers so öffentlich und dreiste, als die unschuldigsten und ehrlichsten Handwerke getrieben wurden, wodurch diese unglückselige Brut erstaunlich aufwuchs.

Bey den Christen verbirgt sich der Wucherer; er verstellet sich; er brauchet alle erdenkliche Ränke, damit er nicht erkannt werde: und dieses verhindert, daß die Zahl der Wucherer so groß werden könnte, als sie seyn würde, wenn die Habsucht nicht durch die Strengheit der Gesetze schüchtern gemacht, und aufgehalten wäre.

Hier sieht man den vierten Vortheil, den die christliche Religion der Welt verschaffet hat.

Fünfte Schilderung.

Die beständigen Erschütterungen der Staaten und Reiche.

Höre man einerseits Voltairen, Freret, die hirnlosen Verfasser des entlarvten Christenthums, des philosophischen Kriegsmannes, und alle übrige reden, die beständig in einer Hitze des Hasses gegen das Christenthum sind: so fahren sie immer fort auszurufen, die christliche Religion bringe nichts, als Unruhen, Empörungen, bürgerliche Kriege hervor: sie habe seit Constantinen Ströme von Blute vergießen heißen; sie habe das Feuer der Zwietracht in allen Staaten angefachet; sie habe die Erde durch die Religionskriege entvölkert, u. s. w.

Anderseits werfe man einen Blick auf die Jahrbücher der Welt, man betrachte die verschiednen Veränderungen, Stöße, Erschütterungen, Verwirrungen, welche die Völker, die Königreiche, die Kaiserthümer erfahren haben; so wird man gezwungen seyn zu bekennen, daß erst seit dem Christenthume die Welt diese entsetzlichen Landplagen seltener erfährt; daß die Völker eines sicherern Ruhstandes genießen; daß die Gesellschaften der Bürger und des Staates einen weisern, festern, und unendlich besser geordneten Bestand angenommen haben.

Man

Man werfe nur, um sich davon zu überzeugen, seine Augen auf die Königreiche und Kaiserthümer, welche den Weltkreis beherrschet haben. Man halte sich Anfangs bey jenem Reiche auf, dessen Regierung für die weiseste gehalten wurde, und welches das mächtigste gewesen ist; ich meyne das römische Reich. Man forsche seinen Wechselungen nach, von dem Tage an, da Rom durch den Romulus gebauet wurde, bis auf die Zeit, wo es unter Constantinen das Christenthum annahm; das ist, während eines Zeitlaufes von zehn Jahrhunderten. Was für fortwährende Bewegungen, Verwirrungen, Empörungen, Ermordungen gab es nicht? Was für Ströme von Blute hatten nicht Rom, Italien, das Reich überschwemmet?

* Diese berühmte Stadt wurde zum Anfange, zwey hundert vier und vierzig Jahre lang, von sieben Königen beherrschet; und aus diesen sieben Königen starben nur drey ruhig auf ihrem Throne, drey andere wurden grausam ermordet, und der vierte wurde vertrieben. Auf den Sturz der Königswürde gründete sich die Regierung der Bürgermeister; aber sie hatte nicht zwanzig Jahre gewähret, so entstand schon Zwietracht zwischen dem Volke und den Großen. Das Volk zog aus Rom, und verheerte die Gegend; die Großen waren gezwungen nachzugeben: das Burgermeisteramt kam wieder auf; aber man erwählte zugleich die Zunftmeister, eine aufrührische Oberkeit, welche unter dem Vorwande, das Volk zu schützen, zwischen den verschiednen Ständen des Staates eine beständige Uneinigkeit unterhielt. Dieser Geist der Aufruhr beunruhigte das römische Volk, durch drey ganze Jahrhunderte, so heftig, daß niemals drey-

ßig

* Tit. Liv. 1. Decas. 2. B.

ßig Jahre verflossen, eh man in diesen Meutereyen das Blut der Bürger vergießen sah: und da sich die Wuth bis auf die Zeit der Gracchier immer weiter vermehrte, wurde Rom ein immerwährendes Schlachtfeld, wo ein Bürger an dem andern nichts, als den verhaßtesten Feind, erblickte.

Ohngefähr vierzig Jahre darnach, erwachte diese Wuth aufs Neue wieder stärker als jemals, durch die bürgerlichen Kriege des Marius und des Sylla. Rom, Italien, Griechenland, Spanien wurden mit römischem Blute beschwemmet. Die Achterklärungen zu beyden Seiten verschonten weder Stand, noch Herkunft, noch Blutsfreundschaft. Ein jedes Geschlecht hatte seine verlornen Freunde besonders zu trauren; und diese besondre Trauer diente nur, um zu neuen Ermordungen und zu neuer Rache aufzumuntern. Der grösseste Theil der Römer gieng durch die Waffen der Römer zu Grunde.

Von demselben betrübten Zeitpunkte an, folgte ein Bürgerkrieg auf den andern. Minder als fünfzehn Jahre nach dem Tode des Sylla, stiftete Catilina eine Verschwörung wider sein Vaterland, und kam um, da er die Waffen in der Hand trug. Cäsar, hatte wenige Jahre später, das gleiche Vorhaben, und weil er, zum Unglücke seines Vaterlandes, schicklicher zu Werke gieng, zerstörte er das Gemeinwesen, machte sich zum einzigen Herrscher des Reiches, und wurde nach fünf Jahren bürgerlicher Kriege ermordet. Sein Tod gab Gelegenheit zu einem neuen Kriege unter den berufenen Dreymännern, Octav, Anton, und Lepidus, wo aller Gräuel vom Kriege des Sylla erneuert wurde. Octav behielt allein die Oberhand. Rom schien unter seiner Regierung ein Wenig auszuruhen. Aber es mußte bald wieder unter der Grausamkeit der Tiberen, Caligula, und Neronen

ronen aufs Neue seufzen. Nach dem Tode des Nero, jenes Unmenschen, fiengen die Bürgerkriege unter Otho, Galba, Vitellius wieder an. Vespasian machte ihnen ein Ende, und herrschte allein. Von der Regierung dieses Fürsten an, bis auf Constantinen, das ist, in dem Zeitraume von zwey hundert und sechzig Jahren, zählet man noch die bürgerlichen Kriege des Cassius unter Mark Aurelen, des Didius Julianus, des Nigers, des Albius unter Septimius Severus, des Maximins, der Alexandern vom Throne stieß. Gordian und Philipp kamen durch die Hand ihrer Soldaten im Aufruhre um. Der Geist der Empörung daurete noch beym Kriegsheere fort, unter den Kaisern Florian, Probus, Carus, Numerian; und nur durch Schlachten wurde das Schicksal des Reiches allezeit entschieden. Mann kann den Krieg des Constantins gegen Maxenzen, und nachmals gegen Licinius, als den letzten Bürgerkrieg betrachten; und dann ist das Reich christlich geworden.

Wir hätten noch eben so gräuliche Gemälde von den Erschüttrungen, Verändrungen, und Bewegungen vorzuzeigen, welche die Griechen, Syrier, Aegyptier, Araber erfahren hatten. Ein flüchtiger Blick, den man auf die Geschichte wirft, genüget schon, um davon zu überzeugen.

Man wähle sich itzt eine der christlichen Regierungen, welche man immer will; man untersuche, man durchgehe ihre Jahrbücher von einem gleichen Zeitraume, als wir itzt vom heydnischen Rom gemeldet haben; man vergleiche den Zustand der Völker unter beyden Regierungen, unter beyden Religionen, und schließe daraus, unter welcher sie glücklicher gewesen seyn. Wenn die Leidenschaften und die Laster, welche an der Menschlichkeit kleben, und welche die Religion verdammet, aber nicht allezeit bessert, von Zeit zu Zeit unter

den

den Christen einen oder den andern dieser unglücklichen Auftritte aufgeführet haben die zum Unglücke und zur Schande des menschlichen Geschlechts gereichen: was wäre dieses im Vergleiche mit jener immerwährenden Reihe von Empörungen, Ermordungen, bürgerlichen Kriegen, von Wuth und Blutdurste, womit das heydnische Rom sich selbsten aufgerieben hat?

Man durchgehe, zum Beyspiele, den Zustand des französischen Reiches. Es besteht seit mehr als dreyzehn hundert Jahren. Es erfuhr im sechsten Jahrhunderte, das ist, beynahe in seinem Anfange die blutdürstigen Rasereyen der Söhne des Clodovăus, welche noch halb ungesittete Leute waren; im neunten, die schädlichen Uneinigkeiten des Enkel Karls des Großen; im fünfzehnten, die zwo berühmten Parteyrotten der Häuser von Burgund und von Armagnak, welche durch die Ermordung des Herzogs von Orleans zu Paris, und des Herzogs von Burgund zu Monterau, das französische Reich bey einem Haare in den Untergang gestürzet hätten; im sechszehnten erfuhr es die Religionkriege. Nun aber alle diese Landplagen, im Zeitraume von dreyzehn hundert Jahren, haben nicht mehr, als ein ganzes Jahrhundert zum Unglücke der Nation ausgemacht. In den übrigen christlichen Reichen sind die Sachen ohngefähr auf dem gleichen Fuße, wie im französischen Reiche gestanden. Folglich ist es gewiß, unerachtet alles Schreyens und aller Schmähreden der neuartigen Philosophen, daß das Christenthum die Sitten gemildert, den Geist der Empörung eingehalten, den Keim der bürgerlichen Kriege ausgerottet und vertilget hat. Es ist dann unläugbar, daß es in der ganzen Welt einen wahren Nutzen gestiftet hat.

Sechste Schilderung.

Die Ermordung der Fürsten.

Die rasenden Plauderer, die das Christenthum ohne Unterlaß, als eine Religion der Spaltung, Zwietracht vorstellen, welche die Staaten, Königreiche, und Kaiserthümer zu Boden stürzt, wollen es auch für eine mordsüchtige Religion ausgeben, die für die gekrönten Häupter die allergefährlichste wäre.

Sie sind in diesem Stücke nicht einerley Meynung mit einem der berühmtesten Gelehrten dieses Jahrhunderts *, welcher wenn er gleich ein Protestant ist, dennoch bekennt, daß aus allen Religionen die katholische den Fürsten zum günstigsten ist. Ohne daß wir in einem so augenscheinlichen Stücke einen Beweis aus Vernunftschlüssen anführen, wollen wir die Wahrheit durch die Geschichte fühlbar machen; wir wollen den neuen Vortheil zeigen, welchen das Christenthum der Welt verschaffet hat, da es das Leben derjenigen ehrwürdig machte, welche die Vorsehung zur Herrschaft aufgestellet hat. Wenn der Ehrgeiz, die Rachsucht, der Schwärmgeist, der Geist der Empörung etliche jener abscheulichen Lasterthaten bey den Christen hervorgebracht hat, so sind sie ganz seltsam gewesen, und allezeit verabscheuet worden; indessen daß sie bey den Heyden sehr zahlreich, fast allezeit ungestrafet, und sehr oft geehret und belohnt gewesen sind.

Außerdem, kömmt es wohl Philosophen zu, welche die giftigsten Feinde der Fürsten sind, welche sie mit den schwärzesten Farben abmalen, welche sie vorstellen, bald: ** wie sie das Brod den Armen aus den Händen reißen, wie sie den Diebstahl, die Pressungen, die Ungerechtigkeiten gestat-

* Hume Gesch. des Hauses von Stuard.
**Entlarvt. Christenth. 9. Seite.

statten, und sogar gebiethen; bald: * wie sie, als Tyrannen, die Wahrheit hassen, nnd unterdrücken, weil es diese waget, ihre ungerechten und einbildrischen Ansprüche zu untersuchen: kömmt es Philosophen zu, welche die erhabensten Lobsprüche an den Mörder Karls des Ersten verschwenden, ** welche sich für schwärmende Schutzredner der Kronräuber aufwerfen, *** welche sich unterwinden, die berufensten Meutlinge, und die größesten Meutereyen zu rechtfertigen: **** kömmt es diesen Philosophe zu, die friedfertigste, die sanftmüthigste, die geselligste aus allen Religionen auf solche Weise anzugreifen?

Aber wir wollen diese Frage ruhen lassen, und wieder zu den Römern kehren, um unsern Vortrag zu beweisen. Wir haben schon gesehen,, daß aus sieben Königen von Rom drey sind ermordet, und einer ist vom Throne gestoßen worden. Aus den zwölf ersten Kaisern sind nur drey oder vier eines natürlichen Todes gestorben. Aus ohngefähr vierzig Kaisern, die vom Domitian bis auf Constantinen herrschten, kamen mehr als die Hälfte durch die Hand der Aufrührer und Meutlinge um. Wenn wir von den Römern zu den Griechen übergehen, werden wir die gleiche Wuth, und den gleichen Mordgeist wieder sehen. Wir werden finden, daß alles Blut beynahe des ganzen Hauses und aller Freundschaft Alexanders verspritzet worden ist; ***** wir werden wahrnehmen, daß fast alle Könige in Asien oder Syrien vergiftet, oder umgebracht worden sind. Aus achtzehn Königen, die man vom ersten Seleukus bis auf den letzten Demetrius zählet, sind wenigstens zehn durch die Hände der Aufrührer umge-

* Entlarvt. Christenth. 11. Seite.
** Zeitalter Ludew. des XIV. 5. Kap.
*** Allgem. Gesch. 14. Kap. von Schweden.
**** Ebend. 135. Kap. ***** Justin. 13. B.

umgekommen. Wir werden, bey den Lagiden in Aegypten eben so gräuliche Auftritte, wie bey den Nachfolgern des Seleukus in Syrien, erblicken. Wenden wir uns von den Griechen zu den Arabern, so werden wir die Häupter der Fürsten, unter dem Stahle der Meutlinge und Aufwiegler, wie die Aehren unter der Sichel des Schnitters, fallen sehen. Omar, Ali, Moavie, Othman, Hussain, Marvan, Hassan, Hibraim kamen im Zeitraume von einem Jahrhunderte ohngefähr um das Leben: während all dieser Zeit hat man nichts als Verrathe, Mordungen, Umsturz der Throne gesehen. * Moktar allein rühmte sich, er habe mehr als fünfzig tausend Ommiaden ermorden lassen; und Abdallah Mahomet, der erste Calif der Abassider, hatte sich Saffah, daß ist, Vertilger heißen lassen, wegen der entsetzlichen Metzelung, die er an den ommiadischen Fürsten, nnd ihren Anhängern im ganzen Umfange des Reiches ausüben ließ.

Kurz! ein halb Jahrhundert im Heydenthume weiß unendlich mehr von diesen abscheulichen Lastern auf, als man in allen christlichen Reichen seit fünfzehn Jahrhunderten, wo das Christenthum in der Welt herrschet, antreffen wird.

Und tollsinnige Schriftsteller getrauen sich, die Kirche mit Dolchen bewaffnet vorzustellen, um an das Leben der Könige zu greifen! ** Sie wagen es, uns zu sage: das Christenthum empöre die Völker gegen ihre Fürsten, und es habe seit Constantinen Ströme von Blute vergießen heißen! *** Und unwissende Freydenker, Leute ohne Sitten, bethen diese unsinnigen Orakel an, und werden alle Tage ihr Wiederhall!

Es

* Herbelot. morgenl. Biblioth. ** Gedicht. vom Na[illegible]rges.
*** Gedank. von der öffentl. Regier.

Es ist nicht vonnöthen, die blutigen Jahrgeschich'en der übrigen Völker anzuführen. Was wir gesaget haben, genüget schon, um zu beweisen, daß niemals das Leben der Könige ehrwürdiger und sicherer gewesen sey, als seitdem das Christenthum der Welt eine bessere Gestalt gegeben hat.

Siebente Schilderung.

Die auffallende Ungereimtheit des Götzendienstes.

Man betrachte nun das Gemälde von der herrlichen Majestät, und von der ehrwürdigen Heiligkeit der heydnischen Religion.

Der blutschändrische, ehebrechrische, verführische Vatermörder, Jupiter, ist der größeste Gott des Heydenthums gewesen. Juno, die Königinn der Himmel, hat alle schöne Eigenschafteu besessen, wodurch die bösen Weiber ausgezeichnet sind. Mars ist ein zorniger, heftiger, unbesonnener Gott gewesen, der nur am Blute und Morden Vergnügen fand. Venus war der Gegenstand der Anbethung und Gelübde gemeiner Schanddirnen, und die große Beschützerinn der Schändung und andrer ehrlicher Werke von dieser Art. der geile und eigensinnige Apoll ließ sich, um seiner Hartnäckigkeit und Todschläge willen, aus dem Himmel jagen, und war gezwungen, das Amt eines Hirten beym Könige Admet zu vertreten. Die tollsinnige Diane ließ sich durch menschliche Schlachtopfer ehren; denn ein jeder Fremder, der das Unglück hatte, Tauris zu betreten, wurde zu ihrem Altare geschleppet. und ihr geschlachtet. Die übrigen Gottheiten waren nicht besser, als jene, die wir genannt haben. Mann kann alle ihre schöne Thaten im spöttrischen Lucian finden; und man wird bemerken, daß sich die Heyden niemals zu Sinne kommen ließen, ihren Göttern eine Tugend anzu-

anzudichten. Diesen verdammlichen Gottheiten könnte man eine unzählbare Menge lächerlicher Götzen beysetzen, wie jene der Aegyptier, Phönicier, Babylonier, u. s. w. gewesen sind. Aber das ist genug für diesen Theil des Gemäldes; es möchte verworren scheinen, wenn es stärker beleget würde.

Die Weise, nach welcher man diese Götter ehrte, kam mit ihrer Gemüthsart vollkommen gut überein, und war ihrer in der Wahrheit würdig. Wir werden uns dennoch sehr in Acht nehmen, dieselbe umständlich zu beschreiben, und die abscheulichen Geheimnisse der meisten ihrer Götterfeyer zu enthüllen, wie jene der guten Göttin, des Bachus, der Ceres u. d. g. waren. Die Gelehrten können sie in der Ermahnung an die Heyden bey Clemens von Alexandrien beschrieben finden. Dieser große Mann hielt für rathsam, alle diese schandbaren Geheimnisse aufzudecken, um das Heydenthum zu Schanden zu machen, bey welchem sie dortmals im Brauche waren. Wenn man sie heut zu Tage wieder an das Licht stellen wollte, müßte man die unempfindlichste Schamhaftigkeit damit erschrecken, und ohne Noth das entsetzlichste Aergerniß geben.

Dieß waren die Götter, welche die Welt anbethete: dieß waren die Religionen, zu welchen sich der ganze Erdkreis bekannte, ehe das Christenthum auf der Welt erschienen war. Das Christenthum hat endlich den Menschen die Augen eröffnet; es hat ihnen alle Ungereimtheit, Ausschweifung, und Schändlichkeit der Religion entdecket, welche sie erdichtet und angenommen hatten; es hat ihnen über ihr Unglück und ihre Laster Seufzer und Beschämung abgezwungen.

Das Christenthum hat die großen Begriffe von einem Schöpfer, einem einzigen, selbstständigen, unendlich heiligen

Gotte zur Welt gebracht; es hat die Menschen gelehret, der Gottheit einen Dienst zu erweisen, welcher der Gottheit selbsten würdig ist, einen Dienst, der vernünftig, anständig, und allezeit von tugendhaften Empfindungen begleitet ist.

Mit einem Worte: was eine helle Fackel ist, die in ein Ort der Finsternisse gebracht wird; was das Licht des Tages ist, wenn es die Schatten der Nacht davontreibt; eben das ist as Christenthum für den ganzen Erdkreis gewesen. Ein einziges Wort des Evangeliums hat die Gemüther unendlich mehr beleuchtet, und die Herzen mehr gebessert, als alle philosophische Schulen und Sekten zusammengenommen jemals hätten auswirken können. Das Heydenthum ist durch die Werke der Väter, Tatians, Quadrats, Justins, Athenagoras, Origenes zu Schanden gemacht worden: diese votrefflichen Werke sind ohne Widerlegung geblieben. Und wenn sich das Heydenthum noch eine Weile erhalten hat, so ist es nur durch die Ausgelassenheit geschehen, die es guthieß, und welche die Freydenker unserer Tage mit aller Mühe wieder in den Schwang bringen möchten.

Dieß ist also ein neuer Vortheil, den die Welt dem Christenthume zu danken hat. Ein Mensch, der fähig zu denken ist, muß erstaunen, daß die Welt so lange durch die Ausschweifung und Ungereimtheit des Heydenthums hat hintergangen werden können. Aber soll er minder erstaunen, daß eine so reine, so weise, so nützliche Religion für das menschliche Geschlecht, wie die christliche Religion ist, der Gegenstand jener rasenden Angriffe so vieler Schriftsteller sey, und daß diese Angriffe den Gegenstand der heftigsten Begierde, und angenehmsten Belustigung so vieler Menschen ausmachen, welche sich noch zu dieser Religion bekennen?

Der

Der Beweggrund des ersten Erstaunens wird aufhören, wenn man bedenket, daß der Mensch die wahren Beleuchtungen in Religionssachen allein der Gnade Jesu Christi und der Kraft des Kreuzes zu verdanken hat.

Der Beweggrundt des zweyten Erstaunens wird gleichfalls aufhören, wenn man bemerket, daß diese Religion, da sie so heilig ist, eben deßhalben die Feindinn der reizendsten und stärkesten Leidenschaften ist, und daß allezeit nur das Verderbniß des Herzens und der Stolz des Gemüthes die Menschen gegen sie empören können.

Wir könnten noch viele andere Schilderungen der heydnischen Sitten beysetzen, wenn wir noch vorstellen wollten: die gräuliche Grausamkeit, womit man gegen die eroberten Städte, gegen die bezwungenen Fürsten und Völker verfuhr; die Unbilligkeit, mit welcher man den überwundnen Völkern den größesten Theil ihrer Länder nahm, und dem siegenden Volke zueignete, woher bey den Römern die Ackergesetze, oder die Theilungen der Felder entstanden; die grobe Dummheit, und ungesittete Wildart so vieler Völker, welche nur von den Beleuchtungen des Christenthums die Besserung ihrer Sitten empfiengen. Was waren die Gothen, die Wenden, die Burgunder, ehe sie Christen wurden? Und ohne daß wir auf so entfernte Zeiten zurückforschen, was waren die Canadier, die Paraguayer, die Mexikaner, ehe sie durch die Sorgfalt der Glaubensprediger gebessert und ausgebildet worden sind?

Was wir bis daher vorgetragen haben, erklecket schon zum Beweise der unendlichen Vortheile, welche das Christenthum in der Welt gestiftet; der Ehrlichkeit und Sanftmuth, die es in den Sitten eingeführet; der Sicherheit und des Friedens, den es in den Gesellschaften des Bürgerstandes und des

Staates hergestellt: der Ehrfurcht, die es gegen die Könige eingeflößet; der Menschlichkeit und Billigkeit, die es im Umgange der Menschen mit Menschen gelehret hat.

Und Schriftsteller sagen uns heut zu Tage: das Christenthum sey nichts anders, als * ein Geweb von Ungereimtheiten, und ein unförmiger Auszug beynahe von allem alten Aberglauben; ein guter Christ könne nicht mehr, als ein unnützlicher Menschenfreund oder ein aufrührischer Schwärmer seyn: das Christenthum seyn ** die abgeschmackteste aus allen Religionen, die größeste Feindinn des geselligen Lebens, die verdammlichste und an Lastern fruchtbarste Religion: nebst andern dergleichen Sprüchen, die man ohne Unterlaß in tausend Scharteken aus streuet, welche nichts neues ausser der Aufschrift enthalten! Eine solche Ehre thun diese Gelehrten der christlichen Gemeine und ihrem Vaterlande an.

Es ist wahr: sie wagen es nicht, öffentlich für die Verfasser dergleichen Werke sich zu bekennen. Sie wissen, daß man mit ihnen, wie mit den Vergiftern verfahren würde, welche von den Gesetzen zu den entsetzlichsten Strafen verdammet werden. Der abscheuliche Gegensatz jener Ausgelassenheit in ihren Schriften, und jener schüchternen Behutsamkeit in ihrem Betragen soll uns lehren, von ihren schwarzen Seelen zu urtheilen.

Es ist Zeit, diesen langen Artikel zu Ende zu bringen, welchen wir unmöglich kürzer einschränken konnten. Der Vortrag, den wir eben gemacht haben, oder da wir es bewiesen, oder da wir es bestritten haben, zeiget den Lesern die auffallendsten Gegensätze: 1. der glänzendsten Heiligkeit, und

der

* Entlarvt. Christenth. ** Philos. Kriegsm.

der verdammlichsten Gottlosigkeit; 2. der überzeugendsten Beweise, und der häßlichsten Untreue; 3. der billigsten und bündigsten Vernunftschlüsse, und der unanständigsten und einfältigsten Scherzreden. Möchten doch jene, die diese Rotte der Verschworenen wider das Christenthum anhören und bewundern, endlich die verruchten Lehrmeister kennen lernen, denen sie sich in die Arme geworfen haben.

VII.

Ewige Dauer der Strafen.

Aus allen Lehrsätzen der Religion ist keiner, gegen welchen die Eigenliebe des Menschen sich mehr sträubet, als gegen den Lehrsatz von der ewigen Dauer der Strafen. Die Leidenschaften werden dadurch erschrecket, der Freygeist erzörnet, und die Vernunft aus der Fassung gebracht; ja sogar die Tugend kann nicht daran denken, ohne zu zittern. Gegen diesen fürchterlichen Lehrsatz empöret sich die Gottlosigkeit mit der größesten Wuth, und giebt sich die meiste Mühe, sich davon loszuarbeiten: denn wäre dieser Lehrsatz einmal vertilget, so hätten alle Leidenschaften gutes Spiel, und die Religion wäre ohne alles Ansehen. Damit wir in der Untersuchung einer so wichtigen Sache ordentlich zu Werke gehen, und einen sichern Weg einschlagen mögen, sind wir Vorhabens zu zeigen:

1. Daß die Vernunft uns zu dem Glauben dieses Lehrsatzes vorbereite und leite.

2. Daß dieser Glauben durch die ältesten Erblehren, welche bey allen Völkern zum meisten ausgebreitet sind, sein Ansehen erhalte.

3. daß ihn die heilige Schrift und die Glaubenslehre auf die klärste und bestimmtestt Weise vortragen.

4. Daß das eigentliche Kennzeichen der Lehrsätze in der christlichen Religion uns, gleichsam nothwendiger Weise, zu dem Glauben dieses Lehrsatzes leite.

5. Daß alles, was immer die menschliche Vernunft diesem Lehrsatze entgegenstellen kann, nicht fähig sey, denselben wankend zu machen.

Nach-

Nachdem wir diese fünf Sätze festgesetzet, und bewiesen haben, wollen wir erforschen, was die neuartigen Philosophen dieser fürchterlichen Wahrheit entgegensetzen.

Erster Satz.

Die Vernunft bereitet und leitet uns zu dem Glauben des Lehrsatzes von der ewigen Dauer der Strafen.

1. Die Seele des Menschen ist geistig, frey, und vernünftig. Diese kostbaren Gaben führen uns nothwendiger Weise zum Begriffe ihrer Unsterblichkeit. Nur verzweifelte Leute, die alle Hoffnung verloren haben, setzen in Betrachtung des zukünftigen Lebens den Menschen in die Reihe der Thiere herab. Aber ihre Vermuthung erwecket nichts, als Abscheu und Verachtung, bey jenen, die der Vernunft Gehör geben, und das innere Gefühl zu Rathe ziehen, das in eines jeden Herze wohnet.

2. Es giebt einen göttlichen Schöpfer, der unendlich mächtig ist, wie es aus seinen Werken hervorscheint; der unendlich weise, und unendlich gerecht ist, wie es uns der Begriff andeutet, den wir von ihm haben. Er muß dann wesentlich die Tugend lieben, und wesentlich vor dem Laster Abscheu tragen; und aus einer nothwendigen Folge müssen wir von jener Allmacht, jener Weisheit, und jener Gerechtigkeit, die wir in Gott erkennen, auf jenen andern Begriff gerathen, daß eine Zeit kommen werde, wo er die Tugend belohnen, und das Laster strafen wird.

3. Wir sehen in dieser Welt ehrwürdige Tugenden, welche ohne alle Bemerkung, oder Belohnung bleiben; wir sehen sogar Tugenden, welche bedrücket, und grausam verfolget werden. Wir sehen auch Laster, die nicht allein unge-

strafet, sondern glücklich und geehret sind; die sogar die demüthige und mishandelte Tugend verspotten. Bey diesem Anblicke saget uns die Vernunft wieder, was sie schon vor drey tausend Jahren dem weisesten Könige gesaget hat: * Ich habe die Gottlosigkeit auf dem Throne des Gerichtes, und die Unbilligkeit auf dem Throne der Gerechtigkeit sitzen gesehen, und ich habe zu mir selbst gesprochen: Gott wird den Gerechten und den Gottlosen richten; und alsdann wird ein jeder erhalten, was ihm gebühret.

4. Die Glückseligkeit der tugendsamen Seelen, welche im Schooße Gottes ruhen, würde weder vollkommen, noch für Gott anständig scheinen, wenn sie nicht ewig daurete; denn wir begreifen nicht, wie es für Gott anständig wäre, Seelen zu vernichten, die von ihrer Natur unsterblich sind, und durch ihre Tugend die Fortwährung seiner Liebe verdienen. Allein wir begreifen eben so wenig, wie Gott jemals Seelen vernichten sollte, die mit freyem Willen lasterhaft gewesen sind; denn diese Seelen sind eben sowohl von Natur unsterblich, als die tugendhaften Seelen. Lasterhaft und zugleich unsterblich! was soll dann ihr Loos in der Ewigkeit seyn?

5. Wir begreifen nicht, wie eine Sünde von einem höchst gerechten Richter verziehen werden könne, wenn sie nicht bereuet wird. Nun aber, die Reue scheint unmöglich im zukünftigen Leben, weil die Heftigkeit der großen Strafen der Seele keine andere Empfindung, als des Hasses gegen jenen übrig läßt, der sie gerichtet hat; und da der Richter unendlich gerecht ist, so kann er ein Laster nicht verzeihen, das weder gebessert, noch zu bessern ist. Ueberdas, wenn die höchste Weisheit eine Verordnung gemachet hat, um das Schick-

* Prediger. III.

Schicksal freyer Geschöpfe zu bestimmen; und wenn es diesen Geschöpfen nicht gefällt, sie zu verehren, oder sich danach zu richttn: so muß deßhalben die höchste Weisheit, jene Verordnung, die sie gemachet hatte, nicht ändern, weil die Geschöpfe ihre Freyheit misbrauchten.

Dafern ein Mensch, welcher denket, betrachtet, und vernünftig urthtilet, alle dieseWahrheiten unter einen Gesichtspunkt zusammenbringt, wird er sich nicht entbrechen können, daraus folgenden Vernunftschluß zu ziehen, der ganz einfach und sehr beweisend ist:

Die Vernunft giebt uns sehr kostbare Kenntnisse von der Unsterblichkeit der Seele, von der Weisheit, Gerechtigkeit, und Heiligkeit des Schöpfers, von der Nothwendigkeit eines zukünftigen Lebens zur Belohnung der Tugend und Züchtigung des Lasters, und von der Dauer jenes zukünftigen Lebens an die Hand.

Nun aber, diese Kenntnisse bereiten und leiten uns zu dem Glauben des Lehrsatzes von der ewigen Dauer der Strafen.

Folglich bereitet und leitet uns dieVernunft zu demGlauben des Lehrsatzes von der ewigen Dauer der Strafen.

Zweyter Satz.

Der Glauben von der ewigen Dauer der Strafen erhält sein Ansehen, durch die ältesten und ausgebreitesten Erblehren.

Was für einen großen Eindruck soll nicht auf einen denkenden Menschen diese sonderbare Anmerkung machen, daß der Begriff von den Strafen eines zukünftigen Lebens bey allen Völkern der Erde ausgebreitet war? Allein dieß ist

eine Sache, die man nicht in den Zweifel ziehen kann. Die ganze heydnische Götterlehre hat auf diesen Begriff gedeutet. Die Römer haben ihn von den Griechen, die Griechen von den Aegyptiern und Weltweisen empfangen, welche sie Barbarn nannten. Alle Bücher der heydnischen Schriftsteller, die von der Religion gesprochen haben, sind damit angefüllet. Diodor von Sicilien * belehret uns, daß Orpheus, Musäus, Homer, Plato aus der Lehre der ägyptischen Weltweisen geschöpfet haben, was sie davon sagten. Jedermann weiß, was Virgil, Ovid, und die lateinischen Dichter davon geschrieben haben.

Man wird einwenden; die Heyden haben all dieses selbsten für eitel Fabelwerk gehalten. Ich gestehe es. Aber allezeit wird mir das Recht bleiben zu fragen, was der erste Ursprung dieser Fabeln gewesen sey; und man wird allezeit einen jeden der vernünfteln will, zum Geständnisse zwingen, daß es eine ursprüngliche Erblehre, von den Belohnungen der Tugend und von den Strafen des Lasters nach dem Tode, habe geben müssen, welche Erblehre nachmals durch diese Fabeln verändert und verunstaltet worden seyn mag. Man wird allezeit gestehen müssen, daß alle Weise des Alterthums, weil sie den Lehrsatz von der Unsterblichkeit der Seele, und von einem Orte der Freuden, dem Wohnsitze tugendsamer Seelen nach ihrem Tode, angenommen haben, auf gleiche Weise einen Ort der Strafen für die lasterhaften Seelen zugeben mußten.

Plato ist einer aus denen welche diese Folge zum besten eingesehen haben; und er hat sich am deutlichsten darüber erkläret. Alle Todte, saget er, ** werden von ihrem Geiste dem höchsten Richter vorgeführet. Jene, die auf dem Wege

* Biblioth. 1. B. ** Im Phäd.

Wege der Gerechtigkeit, der Weisheit, und der Tugend gewandelt sind. und jene, die einen andern Pfad betreten haben, vernehmen auf gleiche Weise bey diesem Richterstuhle das Schicksal, das für sie bereitet ist. Die letztern, das ist, diejenigen, welche sich mit gräulichen Lastern, als: mit Gottesrauben, mit Meuchelmorde, mit Verachtung der heiligen Gesetze, beflecket haben, werden in die Hölle gestürzet werden, und niemals mehr daraus entkommen. Dieß ist eine erschreckliche Warnung für jene, saget er anderswo, * welche diese Unglückseligen so entsetzliche Qualen ausstehen sehen, die noch ewig dauren werden. Man kann vielleicht, fährt er fort, auf das, was ich sage, wenig achten; ich gestehe es: allein nachdem ich reiflich die Sache nachgedacht, und alles gut überleget habe, finde ich nichts, was der Weisheit, der Vernunft, und der Wahrheit gleichförmiger wäre. Also läßt Plato den weisen Sokrates, den ehrwürdigsten Philosophen, der unter den Heyden gelebet hat, sprechen.

Diphilus von Sinopen, welcher ohngefähr drey Jahrhunderte vor Jesu Christo lebte, drücket sich über den gleichen Gegenstand nicht minder stark und deutlich aus. ** Denke nicht, saget er, daß jene, die sich allen Wohllüsten dieses Lebens Preis geben, den Augen der Gottheit entweichen, Ein gerechtes Aug wachet über alle Sterbliche: und deßhalben unterscheiden wir in der Hölle zween verschiedene Oerter; einen, der den Gerechten bestimmet ist; den andern, der auf die Boshaften wartet. Irre nicht in diesem Stücke. Du wirst dort einen Richter antreffen, welcher Gott, der höchste König, der Urheber aller

* Im Gorg. ** Bey Clem. Strom. 5. B.

aller Dinge ist, dessen furchtbaren Namen ich sogar nicht auszusprechen wage. Er läßt oft die Tage des Lasterhaften sich verlängern. Aber wenn man seinen Augen zu entgehen glaubet, da man das Laster begeht, so schwebet man in einem unglückseligen Irrwahne. Die Hand Gottes hält noch zurück: der Lasterhafte mag sich diese Augenblicke zu Nutzen machen; oder die entsetzlichsten Strafen erwarten. Sollte man nicht sagen, es seyn diese Heyden schon drey oder vier hundert Jahre vor Jesu Christo vom Lichte des Evangeliums beleuchtet gewesen, und sie haben nur vor der Zeit die evangelischen Stellen erkläret und ausgeleget? Plutarch redet ohngefähr die gleiche Sprache in seinem Werke, das die Aufschrift hat: Man kann kein glückseliges Leben führen, wenn man den Grundsätzen Epikurs folget. Diogenes Laertius berichtet uns, daß Protagoras ein Buch von eben diesem Inhalte geschrieben habe: und man könnte ein langes Verzeichniß heydnischer Schriftsteller hersetzen, welche die gleiche Meynung angenommen hatten.

Der verwägenste Feind des Christenthumes, da er die geoffenbarte Religion des Vorzugs berauben will, daß sie die Quelle der Grundlehrsätze in der Sittenlehre sey, dienet uns hier noch selbsten gegen seine Absicht. Er bekennet, daß der Lehrsatz von der Unsterblichkeit der Seele aus dem tiefesten Alterthume entspringe, und daß er den morgenländischen Völkern nicht unbekannt gewesen sey. Ein zweyter Zoroaster, saget er, * hatte nur die alte Religion der Perser vollkommener gemacht. In ihren Lehrsätzen trifft man die ersten Begriffe von der Unsterblichkeit der Seele, und von einem zukünftigen seligen oder unglückseligen Leben an.

Dort

* Versuch. einer allgem. Geschicht. 4. Kap.

Dort sieht man ausdrücklich eine Hölle. Zoroaster dichtet in seinen Schriften, die Sadder aufbewahret hat, Gott habe ihn diese Hölle, und die Peinen, welche für die Boshaften bereitet sind, sehen lassen. Dieses glaubte man allgemein, heißt es im philosophischen Handlexikon, in Aegypten, Chaldäen, und Persien zur Zeit des Moses. Das Werk Planners von der Götterlehre der Heyden giebt eine große Menge mehr überzeugender Beweise von der Wahrheit und Richtigkeit dieser Erblehre an die Hande.

Man gesteht ohne Beschwerniß, daß es unter den Heyden in diesem Stücke viele Ungläubige gegeben habe. Aber erstlich darf ihre Ungläubigkeit nicht sehr sonderbar scheinen, weil sie diesen Lehrsatz nur aus einer mündlichen Erblehre kannten, welche mit der Zeit sehr dunkel geworden war; weil diese Erblehre durch viele Erdichtungen aus der bloßen Einbildung verunstaltet war, welches zu ihrer Ungläubigkeit den meisten Grund gab; weil sie von diesem Lehrsatze keine so deutlichen und so glaubwürdigen Erklärungen hatten, wie uns die Offenbarung gegeben hat. Zweytens sind die meisten jener Heyden in ihrer Denkensart von diesem Stücke sehr widersprechend gewesen: denn die Unsterblichkeit der Seele zulassen, und zugleich die Strafen eines zukünftigen Lebens verneinen, dieß ist ein Widerspruch, der in die Augen fällt.

Aus allem, was wir da gesaget haben, folget, daß man für eine unumstößliche Wahrheit ansehen soll, daß der Glauben von der ewigen Dauer der Strafen durch die ältesten und ausgebreitetsten Erblehren sein Ansehen erhalte.

Dritter Satz.

Die heilige Schrift trägt den Lehrsatz von der ewigen Dauer der Strafen auf die klärste und bestimmteste Weise vor.

Jener, der das wahre Licht ist, und alle Menschen erleuchtet; * jener, bey dessen Namen alles im Himmel, auf Erden, und sogar in der Hölle vor Ehrfurcht sich neigen soll; ** der göttliche Gesetzgeber des menschlichen Geschlechtes redet von diesem furchtbarn Lehrsatze, als Herr, als Richter, und als Gott, selbsten zu uns. Man vernehme, wie er uns in seinem Evangelium die Rüstung zum allgemeinen Gerichte vorstellet, wo das ewige Loos aller Menschen entschieden werden muß; *** „Wenn der Sohn des Menschen in seiner „ Herrlichkeit, und von allen seinen Engeln begleitet kommen „ soll, wird er, mit dem ganzen Glanze seiner Majestät „ umgeben, sich auf seinen Richterstuhl setzen. Zur gleichen „ Zeit werden sich alle Völker vor ihm sammeln; und er „ wird alle Menschen von einander sondern, wie ein Hirt „ die Schafe von den Böcken absondert. Er wird die „ Schafe zu seiner Rechten, und die Böcke zu seiner Linken „ stellen, Dann wird er, als Herr und König zu jenen „ sprechen, die zu seiner Rechten seyn werden: Kommet, ihr „ Gesegneten meines Vaters! tretet den Besitz des Reiches „ an, welches vom Anfange der Welt für euch bereitet war. „ Nachmals wird er sich zu denen wenden, die zu seiner „ Linken stehen, und wird ihnen sagen: Entweichet von „ mir, verfluchte Menschen! gehet hin in das ewige Feuer, „ welches für den Taufel und für seine Engel bereitet ist. „ Und diese werden zur ewigen Strafe, die Gerechten aber „ zum

* Joh. I. ** Philipp. II. *** Matth. XXV.

„ zum ewigen Leben eingehen „: *Der Wurm, welcher die „ Ruchlosen naget, wird unsterblich seyn; und das Feuer, „ das sie verzehret, wird niemals erlöschen „.

Was da der göttliche Lehrmeister auf eine so fürchterliche Weise andeutet, war schon von verschiedenen Propheten vorgesaget worden. Wir wollen nicht alle ihre Stellen anführen, und uns damit genügen, was Job fünfzehn Jahrhunderte vor Christi Geburt davon gesprochen hat.** „Der „ Gottlose „, sprach dieser erleuchtete Mann, „wird für alle „ Laster, die er begangen hat, gestrafet werden. Seine „ Strafe wird nach ihrer Zahl und ihrer Abscheulichkeit ge„ messen seyn und sie wird ihm dennoch den Tod nicht ge„ währen. Das Feuer, das ihn verzehren wird, ist nicht „ von Menschen angezündet. Dieses Loos behält Gott dem „ Gottlosen vor und diesen Erbtheil wird er für seine Wer„ ke von dem Herrn empfangen „.

Diese Stellen sind so erschrecklich, daß man darüber zittern sollte; sie sind so deutlich, daß sie weder Auslegungen, noch Erklärungen vonnöthen haben; sie sind so glaubwürdig, daß sie überzeugen müssen. Wir haben dann diesem Beweise unsers Satzes nichts weiter beyzusetzen.

Vierter Satz.

Das eigentliche Kennzeichen der Lehrsätze in der christlichen Religion leitet uns nothwendiger Weise zu dem Glauben der ewigen Dauer der Strafen.

Was ist das eigentliche Kennzeichen der Lehrsätze in der christlichen Religion? Diese, daß alles, was sie uns lehret,

* Mark. IX. ** XX. 18. 26. 29.

lehret, alles, was sie und zu glauben vorträgt, etwas Unendliches an sich hat, und mit dem Präge des Unendlichen bezeichnet ist. Dieses beobachtet man allzu wenig; und es liegt dennoch augenscheinlich am Tage, sobald man die verschiedenen Lehrsätze der Religion mit etwas Aufmerksamkeit untersuchet.

Also sieht man in dem ersten Grundartikel dieser Religion, nämlich, in der Menschwerdung des Wortes, eine unendliche Weisheit und Barmherzigkeit. Ein Gott nimmt die Menschheit an, um der Gesetzgeber, das Vorbild, das Haupt, die Bürgschaft der Menschen zu werden: er will in seiner eignen Person die menschliche Natur mit der Gottheit vereinigen, und der Ursprung des übernatürlichen Lebens für die Menschen seyn. Dieß ist gewiß das Merkmaal einer unendlichen Weisheit und Barmherzigkeit.

In der Versehnung der Sünde auf dem Kreuzberge wird man eine unendliche Gerechtigkeit gewahr. Ein Gott, das Schlachtopfer eines Gottes, wird zur Versöhnung der Sünden an das Kreuz geheftet, und stirbt, damit er eine Genugthuung leisten möge, welche mit der Größe dessen, der durch die Sünde beleidiget ist, eine Gleichheit hat. Dieß ist das Merkmaal einer wahrhaft unendlichen Gerechtigkeit.

In den Ehrbezeigungen und dem Gottesdienste der Religion erblicket man eine unendliche Vortrefflichkeit, einen unendlichen Werth, ein unendliches Verdienst, weil alles auf die Verdienste Jesu Christi gegründet ist; weil keine Uebung dieses Gottesdienstes für Gott würdig ist, wenn sie nicht durch die unendlichen Verdienste Jesu Christi erhoben, und im Namen und in Vereinigung der unendlichen Verdienste Jesu Christi verrichtet wird; weil alles, was wir in der

Re-

Religion ausüben, allezeit seinen ächten Werth aus diesen Verdiensten ziehen kann.

In den Belohnungen der Tugend sieht man ein unendliche Freygebigkeit und Herrlichkeit: denn die Belohnung, welche den gerechten Seelen verheißen ist, bestehe darinnen, daß sie in den Schooß der Gottheit übersetzet; für die ganze Ewigkeit in Gott verwandelt; durch die Erkenntniß, durch die Liebe, durch die Sündlosigkeit, durch die Heiligkeit, durch die Glorie, durch die Glückseligkeit Gottes selbsten in Gott verwandelt seyn werden.

Wenn man also alle Lehrsätze der Religion durchgeht, so trifft man allezeit darinnen eine unendliche und unbegreifliche Unermeßlichkeit an. Wenn dann alles, was sie uns vorträgt, das Kennzeichen des Unendlichen an sich hat, und mit dem Präge der Unermessenheit bezeichnet ist; soll man nicht auch erwarten, daß es sich mit der Bestrafung der Sünden, die sie uns vorträgt, auf gleiche Weise verhalten werde? Wenn sie einen Gott verkündiget, welcher unendlich in seiner Weisheit, unendlich in seiner Liebe, unendlich in seinen Gnaden, unendlich in seinen Belohnungen ist; soll man nicht erwarten, daß sie ihn auf gleiche Weise unendlich in seiner Gerechtigkeit und seiner Strengheit vorstellen werde?

Da uns also diese erhabne Religion das Geheimniß der Menschwerdung und alle Folgen dieses Geheimnisses entdecket, lehret sie uns zugleich einen Gott anbethen, welcher aus einer unendlichen Liebe Mensch geworden ist, und für uns sein Leben gegeben hat; sie lehret uns, vor einem Gotte zu zittern, dessen Gerechtigkeit nothwendig eben so unendlich, wie seine Liebe seyn muß. Unterdessen, obschon man von der erhabnen Unermessenheit der Religion gerühret, und von den wunderbaren Beleuchtungen, die sie uns darbeut, überzeu-

get ist, wird man dennoch allezeit von diesem fürchterlichen Lehrsatze in Schrecken gesetzet. Aber kann uns dieses Schrecken das Recht geben, den Lehrsatz nicht zu glauben? Mit nichten. Denn man muß entweder der Religion entsagen, und von allen Dingen, die sie vorträgt, durchaus nichts glauben, oder man muß einen Lehrsatz glauben, welcher mit der äußersten Deutlichkeit vorgestellet wird, und welcher ein wesentliches Kennzeichen an sich trägt, das allen übrigen Lehrsätzen eben derselben Religion eigen ist.

Fünfter Satz.

Was immer die menschliche Vernunft dem Lehrsatze von der ewigen Dauer der Strafen entgegenstellet, ist nicht fähig, denselben wankend zu machen.

Alle Vernunftschlüsse, die man gegen den Lehrsatz von der ewigen Dauer der Strafen machet, sind auf den Begriff gegründet, den man sich von der unendlichen Güte, und von der unendlich vollkommenen Gerechtigkeit Gottes bildet.

Nun aber, alle diese Vernunftschlüsse sind nicht fähig, den Lehrsatz von der ewigen Dauer der Strafen wankend zu machen.

Folglich ist alles, was immer die menschliche Vernunft diesem Lehrsatze entgegenstellet, nicht fähig, denselben wankend zu machen.

Alles, was die Ungläubigen diesem Lehrsatze entgegenstellen, zielet auf den Inhalt des Vordersatzes ab, und will uns sagen: bald, daß es wider eine unendliche Güte streite, Geschöpfe, die sie selbsten aus dem Nichts hervorgezogen hat, ewig unglückselig werden zu lassen; bald, daß es kein Gleich-

maaß

maaß gebe, zwischen einer unaufhörlichen Dauer entsetzlicher Strafen, und zwischen Lastern, welche, wenn man sie immer so abscheulich, und immer so zahlreich setzen wollte, dennoch nur eingeschränkte Stufen der Bosheit gehabt, und zuletzt nur eine Zeitlang gedauret haben; und daß dieses vielmehr eine unendliche Grausamkeit, als eine unendliche Gerechtigkeit seyn würde. Wir setzen also voraus, daß dieser Vordersatz, als ganz bewiesen, zugelassen werde.

Die ganze Beschwerniß haftet dann an dem Mittersatze. Aber nichts ist leichter zu beweisen, als daß alle diese Vernunftschlüsse der Ungläubigen, wegen der unendlichen Güte und Gerechtigkeit Gottes, sehr gebrechlich und fehlerhaft sind. Deßhalben wollen wir zum Anfange den Begriff von der unendlichen Güte Gottes erläutern, und also abfassen, wie er für Gott wahrhaftig anständig ist. Dieser umstand ist zum besten fähig, die Gottlosen und die Ungläubigen aus der Fassung zu bringen, und es ist durchaus nothwendig, dieselben allezeit auf diesen Weg einzuleiten.

Was für einen Begriff sollen wir uns also von der Güte Gottes machen? Diesen: daß sie ein unendlicher Willen Gutes zu thun sey wie er in einem Wesen, welches zugleich unendlich weise, unendlich gerecht, unendlich heilig ist, beschaffen seyn kann, und beschaffen seyn muß.

Dieser unendlich wohlthätige Willen muß durch die Weisheit geordnet werden; denn ohne dieß wäre er vielmehr Schwachheit, als Güte: er muß neben der Gerechtigkeit bestehen können; denn ohne dieß wäre er nichts weiter, als eine Duldung der Ausschweifungen: er muß sich mit der Heiligkeit vertragen, welche eine unendliche Liebe der Ordnung ist; denn ohne dieß würde er in Gott einen seiner wesentlichen Vorzüge vernichten. Jeder andere Begriff, den

man sich von der Güte Gottes machte, würde fehlerhaft seyn.

Nun, dieser unendliche Willen Guttes zu thun, scheint in dem ganzen Betragen, und in allen Anordnungen Gottes gegen den Menschen, wunderbar hervor. Er zeiget sich in dem erhabnen Endzwecke, zu welchem er den Menschen erschaffen hat, und in den Mitteln, die er ihm verleiht, um zu seinem Endzwecke zu gelangen. Er zeiget sich in der Gnade, die er den Menschen erwiesen hat, da er ihnen seinen ewigen Sohn zum Erlöser, zum Schlachtopfer, zum Vorbilde, zum Gesetzgeber gab. Er zeiget sich in den Hülfsmitteln, den Beleuchtungen, den Gnaden, den Unterweisungen, den Heilsmitteln, welche die Religion an die Hand beut. Er zeiget sich in der Geduld, mit welcher Gott den Anblick der Sünden der Menschen überträgt, und die Sünder erwartet, antreibt, in sie dringt, damit sie auf den Pfad der Gerechtigkeit und Tugend zurückkehren. Er zeiget sich in der Verschiedenheit und im Ueberflusse der Güter und Annehmlichkeiten, die uns die Natur anbeut, und womit sie uns bereichert. Aber würde er sich in der ewigen Duldung und allgemeinen Straflosigkeit aller Laster, Ausschweifungen, Gräuel, Abscheulichkeiten zeigen? Der Gottlose selbsten würde es nicht wagen, dieses zu behaupten.

Die Güte Gottes zeiget sich dann in Wahrheit unendlich, da sie den Menschen so viel Gutes erweist. Der Mensch hat die Freyheit, dasselbe sich zu Nutzen zu machen, oder zu misbrauchen. Aber misbrauchet er es, so darf er sich nicht wundern, daß ihn nachmals die Güte der Gerechtigkeit zu Preise giebt; denn es ist eben so wohl eine wesentliche Eigenschaft Gottes, daß er unendlich gerecht, als daß er unendlich gütig ist.

End-

Endlich würde diese Güte für Gott nicht würdig scheinen, wenn die Glückseligkeit der gerechten Seelen ein Ziel haben, und einmal aufhören müßte, entweder durch die Vernichtung dieser gerechten Seelen, oder durch ihre Rückkehr in ein neues Leben, wo sie Prüfungen, Gefahren, und Plagen ausstehen sollten: Auf gleiche Weise würden wir in Gotte keine Weisheit gewahr werden, die seiner würdig wäre, wenn es nicht einen festen und unwandelbaren Bestand der Belohnungen und Strafen gäbe, je nachdem ihn alle Menschen gewählet hätten, denen Gott Zeit und Hülfsmittel zu Genügen verliehen hat, um sich zu entschließen, und zwischen dem Laster und der Tugend, zwischen der Heiligkeit und der Gottlosigkeit die Wahl zu treffen; und wenn die Gerechten wieder lasterhaft, oder die Lasterhaften gerecht werden könnten.

Der Schlußgrund, welchen die Ungläubigen aus der unendlichen Güte Gottes gegen die ewige Dauer der Strafen ziehen, ist also sehr fehlerhaft, weil sie von dieser Güte einen falschen Begriff haben und angeben. Wir werden itzt zeigen, daß der Schlußgrund, welcher aus der Gerechtigkeit gezogen wird, nicht minder gebrechlich sey.

Die Gerechtigkeit ist in Gotte nichts anders, als ein unendlich erleuchteter und allmächtiger Willen, einem jeden Menschen zu seiner Zeit zu geben, was ihm gebühret. Sie ist unendlich erleuchtet: denn sie sieht unendlich besser ein, als der Mensch, was das Verdienst tugendsamer Handlungen, oder das Misverdienst lasterhafter Werke ausmachet. Sie ist allmächtig: denn nichts kann die Ausübung ihrer Rechte aufhalten, oder verhindern. Sie übet ihre Rechte zu seiner Zeit aus; das ist die Belohnung oder die Strafe folget nicht unmittelbar auf die Handlung, damit das

Gute sich befestigen und aufwachsen könne, das Böse aber Zeit und Mittel gewinne, verbessert zu werden. Wir haben beygesetzet: sie giebt den Menschen, was ihnen gebühret; denn da wir von der Gerechtigkeit handeln, so fern sie sich auf die Menschen bezieht, fangen wir von jener keine Untersuchung an, welche gegen die Engel ist ausgeübet worden. Es wird gewiß keinen Ungläubigen geben, der sich weigern dörfte oder könnte, diese Bestimmung von der Gerechtigkeit Gottes anzunehmen.

Aber wie wird man, nach dieser Bestimmung, beweisen können, daß eine ewige Bestrafung der Sünden ungerecht sey? Um dieses zu beweisen, müßte man darthun, daß die Bestrafung die Sünde überschritte. Damit man zeigen könnte, daß die Bestrafung die Sünde überschritte, müßte man ihre ganze Bosheit, und alles, was ihre Abscheulichkeit bezeichnet, vollkommen erkennen; außerdem würde man nicht entscheiden können, ob sie mit der Strafe ein Gleichmaaß oder Ungleichmaaß hätte. Damit man ihre ganze Bosheit und Abscheulichkeit erkennen möchte, müßte man alle Hülfsmittel, Gnaden, und Erleuchtungen deutlich fassen, welche der Mensch gehabt hat, um die Sünde zu vermeiden, oder zu verbessern; man müßte den ganzen Werth jener Gnaden begreifen, welche nichts anders, als die Frucht der unendlichen Verdienste, und des Bluts eines Gottmenschen sind; man müßte verstehen, wie groß die Undankbarkeit, die Verhärtung, die Verachtung der göttlichen Gesetze bey der Sünde sey. Nun aber, dieses ist dem Ungläubigen unmöglich zu bestimmen. Folglich ist es ihm auf gleiche Weise unmöglich, das Gleichmaaß oder Ungleichmaaß der Strafe mit der Sünde, und der Gerechtigkeit oder Ungerechtigkeit der ewigen Strafen zu entscheiden.

In dieser unerforschlichen Unermessenheit kam ein Mensch, der vernünftig denket, wenn er gleich von diesem furchtbaren Lehrsatze zu Boden geschlagen ist, keine andre Vorschrift der Beurtheilungskraft annehmen, als diese: „Ich kann das „ Gleichmaaß einer Sünde mit den ewigen Strafen nicht begreifen; ich kann den Lehrsatz von der ewigen Dauer der „ Strafen nicht fassen. Meine Vernunft, meine Einsichten können nicht so weit reichen. Aber die Offenbarung, „ welche mir einen unendlich gerechten Gott zeiget, trägt mir „ diesen Lehrsatz vor. Dieser Lehrsatz, wenn er unbegreiflich „ und unergründlich ist, läuft also der Gerechtigkeit nicht zu„ wider: folglich ist er nothwendiger Weise wahrhaft„.

Man sieht daraus alle Augenscheinlichkeit, Stärke, und Richtigkeit von der Schlußfolge des vorgetragenen Satzes; nämlich: daß alles, was immer die Vernunft dem Lehrsatze von der ewigen Dauer der Strafen entgegenstellet, nicht fähig sey, denselben wankend zu machen. Aber obschon die Grundsätze, welche in diesen Beweisen verstreuet sind, zum voraus allen Beschwerden der Ungläubigen begegnen, wollen wir dennoch die vorzüglichsten wiederholen, und ein kleines Gespräch mit dem verwägensten und armseligsten Plauderer, der unter den Gottlosen bekannt ist, zum Ende beyfügen.

Antwort
auf die Einwendung der Ungläubigen.
I.

* Gott züchtiget sonder Zweifel wie ein Vater, und seine Züchtigungen sind wahrscheinlicher Weise nichts anders, als Mittel, uns zu bessern: dieß getraue ich mich sogar

* Die Sitten. II. Theil. 1. Artik. 2. §.

sogar von den Strafen nach diesem Leben zu sagen, wenn sie nicht ewig sind. Nun aber die Vernunft ist weit entfernet mich diesen zu belehren, da sie mir ganz den Gegentheil eingiebt. Ich glaube nicht, daß er, gleich einem rachsüchtigen Sterblichen, seine Geschöpfe, wenn sie auch strafbar nnd, um des grausamen Vergnügens willen, sie leiden zu sehen, peinigen wolle. Wenn er sie strafet, so geschieht es, um sie von der Sünde abzuziehen, da er sie die Uebel erfahren läßt, welche die Sünde nach sich zieht: aber ich kann hart begreifen, wie ein unendlich gerechter und gütiger Gott aus dem Triebe der Rachsucht strafen; und noch viel weniger, wie er sich rächen könnte. Die Rachsucht wäre dem Menschen nicht verbothen, wenn Gott sie sich erlaubete: denn der Mensch ist sein Ebenbild.

* * *

Die erste Bemerkung, die wir über diese schöne Stelle machen sollen, ist diese, daß Toussaint sich sehr unanständig ausdrücket, da er die Worte: Rachsucht, Triebe der Rachsucht, brauchet, wo er von den Strafen des zukünftigen Lebens spricht. Die Gerechtigkeit, und nicht die Rachsucht hat sie angeordnet. Die Rachsucht ist eine Empfindung, die Böses mit Bösem vergelten heißt. Die Gerechtigkeit ist die Ausübung einer rechtmäßigen Gewalt zu strafen. Möchte er von einem Richter, der über einen Missethäter das Todesurtheil spricht, etwa sagen, daß er aus dem Triebe der Rachsucht handle? Er würde es nicht wagen. Warum waget ers dann, da er von Gott spricht? Man fasset schon, daß die Rachsucht in einem unendlich vollkommenen Wesen nicht Statt haben kann. Taussaint unterschiebt dann aus Bosheit das Wort:

Rach-

Toussaint] Man lese von ihm meine hist. und krit. Nachrichten im 2 Bande.

Rachsucht für Gerechtigkeit, welches er allein hätte brauchen sollen, damit er diesen Lehrsatz des Christenthumes verhaßt machen möge.

Die zweyte Bemerkung ist diese, daß er, wie es scheint, ein sehr armseliger Philosoph seyn muß, da er saget, die Vernunft belehre uns, daß die Strafen nach diesem Leben nicht ewig seyn. Wir haben in unserm ersten Satze bewiesen, daß uns die Vernunft gerade das Widerspiel eingiebt.

Die dritte Bemerkung besteht in dem, was er von der väterlichen Güte Gottes daher schwatzet. Laßt uns dieß Geschwätze auseinander legen. 1. Scheint die väterliche Güte Gottes in seinem Betragen gegen die Menschen hervor? 2. Ist die väterliche Güte eine Vorschrift, die sich in allen Dingen auf die Güte Gottes anwenden läßt? Dieß müssen wir alsbald untersuchen.

Man vernehme, was wir zum ersten Punkte sagen. Kann man die väterliche Güte Gottes in den Zweifel ziehen, da man sieht, wie viel Gutes er über die Menschen außgießt; mit welcher Zärtlichkeit er sie zur Liebe der Tugend einlädt; wie viele Gnaden er ihnen anbeut; mit was für Geduld er ihre Ausschweifungen überträgt; wie viele Zeit er den Gottlosen verleiht, damit sie ihre Sünden bessern möchten; wie viele Drohungen er sie vernehmen läßt, damit sie in sich gehen, und den furchtbarsten Strafen des zukünftigen Lebens entweichen sollten? Kann man bey dieser Aussicht die väterliche Güte Gottes in den Zweifel ziehen?

Aber soll diese Güte nach der Güte der Menschen geordnet seyn? Keineswegs: denn die väterliche Güte ist ein Gefühl, welches der Schöpfer der Natur den Menschen gegen jene eingeflößet hat, von denen sie Väter sind; welches aber mit der Einsicht, der Macht, und der Gewalt nicht verbunden

ist, womit die Güte Gottes nothwendig verbunden seyn muß. Der Mensch ist ein Geschöpf, welches schwach in seinem Vermögen, beschränket in seinen Einsichten, abhängig in seinem Betragen ist. Gott ist ein Wesen von einer unendlichen Weisheit, welches alles erkennt, was der Würde seiner Vollkommenheiten gebühret, und was die Pflicht des Geschöpfes ausmachet; er ist unendlich in seiner Macht und seiner Gewalt, weil er ein unabhängiges Wesen, und die allgemeine Grundursache ist. Sein Gesetz muß der Liebe, der Macht, der Gewalt des Vaters über seine Kinder zur Leitschnur dienen; dieses muß die Größe und die Gränzen davon bestimmen. Die Liebe Gottes gegen seine Geschöpfe ist durch eine unendliche Weisheit geordnet, und mit einer unendlichen Gerechtigkeit verbunden: denn es ist für Gott eben so wesentlich, unendlich gerecht im Belohnen und Strafen zu seyn, wie es seine Weisheit fodert, als es für ihn wesentlich ist, unendlich gütig zu seyn. Die väterliche Güte des Menschen kann also der Güte Gottes nicht zur Vorschrift dienen, und die Vergleichung, die Taussaint davon machet, kann also nicht auf allen Seiten richtig seyn.

II.

* Fragen Sie mich nicht, ob die Peinen der Gottlosen ewig dauren werden: ich weiß es nicht; und ich habe die eitle Neugierde nicht, unnützliche Fragen zu erläutern. Was ist mir daran gelegen, was aus den Gottlosen werden möge? ich nehme wenig Theil an ihrem Geschicke. Unterdessen fällt es mir schwer zu glauben, daß sie zu Peinen ohne Ende verdammet werden sollen. Wenn die göttliche Gerechtigkeit sich rächet, so rächet sie sich

* Emil. 3. Band. 83. Seite.

sich schon in diesem Leben. Ihr, und eure Irrthümer, o Völker! sind ihre Werkzeuge. Sie brauchet die Uebel, die ihr anrichtet, um die Laster zu bestrafen, welche sie herbeygezogen haben. In euern unersättlichen Herzen, die vom Neide, vom Geize, von der Hoffart gequälet sind, strafen die rächenden Leidenschaften eure Verbrechen, mitten unter euerm falschen Wohlstande. Was ist es vonnöthen, die Hölle im zukünftigen Leben zu suchen? Sie wohnet schon in diesem Leben im Herzen der Boshaften.

* * *

Wer sollte glauben, daß der große Philosoph Rousseau nicht von einem Blatte zum nächsten schreiten könnte, ohne daß er sich auf die ausdrücklichste Weise widerspräche? Was ist mir daran gelegen, saget er hier, was aus den Gottlosen werden möge? Ich nehme wenig Theil an ihrem Geschicke. Man wende das Blatt um, so wird er uns sagen: Wenn die Peinen der Bösen ein Ende nehmen sollen, so preise ich dich dafür o mildes und gütiges Wesen! Ist der Böse dann nicht mein Bruder? Wie oft bin ich versuchet gewesen, ihm gleich zu wirden? Er soll glückselig seyn, wie ich; sein Glückstand wird nur den meinigen vergrößern.

Hier setzet er die Strafen des zukünftigen Lebens unter die Zahl der unnützlichen Fragen; und in eben demselben Bande sieht er sie für eine ausgemachte Nothwendigkeit an *: Philosoph! sagt er, deine sittlichen Gesetze sind ganz schön; aber zeige mir zur Gnade ihre Verbindlichkeit. Höre auf, einen Augenblick, in der Irre herumzuschweifen, und sage mir rund heraus: was setzest du an die Stelle

* 187. Seite.

Rousseau] Joh. Jak. Sein Artikel steht im 2. Bande meiner hist. und krit. Nachrichten.

Stelle des Poul Serrho, das ist, der Hölle? Endlich wenn diese Frage so unnützlich ist, warum ereifern sich die Philosophen so sehr, da man sie vorträgt?

Nachmals erkennt er keine andere Hölle, als die Verwirrungen der Leidenschaften in diesem Leben. So werden dann die Tiberen, die Neronen, die Cromwel, die entsetzlichsten Unbilder der Grausamkeit, der Schwelgerey, der Raubbegierde, durch die Plagen, die ihnen ihre Leidenschaften in dieser Welt verursachten, alles gebüßet haben? Die Heyden verfuhren mit den berühmten Bösewichtern nicht so gelinde. Sie schlugen die Sysiphen, die Ixionen, die Tantalen, die Salmonäen in Fesseln in der Hölle. Johann Jakob Rousseau ist viel gutherziger. Die Bösen sind seine Brüder. Ihr Glückstand wird den seinigen vergrößern.

Endlich saget er, er wisse nicht, ob die Peinen der Gottlosen ewig dauren werden, und es falle ihm schwer, dieses zu glauben Allen Gottlosen fällt es eben so schwer, wie Rousseauen. Ist aber seine Unwissenheit oder seine Untreue zu entschuldigen, wenn er sich hätte unterrichten lassen können, wenn er sich hätte unterrichten lassen sollen, oder wenn er den Unterricht nicht mit Treue, mit Aufrichtigkeit, mit Gelehrigkeit angenommen hat? Dieser Lehrsatz ist allezeit das Schreckbild der Freydenker gewesen: denn gleichwie die Strafloſigkeit die süßeste Lockspeise zum Laster ist, wie Cicero saget: Impunitas peccandi maxima illecebra; also ist die Furcht der Strafen der mächtigste Schranke dawider. Was Cicero so gut begriffen hat, begreifen unsre neuartigen Philosophen eben so gut: allein sie getrauen sich nicht es zu gestehen, weil sie die Folgerung davon einsehen.

Ge-

* Von den Pflicht. 1. B.

Gespräch.

zwischen einem Irrgläubigen und einem Christen, in welchem der Irrgläubige alles vorbringt, was im philosophischen Handlexikon von dem Lehrsatze der Hölle gesaget wird.

Der Irrgläubige.

Glauben Sie an eine Hölle?

Der Christ.

Ja, ich glaube daran: denn die Vernunft leitet mich, sie zu glauben; die allgemeine Erblehre giebt mir sie zu erkennen; und die Glaubenslehre unterrichtet mich davon.

Der Irrgläubige.

Es ist augenscheinlich, daß Ihre allgemeine Erblehre nur aus der Einbildung gequollen ist. Denn, sobald die Menschen in Gesellschaft gelebet hatten, mußten sie wahrnehmen, daß viele Bösewichter der Strengheit der Gesetze entgiengen. Die öffentlichen Laster wurden gestrafet: man mußte für die verborgnen Laster auch einen Schranken setzen. Die Religion allein konnte dieser Schranke seyn. Die Perser, die Chaldäer, die Aegyptier, die Griechen haben Strafen nach diesem Leben ausgedacht; und aus allen Völkern, die uns bekannt sind, haben die einzigen Juden nichts weiter, als zeitliche Strafen zugelassen. Dieß ist die ganze Geschichte des Lehrsatzes von der Hölle.

Der Christ.

Sie bringen da sehr viele Sachen auf die Bahne, die Sie in ganz kurzen Worten abbrechen. Sie setzen: es habe eine Zeit gegeben, wo es den Menschen zu Sinne kam, eine Gesellschaft aufzurichten, und sich eine Religion und Ge-

setze zu bilden. Folglich setzen Sie auch voraus, daß es vor dieser Zeit weder Gesellschaft, noch Gesetze, noch Religion gegeben habe.

Sie setzen, es haben die Perser, die Chaldäer, die Aegyptier, die Griechen die Strafen des zukünftigen Lebens ausgedacht. Folglich sind diese vor ihnen nicht bekannt gewesen.

Sie setzen endlich: es haben die alten Juden nicht einmal einen Begriff von diesem Lehrsatze gehabt. Alle diese Ausspräche und Bedingnißsätze verdieneten wohl, durch etliche Beweise bekräftiget zu werden.

Der Irrgläubige.

Mein Herr! mein Herr! dieß beweist man nicht; dieß hat keiner Beweise vonnöthen.

Der Christ.

Ihre entscheidende Sprache machet mir nichts weiß, und Ihr Ansehen wird mir nicht für Beweise gelten. Aber Sie haben Recht, da Sie sagen: dieß beweist man nicht; denn der Gegensatz läßt sich nicht allein beweisen, sondern sogar überzeugend vor die Augen legen.

1. Daß es eine Zeit gegeben habe, wo die Menschen, wie das Vieh, und ohne alle Gesellschaft, gelebet haben, ist eine Ungereimtheit, welche schon im Romane von der Philosophie der Geschichte, der eben so lächerlich als gottlos ist, vorgetragen wurde, wo der Romanschreiber sich also ausdrücket: Als nach einer großen Menge von Jahrhunderten etliche Gesellschaften aufgerichtet worden sind, ist zu vermuthen, daß es irgend eine Religion, eine Gattung von unförmigen Gottesdiensten gegeben habe. Allein man beut allen Philosophen Trotz, einen Geschichteschreiber aus

dem

dem Alterthume anzuführen, welcher ein Denkmaal jenes sogenannten ersten Standes des viehischen Menschen ohne Gesellschaft und ohne Gesetz aufzuweisen hätte. Im Gegensatze, wo sie die Herkunft der Völker erzählen, zeigen sie uns allezeit die Pflanzstädte, welche sich allmählich in Asien, Aegypten, Griechenlande, Afriken, u. s. w. ausbreiteten. Nun aber fodern die Pflanzstädte der Völker nothwendiger Weise Gesellschaften zum Voraus. Dieß ist die erste Ungereimtheit Ihres Systemes.

2. Eben auf gleiche Weise fodre ich alle ihre gelehrten Philosophen auf, einen einzigen alten Schriftsteller anzuführen, der die Zeit bezeichnete, wo die Perser oder Chaldäer diesen Lehrsatz ausgedacht haben, und der die Urheber davon genannt hätte. Worauf ist dann Ihr beißender Ausspruch gegründet?

3. Sie getrauen Sich zu sagen, die einzigen Juden haben nichts weiter als zeitliche Strafen zugelassen; und man getrauet sich Ihnen zu antworten: Die einzigen Juden bezeugen uns die Strafen und Belohnungen eines zukünftigen Lebens; und sie allein bezeugen uns dieselbigen in Büchern, welche älter als alle sind, die wir in der Welt kennen. Fürchtet den Herrn, saget der Prediger: *haltet seine Gebothe. Dieß ist die wesentliche Pflicht eines Menschen. Denn alles, was geschieht, wird dem Gerichte Gottes unterworfen werden; es möchte nun gut oder böse seyn. Seyn Sie dann bescheidener in Ihren Aussprüchen; und nehmen Sie nicht übel auf, wenn man Ihnen darweist, wie weit ihre Aussagen von der Wahrheit entfernet sind.

Der

Der Irrgläubige.

Aber Moses, oder der Sammler der fünf Bücher saget kein einzig Wort, welches nur die mindeste Beziehung auf die Strafen des zukünftigen Lebens hätte. Man könnte dann mit Rechte zu ihm sagen: „ Sie sind ein widersprechender „ Mann, ohne Redlichkeit und ohne Vernunft. Sie ver„ dienen den Namen eines Gesetzgebers nicht, den Sie Sich „ anmaßen. Wie doch! Sie wissen einen so zurückhalten„ den, einen so nothwendigen Lehrsatz für das Volk, wie „ jener von der Hölle ist, und Sie machen ihn nicht ausdrück„ lich kund, da er dennoch bey allen Völkern angenommen „ ist, von denen Sie umgeben sind. Entweder sind Sie „ ein Dummkopf, und wissen nicht, daß dieser Glaubens„ satz in Aegypten, Chaldäen, und Persien allgemein „ war; oder Sie sind ein sehr unkluger Mann, wenn Sie „ von diesem Lehrsatze Wissenschaft haben, dafern Sie den„ selben nicht zum Grundsteine ihrer Religion geleget ha„ ben „.

Der Christ.

* Sie schimpfen auf Moses, den größesten Mann, den das Alterthum gesehen hat? Das ist nicht recht ehrlich; es kömmt im geringsten nicht philosophisch heraus; und diese Schimpfwörter sind sehr unzeitig angebracht. Der Auftrag des Moses, und der Gegenstand seiner Gesetze gaben ihm nicht Gelegenheit, von der Hölle zu sprechen. Denn was ist der Endzwek seiner Gesetze gewesen? Dieser: 1. Daß er unter seinem Volke den ehrwürdigsten, den herrlichsten Religionsdienst stiftete, welcher zum besten fähig war, die Hoheit und Majestät des höchsten Wesens kund zu machen.

2. Daß

* Man sehe beym Artikel: Moses.

2. Daß er seinem Volke die vernünftigste, die billigste, die reineste Sittenlehre ertheilte, und die Polizey und alle gesellschaftliche Pflichten ordnete. 3. Daß er dieses Volk durch mannigfaltige Gebräuche, Beobachtungen, und sonderbare Gesetze von allen übrigen unterschieden hielt, wegen der großen Absicht der Geburt des Messias, welcher aus diesem Volke entspringen sollte, und wegen der Mittel, ihn zu erkennen.

Was Sie ferner sagen, daß Moses den zurückhaltenden Lehrsatz von der Hölle zum Grundsteine seiner Religion hätte legen sollen, sagen Sie ohne Grund und ohne Vernunft. Denn, 1. aus allen Gesetzgebern und Völkern, die Sie so hoch schätzen und ehren, hat Niemand diesen Lehrsatz zum Grundsteine seiner Religion geleget. Folglich ist Moses nicht widersprechender, nicht unwissender, nicht verdächtiger, als andere. 2. Er war nicht verbunden, Sachen unter seine Gesetze zu bringen, die keineswegs der Gegenstand davon gewesen sind, und von denen das Volk außerdem sehr wohl unterrichtet war. Also hat er von der Unsterblichkeit der Seele, von der zukünftigen Auferstehung, von der Unermeßlichkeit Gottes, u. s. w. nicht ausdrücklich gesprochen, weil alle diese Lehrsätze einem jeden bekannt, und von allen angenommen waren, wie man es aus den Büchern der Juden beweist. Sie geben also dem Moses, um seiner Gesetze willen, Unwissenheit, Widerspruch, und Unredlichkeit sehr mit Unrechte Schuld.

Der Irrgläubige.

So viel ist gewiß, daß der Lehrsatz von der Hölle von den Griechen zu den Römern übergegangen, und dann von den Christen angenommen worden ist. Sehen Sie da die Quelle Ihres Glaubens?

Der Christ.

Lassen wir die Römer und die Griechen in ihrem Werthe: aber denken Sie wohl an die Ungereimtheit, die ihnen entfallen ist.

Der Irrgläubige.

Von was für einer Ungereimtheit wollen Sie sagen?

Der Christ.

Von dieser, daß Sie behaupten, oder mindstens vermuthen lassen, Jesus Christus habe die Weltweisheit und die Bücher der Griechen und Römer studiret. Denn da die Christen diesen Lehrsatz allein auf das Wort Jesu Christi glauben, und da dieser Lehrsatz nur von den Griechen und Römern auf die Christen gekommen seyn soll; so muß es wohl folgen, daß Jesus Christus ihn aus ihrer Weltweisheit und ihren Büchern hergeholet habe. Ihre Meynung ist wahrhaftig sonderbar, und ganz neu.

Der Irrgläubige.

Allein mehrere Kirchenväter haben an die ewige Strafen nicht geglaubet. Es hat ihnen abgeschmackt geschienen, daß ein armer Mensch durch eine ganze Ewigkeit brennen sollte, weil er eine Geise gestohlen hätte.

Der Christ.

Dieser Mensch, der die Geise gestohlen hat, darf es nur bereuen; er darf nur Gott und dem Nächsten Genügen schaffen, so viel es von ihm abhängt; und er wird nicht brennen; dieß ist eine sonnenklare Sache. Aber sie beschuldigen mehrere Kirchenväter, daß sie an die ewigen Strafen nicht geglaubet haben. Mein! nennen sie doch dieselbigen, zum Gefallen, die nicht daran geglaubet haben. Ich weiß

es

es wohl, daß man es dem Origenes Schuld giebt. Aber ich weiß auch, daß diese Beschuldigung sehr hart zu beweisen, und sehr leicht zu beantworten ist. Sie ist sehr hart zu beweisen; denn der heilige Pamphyl, der Märtyrer, in seiner Schutzschrift für den Origenes, und Ruffin legen klar an den Tag, daß man ihm viele Meynungen zugeeignet, die er nicht gehabt hat, und daß man etliche seiner Werke verfälschet habe. Sie ist sehr leicht zu widerlegen: denn man kann sich über diesen Lehrsatz nicht deutlicher ausdrücken, als er in seiner Auslegung über den heiligen Matthäus gethan hat. Vernehmen Sie, wie dieser große Mann sich ausdrücket *

Welche Jesum Christum verlassen, werden zum ewigen Feuer verdammet, das von jenem, dessen wir uns bedienen, ganz unterschieden ist. Von diesem Feuer saget Isaias: Ihr Wurm wird nicht sterben, und ihr Feuer nicht erlöschen. Dieß Feuer ist ewig und unsichtbar, wie es Job vorgesaget hat, als er sprach: Sie werden von einem Feuer verzehret werden, welches nicht angezündet wird. Dieses ewige Feuer war für den Teufel und für seine Engel bereitet worden, und es wird auch der Wohnsitz derjenigen seyn, welche dem Teufel und seinen Engeln nachfolgen werden. Also redet dieser große Lehrer, welcher durch seinen Verstand und seine Gaben einer der

35. Abhandl.

dieser große Lehrer] Nicht nur Origenes, sondern auch den heiligen Hieronymus wollen die Ungläubigen zum Vertheidiger ihres Handels machen. Sie ziehen aus seinen Schriften verschiedene Stellen an, worinnen sie zu finden meynen, daß dieser heilige Kirchenlehrer geglaubet habe, die Strafen der Hölle werden ein Ende nehmen. Aber Hieronymus trägt in diesen Stellen entweder nur fremde, nicht seine, Meynungen vor, wie er öfter zu thun pflegt: oder er spricht von den

der vortrefflichsten, und durch seine Tugenden einer der ehrwürdigsten Männer war, die das Christenthum gezählet hat.

Strafen des Fegfeuers. Er saget in eben denselben Stellen, welche die Gegner hervorsuchen, nichts anders, als daß die Strafen der Christen, die im wahren Glauben sterben, (im Fegfeuer) einmal aufhören werden, und er saget zugleich ausdrücklich, die Peinen der Ungläubigen, und des Teufels selbsten, werden ewig dauren. Aber an andern Orten, wo er von allen Menschen spricht, die in einer schweren Sünde sterben, machet er keinen Unterschied zwischen den Gläubigen und den Ungläubigen: sondern saget ganz deutlich, daß die Sünder ewige Peinen auszustehen haben werden: wie es Simonet und andere Gottesgelehrten zeigen, wo sie von den Strafen der verdammten Engel und Menschen sprechen. Es ist dann Hieronymus in diesem Stücke den Philosophen eben so wenig günstig, als Origenes.

VIII.

Dreyeinigkeit.

Dreyeinigkeit, ist ein geheiligtes Wort in der Religion, um einen einzigen Gott auszudrücken, der in dreyen Personen besteht. Die Dreyeinigkeit ist aus allen Geheimnissen das verborgenste, das erhabenste über allen menschlichen Verstand, das unbegreiflichste Geheimniß, und zugleich der nothwendige Grund und die Feste aller übrigen Geheimnisse, und alles desjenigen, was immer uns die Religion Großes, Wichtiges, und Göttliches vorträgt.

Gleichwie man seine Blicke auf die Sonne nicht heften kann, ohne daß man durch die Unermessenheit ihres Lichtes geblendet, und gleichsam blind gemacht werde; und gleichwie unsre Schwache Sehkraft desto mehr dadurch geschwächet und verderbet würde, je hartsinniger man darauf beharren wollte, sie in die Augen zu fassen: also kann man die Aussichten der menschlichen Vernunft zu der unbegreiflichen Dreyeinigkeit nicht erheben, ohne daß diese schwache Vernunft davon betäubet, erschüttert, und gleichsam blind gemacht werde; und je mehr sie darauf beharren wollte, dieselbe zu betrachten, desto mehr würde sie der Gefahr sich ausstellen, von dem unendlichen Glanze, der aus diesem Geheimnisse zurückfällt, entkräftet zu werden. Aber gleichwie man sicher und ohne Gefahr von dem Lichte, der Kraft, und der Wirksamkeit der Sonne urtheilen kann, wenn man seine Augen auf die Gegenstände wirft, die sie beleuchtet, erwärmet, beseelet, lebendig machet; also wird auch die Vernunft in der Untersuchung dieses Geheimnisses auf eine sichere Weise fortschreiten können, wenn es ihr genüget, die Aussprüche der Re-

ligion, des Glaubens, der göttlichen Schrift von der Dreyeinigkeit zu Rathe zu ziehen: und alsdann werden die unerforschlichen Abgründe dieses Geheimnisses für die Vernunft eine Quelle der reinesten Beleuchtungen, und der süßesten Zufriedenheit werden. Et nox illuminatio mea in deliciis meis. *

Also wollen auch wir in dem, was wir von diesem Geheimnisse zu sprechen Willens sind, zu Werke gehen. Wir werden zum Anfange erklären, was man durch das Wort: Dreyeinigkeit, verstehen soll, und was die Kirche dadurch versteht. Wir werden zeigen, daß dieses Geheimniß der nothwendige Grund und die Feste der ganzen Religion ist. Nachmals werden wir beweisen, daß es in der göttlichen Schrift deutlich geoffenbaret ist. Dann werden wir darthun, daß es unmöglich ist, in dem, was uns der Glauben von diesem Geheimnisse lehret, irgend einen Widerspruch zu zeigen. Endlich werden wir auf die Schwierigkeiten antworten, welche die Ungläubigen dagegen aufzuwerfen sich bemühen.

Erster Artikel.

Was ist die Dreyeinigkeit?

Durch das Geheimniß der herrlichen und unbegreiflichen Dreyeinigkeit erscheint Gott wahrhaftig als Gott, und über alles unendlich erhaben, was nicht Gott ist. Nichts von allem, was die größesten Geister von diesem höchsten Wesen haben begreifen können; nichts von allem, was die Vernunft in den natürlichen Dingen entdecken kann, um uns zu der Erkenntniß dieses höchsten Wesens zu erheben, kömmt vom Weiten den hohen Begriffen bey, die uns dieses anbethens-

* 138 Psalm.

thenswürdige Geheimniß von Gott an die Hand beut. Es zeiget uns eine unendliche Natur, welche unendlich einfach, und zugleich unendlich, ewig, und nothwendig fruchtbar ist; aber deren Fruchtbarkeit die unendliche Einheit nicht zerstöret: es zeiget uns einen Gott, welcher in einer einzigen Natur und Wesenheit, und zugleich in dreyen Personen, dem Vater, Sohne, und heiligen Geiste, bestehet.

Aber wie kann man drey Personen fassen, die in einer gleichen und einzigen Wesenheit, oder unendlich einfachen Natur bestehen? Dieser Gegenstand ist über den Begriff der Vernunft allzu sehr erhaben, daß sie ihn durch ihre eignen Einsichten begreifen sollte. Aber, wenn sie durch die göttlichen Aussprüche beleuchtet ist, so lernet sie also von Gotte denken.

Da Gott ein ewiges, unendlich einfaches, unendlich fruchtbares Wesen ist, erkennt er alle seine unendlichen Vollkommenheiten; und diese Erkenntniß liegt in der göttlichen Wesenheit, und ist von der göttlichen Wesenheit nicht unterschieden, weil diese Wesenheit unendlich einfach ist.

Da Gott unendlich vollkommen ist, und sich selbsten vollkommen erkennt, liebet er sich unendlich, und nothwendiger Weise; und diese Liebe liegt in der göttlichen Wesenheit, und kann von der göttlichen Wesenheit nicht unterschieden werden, weil in dieser Wesenheit nichts seyn kann, was ihrer unendlichen Einheit entgegengesetzet wäre.

Dennoch begreifen wir, daß die Erkenntniß nicht das Urwesen; daß die Liebe nicht die Erkenntniß; und daß das Urwesen, die Erkenntniß, und die Liebe nothwendig und wesentlich Gott selbsten ist, der allezeit Einer, allezeit der Einzige, allezeit unendlich einfach ist. Was wir also von dem Urwesen, von der Erkenntniß, und von der Liebe begreifen,

saget uns der Glauben, daß sie wahre Personen in Gotte sind. Das Urwesen ist der Vater; die Erkenntniß, welche wesentlich und ewig in Gotte wohnet, ist der Sohn; die Liebe, welche wesentlich und ewig in dem Vater und dem Sohne wohnet, ist der heilige Geist. Da haben wir dann in Gotte die Einigkeit, und die Dreyfaltigkeit: die Einigkeit in der Wesenheit oder der Natur: und die Dreyfaltigkeit in den Personen.

Eine Art des Daseyns, welche die Vernunft anbethet, weil es das Daseyn des höchsten Wesens ist; welches die Vernunft nicht fassen kann, weil sie beschränket und endlich ist; woran sie nichts Widersprechendes wahrnimmt, weil sie keine so klaren und so deutlichen Begriffe davon haben kann, daß sie bejahen oder verneinen könnte, und weil sie nur auf das Ansehen der Offenbarung glaubet!

Eine Art des Daseyns, ein Geheimniß, welches über unsern Verstand so weit erhaben ist, als das Unendliche über das Beschränkte und Endliche hinausgeht! Ein Geheimniß, welches der Gottheit einen ganz besondern Rang einräumet, der mit allem, was wir an den Geschöpfen sehen, nicht die geringste Gleichförmigkeit hat, und folglich über alle Geschöpfe unendlich erhaben ist! Ein Geheimniß, woraus alle übrige Geheimnisse fließen, welche die Feste, die Einrichtung, und die Anlage der ganzen Religion sind, wie man es im folgenden Artikel erörtern wird.

Zweyter Artikel.

Das Geheimniß der Dreyeinigkeit ist der Grund und die Feste der ganzen Religion.

Man kennt die Religion nicht; man kann sogar von der Religion sich keinen richtigen Begriff machen, wenn man

man das Geheimniß der anbethenswürdigen Dreyeinigkeit nicht kennet. Dieses giebt uns der göttliche Stifter des Christenthumes klar zu erkennen, da er uns an einem Orte saget: * Das ewige Leben besteht darinnen, daß man den einzigen wahren Gott, und Jesum Christum, den er gesendet hat, erkenne. An einer andern Stelle saget er zu seinen Aposteln: ** Der heilige Geist, welchen der Vater in meinem Namen zu euch senden wird, wird euch alle Wahrheit lehren. Und anderswo: *** Ihr werdet im heiligen Geiste getaufet, das ist, mit der göttlichen Kraft des heiligen Geistes begabet und erfüllet werden.

Fürwahr, es ist eben so wesentlich in der Religion, den Gottmenschen als Erlöser, und den göttlichen Geist, als Heiligmacher, zu erkennen, als es wesentlich ist, den einzigen wahren Gott zu erkennen. Oder besser zu sagen: Man kann, seitdem das Evangelium verkündiget ist, den einzigen wahren Gott nicht erkennen, wenn man nicht den göttlichen Erlöser und den göttlichen Heiligmacher erkennt.

Die Erkenntniß des Daseyns eines Gottes, welcher der Schöpfer und die allgemeine Grundursache ist, muß gewiß der erste Grundsatz der Religion seyn. Dieses bekennen wir in unserm Glaubensbekenntnisse: Ich glaube an Gott Vater, den allmächtigen Schöpfer des Himmels und der Erde. Aber die Beleuchtungen, welche uns diese Grundwahrheit ertheilet, wenn sie immer so stark und immer so einleuchtend seyn mögen, sind dennoch nichts im Vergleiche mit jenen, die uns das Geheimniß der göttlichen Dreyeinigkeit an die Hand beut. Die Erkenntniß dieses Geheimnisses entdecket uns

* Joh. XVII. ** Ebend. XIV. und XVI.
*** Apostelgesch. I.

uns die unerforschlichen Abgründe der Vollkommenheiten und der Wesenheit Gottes; die Absichten seiner Weisheit, um die Menschen des hohen Endzweckes würdig zu machen, zu welchem sie erschaffen sind; die Wunder seiner Liebe, womit er ihnen Beweggründe, Beystand, und Mittel anbeut, welche fähig sind, sie zu diesem hohen Endzwecke zu leiten, und womit er ihnen besser zu erkennen giebt, was sie gegen Gott sind, was sie Gotte schuldig sind, und was sie von Gotte zu erwarten haben. Was für einen Schwung wird nicht das Herz des Menschen gegen seinen Gott hinauf nehmen; wie eifrig wird die Huldigung seiner Dankbarkeit und seiner Liebe werden; mit einem Worte, wie vollkommen wird sein Dienst und seine Religion seyn, wenn er betrachtet, was der göttliche Erlöser für ihn gethan hat, und was der göttliche Heiligmacher noch alle Tage thut? wenn er erkennt, daß er durch die Verdienste Jesu Christi zu der Kindschaft Gottes erhoben ist? daß ihm durch die Wirkung des heiligen Geistes das Kennzeichen der Gerechten in die Seele geprägt worden ist? daß er zu einer glorwürdigen Unsterblichkeit bestimmet ist, welche die Folge jener Aufnehmung an die Kindstatt Gottes, und jenes Kennzeichens der Gerechtigkeit und Heiligkeit seyn wird?

Aber da die Religion nur in der Liebe und im Gehorsame besteht, den man dem höchsten Wesen schuldig ist, liegt es nicht am Tage, daß das Geheimniß der Dreyeinigkeit, welches uns mit so großer Herrlichkeit entdecket, was Gott ist; was er für uns gethan hat; was wir zu thun haben, um seinen Absichten, seinen Anschlägen, seinen Wohlthaten zu entsprechen; was wir von ihm glauben, hoffen, erwarten, und fürchten sollen: liegt es nicht am Tage, daß dieses Geheimniß das wesentlichste Stück der Religion, und der

Grund und die Feste sey, worauf nothwendiger Weise die ganze Religion ruhet? Wir wollen hier nicht alle diese so wichtigen und so erhabnen Gedanken entwickeln. Wir geben sie den Betrachtungen des Menschen Preis, der zu denken fähig ist.

Dritter Artikel.

Das Geheimniß der Dreyeinigkeit ist in der göttlichen Schrift deutlich geoffenbaret.

Was die Bücher des alten Bundes nur auf eine dunkle und verhüllte Weise von der Dreyfaltigkeit der Personen in Gotte angedeutet hatten, das hat Jesus Christus in seinem Evangelium deutlich und ausdrücklich vorgetragen. Eh er gen Himmel fuhr, kündigte er seinen Aposteln an, daß sie nur im Namen der anbethenswürdigen Dreyeinigkeit, und durch das Bekenntniß des Glaubens an das Geheimniß der hochwürdigen Dreyeinigkeit, die Menschen zum Dienste der neuen Religion, die er vom Himmel gebracht hatte, aufnehmen sollten. Gehet, sprach er zu ihnen, * und lehret alle Völker; und taufet sie im Namen des Vaters, des Sohns, und des heiligen Geistes. Da er saget: Im Namen, zeiget er die Einheit der Natur und Wesenheit Gottes deutlich an; da er saget: des Vaters, des Sohns, und des heiligen Geistes, giebt er die Dreyfaltigkeit der Personen ausdrücklich zu erkennen. Dieß waren die letzten Verordnungen, die er ihnen auftrug, eh er von ihnen schied. Aber was er da in kurzen Worten zusammen zieht, leget er in der ganzen Folge seines Evangeliums mit der gehörigen Ausdehnung und Deutlichkeit auseinander.

Erstlich

* Matth. XXVIII.

Erstlich redet er uns in sehr vielen seiner Unterweisungen von der Person seines Vaters, vom himmlischen Vater, vom Vater, der ihn gesendet hatte, vom Vater, dessen Willen er allezeit erfüllte; vom Vater, welcher der einzige wahre Gott ist, und welchen man nothwendig erkennen und anbethen muß. Wir wollen diesen Beweis nicht mit Auszügen beladen: man findet die Stellen auf allen Blättern des Evangeliums; sie kommen allzu zahlreich vor, daß sie unbekannt seyn könnten. Hier ist dann die erste Person der Dreyeinigkeit deutlich angekündiget.

Nachmals entdecket er sich selbsten, als den wahren Gott, den Sohn Gottes, und Gotte gleich. Er prediget, er lehret dieses; er will dafür erkannt werden. Dieß haben die Juden ganz wohl verstanden und begriffen, wie es uns der heilige Evangelist Johann durch die Stelle bezeuget, welche wir anführen wollen. Man wird dadurch zugleich erkennen, sowohl was die Juden von der Göttlichkeit seiner Person gedacht haben, als was Jesus Christus davon vorgetragen hat.* „Die Juden„, saget der heilige Johann, „suchten „dann mit mehr Verlangen, als jemals, die Gelegenheit, „Jesu das Leben zu nehmen, nicht allein deßhalben, weil er „den Sabbat nicht hielt, sondern auch, weil er Gott seinen Vater nannte, und sich selbsten Gotte gleich machte. „Jesus gab ihnen also die Antwort, und sprach: Ich sage euch in Wahrheit: der Sohn kann nichts thun, als „was er seinen Vater thun sieht; und alles, was der Vater thut, das thut der Sohn auf gleiche Weise. Gleichs „wie der Vater Todte auferwecket, und ihnen das Leben „giebt, also giebt der Sohn das Leben, wenn er will. „Der Vater richtet Niemanden; er hat die ganze Gewalt

„dazu

„ dazu seinem Sohne verliehen, damit alle den Sohn eh-
„ren, wie sie den Vater ehren: und wer also den Sohn
„nicht ehret, der ehret den Vater nicht, welcher ihn gesen-
„det hat„. Aus einer großen Menge Stellen von glei-
chem Inhalte und von gleicher Stärke, die wir anführen
könnten, halten wir uns an diese einzige, aus welcher man
die zweyte Person der anbethenswürdigen Dreyeinigkeit, Je-
sum Christum, sehr deutlich sieht und erkennet.

Endlich der heilige Geist, die dritte Person der Dreyei-
nigkeit, wird auch in eben demselben Evangelium mit glei-
cher Klarheit angekündiget.

Man vernehme, wie sich Jesus Christus von ihm aus-
drücket: * „ Wenn der Geist der Wahrheit, welcher vom
„Vater ausgeht, und welchen ich aus dem Schooße mei-
„nes Vaters zu euch senden werde, gekommen seyn wird,
„da wird er euch von mir Zeugniß geben. Er wird euch
„alle Wahrheit lehren; er wird nicht aus sich selbsten re-
„den; sondern er wird euch sagen, was er hören wird.
„Er wird mich verherrlichen; denn er wird von mir em-
„pfangen, was er euch vorkragen soll. Alles, was mei-
„nem Vater angehöret, das gehöret auch mir an; deßhal-
„ben habe ich euch gesaget: er wird von mir empfangen,
„was er euch vortragen soll„. Hier haben wir eine dritte
göttliche Person, die vom Vater ausgeht, die vom Sohne
empfängt, und die weder Vater, noch Sohn ist. Denn wer
vom Vater ausgeht, ist nicht der Vater: jener Geist, wel-
chen der Sohn senden wird, ist nicht der Sohn: jener Geist,
der im Schooße Gottes wohnet, ist Gott selbsten. Da se-
hen wir dann die drey Personen der anbethenswürdigen Drey-
einigkeit in der göttlichen Schrift deutlich geoffenbaret.

Was

* Joh. XIV. und XVI.

Was bleibt aber, nach einer so ausdrücklichen Verkündigung der Dreyfaltigkeit der Personen, und der Einheit der Natur Gottes, einem Philosophen noch zu thun übrig? Oder er muß sich unterwerfen, und dieses unerforschliche Geheimniß demüthig anbethen; oder er muß behaupten, das Evangelium verdiene keine Achtung von einem vernünftigen Menschen. Auf welche Seite soll er sich schlagen?

Vierter Artikel.

Es ist unmöglich zu zeigen, daß in dem Geheimnisse der Dreyeinigkeit irgend ein Widerspruch sey.

Die Dreyeinigkeit, wie wir gesaget haben, ist ein Geheimniß, durch welches wir an einen einzigen Gott glauben, der in dreyen Personen besteht; oder, durch welches wir glauben, daß die unendlich einfache Natur Gottes drey Personen in sich enthalte, welche der Vater, der Sohn, und der heilige Geist sind; also, daß diese Personen nur eine gleiche Wesenheit oder Natur mit einander haben, und nur einen einzigen Gott ausmachen. Diesen Begriff soll man von der Dreyeinigkeit haben, und diese Bestimmung soll man davon geben: und man vernehme, wie man beweisen kann, daß es unmöglich sey zu zeigen, daß dieses Geheimniß irgend einen Widerspruch in sich enthalte.

Der Widerspruch ist ein förmlicher Gegensatz, den man deutlich merket, zwischen Begriffen, von denen einer förmlich ausschließt, was der andere vorstellet, oder zwischen Ausdrücken, von denen einer förmlich verneinet, was der andere bejahet.

Nun aber ist es unmöglich zu zeigen, daß unter den Begriffen, die man von der Dreyeinigkeit angiebt, einer

förmlich

förmlich ausschließe, was der andere vorstellet, oder daß in den Ausdrücken, derer man sich bedienet, um dieses Geheimniß vorzutragen, einer förmlich verneine, was der andere bejahet.

Folglich ist es unmöglich zu zeigen, daß in dem Geheimnisse der Dreyeinigkeit irgend ein Widerspruch sey.

Durch diese Schlußrede, durch diesen Vernunftschluß beweisen wir unsern Satz, und damit wir die Stärke davon besser zu erkennen geben, wollen wir jeden Theil erklären.

1. Der Vordersatz unsrer Schlußrede ist die Bestimmung des Widerspruchs selbsten. Denn um zu behaupten, daß ein Satz einen Widerspruch enthalte, muß aus den Begriffen, welche diesen Satz ausmachen, einer förmlich ausschließen, was der andere vorstellet, und man muß diesen Gegensatz oder diese Ausschließung gegen einander deutlich erkennen. Der Vordersatz der Schlußrede ist dann ein Grund, welchem der Ungläubige selbsten nicht entstehen kann.

2. Laßt uns zum Mittersatze schreiten. Die Ausdrücke, welcher sich die Christen bedienen, da sie ihren Glauben von der Dreyeinigkeit vortragen, sind die Ausdrücke: selbständiges Wesen, Natur, Wesenheit; und die Ausdrücke: Personen, Vaterschaft, Kindschaft, Ausgehung, oder: Vater, Sohn, und heiliger Geist.

Aber welcher Mensch wird sich getrauen zu sagen, daß er von dem, was diese Ausdrücke vortragen, klare Begriffe habe; das ist: von dem selbstständigen Wesen, von der Natur, von der Wesenheit Gottes, von der Art des Daseyns Gottes, von dem, was in Gotte ist? Wenn es geoffenbaret ist, daß es in Gotte eine Vaterschaft, eine Kindschaft, eine Ausgehung gebe, wer wird sich getrauen zu sagen, daß er von dem, was diese Ausgehung, Kindschaft,

und

und Vaterschaft sind, klare Begriffe habe? Und wenn er von dieser göttlichen Wesenheit, von der Art des Daseyns, von der Vaterschaft, Kindschaft, und Ausgehung Gottes keine klaren Begriffe haben kann, wie wird er einen deutlichen Gegensatz zwischen diesen Dingen merken? Wenn er endlich keinen deutlichen Gegensatz merket, wie wird er behaupten können, daß ein Widerspruch darunter sey? Nach der Weise, wie die Christen dieses Geheimniß vortragen, bezieht sich der Ausdruck: Einheit, nur auf die göttliche Wesenheit; der Ausdruck: Dreyfaltigkeit und Personen, bezieht sich auf die Art des Daseyns. Wenn es nun unmöglich ist, von der Wesenheit Gottes, und von der Art des Daseyns Gottes einen deutlichen Begriff zu haben, wie wird man zwischen den Ausdrücken: Einheit und Dreyfaltigkeit, durch welche wir seine Wesenheit, und seine Art des Daseyns bedeuten, einen klaren Gegensatz merken können? Wie wird man beweisen können, daß in dem, was wir von dem Geheimnisse der Dreyeinigkeit zu glauben bekennen, ein Widerspruch vorhanden sey?

Und man sage nicht, wenn wir keine klaren Begriffe von den Dingen haben, welche durch die Ausdrücke bedeutet werden, die wir brauchen, da wir von der Dreyeinigkeit reden, daß wir alsdann nichts als Worte sagen; daß an diese Worte, die wir aussprechen, keine bestimmten Begriffe geheftet seyn; daß wir etwas glauben, aber ohne zu wissen, was wir glauben; und daß wir folglich nur Worte glauben; dieß ist, daß wir lediglich nichts glauben.

Man wird nicht sehr verlegen seyn, um eine solche Einwendung zu beantworten. Man wird sagen: Wir haben einen Begriff von den Dingen, welche in der Natur durch die nämlichen Ausdrücke bedeutet werden, wie jene sind, die

wir

wir brauchen, da wir von der Dreyeinigkeit reden. Also haben wir einen allgemeinen Begriff von dem, was eine Person ist, in den Wesen, welche nicht über unsre Einsicht und unsre Vernunft hinausreichen. Aber durch Hülfe dieses allgemeinen Begriffes machen wir uns auch einigen Begriff, von dem, was eine Person in der göttlichen Natur ist; obschon einen sehr dunkeln Begriff, welcher nothwendiger Weise sehr dnnkel seyn muß, weil der Gegenstand unendlich erhaben, und höher ist, als alle natürliche Einsichten. Es ist also grundfalsch, daß wir ein Wort aussprechen, an welches kein bestimmter Begriff geheftet ist, wenn wir das Wort: Person, in dem Geheimnisse der Dreyeinigkeit brauchen. Was wir von dem Worte: Person, gesagt haben, können wir auch von den Worten: Vaterschaft, Kindschaft, Ausgehung, sagen, von welchen wir uns auf gleiche Weise Begriffe machen mögen, die sich darauf beziehen; aber nur so weit darauf beziehen, als von dem Endlichen auf das Unendliche, und von Dingen, die unter dem Bezirke der Vernunft sind, auf Dinge, die über den Bezirk der Vernunft hinausgehen, eine Beziehung, oder Verwandschaft Statt haben kann.

Man gesteht es zwar, daß alles, was wir da sagen, das Geheimniß nicht erkläret. Aber dieß ist auch unser Vorhaben nicht. Diese Erklärung ist unmöglich: denn da die Wesenheit und die Art des Daseyns Gottes ein unendlicher Gegenstand ist; so fällt es einem beschränkten und endlichen Verstande unmöglich, ihn zu erklären und zu begreifen, oder begreiflich zu machen. Unser ganzes Vorhaben besteht darinnen, daß wir zeigen wollen, die Herren Philosophen seyn sehr armselige Logiker, da sie sich anmaßen, Widersprüche in Dingen zu beweisen, die sie nicht begreifen, und von denen

sie unmöglich so deutliche Begriffe haben können, daß sie mit aller Gewißheit Ja oder Nein sagen dörften.

Man sieht aus allem, was wir itzt gesagt haben, daß die Christen und die Philosophen in diesem Stücke beyde ihre eigene Art zu vernünfteln haben. Die Christen sagen: Es ist bewiesen, daß dieses Geheimniß geoffenbaret sey; folglich soll man es glauben, obschon man es nicht begreifen kann. Die Philosophen, ohne daß sie sich Mühe machen zu sehen, ob es eine Offenbarung gebe, sagen: Man begreift dieses Geheimniß nicht; folglich darf man es nicht glauben.

Wer aus beyden machet den bessern Vernunftschluß, die Christen oder Philosophen? Diese Frage verdienete wohl, untersuchet und beantwortet zu werdeu.

Einwendungen der Philosophen wider das Geheimniß der Dreyeinigkeit.

I.

Die große Sturmrüstung der Philosophen gegen das Geheimniß der Dreyeinigkeit ist jener berüchtigte Grundsatz, welcher den Grundstein aller richtiger Vernunftschlüsse und aller Beweisungen ausmachet, und nothwendig zur Ueberzeugung leitet: Quæ sunt eadem uni tertio, sunt eadem inter se; das ist: Dinge' die mit einem dritten Dinge einerley sind, sind auch unter einander einerley; oder, sie machen mit einander ein nämliches Ding aus.

„ Dieser Grundsatz „, sagen sie, „ stürzet alles, was „ man von der Dreyeinigkeit behauptet, lediglich zu Boden. „ Man saget, die Person des Vaters sey von der Person „ des Sohnes unterschieden, die Person des heiligen Gei„ stes sey von der Person des Sohnes, und von der Per„ son des Vaters unterschieden. Aber durch diesen Grund„ satz

„ satz wird bewiesen, daß die Personen des Vaters, des „Sohns, des heiligen Geistes nur ein nämliches Ding seyn, „ und daß es folglich keine Dreyfaltigkeit gebe „. Und man sehe, wie sie es vortragen.

„ Dinge, die mit einem dritten Dinge einerley sind, sind „ auch unter einander einerley.

„ Nun aber, die Personen der Dreyfaltigkeit sind mit „ einem dritten Dinge, nämlich mit der göttlichen Natur, „ einerley.

„ Folglich sind die Personen der Dreyfaltigkeit unter „ einander einerley, und machen nur ein nämliches Ding „ aus „.

Antwort auf diese Schlußrede.

Wir geben auf diesen Beweisgrund zweyerley Antworten. Durch die erste werden wir zeigen, daß man diesen Grundsatz annehmen könne, ohne daß es möglich sey, gegen das Geheimniß der Dreyeinigkeit etwas daraus zu schließen: und durch die zweyte werden wir beweisen, daß man, wenn man einen richtigen Vernunftschluß machen will, diesen Grundsatz nicht brauchen könne, da von der Dreyeinigkeit die Rede ist.

Wir sagen dann erstlich: Es ist nicht möglich, aus diesem Grundsatze etwas gegen die Dreyeinigkeit zu schließen. Denn da die Dreyeinigkeit ein Geheimniß ist, durch welches die drey Personen nur eine nämliche, einzige, und zählbare Wesenheit und Natur unter einander haben; und da die Wesenheit der Person des Vaters eben dieselbige ist, wie die Wesenheit der Person des Sohnes, und der Person des heiligen Geistes: so folget daraus, daß der Vater, der Sohn, und der heilige Geist einander gleichförmig sind, und

nur ein nämliches Ding mit einander ausmachen, was die Wesenheit betrifft.

Man wird also mit einem kleinen distinguo der Logiker auf die drey Sätze des Beweisgrundes in aller syllogistischer Schärfe antworten können. Man wird erstlich sagen: Wir geben ohne Beschwerniß den Vordersatz zu, welcher der Grundsatz des Einwurfes ist. Nachmals wird man den unterschiedenen Verstand des Mittersatzes auf diese Weise anzeigen: **Nun aber die Personen der Dreyeinigkeit sind mit einem dritten Dinge einerley.** Sie sind einerley, was die Wesenheit betrifft; das giebt man zu. Sie sind einerley, betreffend alles, was diese Wesenheit ausdrücket; das giebt man nicht mehr zu. Auf gleiche Weise läßt sich der unterschiedene Verstand des Schlußsatzes anzeigen. Und dieß wird erklecken, um das Geheimniß mit dem Beweisgrunde zu vergleichen, und zu zeigen, daß der Beweisgrund dem Geheimnisse nicht entgegensteht, weil man eine wahre Gleichförmigkeit der Wesenheit zwischen den dreyen Personen erkennt.

Sobold man den verschiedenen Verstand unterscheidet, in welchem ein Satz angenommen werden kann, so rechtfertiget man auf einmal die Wahrheit des Satzes, den man behauptet, und die Wahrheit des Beweisgrundes, der ihn zu bestreiten scheint. Wenn aber diese Unterscheidung nicht alle Deutlichkeit und Verständlichkeit verschaffet, welche die menschliche Wißbegierde verlangen möchte; so muß man bedenken, daß dieses von der Beschaffenheit des Gegenstandes herkommen kann, wie es in dem Gegenwärtigen Falle nothwendig davon herkommen muß: und deßhalben schreiten wir zur zweyten Antwort.

Wenn

Wenn man also den vorigen Beweisgrund wieder aufnimmt, kann man eine neue Unterscheidung anzeigen, welche der ersten zur Erläuterung dienen mag, und man wird sagen: Dinge, die mit einem dritten Dinge einerley sind, sind auch unter einander einerley. Läßt sich dieser Grundsatz sowohl auf Dinge anwenden, von denen man klare Begriffe hat, weil sie nicht über dem Bezirke unsrer Venunft stehen; als auf Dinge, von denen man keine deutlichen Begriffe hat, weil sie über den Bezirk unsrer Vernunft hinausreichen? Dieß kann man nicht zugeben. Dieser Grundsatz läßt sich nur auf Dinge anwenden, von denen man klare Begriffe hat, weil sie nicht über den Bezirk unsrer Vernunft sind. Diesen Punkt allein darf man zugeben.

Damit man über einen Gegenstand einen richtigen Vernunftschluß fällen könne, muß er unter dem Bezirke unsrer Vernunft, und nicht über das Vermögen unsers Verstandes hinaus seyn; man muß klare, deutliche, und ganz verständliche Begriffe davon haben. Wenn aber der Gegenstand in eine verborgne Dunkelheit gehüllet ist, oder wenn er durch seine Erhabenheit sich von unserm Verstande nicht erreichen läßt; so ist es nicht möglich, deutliche und bestimmte Begriffe davon zu haben: und wenn man keine deutlichen und bestimmten Begriffe davon hat, so ist es unmöglich, die augenscheinlichsten Beweisgründe auf diesen Gegenstand sicher anzuwenden.

Wir wollen diesen Gedanken durch zwey Beyspiele, durch zwo Fragen beleuchten. Giebt es einen Gott? und: Was ist Gott? Daß es einen Gott gebe, ist eine Kenntniß, welche noch sehr wohl im Vermögen unsrer Vernunft und unsers Verstandes ist. Die ganze Natur giebt ihn uns zu erkennen, und lehret uns sein Daseyn: und wenn wir in uns

selbsten kehren, so fühlen wir schon, daß wir uns das Daseyn nicht haben geben können, und daß alle jene, die unsers Gleichen sind, nicht besser im Stande waren, als wir, sich das Daseyn zu geben. Wir sind dann gezwungen, uns an eine erste Grundursache aller Dinge zu wenden, und das Daseyn Gottes zu erkennen. Dieß reichet nicht über den Begriff unsrer Vernunft und unsers Verstandes hinaus. Allein was ist Gott? das heißt: was ist die Natur, die Wesenheit, die Art des Daseyns Gottes? Dieß ist unendlich höher, als alle Kraft und Fertigkeit unsrer Vernunft und unsers Verstandes: denn die Unendlichkeit Gottes muß uns alsdann gänzlich und nothwendig in sich verschlingen.

Wenn also die Offenbarung, das ist, wenn Gott selbsten etwas von seiner Wesenheit und von der Art seines Daseyns uns zu erkennen giebt, so sind wir gewiß versichert, daß es wahr sey, was er uns zu erkennen giebt, weil er die Wahrheit selbsten ist. Aber wir können von dem, was er uns zu erkennen giebt, keine deutlichen Begriffe haben, weil er unendlich ist. Wollen wir dann auf eine richtige Weise zu Werke gehen, so müssen wir nicht mehr den Gegenstand der Offenbarung, sondern die Wahrheit der Offenbarung untersuchen. Da die Beweise der Offenbarung im Vermögen unsrer Vernunft stehen, und die Gegenstände der Offenbarung über dieß Vermögen hinaus sind; so sollen wir unsre Vernunft nur auf jene Dinge wenden, welche in ihrem Bezirke, und im Vermögen ihrer Fähigkeiten und ihrer Kräfte stehen.

Aus allem, was wir itzt in dieser zweyten Antwort vorgetragen haben, folget, daß wir jenen berüchtigten Grundsatz zwar auf natürliche, beschränkte, und endliche Dinge anwenden können, weil sie noch immer im Bezirke und Vermögen

mögen der Vernunft sind, und weil wir folglich klare Begriffe davon haben können. Aber wir dörfen nicht gleicher Weise die Anwendung auf die Wesenheit und die Art des Daseyns Gottes machen, weil wir davon keine deutlichen Begriffe haben können, da bey Gott alles unendlich ist. Man kann also nichts weiter verlangen, als die Beweise der Offenbarung; nicht aber klare, deutliche, und verständliche Begriffe von den geoffenbarten Gegenständen.

Also, was immer für ein Beweisgrund aus dem berufenen Grundsatze: Quæ sunt eadem, u. s. w. gezogen werden mag, so kann er dennoch den Glauben von dem Geheimnisse der Dreyeinigkeit nicht schwächen.

II.

Der Verfasser der Briefe von der wesentlichen Religion sinnt gegen eben dieß Geheimniß einen andern Anschlag aus. Er will es ganz vernichten, da er einerseits unwandelbare und unumstößliche Wahrheiten, und anderseits die verschiednen Artikel dieses Lehrsatzes gegen einander hält, welche, wie er uns saget, diesen Wahrheiten förmlich widersprechen. Man vernehme, wie er es angreift.

Unumstößliche Wahrheiten.	Lehrsätze von der Dreyeinigkeit.
I.	I.
Gott ist Eins.	Es giebt eine Dreyfaltigkeit in Gotte.
II.	II.
Gott ist ein einfaches Wesen.	Es giebt in Gotte drey wirklich unterschiedene Personen.
III.	III.
Gott ist von aller Zusammensetzung frey.	Man zählet in Gotte den Vater, den Sohn, und den heiligen Geist.

Der Verfasser der Briefe u. s. w.] Jungfer Herbert ist es gewesen. Man sehe meine hist. und krit. Nachrichten im 2. Bande.

IV.

Gott ist untheilbar.

V.

Gott kann nicht erzeuget seyn.

VI.

Gott hat keinen Ursprung: er geht von Niemanden aus.

IV.

Der Vater ist nicht der Sohn; der Sohn ist nicht der heilige Geist; und der heilige Geist ist weder der Vater, noch der Sohn.

V.

Der Sohn ist nicht minder der höchste Gott, als der Vater; denn sonst wären zween Götter: ein Obergott und ein Untergott. Der Sohn ist erzeuget.

VI.

Der heilige Geist, höchster, allmächtiger Gott, wie der Vater und der Sohn, geht von dem Vater und dem Sohne aus.

* * *

Dieser Mensch hat sich tapfer herumgeschlagen, um seine Vergleichung aufzustellen: und wir wollen ihm mit wenigen Worten zeigen, daß diese Vergleichung nichts zu bedeuten habe. Laßt uns die sechs Theile davon nach der Reihe hernehmen.

1. Die Dreyeinigkeit zeiget nur eine einzige Wesenheit Gottes an. Mithin stößt sie jene Grundwahrheit nicht um: Gott ist Eins.

2. Die drey Personen sind von der göttlichen Wesenheit nicht unterschieden; sie sind einerley mit der Wesenheit Gottes, Folglich stoßen sie diese Wahrheit nicht um: Gott ist ein einfaches Wesen.

3. Der Vater, der Sohn, und der heilige Geist sind nicht verschiedene Theile der Gottheit, weil sie mit einander nur eine nämliche und unzählbare Wesenheit haben. Es bleibt dann allezeit wahr, daß Gott von aller Zusammensetzung frey ist.

4. Der

4. Der Vater, der Sohn, und der heilige Geist sind nur eine nämliche Natur und Wesenheit. Es bleibt dann allezeit ausgemacht, daß Gott untheilbar ist.

5. Der Sohn ist durch eine ewige, inwohnende, und nothwendige Handlung, ohne Theilung oder Absonderung der Wesenheit, vom Vater erzeuget; und die Person, nicht aber die göttliche Natur, ist erzeuget. Also läuft dieses jener Wahrheit nicht zuwider: Gott kann nicht erzeuget seyn.

6. Der heilige Geist geht vom Vater und vom Sohne, nach der Person, und nicht nach der Wesenheit, aus. Folglich ist es dennoch gewiß, daß Gott keinen Ursprung hat.

Es folget daraus, daß die Christen einen einzigen, unendlich einfachen, ewigen Gott, ohne Ursprung oder Abhängigkeit zugeben, und folglich einen Gott, in welchem nichts ist, was diesen unumstößlichen Wahrheiten, die man vorgetragen hat, zuwider wäre. Aber wenn die Vernunft jene erhabne Art des Daseyns Gottes nicht fasset, wie sie uns die Offenbarung vorträgt, so darf sie davon keine andere Ursache suchen, als ihre eigene Blödigkeit, und die Erhabenheit des Gegenstandes, den sie erforschet. Sie soll bekennen, wie der berühmte Simonides zum Könige Hieron gesaget hat: * Quanto diutius considero, tanto mihi res videtur obscurior.

Nichts, als die Offenbarung, kann die Gränzen der Vernunft erweitern, und ihre Dunkelheit beleuchten; und nichts wäre der Vernunft mehr zuwider, als wenn man das Ansehen der Offenbarung ausschlagen wollte.

III.

* Cic. von der Nat. der Gött. I. B.

III.

Aber, setzet eben derselbe Schriftsteller bey, sind die drey Personen nicht drey Wesen, und drey göttliche Wesen? Wenn dieses ist, so haben wir drey Götter: denn was ist der Unterschied zwischen Wesen und Person?

* * *

Diese Beschwerniß ist nichts anders, als ein armseliges Gezänk um Worte. Wesen ist ein Wort, welches man ohn Unterschied brauchet. um eine Substanz, oder die Beschaffenheit, die Eigenschaft, den Zustand einer Substanz, kurz! um alles zu bedeuten, was dem Nichts entgegengesetzet ist. Dieß ist nun ein Umstand, den man bemerken muß, und welchem der elende Wörtler nicht entstehen soll.

Hernach Person ist ein Wort, welches man brauchet, um den Zustand, die Art des Daseyn, die Eigenschaften, die Rechte einer Substanz auszudrücken. Alsdann bedeutet dieses Wort: Person, nicht die Substanz selbsten, sondern etwas, das in der Substanz ist, oder das zur Substanz gehöret. Wir finden also einen Unterschied zwischen dem Worte: Wesen, wann es für Substanz, und wann es für Person genommen wird.

Wir brauchen das Wort: Wesen, nicht, da wir von den göttlichen Personen reden, wegen der Zweydeutigkeit im Worte Wesen, welches für Substanz genommen werden kann, und weil wir oft das Wort: höchstes Wesen, gebrauchen, um Gott anzuzeigen, der in dreyen Personen besteht. Damit wir uns desto genauer ausdrücken, binden wir uns an die Worte, welche vom Glauben vorgeschrieben sind.

IV.

IV.

Die meisten Schlußmacher werfen auch den Christen vor: sie glauben, daß Drey Eines, und Eines Drey sey.

* * *

Diese Schlußmacher schießen in die Luft. Die Christen glauben an einen Gott, und an drey Personen in Gotte. Eins bezieht sich auf die göttliche Wesenheit: Drey bezieht sich auf die Personen. Sie haben niemals geglaubet, daß eine Wesenheit drey Wesenheiten, oder drey Personen eine Person seyn. Sie haben also niemals geglaubet, daß Eines Drey, oder Drey Eines wäre.

V.

*** Origenes ist der Erste gewesen, welcher den Unsinn, das Mischmasch von der Dreyeinigkeit in den Schwang gebracht hat, die man seit Justinen vergessen hatte.**

* * *

Der alte Bolingbroke führet eine kühne, spöttrische Sprache, die voll Nachdrucks zum Schimpfen ist; und darinnen besteht all sein Verdienst.

Von dem Tode des heiligen Justins, welcher im Jahre 167 die Marter ausstand, bis Origenes bekannt wurde, sind kaum mehr als vierzig Jahre; und eben in diesem Zwischenraume der Zeit haben die berühmtesten Schriftsteller sich hervorgethan, die vor Constantinen im Christenthume waren. Man sehe da, wie die Dreyeinigkeit von Justinen bis auf Origenes vergessen worden sey. In dieser Zeit sind Athenagoras, Tatian, Theophilus von Antiochien, der heilige Irenäus, Tertullian, Clemens von Alexandrien, und noch andre erschienen, von denen alle das Geheimniß der Dreyeinigkeit abgehandelt, und davon als von einem Lehrsatze

* Wichtig. Unters. 22. Kap.

satze geredet haben, der in der ganzen Kirche angenommen war, und gelehret wurde. Man kann die Auszüge ihrer Schriften in den theologischen Lehrsätzen des gelehrten Petau, im dritten, vierten, und fünften Kapitel des ersten Buches von der Dreyeinigkeit, finden. Dieses vortreffliche Werk ist bekannt und gemein genug, daß man von der Wahrheit leicht sich überzeugen könne.

Die übelständigen Worte von Mischmasch, von Unsinne, welche Bolingbroke brauchet, zeichnen seinen Stolz, seine Gottlosigkeit, und den Muthwillen seiner Gotteslästrungen trefflich aus. Dieses ist die ganze Antwort, die wir ihm geben, und die er verdienet.

IX.

Duldung.

Was ist die Duldung? Wenn wir die Gelehrten fragen, so werden sie uns sagen, daß sie die Freyheit sey, welche man einem jeden läßt, zu reden oder zu handeln, wie es ihn gut dünket, ohne daß man schuldig sey, es gutzuheißen, oder ein Recht habe, es zu verdammen. An diesen Begriff wollen wir uns halten, weil er der richtigste ist, den man von der Duldung angeben kann, und weil sich gewiß Niemand getrauet, ihn zu verwerfen.

Aus dieser Bestimmung folget, daß die Gegenstände der billigen und vernünftigen Duldung nur Dinge seyn dörfen, die man für gleichgültig ansehen kann, und welche weder die Rechte der Gesellschaft, noch die Religion, noch alles, was durch die Gesetze bestätiget ist, im geringsten verletzen können. Diese Bemerkung ist durchaus nothwendig, damit man sich durch jenen großen Ausdruck: Duldung, nicht betriegen lasse, welcher bey jedem Vorfalle, und bey allerley Gelegenheiten gebrauchet wird.

Die Philosophen berufen sich ohn Unterlaß auf die Duldung. Diese ist ihr liebster Lehrsatz, weil er ein scheinbarer Deckmantel ist, worunter man seine gefährlichsten und verdammlichsten Meynungen und Gesinnungen in den Gang bringen, und zu gleicher Zeit die Urheber sicher stellen kann, von denen sie herkommen. Es sind auch alle ihre Schriften mit Räthen, Einladungen, und Ermahnungen zur Duldung angefüllet: und auf gleiche Weise sind sie voller Klagen, Scheltworte, und Strafreden wider die Christen, die sie beschul-

schuldigen, daß sie den gräulichen Lehrsatz behaupten, welcher wider die Duldung streitet.

Die Christen dagegen finden nicht viele Beschwerniß, ihnen zu antworten. Sie untersuchen erstlich, was die wahren Grundsätze jener Duldung seyn, auf welche sich die Philosophen mit so vieler Hitze berufen: nachmals sagen sie ihnen, daß die Absicht ihrer Wünsche nicht jene weise und vernünftige Duldung sey, die wir eben beschrieben haben; sondern eine allgemeine Freyheit, um alle Gottlosigkeiten auszustreuen, welche von erhitzten Köpfen erzeuget werden könnten: sie geben ihnen den lächerlichen Widersinn ihres Betragens zu bemerken, da sie für sich die Duldung fodern, und gegen andere die unduldsamsten Leute sind: endlich zeigen sie ihnen, daß nichts der Vernunft mehr zuwider, und schädlicher für die Gesellschaft seyn würde, als die Duldung, die sie zu begehren nicht nachlassen.

Dieß ist der große Zankapfel zwischen den Philosophen und den Christen. Laßt uns zum Anfange sehen, wie es die Christen angreifen, um ihre Gründe festzusetzen; nachmals wollen wir vernehmen, was die Philosophen ihnen darauf antworten: dann werden wir im Stande seyn, ein Urtheil zu fällen.

Erster Artikel.

Was sind die wahren Grundsätze der Duldung, welche die Philosophen verlangen?

Wenn man nur ein Wenig den Herren Philosophen nachschleicht, und ihre Art zu denken, zu schreiben, und zu reden erforschet, so bringt man es bald zu Stande, den Grund ihrer schönen Seelen zu entdecken, und ihre wahren

Gesinnungen einzusehen. Man findet bald an ihnen einen ausnehmenden Geschmack zur Unabhängigkeit; eine große Gleichgültigkeit gegen die Religion, und noch etwas mehr als Gleichgültigkeit; einen unbezwinglichen Abscheu, sich den billigen, aber beschwerlichen Pflichten zu unterwerfen, welche sie vorschreibt; einen beständigen Widerstand gegen ihre Gewalt, die ihnen schwer fällt, und die sie sich bestreben, verhaßt oder verächtlich zu machen; eine freche Entschlossenheit, alles auf die Bahne zu bringen, was ihnen eine ausgelassene Einbildung und unbezäumte Leidenschaften, oder gegen die Religion, oder gegen die Sitten, oder gegen die ehrwürdigsten, nützlichsten, nothwendigsten Tugenden für die Gesellschaft, eingeben können; einen hochmüthigen Freygeist im Herzen und im Gemüthe, welcher nicht vertragen kann, daß man ihm widerspreche, oder Vorstellungen mache; endlich einen hassenswürdigen Geist der Verführung, welcher nichts anders suchet, als ausgestreuet, ausgebreitet, andern mitgetheilt zu werden.

Dennoch höret man sie beständig von Sanftmuth predigen, welche sie zwar für sich fodern, aber keineswegs gegen andere haben. Sie stoßen die zärtlichsten Seufzer aus, über die Fessel, die man der Vernunft anlegen will; über die Verletzungen, die man den geheiligten Rechten der Freyheit zufüget; über die Hindernisse, die man der Vollkommenheit und der Aufnahme der Wissenschaften in den Weg leget; über die Blindheit des Fanatismus, der gegen die Philosophen sich ereifert, welche doch, wie sie sagen, nur beschäftiget sind, die Wolken der Vorurtheile zu zerstreuen, und das Licht auszubreiten; welche man allein für wahre Weise und für Wohlthäter des menschlichen Geschlechtes ansehen sollte.

Damit sie ihre verkehrten Absichten besser verbergen, und leichtsinnige oder seichte Gemüther gewisser hintergehen mögen, betheuren sie beständig ihre aufrichtige Ehrfurcht gegen die Religion; sie wiederholen, sie beschreiben mit Gefälligkeit den Geist des Friedens, der Sanftmuth, der Nächstenliebe, den sie einflößet; sie sprechen nur von der zärtlichen Verbindung, in welcher alle Menschen, als Brüder, sich einander betrachten sollten. Vermöge dieser schönen Gesinnungen finden sie nichts, was von größerer Wichtigkeit und dem Geiste der Religion gleichförmiger wäre, als die Duldung. Sie verlangen, sie rathen dieselbige, als eine Sache, die nicht allein billig und vernünftig, sondern auch wahrhaft gottselig und christlich ist. Sie versichern, daß man von allem, was sie sagen oder schreiben, niemals eine böse Wirkung fürchten dörfe. Glaubet mir, saget einer jener gutherzigen Vertheidiger der Duldung: * man muß niemals fürchten, daß eine philosophische Meynung der Religion schaden könne. Unsere Geheimnisse mögen immer gegen unsre Beweisungen streiten; sie werden deßhalben von unsern Philosophen nicht weniger verehret, weil sie wohl wissen, daß die Gegenstände der Vernunft und des Glaubens von verschiedener Beschaffenheit sind. Sie ziehen listiger Weise nur ein kleines Zipfelchen von der Decke der Häucheley vor ihr Gesicht; sie geben zu, daß eine Religion nothwendig sey; sie lassen etliche nichts bedeutende Worte von der Nothwendigkeit einer Religion entfahren; sie nehmen manchesmal den Schein an, als wenn sie die Religion verehrten.

Unter diesem politischen und häuchlerischen Scheine stellen sie sich, so gut sie können, in die Sicherheit; sie greifen alle

* Voltair. vermischt. Schrift. 27. Kap.

alle Stücke der Religion einzeln an; sie streuen herzhaft allerhand Gottlosigkeiten und Gotteslästrungen aus; und nachmals nehmen sie zum Geiste des Friedens, der Sanftmuth, und der Nächstenliebe ihre Zuflucht.

Also, wie wir es da beschrieben haben, gehen eigentlich die Philosophen und alle Feinde der Religion zu Werke. Man darf ihnen nicht viel nachforschen, um dieses zu bemerken, und um zugleich die wahren Beweggründe jener Duldung zu erkennen, welche so beständig geprediget und so heftig verlanget wird. Ist aber dieses Verlangen billig, vernünftig, und würdig erfüllet zu werden? Man wird aus dem folgenden Artikel darauf schließen, wo wir noch deutlicher entwickeln wollen, was diese Duldung sey.

Zweyter Artikel.

Die Duldung, welche die Philosophen verlangen, ist nichts anders, als eine schändliche Freyheit, um alle Gattungen von Gottlosigkeiten ungestraft vorzutragen und auszustreuen.

Was für ein Urtheil soll man von den Bemühungen fällen, die sich gewisse Schriftster geben, um alle Gründe der Religion umzustürzen, oder alle ihre Beweise zu verdunkeln? Was für ein Urtheil soll man von den Gotteslästrungen fällen, die sie gegen die anbethenswürdige Person Jesu Christi ausstoßen? Was soll man denken von den Spottreden, die sie über die ehrwürdigsten Gebräuche und heiligsten Beobachtungen hervorbringen? von den Umschweifen, die sie machen, um die schädlichsten Leidenschaften und die häßlichsten Laster zu rechtfertigen? von den Betrügen, zu welchen sie ihre Zuflucht nehmen, um alle Irrthümer zu ver-

theidigen? Kann man all dieses für ganz gleichgültige Dinge ansehen, zu denen eine kluge und vernünftige Duldung die Augen schließen soll? Das verlangen heut zu Tage die Philosophen, und besonders Voltaire und Rousseau, die zween eifrigsten Verfechter der Duldung.

Es ist kein Punkt in der Religion, oder der mit der Religion eine Verwandschaft hat, welchen Voltaire sich nicht bemühet hat, dunkel, zweifelhaft, oder lächerlich zu machen. Bald * zieht er den Lehrsatz von der Schöpfung, von der Erbsünde, von der Geistigkeit der Seele, bald die abgeschmackte und ausschweifende Meynung von einer denkenden Materie, als eine unentschiedne Sache auf. Bald ** greift er die Glaubwürdigkeit und die Göttlichkeit der heiligen Schrift an: setzet *** ohne Bedenken den Deismus dem Christenthume vor; leget jenen die größesten Lobsprüche bey, welche die Geheimnisse der Dreyeinigkeit ****, oder der Gottheit Jesu Christi *****, und die übrigen Hauptartikel der Religion anfechten. Bald ****** schildert er uns die eifrigsten Beschützer des Christenthums, als Ungeheuer, ab, wie Constantin, Theodos, Karl gewesen sind, von denen alle den Zunamen des Großen, von der Welt verdienet haben; und bald ******* stellet er uns Julianen, Diokletianen, Trajanen, und alle blutdürstigste Verfolger des christlichen Namens, als Leute vor, welche verdieneten, auf die Altäre gesetzt zu werden.

Hier machet er die schmäuchelhaftesten Schildrungen von den Gaben, vom Verstande, von den Tugenden derjenigen, welche die Kirche und die Religion angegriffen haben: dort stellet

* Gedicht vom nat. Gesetz. ** Philos. Gespr.
*** Vermischt. Schrift. 27. Kap. **** Ebend. 11. Kap.
***** Ebend. 61. Kap. ****** Allgem. Gesch.
******* Verm. Schr. 61. Kap.

stellet er die erleuchtetsten Väter und Lehrer der Kirche nicht anders vor, als Leute voller Vorurtheile, von schwacher Einsicht, mit lächerlichen und verächtlichen Vernunftschlüssen. Hier * scherzet er über alle Religion, und über alle Gottesdienste: dort ** spricht er mit einem lebhaften und zärtlichen Eifer allen Leidenschaften und Wohllüsten das Wort: aber noch hitziger spricht er für die Duldung, welche denen zu Statten kommen soll, die solche Gräuel und Gottlosigkeiten, wie er, in die Welt ausstreuen. Fürwahr, wenn der abscheuliche Namen des Antichrists nichts anders, als den Feind Jesu Christi und seiner Religion bedeutet, so hat Niemand mit besserm Rechte auf diesen Namen den Anspruch, als der Schriftsteller, von welchem wir reden.

Rousseau, der mehr zu fürchten ist, als Voltaire, weil er die Art vernünftig zu schließen besser versteht, und der den Wohlstand genauer beobachtet, weil er gemeinlich die Tugenden und die guten Sitten in Ehren hält: Rousseau, sage ich, will von einer geoffenbarten Religion kein Wort hören; er versuchet alle stärkeste Ausfälle wider die Offenbarung; er bemühet sich alle ihre Gründe wankend zu machen. *** Die Weissagungen und die Wunderthaten sind in seinen Augen nicht anders, als Kinderpossen oder Betrüge. Wenn er gleich ein sehr herrliches Zeugniß von dem Evangelium ableget, so saget er nachmals dennoch: **** Dieß Buch ist voller Sachen, welche der Vernunft widersprechen, und welche ein verständiger Mensch unmöglich begreifen oder zulassen kann. Und da er von der katholischen Religion redet, saget er rund heraus: ***** Sie ist so augenschein-

lich

* Reise des Sear. ** Phil. Gesp. vom Vergnüg.
*** Briefe von dem Berge. **** Emil. 3 Band. 169. Seit.
***** Gesellsch. Vertrag. 4. B. 8. Kap.

lich schlecht, daß die Zeit verloren wäre, wenn man sich damit aufhielte, es zu beweisen.

Man fraget nicht, ob diese Lehrsätze, Voltairens und Rousseauens, gräuliche, verdammliche, sträfliche Gottlosigkeiten seyn. Man wird sich damit genügen, daß man entdecket, mit was für einem Eifer sie dieselben vertheidigen, und jenen das Wort sprechen, welche sich bestreben, sie auszustreuen und bekannt zu machen. Wir haben schon angemerket, mit was für einem Häuchlertone Voltaire sich Mühe giebt, beyzubringen, daß keine philosophische Meynung der Religion schaden könne. Der ganze dritte Gesang des Gedichtes vom natürlichen Gesetze ist nichts weiter, als eine rührende Aufmunterung zur Duldung: und in allen seinen Schriften, sowohl in jenen, die er nicht verläugnet, als in jenen, von welchen er nicht für klug halten will, sich als den Vater anzugeben, kömmt er allezeit auf die Freyheit wieder, die man Jedermanne lassen muß, alle Gottlosigkeiten, die zu erdenken sind, auszukramen.

Rousseauens Brief an den Herrn Erzbischof zu Paris und die Briefe von dem Berge, sind die kühnsten und lebhaftesten Schutzschriften, die man für die Duldung machen könnte. Warum, saget er: * warum hat ein Mensch die Aufsicht über den Glauben eines andern? und warum hat der Staat die Aufsicht über den Glauben der Unterthanen? Weil man dafür hält, daß der Glauben der Menschen ihre Sittenlehre bestimme. Aber wenn dieß nicht ist, was liegt daran, was sie glauben, oder zu glauben sich anstellen? ** Ich höre beständig sagen, man müße die bürgerliche Duldung, und nicht die theologische zulassen. Ich denke gerade das

* Brief. 60. Seit. ** Ebend. 67. Seit.

das Widerspiel. Ich glaube, daß ein ehrlicher Mann selig werden könne, in was immer für einer Religion er mit guter Meynung leben mag. * Sind die Vorurtheile so ehrwürdig, daß man die Vernunft, die Tugend, die Gerechtigkeit, und alles Gute, was die Wahrheit den Menschen verschaffen könnte, dafür aufopfern muß? Was mich betrifft, habe ich verheißen, in allen nützlichen Dingen, so viel es an mir liegt, die Wahrheit zu reden.

Alle, die nach dem Beyspiele Voltairens und Rousseauens unaufhörlich gegen die Religion schreyen, und die Welt mit jeder Art von Gräuel und Gottlosigkeiten in der Glaubens- und Sittenlehre anstecken, führen die gleiche Sprache von der Duldung. Alle reden nur von der friedfertigen und nachsichtigen Gemüthsart in der Weise, nach welcher die Menschen denken, schreiben, oder reden mögen: und alle geben uns augenscheinliche und überzeugende Beweise von der Wahrheit des Satzes an die Hand, den wir vorgetragen haben; nämlich: daß die Duldung, worauf sie sich berufen, nichts anders, als eine schändliche Ausgelassenheit sey, um die verdammlichsten Gottlosigkeiten ungestraft auf die Bahne zu bringen, und in die Welt auszustreuen.

Sie verbergen sich noch mit jener häuchlerischen Maske, worunter sich jene verbargen, die vormals Jesus Christus ausgezeichnet hat, da er sprach: **Sie kommen zu euch, mit Schafefellen dedecket, und im Grunde des Herzens sind sie lauter reißende Wölfe.** Denn es ist rathsam anzumerken, daß jene sanftmüthigen und mitleidigen Fürsprecher der Duldung selbsten die ungestümsten und hartherzigsten

* Brief. 53. Seit.

sten aus allen unduldsamen Leuten sind, wie wir es in dem folgenden Artikel zeigen wollen.

Dritter Artikel.

Man kann nicht widersinnischer handeln, als die Philosophen, da sie für sich die Duldung fodern, und gegen andere die unduldsamsten Leute sind.

Hat man jemals eine solche Widersinnigkeit gesehen, wie bey unsern Philosophen? Wenn es auf die Meynungen ankömmt, die sie an sich nehmen, und andern beybringen wollen; sie möchten immer so ebenteuerlich, ungereimt, gottlos, und gefährlich seyn: so begehren sie, daß man dieselben nur für philosophische Belustigungen, für gleichgültige Scherze, für unvernünftige Zweifel, für sichere Mittel ansehen solle, die Vernunft aufzuklären, die Vorurtheile zu vernichten, und die Wahrheit besser an den Tag zu legen.

Kömmt es aber auf die weisesten Vorstellungen ihrer Widersacher an, womit ihnen diese ihre Irrthümer sittsam widerlegen, und die Ungereimtheit oder Gottlosigkeit der Grundsätze, die sie ausstreuen; die gefährlichen Eingriffe, womit sie die Gründe der guten Sitten verletzen: die Aergernisse, die sie in den Gesellschaften ausgeben; die Beleidigungen, die sie der Religion zufügen, ihnen zu erkennen geben: dann hält es ihr verletzter Hochmuth nicht mehr aus, dann findet man an ihnen nichts mehr, als aufgebrachte Leute; und jene, die von eitel Frieden, Sanftmuth, Sittsamkeit, und Nächstenliebe sprachen, werden die ungestümsten, und rasendsten aus allen Menschen. Strafreden, Schmähschriften, Schimpfwörter, Verleumdungen, Betrüge: alles wird angewendet; alles kömmt in Aufruhr. Der große Voltaire

hat

hat in diesem Stücke alle Garassus übertroffen. Er hat unendlich mehr Schmähworte gegen seine gelehrten und bescheidenen Kunstrichter ausgestoßen, als er immer gute Verse gemacht hat: und man darf sagen, daß er unsre Sprache in dieser Gattung von Schriften mehr bereichert hat, als irgend Jemand von seinen Zeiten. Nun aber jener große Voltaire ist eben derselbige, welcher allezeit auf die liebreichste und gutherzigste Weise für die Sanftmuth und Nachsicht der Duldung das Wort führet.

Rousseau, der Stoiker, unerachtet der Strengheit seiner Gemüthsart, ist sich selbsten nicht allezeit gleich. Eben dort, wo er sich mit seinem Stoikismus zum meisten groß weiß, in seinem Briefe an den Erzbischof zu Paris, und in seinen Briefen von dem Berge, zeiget er sich als den ungeduldigsten, ungestümsten, heftigsten Mann gegen seine Beurtheiler und Richter.

Weil das Obergericht zu Paris seinen Emil verdammet hat, sieht er in dieser Versammlung nichts, als ungerechte und unbefugte Oberkeiten. *

Weil der Erzbischof eine Verordnung gegen eben dieses Werk herausgab, heißt ihn der aufgebrachte Rousseau einen Verleumder, der schlechte Vernunftschlüsse zu machen weiß. ** Gnädiger Herr! saget er zu ihm: Sie sind mit mir weder höflich, noch großmüthig verfahren. Ich gestehe auch, daß ich kein Recht hatte, von Ihnen diese Tugenden zu fodern, oder sie von einem Geistlichen zu erwarten. Wir wollen zum mindesten sehen, ob Sie billig und gerecht gewesen seyn. Ich dächte, ich werde Ihnen

* Brief. 5. Seit. ** Ebend. 11. Seit.

Garassus] Franz, ein Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts, hat sich durch seine Grobheiten und Schimpfwörter wider seine Gener berühmt gemacht.

nen gut geantwortet haben, wenn ich beweise, daß Sie allenthalben wo Sie mich widerlegten, schlechte Vernunftschlüsse gemacht, und, wo Sie meiner spotteten, mich verleumdet haben.

Weil die Genfer ihn, als einen Gottlosen, verbannet hatten, sieht er seine Landsleute für Männer an, * welche ihre Religion nicht kennen, oder nicht mehr lieben; welche, mit ihrem lächerlich stolzen Tone, mit ihrer rasenden Zanksucht und Unverträglichkeit, nicht mehr wissen, was sie glauben, was sie wollen, oder was sie sagen. Er sieht sie nur für Knechte lüderlicher Pfaffen an. Also drücket sich jener Prediger der Duldung und Nächstenliebe gegen vornehme Häupter und gegen seine Landsleute aus.

Der Tollsinnige, der sich unter dem Namen des philosophischen Kriegsmanns verbirgt, begehret, daß ** ein Regent die Duldung in seinem Lande einführen soll; daß er einem jeden erlauben soll zu denken, wie er will; daß er dem Denken keine Gewalt anthun, und nicht leiden soll, daß ihm Gewalt angethan werde. Aber die Unduldsamkeit der Kaiser, welche sich der Ausbreitung des Christenthums widersetzten, und gegen seine Anhänger wütheten, *** hebt er bis zum Himmel hinauf. Er verlanget durchaus, daß man diese Religion verbannen sollte, **** weil sie abgeschmackt, ausschweifend, schimpflich für Gott, schädlich für die Menschen, eine unerschöpfliche Quelle von Lastern und Grausamkeiten, und ein Zunder der Zwietracht, des Hasses, und der Rachsucht sey. Er behauptet, daß man die strengste Pflicht darauf habe, ihr zu entsagen; Abscheu vor ihr zu tragen; jene, von welchen

* Brief. 56. Seit. ** 20. Kap.
*** 2. Kap. **** 9. Kap.

chen sie geprediget wir, zu bejammern oder zu verach-ten; und denen den öffentlichen Fluch zu sprechen, wel-che sie durch ihre Gewaltsamkeiten und ihre Verfolgun-gen vertheidigen. Kömmt die Ermunterung zur Duldung aus dem Munde desjenigen, der sich so nachdrücklich aus-zudrücken weiß, nicht recht zärtlich heraus?

Man wird hier nicht alles anführen, was, nach Vol-tairen, Rousseauen, und dem philosophischen Kriegsman-ne, ein Schwarm junger Schriftsteller und kleiner Stutzer, sowohl in ihren Scharteken, als in ihrem Umgange wieder-holet. Man läßt diesen armseligen Ausschuß in der Ver-gessenheit, wie ers verdienet; und giebt nur den großen Vor-sitzern der erhabnen neuen Philosophie eine Antwort.

Allein diese Herren, welche in ihrem Begehren einer all, gemeinen Duldung so widersinnisch sind, und verlangen, daß man ihnen alles zugeben soll, da sie doch andern nichts zugeben wollen; diese Herren, sind sie wohl richtiger in der Weise, nach der sie ihre Meynungen bestimmen? Es wird eine leichte Mühe seyn zu zeigen, daß sie mit einer Hand niederreißen, was sie mit der andern aufbauen; daß sie kei-nen festen Satz haben; und daß sie sich selbsten beständig wi-dersprechen, und Lügen strafen.

Im übrigen wird man in diesem Stücke von Voltairen ganz keine Meldung thun. Man weiß genug, daß die Vermeidung des Widerspruchs, und richtige Vernunftschlüsse Sachen sind, womit er zum allerwenigsten stolz thut, wie ihm Rousseau * sehr artig das Geständniß abzwingt. Chri-stenthum, Deismus, Materialismus, Socinianismus, alles ist gut, oder gleichgültig für ihn. Seine lebhafte und frey-

* Br. von dem Berge. 208. Seit.

freydenkende Einbildung unterhält sich mit allem, spottet alles aus, verhönet alles. Sie kennt kein Gesetz; sie thut sich niemals so viel Zwanges an, daß sie ein System annähme, oder ausdächte. Mit seinem stolzen und beißenden Tone sieht er über die Vernunft und die Beweise verächtlich weg. Sein Ansehen und sein Namen sollen, nach seinem Dünkel, für alles gelten. Er hintergeht zwar manche dadurch; aber er ist nachmals der Erste wieder, der über jene lachet, die dumm genug sind, daß sie ihm Gehör geben, und die noch dümmer sind, daß sie ihm glauben. Wir wollen also Voltairen fahren lassen, und uns an Rousseauen wenden, der etwas mehr Achtung werth ist.

Dieser hitzige Verfechter der Duldung giebt uns hier eines der auffallendsten Beyspiele von der Widersinnigkeit an die Hand, worein man verfällt, wenn man die Vernunft und die Wahrheit nicht auf seiner Seite hat. Er spricht mit allem Eifer und aller möglichen Geschicklichkeit für die Duldung das Wort. Aber in der Folge wird er gezwungen, alle Grundsätze, worauf er sie gebauet hatte, umzustürzen und zu verläugnen: und dieß wollen wir auf eine fühlbare Weise an den Tag legen, wenn wir gegen einandrr halten, was er von der wesentlichen Religion, und was er von der Duldung saget. Wir wollen zum Anfange die Punkte beybringen, die er für die Religion vorträgt. Er geht dabey so richtig zu Werke, daß sich die strengesten Katholiken nicht scheuen dörften, ihm beyzupflichten.

1. Man kann von dem Daseyn Gottes, und von der Nothwendigkeit und Heiligkeit der Religion sich nicht rührender ausdrücken, als er durch den Mund des Vikars aus Savoyen redet. * Mein Sohn! saget er: halt deine

Seele

* Emil. 3. Band. 180. Seit.

Seele in einem solchen Stande, daß du allezeit wünschen darfst, daß es einen Gott gebe; so wirst du niemals daran zweifeln. Denke, daß die wahren Pflichten der Religion nicht von den Menschen abhangen; daß ein gerechtes Herz der wahre Tempel der Gottheit sey; daß der Inhalt des Gesetzes darinnen bestehe, Gott über alles, und den Nächsten, wie sich selbst zu lieben.

2. Er bringt uns von den göttlichen Vollkommenheiten, und von der Nothwendigkeit des Glaubens recht erhabene Begriffe bey; und er beschließt jene ganze schöne Stelle durch diesen Schwung, der nicht minder erhaben ist: * Endlich jemehr ich mich bestrebe, die unendliche Wesenheit Gottes zu betrachten. desto minder fasse ich sie. Aber sie ist da; dieß genüget mir. Je minder ich sie fasse, desto tiefer bethe ich sie an. Ich demüthige mich, und sage zu Gotte: Wesen aller Wesen! ich bin da, weil Du da bist: ich erhebe mich zu meinem Ursprunge, wenn ich Dich ohn Unterlaß betrachte. Ich kann meine Vernunft nicht würdiger gebrauchen, als da ich sie vor dir vernichte. Dieß ist die Entzückung meines Geistes; dieß ist die Bezauberung meiner Schwachheit, daß ich mich von deiner Größe verdrücket fühle.

3. Da er von den verschiedenen Religionen redet, giebt er als einen Grundsatz an, ** daß die wahrhafteste Religion auch die geselligste und menschenfreundlichste sey: und nachmals zeiget er uns, daß das Christenthum die geselligste und menschenfreundlichste aus allen Religionen sey. Unsre itzigen Regierungen, saget er, haben unstreitig dem Christenthume ihre dauerhaftere Gewalt, und ihre seltsamern Stürze zu danken. Dadurch sind sie selbsten minder

der

* Emil. 3. Band. 89. Seit. ** Brief. 56. Seit

der grausam geworden: dieß wird durch die Geschichte bewiesen, wenn man sie mit den alten Regierungen vergleicht. * Als die Religion besser bekannt wurde, trieb sie den Fanatismus aus dem Wege, und flößte den christlichen Sitten mehr Sanftmuth ein. Diese Veränderung ist nicht das Werk der Wissenschaften; denn allenthalben, wo sie geblühet haben, ist deßwegen die Menschenfreundlichkeit nicht besser in Ehren gehalten worden. Die Grausamkeiten der Athenienser, der Aegypter, der römischen Kaiser, der Chineser, legen davon das Zeugniß ab. Wie viele Werke der Barmherzigkeit sind die Wirkung des Evangelium! u. s. w.

4. Er schildert die neuartigen Philosophen, als offenbare Feinde der geselligen Religion, und folglich der wahrhaftesten Religion ab. ** „ Meide diejenigen, welche, unter dem „ Vorwande die Natur zu erklären, in die Herzen der Men„ schen kummervolle Lehren streuen, und derer scheinbare Art, „ über alles zu zweifeln, hundertmal bestimmender und dog„ matischer ist, als die entscheidende Sprache ihrer Wider„ sacher. Unter dem stolzen Vorwande, daß sie allein aufgekläret, wahrhaft, und getreu seyn, unterwerfen sie uns „ gebiethrischer Weise ihren beißenden Aussprüchen, und „ wollen uns für die wahren Grundursachen der Dinge die „ unverständlichen Lehrgebäude aufdringen, die sie in ihrer „ Einbildung gezimmert haben. Da sie im übrigen alles, „ was die Menschen in Ehren halten, umstürzen, vertil„ gen, unter die Füße treten; so nehmen sie den Nothleiden„ den ihren letzten Trost im Elende, den Mächtigen und „ Reichen die einzige Bezäumung ihrer Leidenschaften weg; „ sie reißen die Bisse des Gewissens und die Hoffnung der Tu-

* Emil. 3. Band. 185. Seit. ** Ebend. 181. Seit.

„ Tugend aus dem Grunde des Herzens heraus, und rüh-
„ men sich noch, die wohlthäter des menschlichen Geschlechts
„ zu seyn. Sie sagen: die Wahrheit füget den Menschen
„ niemals Schaden zu. Ich glaube es, wie sie; und eben
„ dieß ist, nach meiner Meynung, ein tüchtiger Beweis,
„ daß es nicht Wahrheit ist, was sie lehren „.

5. * Er hält dafür, daß diejenigen sträflich seyn, und sogar den Tod verdienen, welche sich gegen eine Religion empören, die durch die Gesetze festgestellet ist: und er erzählet, als Cäsar im Senate gegen den Lehrsatz von der Unsterblichkeit der Seele gesprochen hatte, daß Cato und Cicero bewiesen haben, er spreche, als ein schlechter Bürger, und trage eine Lehre vor, welche dem Staate schädlich sey.

6. ** Er glaubet nicht, daß man rechtmäßiger Weise, ohne die Erlaubniß des Regenten, fremde Religionen in ein Land einführen könne. Denn wenn dieß nicht unmittelbar ein Ungehorsam gegen Gott ist, so ist es ein Ungehorsam gegen die Gesetze; und wer den Gesetzen nicht gehorchet, der gehorchet Gotte nicht. Nach diesem Grundsatze gesteht er ohne Umschweife, daß die reformirte Religion bey ihrem Anfange kein Recht gehabt habe, sich gegen den Willen der Gesetze in Frankreich einzudrängen.

Alles, was wir da vorgetragen haben, giebt Rousseau für eben so viele unwandelbare, nothwendige Grundwahrheiten an, von denen es nicht erlaubet ist abzuweichen, und in welchen die Gesetze und der Geist der Geselligkeit nichts übersehen oder nachlassen sollen. In allen diesen Stücken giebt er keiner Duldung Platz, wie man aus seinen eigenen Worten schließen kann.

Und

* Gesellsch. Vertr. 198. Seit.
** Brief. 67. Seit.

Und dennoch, eben dieser Rousseau prediget in eben diesen Werken mit der hitzigsten Lebhaftigkeit die ausgebreitetste und unbeschränkteste Duldung.

1. Da er schicklich die Sittenlehre von der Glaubenslehre trennet, verlanget er, man solle alles dulden, alles übersehen, und einem jeden die vollkommene Freyheit lassen, zu schreiben und zu reden, was ihm gefällt. Man kann sich in diesem Stücke nicht heftiger ausdrücken, als er es in seinem Briefe an den Herrn Erzbischof von Paris gethan hat: * und er geht noch weiter in seinen Briefen von dem Berge: ** Die Gesetze, saget er, haben keine Gewalt über die Gesinnungen der Menschen, in Dingen, welche die Religion allein angehen: sie haben eben so wenig in diesem Fache eine Gewalt über die Schriften, worinnen man seine Gesinnungen offenbaret. Wenn die Verfasser dieser Schriften strafbar sind, so ist es niemals eigentlich deßwegen, weil sie ein Irrthum gelehret haben; denn die Gesetze und ihre Gewalthaber beurtheilen nichts, was eigentlich nur ein Irthum ist.

2. *** Er will, daß man alle Religionen für gleich gut ansehen sollte, weil man in jeder Religion, wo man immer lebet, auf gleiche Weise selig werden kann.

3. Er giebt es für eine ziemlich gleichgültige Sache aus, ob man ein Türke, Jud, oder Christ, oder Deist sey, weil alle Gottesdienste gut sind, wenn sie von den Gesetzen vorgeschrieben werden.

4. Ungeachtet alles dessen, was er für das Christenthum gesaget hat, verlanget er, daß man die Christen strafe, welche sagen, daß außer der Kirche kein Heil zu hoffen sey; und er behauptet, daß das Christenthum eine Religion sey, welche

* Brief. 60. Seit. ** 46. Seit. *** 67. Seit.

welche dem Geiste der Geselligkeit zum meisten zuwiderläuft, * weil sie von nichts als Knechtschaft und Abhängigkeit prediget; weil sie die Grausamkeit allzu sehr begünstiget; und weil die wahren Christen gemacht sind, um Sklaven zu bleiben.

Endlich da er für alle Religionen, alle Gottesdienste, alle Sekten die allgemeinste Duldung fodert, und dieselbigen entschuldiget, beschützt, und vertheidiget, ist die christliche und katholische Religion die einzige, gegen welche er mit der heftigsten Lebhaftigkeit und Hitze von Herzen sich ereifert. Und dieß ist der ganze Inhalt von dem zweyten Theile seines Glaubensbekenntnisses, unter dem Namen des Vikars aus Savoyen, und der Inhalt des größesten Theils von seinem Briefe an den Erzbischof zu Paris.

Daraus erhellet, wie sehr diese Herren Philosophen sich selbst widersprechen. Sie predigen von Duldung, wie Aufrührer von Unterthänigkeit predigen; sie wollen, daß man alles dulden soll, was von ihnen herkömmt, und sie sind die unduldsamsten aus allen gegen jene, die auf ihre Verirrungen weisen. Aber all dieses kann und soll nicht wunderbar scheinen. Wenn man den Unglauben und das Laster versicht, so kann man die Wahrheit und die Vernunft nicht auf seiner Seite haben.

Vierter Artikel.

Nichts würde der Vernunft mehr zuwider, oder für die Gesellschaft schädlicher seyn, als wenn man den Philosophen die Duldung bewilligte, die sie begehren.

Als eines Tags ein Christ sich mit einem philosophischen Plauderer in Gesellschaft befand, der von jenen großen Grund-

* Gesellsch. Vertr. 196. Seit.

Grundsätzen der Duldung ganz eingenommen war, wagte er sich, also zu ihm zu sprechen.

Mein Herr! Wir hören in allen Gelegenheiten die Herren Philosophen ihre Liebe zum Frieden betheuren; wir hören sie mit einem zärtlichen Ausbruche des Herzens für die Gelindigkeit der Duldung sprechen, und mit der größesten Heftigkeit gegen jene schreyen, die sie unduldsam nennen. Aber ihre Betheurungen scheinen mir wenig aufrichtig, und ich sehe nicht, daß ihr Geschrey oder allzu vernünftig, oder sehr gut gegründet sey. Ich glaube sogar, daß es nicht schwer seyn würde, ihnen zu beweisen, daß nichts der Vernunft mehr zuwider, und für die Gesellschaft schädlicher wäre, als ihr Begehren, und die Art ihres Betragens.

Die Christen bekennen sich, mein Herr! seit siebenzehn hundert Jahren zur Religion Jesu Christi, welche im heiligen Evangelium aufgezeichnet ist. Diese Religion ist, nach dem Zeugnisse aller, die sie kennen, die heiligste, die anständigste für Gott, die geschickteste, um die Menschen zu den wahren Tugenden auszubilden. Sie hat einen Gottmenschen zum Stifter. Die Weisheit und Allmacht Gottes haben augenscheinlich bey ihrer Ausbreitung den Vorsitz gehabt. Drey Jahrhunderte hat sie gegen alle Mächte der Erde, gegen alle Leidenschaften, gegen alle Laster gekämpfet: und die Geduld, die Sanftmuth, das Blut ihrer Märtyrer, ihre Wunderwerke, ihre Tugenden sind allein ihre Waffen gewesen. Eben zur Zeit ihrer größesten Prüfungen und Verfolgungen hat sie eine wundervolle Menge großer Männer hervorgebracht, welche nicht allein durch ihre Tugenden, sondern auch durch ihren Verstand, ihre Naturgaben, ihre Ensichten, die Heyden in Verwunderung setzten: dergleichen Justin, Athenagoras, Tatian, Tertullian, Irenäus,

Ammo-

Ammonius, Clemens von Alexandrien, Origenes, Arnobius, und viele andere gewesen sind, die ich Kürze halben nicht nennen mag. Sie hat einen sehr heiligen Gottesdienst, und eine ganz reine Sittenlehre, an die Stelle der Ungereimtheiten und Ausschweifungen des Heydenthums gesetzet. Sie hat mehr Sanftmuth und Menschlichkeit in die Sitten, die Gebräuche, die Regierungen eingeführet. Endlich stellet sie dem Menschen den erhabensten Endzweck und die herrlichsten Belohnungen vor die Augen; Belohnungen, welche zum fähigsten sind, eine Seele mit Eifer und Liebe zur Tugend, und mit der zärtlichsten Dankbarkeit gegen ihren Gott zu erfüllen.

Dieß sind die Beweggründe, welche die Christen haben, um ihre Religion zu lieben, sie in Ehren zu halten, und beständig ihr ergeben, und an sie geheftet zu bleiben.

Aber mit was für einem Rechte wollen Leute, die sich Philosophen nennen, und junge Stutzerchen, die in der Welt weder eine Würde, noch ein Ansehen haben; wie wollen sie beständig gegen eine so ehrwürdige Religion sich empören? Mit was für einem Rechte werden sie dieselbige in ihren Lehrsätzen, ihrer Sittenlehre, ihrem Gottesdienste, ihren Gebräuchen, ihrer Einrichtung, ihren Kirchedienern angreifen? Mit was für einem Rechte mögen sie alle Arglist, alle Kunstgriffe, alle Abwege der Bosheit, der Untreue, des Betruges, der Verleumdung, der Unwahrheit anwenden, um dieselbe oder verhaßt, oder verächtlich zu machen? um ihre Grundfesten zu untergraben? um ihre einleuchtenden Beweise zu verdunkeln? um ihre größesten Männer, ihre erleuchtetsten Beschützer oder Vertheidiger, zu verunehren? Mit was für einem Rechte können sie jene so ungerechten und häßlichen Wege einschlagen, ohne daß es den Christen sollte

erlaubet seyn, eine billige Vertheidigung zu foders, und dagegen zu setzen? die Betrüge, die falschen Grundschlüsse, das Zetergeschrey zu entdecken, zu überweisen, zu Schanden zu machen? Mit was für einem Rechte sollen sie von jenen das Stillschweigen fodern, die sie so hart verletzet haben? Und kann man diese fortwährenden Ausrufe von Frieden, Sanftmuth, Menschlichkeit für etwas anders betrachten, als für ein Hohngelächter, wodurch sie die Christen aufs Neue verspotten, oder für geklügelte Kunstgriffe, wodurch sie die Welt hinter das Licht führen, und ihren Eingriffen und Gottlosigkeiten einen freyen Lauf sicher verschaffen wollen?

Dafern ein Unterthan von den Landsgesetzen, von den Fürsten, von der Regierung der Oberkeiten also redete, wie die Philosophen von den Glaubenslehren, von den Gesetzen, von der Regierung, von den Priestern in der Religion reden; würde man ihm wohl Gehör geben, wenn er die Duldung verlangte? Würde man ihm vergeben, wenn er sagte: * Man darf niemals fürchten, daß eine philosophische Meynung dem Staate schädlich seyn könnte. Unsre Gesetze mögen immer unsern weisen Vernunftschlüssen zuwiderlaufen; sie werden deßhalben von unsern Philosophen nicht minder in Ehren gehalten. Würde man es ungestraft hingehen lassen, wenn er etliche zerstreute Nachrichten, die etwa einigen Staatsräthen zum Nachtheile gereichten, boshafter Weise hervorsuchete, um alle verhaßt zu machen, gleichwie sie dergleichen Nachrichten, welche die Diener des Heiligthumes betreffen, heraussuchen, verfälschen, und verunstalten? Würde man ihn nicht für einen Aufwiegler halten, wenn er nicht abließe, jene zu verschreyen, die den Staat

* Volt. vermischt. Schrift. 27. Kap.

Staat regieren, wie die Philosophen nicht ablassen, diejenigen zu verschreyen, welche die Religion verwalten?

Wenn aber die Christen, ungeachtet aller dieser Eingriffe wider ihre Religion, ungerührt schienen; wenn sie sich genügten, mit jenen Philosophen tölpisch zu sagen: * Laßt uns als Brüder leben, und unsern gemeinsamen Vater im Frieden anbethen. ** In Religionssachen ist ein jeder Mensch frey: was er glaubet, saget, oder schreibt, ist für das Gemeinwesen sehr gleichgültig. *** Der Frieden endlich, der Frieden ist so viel werth, als die Wahrheit selbsten. Wenn die Christen also redeten, könnte man sie für anders betrachten, als für schwachsinnige Tropfen, die nichts sehen und nichts fühlen? oder für Leute, denen an ihrer Religion wenig gelegen ist, und die weder Ehrfurcht, noch Liebe, noch wahren Eifer für dieselbe haben? Diese Nachsicht, diese Duldung, welche sie verlangen, könnte dann aus nichts, als aus ihrer Schwachsinnigkeit, oder aus dem Mangel der Liebe zur Religion und zur Wahrheit entspringen. Allein diese Beweggründe werden nicht allzu ehrlich, und diese Mittel nicht sehr bündig seyn.

Außerdem würden Sie wohl Sich wagen, noch zu behaupten, daß man kein Recht habe, Ihnen jene Duldung zu versagen, die Sie so stolz und so dreiste begehren, und daß man sie aus aller Nothwendigkeit Ihnen zugestehen müsse? Aber haben die Athenienser diese Duldung dem gottlosen Protagoras zugestanden, **** dessen Schriften sie auf dem öffentlichen Platze verbrennen ließen, nachdem sie ihm selbsten

das

* Verm. Schr. 27. Kap.
** Philos. Kriegsm. 3. Kap.
*** Gedicht. vom natürl. Gesetz.
**** Cicer. von der Nat. der Gött.

das Land verwiesen hatten? Haben sie dieselbe dem Diagoras von Melos zugestanden, welcher zur Gefangennehmung verurtheilt, und auf dessen Kopf Geld gesetzet wurde? Haben sie die Duldung Theodoren von Cyrenen zugestanden, welcher um seiner Gottlosigkeit willen verbannet worden ist? Haben die ersten Nachfolger Constantins * dieselbe den Ketzern zugestanden, welche wider die angenommenen Lehrsätze geschrieben hatten? Haben sie unsere Könige denen zugestanden, die sich gegen die Religion empören wollten? Man urtheile davon aus den scharfen Bannschriften des heiligen Ludewigs, Franzens des Ersten, Karls des Neunten, Ludewigs des Vierzehnten, Ludewigs des Fünfzehnten, und aus einer unzählbaren Menge von Sprüchen der Obergerichte. Wie getrauen Sie Sich dann, jene Duldung so dreiste zu fodern? und warum möchten Sie wünschen, daß man, Ihnen zu Liebe, alle weiseste, beständigste, allgemeinste Gesetze hintansetzen sollte?

Sie mögen immer mit Rousseauen und Voltairen sprechen: ** Wer immer zu sagen waget: Außer der Kirche ist kein Heil zu hoffen; der solle aus dem Staate gejaget werden. Es sey lächerlich und abscheulich, diesen allgemeinen Drohspruch gegen Leute zu brauchen, die auf alle Weise den übrigen überlegen sind. Dieß sey eine alte Kriegsrüstung, welche man klüglich im Zeughause ruhen läßt, und welche zu gebrauchen keine Privatperson die Erlaubniß hat.

Man wird Sie selbsten fragen, ob es klug und vernünftig sey, jene im Staate zu leiden, welche die Religion des Staates beschimpfen, beleidigen, und verschreyen; ob nicht dieses lächerlich und abscheulich sey, daß Privatleute, welche

* Gesetzb. 1. B. ** Gesellsch. Vertr. 199. Seit.

che durch die Gottlosigkeit und die Freydenkerey den größesten Ruhm erhalten, so verwägen sind, den Christen die Anführung eines Grundsatzes zu verbiethen, der aus dem Munde Jesu Christi selbsten gekommen ist; ob dieses nicht die äußerste Ausschweifung sey, daß man Duldung von jenen fodert, denen man ins Gesicht sagt, man werde die Grundsätze ihrer Religion niemals dulden, oder man werde sich durch den Spott, die Verachtung, und den Haß, womit man sie ohn Unterlaß verfolgen werde, in vollem Maaße daran rächen . . . .

Während daß der Christ also redete, verlor der Philosoph jedes Augenblicks die Gelassenheit; es ward ihm bange; er kehrte sich hin und her. — Noch ein Bißchen Geduld, mein Herr! sagte der Redner zu ihm: Sie sehen, wie sehr die Fodrungen der Philosophen von der Duldung der Vernunft widersprechen: itzt will ich Ihnen noch zeigen, daß für die Gesellschaft nichts schädlicher wäre.

Duldung! höret man allezeit die schwächste Partey schreyen; aber die schwächste Partey ist nicht allezeit die billigste und die vernünftigste. Johann Jakob Rousseau hat es wohl begriffen; und es scheint, als wenn er auf alle jene Betheurungen der Sanftmuth und Menschenfreundlichkeit von Seite der Philosophen wenig trauete. Es ist leicht, saget er *, schöne Grundsätze in den Büchern auszukramen; aber es ist die Frage, ob sie wohl in der Lehre Bestand halten, und nothwendig daraus fließen. Dieß hat bis daher noch nicht ausgemacht geschienen. Es ist die Sage, ob die Philosophie, wenn sie im Schwange und auf ihrem Throne wäre, wohl etwa über die Ehrsucht,

* Emil. 3. Band.

sucht, den Eigennutzen, die Ruhmbegierde, die kleinen Leidenschaften des Menschen, die Oberhand behalten, und jene so menschenfreundliche Sanftmuth ausüben würde, welche sie uns mit der Feder in der Hand so sehr herausstreicht.

Rousseau hätte das billige Mistrauen, das man auf jene schönen-Grundsätze der Duldungsfoderer setzen sollte, nicht besser vorstellen, und ihre gekünstelte Häucheley nicht besser enthüllen können. Eine Partey, da sie noch schwach ist, prediget von nichts, als Sanftmuth, Frieden, Nachsicht, Uebersehung, damit sie Zeit gewinne sich festzusetzen, sich auszubreiten, und stark zu werden. Sobald sie dieses zu Stande gebracht hat, so bald ihre Kräfte zugenommen haben; so verändert sie die Sprache, sie machet sich fruchtbar, sie dräuet, sie hat kein ander Vorhaben, als jene an ihrer Reihe hinabzudrücken, vor denen sie zuvor sich schmiegen mußte. Es ist ihr wenig daran gelegen, daß die Gesetze dawider sind, wenn sie nur die Gewalt auf ihrer Seite hat. Man lärmet, man schreyt wegen Unbilligkeit, wegen Unterdrückung; man redet nur von der Nothwendigkeit, Gewalt mit Gewalt abzutreiben; und alle jene Nachsicht, jene Sanftmuth, jene Leutseligkeit, die man so sehr gerühmet hatte, zielen endlich auf keinen andern Endzweck, als auf den Gräuel der Empörung, und auf den Umsturz der Religion.

Die Duldung, welche man begehret, ist nur eine Schutzwehre, die man alsdann gebrauchet, wenn man noch keine Trotzwehre hat. Aber sobald man an diese hat greifen können, entsaget man alsogleich den schwachen Ansprüchen auf Frieden und Leutseligkeit. Man will sich selbst Gerechtigkeit verschaffen. Man übet nichts als Gewaltthätigkeiten, Verderben, Grausamkeiten, und Verheerungen

gen

gen aus. Also geht es zum Unglücke im menschlichen Herzen her. Man sieht es in allen Eräugnissen des bürgerlichen, politischen, und geistlichen Standes: man liest es in allen Jahrbüchern der ganzen Welt. Was für entsetzliche Beweise davon, und was für gräuliche Schauwunder von dieser Art hat nicht Teuschland, Schweden, Holland, England, und Frankreich aufgeführet? Die Lutheraner im Teutschlande, und die Calviniſten in Frankreiche sagten zwar bey ihrem schwachen Anfange, wie es Beza selbsten bezeuget, sie seyn der Ambos, der alle Streiche verträgt; aber sobald sie stark genug waren, was für Streiche hat nicht dieser Ambos selbsten an seiner Reihe geführet?

Die Duldung ist also nichts anders, als eine Argliſt, ein Kunstgriff der Schwachheit, um sich gegen die Vernunft, das Recht, die Billigkeit, und die Religion zu vertheidigen, bis sie sich kräftigere und mächtigere Mittel anschaffen möge, welche früh oder spät für die Gesellschaft überaus schädlich werden, entweder da sie die Ruhe des Staates verstören, oder die Religion und die Sitten verderben.

Dieß hat uns neulich eine oberkeitliche Person * in ihrer Rede gegen etliche jener abscheulichen Schriften der neuartigen Philosophie mit dem stärkesten Nachdrucke vorgestellet. Wird sie es noch wagen, saget dieser Herr, vor unsern Augen sich mit dem falschen Scheine der Weisheit, und der Liebe zum Gemeinbesten zu brüsten? Wird sie es wagen, von ihrer Ehrerbietung gegen die Gesetze, und von ihrem Eifer für die Menschenliebe zu sprechen? Sie ist überwiesen, daß sie eben so sehr ein Feindinn der Völker und der Könige, als Gottes selbsten ist. Hat sie nicht die

Sanft-

* Herr Seguier.

Sanftmuth und Mildherzigkeit, die unsrer Nation angebohren ist, verderbet? und soll man nicht wahrnehmen, daß sie beynahe alle Stände mit verderbten Sitten, mit schädlichen Grundsätzen angestecket, und eine verdächtige Sprache eingeführet hat, die unsern Voraltern unbekannt war?

Er ist auch weit entfernet, für jene so oft gefoderte und so schädliche Duldung ein günstiges Urtheil zu fällen, da er den versammelten Richtern vorstellet: daß in der gegenwärtigen Lage nichts, als eine heilsame Strenge der Verwögenheit der Schriftsteller, der Tollwuth einer gefährlichen Sekte, ja sogar der Habsucht der Buchhändler, und der Gährung, welche ohn Unterlaß in den Gemüthern aufkeimet, Einhalt zu thun vermöge. Es wäre artig zu sehen, was die Foderer der Duldung auf die Weisheit und Stärke dieser Gründe, dieser Beweise, und dieser Anmerkungen zu antworten hätten. . . .

Als der Christ ausgeredet hatte, stand der Philosoph auf, und schaute, mit einer schüchtern Mine, alle Leute an. „Wir wollen spatzieren gehen„, sprach er. Dieß war seine ganze Antwort; und man nahm sein Stillschweigen für einen Beweis der Klugheit und Vernunft an.

Kurze Wiederholung der vorhergehenden Artikel.

Man lasse sich also weder durch die arglistigen Kunstgriffe, noch durch die zärtlichen Klagen, noch durch das hitzige Geschrey der Philosophen, in Absicht auf die Duldung oder Unduldsamkeit, hinter das Licht führen: sondern man mache sich richtige und wahre Begriffe von dem, was auf diesen Gegenstand hinausläuft. Man bestimme zum Anfange,

was Duldung sey; man unterscheide sorgsam, was geduldet werden könne, oder was man nicht dulden dörfe. Alsdann wird man im Stande seyn, von allem, was den Stoff betrifft, von dem wir handeln, ein Urtheil zu fällen: und das erste Urtheil wird dieses seyn, daß nichts unbilliger und unvernünftiger, nichts gefährlicher für die Religion, für die Sitten, und für die Gesellschaft sey, als jene Duldung, welche die Philosophen ohn Unterlaß begehren.

Man wird sehen, daß die Liebe zur Unabhängigkeit, die Verachtung der wesentlichsten Pflichten, ein hochmüthiger und lächerlicher Eigendünkel, eine strafbare Gleichgültigkeit, oder deutlicher zu sagen, ein wahrer Haß gegen die Religion die einzigen Grundursachen, und die einzigen Triebfedern sind, nach welchen diese Herren sich richten, und zu Werke gehen.

Man wird sehen, daß sie keinen andern Endzweck haben, als unter dem Schutze der Duldung bequemer zu leben, und alle ihre Gottlosigkeiten, ihre Träumereyen, ihre Ungereimtheiten ungestraft auszustreuen.

Man wird sehen, daß alle ihre ausschweifenden und unreifen Lehrgebäude nur dahin zielen, alle Grundsätze der Religion, der Sitten, der gesellschaftlichen Tugenden zu untergraben, zu verstören, und niederzustürzen; daß die Vernunft und die Vortheile der Gesellschaft allezeit ihren unsinnigen Begehren und Forderungen sich entgegensetzen werden.

Man wird sehen, daß kein Widerspruch so auffallend sey, als jener zwischen den Grundsätzen, die sie mit aller Mühe gültig machen wollen, und zwischen dem Betragen, das sie annehmen. Da sie den Frieden, die Duldung, den Geist der Menschenliebe andern predigen und einrathen, zeigen sie allezeit die größeste Heftigkeit und Hitze in ihrem Zor-

ne gegen jeden, der ihre Irrthümer, Häucheleyen, und Ungereimtheiten aufdecket.

Endlich wird man sehen, daß sie zwar mit großem Lärmen, und gegen alle Gesetze die Duldung fodern; aber sich wohl davor hüten, eine Bestimmung davon zu geben, welche die Begriffe festsetzen, und von den Gelehrten gutgeheißen werden könnte. Sondern sie genügen sich, wenn sie das große Wort: Duldung, unaufhörlich wiederholen, und bey jeder Gelegenheit gegen die Unduldsamkeit schreyen, um den Beyfall einer freydenkenden Jugend zu gewinnen, seichte Geister zu hintergehen, schwache Gemüther zu erschrecken, und, wenn es seyn könnte, die weisen Gegensätze aufgeklärter und vernünftiger Männer fruchtlos zu machen.

Im übrigen haben wir in allen diesen Artikeln von der Unterscheidung der bürgerlichen und theologischen Duldung nicht geredet. Wir überlassen das Schwert der Gerechtigkeit den Oberkeiten, und die Gewalt der Kirchenstrafe den obersten Hirten. Sie haben ihre Pflichten: ihr Gewissen mag ihnen Zeugniß geben, ob sie dieselben treulich erfüllen. Sie haben die Macht, das Böse einzuhalten und zu verhindern: Gotte selbsten werden sie Rechenschaft geben, wie sie dieselbe gebrauchet haben, oder hätten brauchen sollen.

Wir reden von Züchtigungen und Kirchenstrafen nicht; sondern bedienen uns nur des Rechtes, daß ein jeder christlicher Philosoph hat, die Wahrheit, die Religion, die Sitten zu vertheidigen; Verführer zu entdecken, Bewahrungsmittel gegen die Verführung anzugeben; die gefährlichen, falschen, trüglichen, widersprechenden Grundsätze, Vernunftschlüsse, und Lehren bekannt zu machen, welche man einzuführen bemühet ist; dieselben für schädliche Eingriffe, sowohl wider die Gesellschaft als die Religion, anzugeben; und endlich

lich zu beweisen, daß man durch die Duldung, womit man uns ohn Unterlaß in den Ohren liegt, nichts anders suchet, als sich vor aller Strafe sicher zu stellen, wenn man die abscheulichsten und gottlosesten Dinge ausstreuet.

Fünfter Artikel.

Antwort auf alles, was die Philosophen für die Duldung sprechen.

I.

* Ich höre beständig sagen, man müsse die bürgerliche Duldung, und nicht die theologische zulassen. Ich denke gerade das Widerspiel.

* * *

Herr Rousseau! Es steht Ihnen frey zu denken, wie es Ihnen gefällt; aber auch uns steht es frey zu untersuchen, ob Sie richtig denken.

Es däucht uns, daß ein Christ nothwendiger Weise die theologische Unduldsamkeit haben, und auch nothwendiger Weise die bürgerliche Duldung annehmen müsse. Seine theologische Unduldsamkeit kömmt von der Gewißheit und den Beweisen her, die er von der Reinigkeit, Heiligkeit, und Göttlichkeit seiner Religion besitzt. Seine bürgerliche Duldung entspringt aus der Sanftmuth der evangelischen Sittenlehre, welche nicht gestattet, andere Mittel zu brauchen, um die Religion zu vertheidigen, als die Beredung, die Ausübung der Tugend, die guten Beyspiele, und die Vernunft.

Aber

* Brief. an den Herrn Erzbisch. von Paris 67. Seit.

Aber die bürgerliche Duldung geht nur das Betragen der Privatleute an, und verhindert nicht, daß die Oberkeiten und Mächte nicht über die Handhabung der guten Ordnung und der Gesetze wachen mögen. Allein die gute Ordnung und die Gesetze erlauben nicht, die Religion des Staates anzufechten; es wäre dann Sache, daß man durch eine göttliche Sendung die Gewalt dazu bekommen hätte, und die Göttlichkeit seiner Sendung durch übernatürliche Werke beweisen könnte, wie es die Apostel durch ihre Wunderthaten und ihre Tugenden gethan haben.

Man denket nicht, daß die Ungläubigen, Freygeister, und Philosophen es wagen, sich für Gesandte Gottes auszugeben, oder daß sie sich anbiethen werden, eben dieselben Beweise abzulegen, welche die Apostel abgelegt haben, die von Gotte gesendet waren.

II.

Ich glaube, daß ein ehrlicher Mann selig werden könne, in was immer für einer Religion er mit guter Meynung leben mag.

* * *

Dafern man selig werden könnte, in was immer für einer Religion man leben möchte, so wäre man wohl recht thöricht, wenn man nicht die bequemste heraus nähme. Es wäre vieleicht besser, ein Türke, als ein Christ zu seyn. Zum mindesten dörfte man Weiber nehmen, so viele man möchte und könnte. Dieß im Vorbeygehen. Laßt uns zur Antwort schreiten.

Damit wir eine klare und richtige Antwort geben mögen, wollen wir Anfangs die Ausdrücke des Vortrags bestimmen. Ich heiße jenen einen ehrlichen Mann, welcher nichts begeht,

geht, was der Vorschrift seines Gewissens und des Naturgesetzes zuwider wäre. Ich heiße einen Mann mit guter Meynung denjenigen, der über die Religion, wozu er sich bekennt, weder Zweifel noch Ungewißheit hat. Dieß vorausgesetzt, sage ich:

1. Nichts ist schwerer und seltsamer zu finden, als Männer, die jene Ehrlichkeit und gute Meynung haben, wovon wir eben die Bestimmung anzeigten: und Niemand wird sich zu Sinne kommen lassen, unsre Philosophen in diese Klasse zu setzen.

2. Ein Mann, der diese zwo Eigenschaften besäße, würde unfehlbar die nothwendige Beleuchtung erhalten, um zu der Erkenntniß der Wahrheit zu gelangen. Dieß müssen wir aus dem Begriffe schließen, den wir von der Weisheit und Güte Gottes haben; und dieß bezeuget uns der heilige Paul, da er uns saget: * Gottes Willen ist, daß alle Menschen selig werden, und zu der Erkenntniß der Wahrheit gelangen sollen.

3 Mit diesen Eigenschaften und Hülfsmitteln wird ein Mensch ohne Beschwerniß erkennen, daß die Religion Jesu Christi aus allen Religionen die sicherste, die gewisseste, die göttlichste, die heiligste sey.

4. Wen ein Mensch alle Pflichten des Naturgesetzes vollkommen getreulich erfüllte, und dabey eine unvermeidliche Unwissenheit, oder unüberwindliche Hindernisse hätte, um die Erkenntniß der Religion Jesu Christi zu erlangen; so würde Gott für die Unterweisung dieses Menschen durch einen außerordentlichen Weg Vorsehung thun: denn ** das ewige Leben besteht in der Erkenntniß des einzigen wahren Gottes, und Jesu Christi, den er gesendet hat; und

* 2. Timoth. II. ** Joh. XVII.

und * wer nicht glaubet, der wird verdammet werden. Aber wir können weder entscheiden, noch bestimmen, was für einen Weg Gott dazu brauchen werde.

Es folget daraus, daß die Religion Jesu Christi lediglich notbwendig zum Heile sey, und daß es ein verdammlicher Ausspruch wäre, mit Rousseauen zu sagen: **Man kann selig werden, in was immer für einer Religion man leben mag.**

III.

Aber ich glaube nicht, daß man rechtmäßiger Weise, ohne die Erlaubniß des Regenten, fremde Religionen in ein Land einführen könne. Denn wenn dieß nicht unmittelbar ein Ungehorsam gegen Gott ist, so ist es ein Ungehorsam gegen die Gesetze; und wer den Gesetzen nicht gehorchet, der gehorchet Gotte nicht.

* * *

Es folget aus Ihrem Gedanken, mein Herr Philosoph Rousseau! daß Jesus Christus und die Apostel ungehorsam gegen Gott gewesen seyn, da sie das Christenthum in dem römischen Reiche, ohne die Erlaubniß und gegen die Verbothe der Kaiser, einführten. Jesus Christus wird vor dem Richterstuhle Rousseauens verurtheilt; wahrhaftig ein Urtheil, welches die Aufmerksamkeit der ganzen Welt verdienet!

IV.

Was die Religionen belanget, welche schon einmal in einem Lande eingesetzt oder geduldet sind, so glaube ich, daß es unbillig und grausam sey, dieselben darinnen mit Gewalt zu vertilgen, und daß der Landsherr sich selbsten Unrecht thue, wenn er ihren Anhängern übel begegnet . . . Man soll niemals eine Verschieden-

heit,

* Mark. XVI.

heit im Gottesdienste einführen lassen, oder jenen verbiethen, welcher einmal angenommen ist: denn ein Sohn hat niemals Unrecht, wenn er bey der Religion seines Vaters bleibt.

* * *

Wenn es unbillig und grausam ist, Religionen mit Gewalt zu vertilgen, welche rechtmäßig eingesetzet, oder aus Klugheit geduldet sind; ist es minder unbillig und minder sträflich, die Trügschlüsse und die gehäßigsten Wege zu gebrauchen, um eine Religion zu verschreyen, zu vertilgen, und umzustürzen, welche so viel Ansehens hat, und so viele Vortheile mit sich bringt, als das Christenthum? Die Philosophen sollen auf diese Frage Antwort geben.

Laßt uns den starken Gedanken Rousseauens nachgehen. Der Regent thut sich selbsten Unrecht, wenn er den Anhängern verschiedener Religionen übel begegnet. Aber thut er sich nicht noch weit gröber Unrecht, wenn er sie einführen läßt? Man urtheile davon aus den Landplagen, womit Teutschland, Frankreich, und andere Staaten Europens verheeret worden sind.

Man soll weder eine Verschiedenheit im Gottesdienste einführen lassen, noch jenen verbiethen, welcher einmal angenommen ist. So hätte man also weder das Christenthum im Reiche einführen lassen, noch den Götzendienst verbiethen sollen.

Ein Sohn hat niemals Unrecht, wenn er bey der Religion seines Vaters bleibt. Also hatten die Juden und die Heyden nicht Unrecht, da sie den Unterweisungen und Einladungen Jesu Christi und der Apostel widerstrebten, welche sie ermahnten, die Religion ihrer Väter zu verlassen.

Ist

Ist es möglich, daß Männer, welche also schließen, sich getrauen, für die Weisen dieser Zeiten und für die Lehrmeister des menschlichen Geschlechts sich auszugeben?

V.

* Die Pflicht, der Religion seines Vaterlands nachzukommen, und sie zu lieben, erstrecket sich nicht auf die Lehrsätze, welche der ächten Sittenlehre zuwider sind, wie der Lehrsatz der Unduldsamkeit ist . . Die Unterscheidung zwischen der bürgerlichen und theologischen Duldung ist kindisch und blöde.

* * *

Die Ehrerbiethung und die Liebe, gegen die Religion seines Vaterlands, kann neben der Unempfindsamkeit und Gleichgültigkeit nicht bestehen, in welcher man bleiben sollte, wenn man diese Religion beschimpfet sehen würde.

Wenn es der ächten Sittenlehre zuwider ist, diejenigen zu bedrängen, welche nicht wie wir denken; so ist es eben dieser Sittenlehre noch weit mehr zuwider, allerley Gräuel und Gotteslästrungen gegen eine Religion auszustoßen, die billig Ehrerbiethung verdienet. Die Duldung in diesem Falle wäre nur eine verächtliche Blödigkeit, und die Unduldsamkeit, welche man für einen grausamen Lehrsatz angiebt, ist eine nothwendige Billigkeit. Es ist bey allen Gerichten dieser Grundsatz angenommen: **Wer die Bösen verschonet, der schadet den Guten.** Bonis nocet, qui malis parcit Lassen sich die Herren Philosophen nur dieses zur Warnung dienen. Man will sie nicht zwingen zu glauben. Aber man verlanget, daß sie schweigen sollen.

Die bürgerliche und theologische Unduldsamkeit sind unzertrennlich mit einander verbunden, saget Herr Rousseau weiter.

* Emil. 3. Band. 127. Seit.

weiter. Aber wann sind sie es? Alsdann, wenn man nicht zufrieden ist, auf eine irrgläubige Weise zu denken; sondern beständig fortfährt, wider die Religion zu schreiben, zu reden, und zu lehren. Man duldet die Juden im Kirchenstaate und in mehrern Ländern Europens, und man duldet sie, weil sie stille sind. Die Philosophen sollen nur auch stille bleiben, so wird man sie auf gleiche Weise dulden.

VI.

Gott bewahre, daß ich jemals den Menschen den grausamen Lehrsatz der Unduldsamkeit predige! daß ich jemals sie anreize, den Nächsten zu verfluchen, und zu andern Menschen zu sagen: Du wirst verdammet werden!

* * *

Dieß ist so viel, als wenn Rousseau sagte: Gott bewahre, daß ich jemals jenen Ausspruch Jesu Christi wiederhole: * Wer nicht glaubet, der ist schon gerichtet. Wer nicht glaubet, der wird verdammet werden.

Aber man fraget den Philosophen: Welches aus diesen zweyen Dingen ist grausamer, und füget den Menschen mehr Uebels zu: oder die Duldung, welche die Religion auslöschet, und die Sitten verderbet: oder die Unduldsamkeit, welche diesen Unordnungen und Ausschweifungen Einhalt thun würde?

Heißt es den Nächsten verfluchen, wenn man ihn aufhalten will, da er seinem Verderben entgegeneilt? Ein kluger Christ wird zu andern Menschen nicht sagen: Du wirst verdammet werden. Er wird mit ihnen sprechen, wie die Apostel mit den Heyden sprachen. Die Vernunft ist, in Absicht

* Mark. XVI.

ſicht auf die Heyden der vorigen Zeiten, und in Abſicht auf die heutigen Philoſophen, eine und dieſelbige.

VII.

* **Wer immer zu ſagen waget: Außer der Kirche iſt kein Heil zu hoffen; der ſoll aus dem Staate gejaget werden. Ein ſolcher Lehrſatz iſt nur in einer theokratiſchen Regierung gut; in jeder anderer iſt er ſchädlich.**

* * *

Wenn aber dieſer Lehrſatz im Evangelium ſteht, warum ſollen jene aus dem Staate gejaget werden, die einen Lehrſatz des Evangeliums wiederholen wollten? Man muß dann das Evangelium auch aus dem Staate verweiſen. Allein es iſt augenſcheinlich, daß dieſer Lehrſatz ſich darinnen befindt. Jeſus Chriſtus ſaget förmlich: ** **Wer an das Evangelium glaubet, der wird ſelig werden; und wer nicht daran glaubet, der wird verdammet werden.** Und wieder: *** **Wer immer die Kirche nicht höret, der ſoll für einen Heyden gehalten werden.** Heißt dieß nicht ausdrücklich bedeuten: Außer der Kirche iſt kein Heil zu hoffen? Wird es dann ein Verbrechen ſeyn zu denken, wie Jeſus Chriſtus gedacht hat?

Aber dieſer Lehrſatz iſt ſchädlich. Man ſollte auf das Anſehen Jeſu Chriſti glauben, daß dieſer Lehrſatz billig, nützlich, und nothwendig ſey. Und welches aus Beyden ſoll den Vorzug haben, das Anſehen Jeſu Chriſti, oder das Anſehen des Johann Jakob Rouſſeau?

VIII.

**** **Es iſt unmöglich, mit Leuten, die man für verdammet hält, friedfertig zu leben: ſie lieben, wäre ſo viel,**

* Geſellſch. Vertr. 4. B. 8. Kap. ** Mark. XVI.
*** Matth. XVIII. **** Geſellſch. Vertr. 4. B. 8. Kap.

viel, als Gott hassen, der sie strafet; man muß sie durchs aus, entweder auf den rechten Weg bringen, oder peinigen. Allenthalben, wo die theologische Unduldsamkeit angenommen wird, ist es unmöglich, daß sie nicht einige Wirkung aufs bürgerliche Leben habe; und sobald dieses ist, bleibt der Regent sogar in zeitlichen Dingen nicht mehr Regent: alsbald sind die Pfaffen die wahren Gebiether, und die Könige sind nur ihre Bedienten noch.

* * *

O! die tiefsinnigen und gut passenden Vernunftschlüsse! Sie haben einer Erklärung und einer Entwicklung vonnöthen: wir wollen sie geben, und jeden Ausdruck einzeln aufnehmen.

Es ist unmöglich mit Leuten, die man für verdammet hält, friedfertig zu leben. Dieß ist ein Ausspruch, welcher durch die Geschichte und durch die Vernunft widerleget ist. 1. Durch die Geschichte: Die Apostel lebten im Frieden mit den Götzendienern; sie liebten dieselben; sie gewannen ihre Neigung; sie unterwiesen sie, obschon sie von ihnen verfolget und mishandelt wurden. Die ersten Christen haben mit den Heyden friedfertig gelebet, von denen sie gehasset wurden, obschon ihnen eben diese Heyden ihre Hochachtung nicht versagen konnten. Die Sünder, oder wenn man will, die Verdammten hat Jesus Christus mit der zärtlichsten Güte und Liebe, mit dem größesten Eifer aufgesucht: und dieß war so offenbar, daß ihm die Juden selbsten ein Verbrechen daraus machten. Es ist dann aus der Geschichte bewiesen, daß es nicht unmöglich ist, mit Leuten, die man für verdammet hält, friedfertig zu leben. 2. Die Vernunft saget uns auf gleiche Weise gerade das Widerspiel von dem,

was Rousseau behauptet. Denn vielmehr wäre es den Verdammten, daß ist, den Freydenkern, den Sündern, den Irrgläubigen unmöglich, mit tugendsamen, vernünftigen, und rechtgläubigen Leuten friedfertig zu leben, als es diesen unmöglich seyn würde, mit jenen den Frieden zu halten. Bey der Freydenkerey sind die Leidenschaften weit heftiger, weit freyer, und weit fürchterlicher, als bey der Tugend.

Sie lieben, wäre so viel, als Gott hassen, der sie strafet. Das ganze Geheimniß der Erlösung beweist, daß Jesus Christus diejenigen liebte, welche im Irrthume lebten. Er sagte, daß er, um der Sünder willen, und um die verirreten Schäfchen zu versammeln gekommen sey. Nun aber, Jesus Christus hat gewiß Gott seinen Vater nicht gehasset. Alle Geschichten von den Bemühungen der Apostel, der Jünger, der Glaubensprediger sind Beweise der Liebe und des Eifers, den sie für die Sünder und die Irrenden hatten. Würde man sich getrauen zu sagen, daß sie deßhalben als Feinde Gottes gehandelt haben? O Rousseau! wie mögen Sie sagen, daß die Sünder lieben so viel sey, als Gott hassen?

Man muß sie entweder auf den rechten Weg bringen, oder peinigen. Im Gegensatze sprach Jesus Christus zu seinen Aposteln, daß er sie, wie Lämmer, unter die Wölfe sende. Die Wölfe werden von den Lämmern nicht gepeiniget; sondern vielmehr die Lämmer werden von den Wölfen gepeiniget und zerrissen, wie man es allezeit gesehen hat, und noch heut zu Tage sieht.

Der Geist des Christenthums ist ein Geist des Eifers, welcher sich angelegen seyn läßt, jene, die sich verirret haben, auf den rechten Weg zurückzuleiten. Dieser Eifer misfällt den Philosophen ungemein. Es erfoderte Demuth, um den

Ermah-

Ermahnungen Gehör zu geben, und Herzhaftigkeit, um denselben sich zu unterwerfen. Aber man waget es nicht, die Philosophen im Verdachte zu haben, daß sie zu einer aus diesen zwoen Tugenden fähig wären.

Allenthalben, wo die theologische Unduldsamkeit angenommen wird, ist es unmöglich, daß sie nicht einige Wirkung aufs bürgerliche Leben habe. Allenthalben, wo die Religion durch die Gesetze bestätiget wird, ist es unmöglich, daß man diese Religion angreife, ohne die Gesetze zu verletzen. Aber man kann die Gesetze nicht verletzen, ohne daß diese Verletzung einige Wirkung aufs bürgerliche Leben habe. Die Philosophen mögen denken, wie sie immer wollen; so haben sie nichts zu fürchten, wenn sie zu schweigen wissen. Dafern sie aber dieß nicht können, so müssen sie sich selbsten die bürgerlichen Wirkungen Schuld geben, welche ihr Kützel, zu reden und zu schreiben, erfahren könnte.

Die theologische Unduldsamkeit ist nur die Misbilligung der Meynungen, die der Religion zuwiderlaufen? Sollen diese Meynungen in der Gesellschaft geduldet werden? Ist der Gesellschaft etwas daran gelegen? und wenn ihr daran gelegen ist, wäre es möglich, daß sie nicht einige Wirkung aufs bürgerliche Leben haben sollten? Herr Rousseau mag auf alle diese Fragen antworten.

Sobald dieses ist, bleibt der Regent sogar in zeitlichen Dingen nicht mehr Regent; die Pfaffen sind die wahren Gebiether; die Könige sind nur ihre Bedienten noch. Die theologische Duldung wäre die Freyheit, die man einem jeden ließe, von der Religion zu denken und zu sagen, was er immer wollte. Wie könnte Rousseau beweisen, daß diese Freyheit mit der Oberherrschaft so wesentlich verbunden sey, daß der Fürst ohne sie, sogar in zeitlichen Dingen, nicht

mehr Regent wäre? Die Oberherrschaft besteht in der unbeschränkten Unabhängigkeit von der politischen Regierung eines Volkes. Die theologische Duldung oder Unduldsamkeit tragen nichts im geringsten dazu bey.

Die Pfaffen, heißt es weiter, sind die wahren Gebiether, u. s. f. Aber welcher Fürst ist jemals unbeschränkter, und ein wahrer Gebiether gewesen, als Ludewig der Vierzehnte? und welcher Fürst war jemals von der theologischen Duldung mehr abgeneigt? Wird man sagen, er sey nur ein Bedienter der Pfaffen gewesen? O mein Herr Rousseau! dießmal schließen Sie beynahe auf voltairische Weise.

IX.

Nachdem sich Rousseau bemühet hat, die Nothwendigkeit der Duldung zu beweisen, schlägt er den Vertrag einer wechselseitigen Duldung zwischen allen Religionen vor. Wir wollen ihn von Artikel zu Artikel hersetzen, und nachmals einen jeden besonders aufnehmen, um unsre Bemerkungen dabey zu setzen. Der Eingang dieses Vertrages ist aus dem gesellschaftlichen Vertrage, * und die Artikel aus dem Briefe an den Herrn Erzbischof zu Paris ** gezogen.

Vertrag einer wechselseitigen Duldung zwischen allen Religionen.

„Die Lehrsätze der bürgerlichen Religion sollen einfach,
„ in geringer Zahl, deutlich vorgetragen, ohne Erklärung
„ oder Erläuterung seyn. Dem Landsherrn kömmt es zu,
„ die Artikel davon zu bestimmen. Ohne daß er Jemanden zwingen möge, sie zu glauben, kann er einem jeden,
„ der sie nicht glaubet, das Land verweisen: und wenn Einer,

* B. 8. Kap. ** 65. Seit.

„ ner, nachdem er diese Lehrsätze erkannt hat, sich auffüh-
„ ret, als wenn er sie nicht glaubte; soll er mit dem Tode
„ gestraft werden. Er hat das größeste Laster begangen: er
„ hat vor den Gesetzen unwahr geredet „.

I. Art. „ Man bilde sich aus dieser geringen Zahl der
„ Artikel eine allgemeine Religion, welche, also zu reden,
„ die leutselige und gesellige Religion seyn soll, und die ein
„ jeder Mensch, der in Gesellschaft lebet, anzunehmen ver-
bunden sey „.

II. Art. „ Wenn jemand etwas gegen sie lehret, soll
„ er, als ein Feind der Grundgesetze der Gesellschaft, daraus
„ verbannet werden „.

III. Art. „ Im übrigen, wo man nicht einig ist, bil-
„ de sich ein jeder, aus seinen sonderheitlichen Glaubensleh-
„ ren, eben so viele Nationalreligionen, und komme ihnen
„ mit aufrichtigem Herzen nach „.

IV. Art. „ Nehmet euch keine Mühe, um eure Reli-
„ gionen bey andern Völkern einzuführen, und seyd versi-
„ chert, daß Gott dieses nicht verlanget. Denn es ist eben
„ so unbillig, wenn ihr sie euern Meynungen, als euern Ge-
„ setzen, unterwerfen wollet; und die Glaubensprediger
„ scheinen mir kaum gescheuter, als die Eroberer zu
„ seyn „.

V. Art. „ Da ihr euern verschiedenen Lehren nach-
„ kommet, höret auf, euch dieselben, als so klar bewiesen,
„ vorzustellen, daß ein jeder, der sie nicht auch dafür an-
„ sieht, in euern Augen einer Untreue schuldig wäre. Glau-
„ bet nicht, daß alle diejenigen, welche eure Beweise unter-
„ suchen und verwerfen, deßhalben hartsinnige Leute seyn,
„ die durch ihren Unglauben strafbar werden. Glaubet nicht,

„ daß die Vernunft, die Liebe zur Wahrheit, die Aufrich-
„ tigkeit euch allein eigen seyn „.

VI. Art. „ Ehret überhaupt alle Stifter eurer Got-
„ tesdienste, die ihr annehmet. Sie haben große Gaben
„ und große Tugenden gehabt: dieß ist allezeit schätzenswür-
„ dig. Sie haben sich für Gesandte Gottes angegeben; dieß
„ kann seyn, oder nicht seyn: davon können die meisten
„ nicht auf eine gleichförmige Weise urtheilen, weil die Be-
„ weise über ihren Verstand hinaus sind. Wenn aber dieß
„ nicht wäre, so muß man sie dennoch nicht so leicht für Be-
„ trieger halten „.

VII. Art. „ Wer weiß, wie sehr die beständigen Be-
„ trachtungen von der Gottheit, wie sehr der außerordentliche
„ Trieb der Tugend in ihren erhabnen Seelen die schulmä-
„ ßige und kriechende Ordnung der gemeinen Begriffe habe
„ verwirren können? In einer allzu großen Erhöhung
„ schwindelt der Kopf, und man sieht die Dinge nicht mehr,
„ wie sie sind „.

VIII. Art „ Im übrigen soll unter euch über den
„ Vorzug eurer Gottesdienste kein Zank mehr entstehen. Sie
„ sind alle gut, wenn sie von den Gesetzen vorgeschrieben
„ werden, und wenn die wesentliche Religion darinnen be-
„ griffen ist; sie sind schlecht, wenn diese nicht dabey Statt
„ hat. Die Art des Gottesdienstes ist die Polizey der Re-
„ ligionen, und nicht ihre Wesenheit, und dem Lands-
„ herrn steht es zu, die Polizey in seinem Lande zu ord-
„ nen „.

* * *

Dieß ist das Meisterstück der geistlichen Staatsklugheit Rousseauens, womit er sich groß weiß, und worüber wir etwas Erläuterungen von ihm begehren, und etliche Bemer-
kun:

kungen machen wollen. Laßt uns bey dem Eingange beginnen.

Die Lehrsätze der bürgerlichen Religion sollen einfach, in geringer Zahl seyn. Wir fragen ihn erstlich, wie er uns erkläre, was eine bürgerliche Religion sey: denn diese zwey Worte scheinen sich nicht für einander zu schicken. Die Religion ist das Gesetzbuch der Pflichten, welche Gott den Menschen aufleget; welche sie mit Unterwerfung und Ehrfurcht annehmen sollen; und über welche ihnen keine Untersuchung erlaubet ist. Das Bürgerliche giebt uns nur einen Begriff von den Verträgen, welche die Menschen vernünftiger Weise, zu ihrem Nutzen und ihrer Hülfe, unter einander errichten. Die Religion kann nur auf ein göttliches Ansehen gegründet seyn. Das Bürgerliche hängt nur von den menschlichen Verträgen ab. Eine bürgerliche Religion ist dan eine Ungereimtheit.

Aus was für einer Macht bestimmet er nachmals die Zahl der Artikel von seiner Religion? Hat er Gewaltbriefe, um uns zu versichern, daß er der Gesandte Gottes sey, und daß nicht mehr und nicht weniger Lehrsätze angenommen werden dörfen? Sind diese Lehrsätze so deutlich vorgetragen, daß man sie ohne Erklärung oder Erläuterung begreifen kann? Werden die Philosophen nichts darwider einwenden? nichts dazu setzen? nichts davon verwerfen? Werden sie sich dem neuen Glaubenslehrer unterwerfen?

Endlich, was für ein unverständliches Gewirre herrschet nicht in seinem Glauben, oder seiner bürgerlichen Religion? Der Landsherr, saget er, kann die Artikel davon bestimmen: aber er kann Niemanden zwingen, sie zu glauben. Er kann einem jeden, der sie nicht glaubet, das Land verweisen, und ihn mit dem Tode strafen: und dennoch ist

der einzige Lehrsatz, dem Rousseau die Annahme versaget, die Unduldsamkeit. Wie läßt sich all dieses vergleichen?

I. Art. Man bilde sich aus dieser geringen Zahl der Artikel eine Religion, welche, also zu reden, die leutselige und gesellige Religion seyn soll. Wir haben schon angedeutet, daß eine leutselige und gesellige Religion eine Ungereimtheit sey, weil Religion nichts, als eine Beziehung auf Gott, und eine Pflicht gegen Gott ausdrücket. Aber die Religion hängt von den menschlichen Verträgen nicht ab, und sie kann ihr Ansehen nicht von den menschlichen Verträgen herholen.

II. Art. Wenn Jemand etwas gegen sie lehret, soll er aus der Gesellschaft verbannet werden. Unsre Philosophen werden nicht sehr geneigt seyn, diesen Artikel hingehen zu lassen. Sie finden allzu viel Vergnügen dabey, daß sie der Freyheit zu denken, zu reden, und zu schreiben genießen.

III. Art. Man komme seinen Nationalreligionen mit aufrichtigem Herzen nach. Die Philosophen spielen in Wahrheit eine schnackische Rolle. Sie verhöhnen diejenigen, welche der Religion, die Jesus Christus gelehret hat, mit aufrichtigem Herzen nachkommen; aber sie verlangen, daß man mit aufrichtigem Herzen jenen nachkommen solle, die ihre starken Köpfe, und ihre närrischen Gehirne ausgedacht haben.

IV. Art. Nehmet euch keine Mühe, um eure Religionen bey andern Völkern einzuführen, u. s. w. Jesus Christus hat seinen Aposteln befohlen, hinzugehen, und alle Völker zu unterweisen: und Rousseau will nicht gestatten, daß man den mindesten Eifer zur Unterweisung anderer zeigen solle. Jesus sagte zu ihnen: Sie sollten den himmlischen Vater bitten,

ten, daß er Arbeiter zur Aernte herschicken wolle: und Rousseau versichert, daß Gott dieses nicht verlange. Jesus ist der erste Glaubensprediger gewesen, der von seinem Vater gesendet war; die Apostel, die Jünger; große Männer bey Tausenden, Bischöfe, Philosophen, Gelehrte, sind Glaubensprediger gewesen; sie haben sich in den Beschwernissen des Predigtamtes verzehret; sie haben alle menschliche Vortheile aufgeopfert, und ihr Blut hergegeben, um die Menschen zu beleuchten, den wahren Gott ihnen bekannt zu machen, das Reich des Götzendienstes zu zerstören: und Rousseau saget uns, die Glaubensprediger scheinen ihm kaum gescheuter, als die Eroberer, zu seyn; das ist, als die unseligsten Feinde des menschlichen Geschlechtes, als Tamerlan, Attila, Julius Cäsar, welche den Erdkreis mit unschuldigem Blute beschwemmet haben.

Aber wäre man nicht berechtiget, die eigenen Ermahnungen, Räthe, und Grundsätze Rousseauens gegen ihn selbst zurückzutreiben? Könnte man nicht zu ihm sagen: „Nehmen Sie Sich nicht so viele Mühe, um die Christen zur „Annahme Ihrer Meynungen zu zwingen. Seyn Sie versichert, daß Gott dieses nicht verlanget. Es ist unbillig, „daß Sie Jedermann denselben unterwerfen wollen; und „die neuartigen Philosophen scheinen kaum gescheuter, als „die Eroberer, zu seyn „.

V. Art. Da ihr euern verschiedenen Lehren nachkommet, höret auf, euch dieselbigen, als so klar bewiesen, vorzustellen, u. s. w. Wir wollen hier die Weise hersetzen, nach welcher die Christen verfahren, um sich in ihrem Glauben zu bestätigen, und festzusetzen. Mann urtheile dann, ob man sie mit dem Betragen anderer Religionen vermengen, und gleichhalten könne, wie es Rousseau thut.

1. Sie sagen mit dem heiligen Paul, daß ihr Glauben eine vernünftige Huldigung sey, die sie Gotte leisten: rationabile obsequium vestrum. Sie sagen, diese Huldigung sey vernünftig, weil die richtige Vernunft, Weissagungen ohne Zahl, natürliche und übernatürliche Begebenheiten, die augenscheinlich bewiesen sind, nothwendiger Weise zum Glauben leiten: und sie fragen, ob irgend eine andere Religion dergleichen Vorzüge aufzuweisen habe.

2. Sie nehmen es übel auf, daß man ihre Religion auf einen gleichen Grad der Gewißheit oder Ungewißheit setzet, wie die Religionen Mahomets, Lamas, u. s. w. welche nicht die geringste Untersuchung von einem denkenden Menschen auszuhalten fähig sind.

3. Alle jene Betheurungen von Treue und Glauben, von Aufrichtigkeit, von Liebe zur Wahrheit scheinen ihnen an den Philosophen ein Bißchen verdächtig. Es däucht ihnen nicht, daß die Philosophen ganz unparteylich seyn; und, ohne daß sie alle Irrgläubige oder Ungläubige für hartsinnige und blinde Leute halten, wissen sie dennoch, daß es Grundsätze des Irrthums und der Ungläubigkeit von vieler Art giebt.

4. Sie urtheilen nicht; sie verdammen nicht; sie strafen nicht. Aber sie sagen, nach den göttlichen Aussprüchen, daß Gott urtheilen, verdammen, strafen werde.

VI. Art. Ehret überhaupt alle Stifter eurer Gottesdienste, die ihr annehmet. — Sie haben sich für Gesandte Gottes angegeben: u. s. w. Wer sollte es glauben, daß derjenige, der in seinem Emil jene vortreffliche Schilderung von Jesu Christo gemacht hat, itzt eben denselben in eine Reihe mit dem blutdürstigen und unzüchtigen Betrieger Mahomet stellen sollte? Jesus Christus hat sich für den Gesandten

sandten Gottes ausgegeben; Mahomet gab sich auf gleiche Weise für seinen Gesandten aus: hatten wohl beyde Recht? Rousseau entscheidet es nicht. Es genüget ihm zu sagen, daß es seyn, oder nicht seyn könne; daß nicht alle Menschen im Stande seyn, die Beweise davon zu begreifen; daß ein jeder aus ihnen große Tugenden gehabt habe; und daß man keinen für einen Betrieger halten müsse.

Also bestrebet sich der weise und friedfertige Rousseau Jesum Christum mit Mahomet, den Türken mit dem Christen, den Alkoran mit dem Evangelium zu vereinigen. Dieß ist der Beweis, den er uns von seiner einsichtvollen Denkensart in Religionssachen ableget.

VII. Art. Wer weiß, wie sehr die beständigen Betrachtungen von der Gottheit ihre erhabenen Seelen haben verwirren können? u. s. w. Trotz demjenigen, der schönere Ausdrücke zu wählen wüßte, um die Träumer, die Schwärmer, die Wahnsinnigen deutlicher auszuzeichnen! O Rousseau! Sie bringen keine so widersinnischen Grobheiten vor, als der Verfasser der wichtigen Untersuchung, und des Gesprächs der Fünfzig. Aber enthalten wohl ihre Ausdrücke weniger Gottlosigkeiten und Gotteslästrungen?

VIII. Art. Im übrigen soll über den Vorzug eurer Gottesdienste kein Zank mehr entstehen. Sie sind alle gut, u. s. w. Wenn man von den verschiedenen Religionsdiensten saget: es ist alles gut: so ist es ein Beweis, daß man alle nicht viel achtet. Alles ist für jenen gut, der nichts glaubet, und der über alles spöttisch hinwegsieht.

Die Unterscheidung zwischen der Polizey der Religion, und der Wesenheit der Religion ist nichts, als eine Schelmerey, um Leute zu betriegen, die zu denken nicht fähig sind. Daß es dem Landsherrn zustehe, die Weise des Gottesdienstes.

stes und der Religion zu bestimmen, ist bey Völkern, welche erkannt haben, daß die Religion von Gotte kömmt, niemals zugegeben worden. Diese gottlose Meynung blieb für die Verführer unsers Zeitalters vorbehalten. Sie wurde sogar bey den Heyden nicht angenommen, welche allezeit alle Satzungen einem göttlichen Ursprunge zueigneten. Die Muselmänner lassen nichts anderes zu, als was ihnen vom Mahomet vorgeschrieben worden ist: die Juden nehmen nichts an, außer was ihnen Moses im Namen Gottes gebothen hat: und bey den Christen bezieht sich alles auf Jesum Christum, den Stifter der Religion, und auf die Gewalt der Kirche, deren Söhne zu seyn, die größesten Gebiether sich zur Ehre rechnen.

Es ist also dieser ganze schöne Vertrag einer wechselseitigen, und allgemeinen Duldung, den Rousseau vorschlägt, nichts weiter, als ein Gewebe gottloser Grundsätze, welche nichts anders lehren, als die ungereimtesten wie die heiligsten Sachen, die beweisloseſten wie die gründlichsten, die unbedeutendsten wie die wichtigsten Dinge, mit einer gleichen Kaltsinnigkeit anzusehen: und dieser Vertrag hat keinen andern Endzweck, als daß alle Ehrerbiethung gegen den Glauben, die Religion, und alles, was in der Religion heilig und ehrwürdig ist, gänzlich vertilget werde. Hier ist das ganze Hirngespinnst der Duldung aufgedecket, und ins Licht gestellet.

Unterdessen, nachdem Rousseau diesen ganzen schönen Vorschlag gezimmert und aufgerichtet hatte, saget er noch mit dreistem Muthe zum Herrn Erzbischofe von Paris: „Ich dachte, gnädiger Herr! daß Jemand, der also schlösse, kein Gotteslästerer, kein Gottloser wäre, da er ein Mit-

tel

tel zum Frieden vorschlägt, welcher billig, vernünftig, und nützlich für die Menschen seyn würde.

X.

Es in eine unverantwortliche Vermessenheit, wenn man sich zu einer andern Religion bekennt, als zu jener, in der man gebohren ist: und eine Falschheit ist es, wenn man jene nicht aufrichtig ausübet, zu der man sich bekennt. Wenn man sich verirret, so beraubet man sich einer kräftigen Entschuldigung vor dem Richterstuhle des höchsten Richters. Wird er nicht leichter das Irrthum verzeihen, in dem man auferzogen wurde, als jenes, daß man sich selbst zu wählen gewaget hat?

* * *

Laßt uns noch ein Wort zur Anmerkung über diese schönen Gedanken beyfügen. Es ist eine unverantwortliche Vermessenheit, wenn man sich zu einer andern Religion bekennt, als zu jener, in der man gebohren ist. War es also eine unverantwortliche Vermessenheit an Justinen, an Athenagoras, an Clemens von Alexandrien, an Tertullianen, an Cyprianen, an Arnobius, an so vielen andern großen Männern, an so vielen gelehrten Leuten, die im Heydenthume gebohren waren, daß sie die Religion Jesu Christi annahmen? war es an Jesu Christo selbsten eine verdammliche Unternehmung, daß er in der Welt eine andere Religion einführen wollte?

Eine Falschheit ist es, wenn man die Religion, zu der man sich bekennt, nicht aufrichtig ausübet. Unsre Philosophen bekennen sich noch zur christlichen Religion.

Könnten

Könnten sie Rousseauen versichern, daß sie dieselbe aufrichtig ausüben?

Wird Gott nicht leichter das Irrthum verzeihen, u. s. w. Rousseau ist in der calvinischen Religion auferzogen worden: er wurde nachmals katholisch, und wieder ein Calvinist: heut zu Tage ist er ein Deist. Er hat gewählet, gewechselt, und scheint noch itzt nicht recht bestimmt und standhaft zu seyn. Beraubet er sich nicht einer kräftigen Entschuldigung vor dem Richterstuhle des höchsten Richters?

XI.

Im dritten Gesange des Gedichts vom Naturgesetze schiebt Voltaire die Heyden, die Muselmänner, die Arianer, die Deisten, u. s. m. durch einander in den Himmel hinein; und in einer Anmerkung heißt es: Man halte jenen Grundsatz in Ehren: Außer der Kirche ist kein Heil zu hoffen: Aber, heißt es weiter, es ist lächerlich und abscheulich, diesen allgemeinen Drohspruch gegen Leute zu brauchen, die auf alle Weise den übrigen überlegen sind. Dieß ist eine alte Kriegsrüstung, welche man klüglich im Zeughause ruhen läßt, und welche zu gebrauchen keine Privatperson die Erlaubniß hat.

* * *

Man hat zwar auf diesen Einwurf schon geantwortet; aber man wiederholet ihn hier noch einmal, damit man die vernünftige Sprache, die Voltaire allezeit führet, anmerken möge. Er saget, er halte diesen Grundsatz in Ehren; und zugleich spöttelt er darüber. Es gefällt ihm nicht, daß man ihn gegen Leute brauchet, die auf alle Weise den übrigen überlegen sind; und dadurch leget er einen neuen Beweis seiner philosophischen Bescheidenheit ab. Er saget,

daß

daß dieß eine alte Kriegsrüstung sey, welche man klüglich im Zeughause ruhen läßt. Sie mag ruhen, oder nicht: so ist sie dennoch nicht weniger furchtbar, und nicht weniger kräftig. Er erlaubet keiner Privatperson, dieselbe zu gebrauchen; weil er sie fürchtet, und weil er, ungeachtet seiner hochmüthigen Entschlossenheit, nicht gerne sieht, wenn man sie ihm vor die Augen hält. O Voltaire! wie wenig achten Sie auf Ihre Leser, und wie geben Sie Ihren Tadlern selbst das Heft in die Hand!

XII.

* Was ist die Duldung? Sie ist die Folge der Menschlichkeit. Wir stecken alle voller Schwachheiten und Irrthümer. Laßt uns unsre Thorheiten einander vergeben: dieß ist daß erste Gesetz der Natur.

* * *

Laßt uns die Thorheiten vergeben; aber den Thoren das Stillschweigen auferlegen: dieß ist das erste Gesetz der Vernunft.

Wie armselig ist die Duldung bestimmet, da sie die Folge der Menschlichkeit heißt? Eben so gut wäre es gesprochen, wenn man sagte: die Duldung ist der Hunger, der Durst, das Schicksal des Todes; denn alle diese Dinge sind Folgen der Menschlichkeit.

Die Menschlichkeit ist ein Gefühl der Güte gegen unsers Gleichen, welches uns antreibt, sowohl ihnen die unvorsätzlichen Irrthümer, oder die aus Schwachheit geschehen, zu vergeben, als sie gegen die Verführung zu beschützen.

Es ist dann eine Thorheit, die Duldung eine Folge der Menschlichkeit zu heißen.

XIII.

* Philos. Handlex.

XIII.

Wenn an der Börse zu Amsterdam, zu London, oder zu Surate, oder zu Bassora, der Gheber, der Banjaner, der Jud, der Mahometaner, der chinesische Diokol, der Brachmann, der griechische Christ, der römische Christ, der protestantische Christ, der christliche Quaker mit einander handeln, werden sie nicht den Dolch gegen einander aufheben, um Seelen für ihre Religion zu gewinnen. Warum haben dann wir seit dem ersten Kirchenrathe zu Nizäen beynahe ununterbrochen einander ermordet?

* * *

Dieser Mann, der allezeit eben so fruchtbar an großen Worten, als leer und dürftig an guten Gründen ist, entwirft uns Schildrungen aus der Einbildung, die er niemals gesehen hat, die niemals wahr gewesen sind, und die vielleicht etliche seichte Leser in Verwundrung setzen werden. Hat man jemals zu London oder zu Surate eine solche Menge Völker beysammen gesehen, wie er sie uns hier vorstellet? Aber wir wollen seine Sudeley und seinen Wörterkram fahren lassen, und zu der Untersuchung seiner großen Frage schreiten.

Könnte man ihm nicht erwiedern: O guter Mann! Sie predigen so viel von Menschlichkeit; aber warum hören Sie

Surate] Oder Guzurate, eine berühmte indianische Stadt im Königreiche Guzurate, unter der Herrschaft des Großmogols.

Bassora] Balsora, eine große Stadt in der asiatischen Landschaft Diarbek.

Gheber] Gaurer, ein Volk in Persien, welches noch die altländische Religion behält, und das Feuer anbethen soll.

Banjaner] Abgöttische Völker in Indien, und am häufigsten im Königreiche Cambaja oder Guzurate.

Brachmann] Ein indianischer Weltweiser.

Sie nicht auf, wider die Wahrheit zu reden? Beynahe seit achtzehn Jahrhunderten, seitdem das Christenthum besteht, hat es zwar von Zeit zu Zeit manche Zerrüttungen zu leiden gehabt, wenn unter den Christen ein Irrgläubiger sich empöret hat. Aber jene ununterbrochnen Ermordungen bestehen nur in Ihrer boshaften und verführerischen Einbildung. Es hat Zerrüttungen im Christenthume gegeben; aber Religionskriege hat es nur in zweyen oder dreyen Jahrhunderten gegeben: den Krieg der Albigenser im dreyzehnten; der Hussiten im fünfzehnten; der Lutheraner, Calvinisten, und Wiedertäufer im sechszehnten Jahrhunderte. Ueberdas hat man den Krieg der Albigenser fast nirgends, außer einem kleinen Theile Frankreichs empfunden. Der Hussitenkrieg hat sich nicht über Böhmen hinaus erstrecket. Sie treten also der Wahrheit zu nahe, wenn Sie sagen, daß die Christen seit dem ersten Kirchenrathe zu Nizäen beynahe ununterbrochen einander ermordet haben.

XIV.

Constantin gab zum Anfange eine Verordnung heraus, wodurch er alle Religionen erlaubte; am Ende wurde er ein Verfolger. Vor ihm that man den Christen nur deßhalben Widerstand, weil sie anfiengen, eine Rotte im Staate auszumachen. Die Römer gestatteten alle Gottesdienste, auch sogar jenen der Juden, und der Aegyptier, gegen welche sie so viel Verachtung hatten.

* * *

Wo haben Sie erfahren, mein Herr! daß man den Christen nur deßhalben Widerstand that, weil sie in dem Staate Unruhe stifteten? Sie bekräftigen es mit dreistem Muthe. Aber man beut ihnen Trotz, einen einzigen alten Schrift-

steller anzuführen, der es bezeugte. Man will Ihnen zeigen, daß alle auch heydnische Geschichteschreiber das Widerspiel sagen. Man stellet Ihnen alle Bannschriften der Kaiser, die Verfolger waren, entgegen, welche den Christen kein ander Laster verwerfen, als ihren Eifer zu ihrer Religion. Mein Herr Verfasser des Handlexikons! was für eines Ehrenamens sind Sie dann würdig?

Was Sie von Constantinen sagen, ist nicht minder vernunftlos. Vor diesem Fürsten war die christliche Religion im Reiche nicht erlaubet. Als Constantin ein Christ geworden war, gab er zu Gunst dieser Religion eine Verordnung heraus. Er verfolgte die übrigen nicht; aber er machte der Verfolgung wider die christliche Religion ein Ende.

Sie werfen ihm vor, daß er nachmals ein Verfolger geworden sey. Aber Sie möchten gewiß nicht den hundertsten Theil Ihrer Einkünfte daran wagen, um ihre Aussage zu bestätigen. Wir gestehen zwar, daß Constantin, durch die Arglist Eusebs von Nikomedien verführet, den heiligen Athanasen, und etliche andere Rechtgläubige verwiesen habe. Die redlichsten Seelen sind zum allerleichtesten zu hintergehen. Die Geschichte giebt uns davon eine große Menge Beyspiele an die Hand. Constantin war in diesem Falle. Aber es ist höchst unbillig, ihm deßhalben den Namen eines Verfolgers beyzulegen.

Endlich sagen Sie, daß die Römer auch die Gottesdienste der Juden und Aegieptier, die sie verachteten, dennoch gestattet haben. Man giebt Ihnen friedlich zur Antwort: Jene, die alle Laster vergöttert und angebethet haben, dorften wohl den Aegyptiern die Anbethung der Katzen und Zwiebeln gestatten; und dieser Beweisgrund für die Duldung machet dem, der ihn vorträgt, keine Ehre.

XV.

Warum hat Rom dieſe Gottesdienſte geſtattet? Weil weder die Aegyptier, noch die Juden ſelbſten, die alte Religion des Reiches auszurotten ſuchten; weil ſie nicht zu Waſſer und zu Lande herumfuhren, um Leute zu bekehren. Sie dachten nur Geld zu gewinnen. Aber es iſt unſtreitig, daß die Chriſten ihre Religion zur herrſchenden Religion machen wollten.

* * *

Dieſer Mann ſpricht gewaltig wider ſich ſelbſten, da er Vernunftſchlüſſe machen will. Er ſieht die Duldung, welche Rom den Aegyptiern und den Juden zugeſtand, weil ſie die alte Religion nicht auszurotten ſuchten, für ſehr gerecht und billig an. Aber weil die Philoſophen ſich allein beſtreben, das Chriſtenthum auszurotten, und weil ſie alle Mühe anwenden, daſſelbe in allen ihren Schriften um das Anſehen zu bringen, und zu verunehren, können ſie vernünftiger Weiſe verlangen, von den Chriſten geduldet zu werden?

Sie fuhren nicht zu Waſſer und zu Lande herum, heißt es ferner, um Leute zu bekehren. Wir antworten darauf nichts wegen der Aegyptier, welche Zwiebeln und Katzen anbeteten. Wir wollen nur von den Juden reden, welche den wahren Gott angebethet haben. Es iſt grundfalſch, daß die Juden nicht geſuchet haben, Leute zu ihrer Religion zu bekehren. In allen Städten des Reiches, wo ſie Synagogen hatten, zogen ſie ſehr viele Götzendiener von ihrem Aberglauben ab. Joſeph, der Geſchichteſchreiber, und die evangeliſchen Bücher geben uns davon eine groſſe Menge von Beyſpielen an die Hand. Der Beweggrund, den man von der Duldung angiebt, die man ſie genieſſen ließ, iſt alſo durch die Geſchichte umgeſtürzet.

Es ist unstreitig, saget er weiter, daß die Christen ihre Religion zur herrschenden machen wollten. Laßt uns aus Bescheidenheit das Wort: herrschende: in allgemeine verändern. Alsdann werden wir auf gleiche Weise sagen: Es ist unstreitig, daß die Christen ihre Religion zur allgemeinen Religion machen wollten; und sie hatten gutes Recht dieses zu wollen. 1. Weil ihre Religion vom Himmel gebracht worden war, um die ganze Welt zu beleuchten und zu verbessern. 2. Weil Jesus Christus seinen Aposteln gebothen hatte, dieselbe alle Völker zu lehren. 3. Weil der größeste Vortheil, und das größeste Gut, das man der Welt verschaffen konnte, darinnen bestand, daß die Abscheulichkeiten, welche der Götzendienst eingeführet hatte, abgeschaffet, und eine Religion voller Heiligkeit, wie die Religion Jesu Christi ist, an dessen Stelle eingesetzt werden möchte.

Sodann frage ich die Philosophen selbsten, ob die Christen nicht Ursache hatten, zu wünschen und zu verlangen, daß ihre Religion die allgemeine Religion werden sollte.

Wir haben das Wort: allgemeine, an die Stelle der herrschenden gesetzet, weil man aus diesem sehr gehäßige Folgen ziehen kann. Der Leser wird eben so leicht unsre billigen Gründe dazu, als die verkehrten Absichten des Widersachers einsehen.

XVI.

Die Juden wollten nicht, daß die Bildsäule Jupiters zu Jerusalem seyn sollte; aber die Christen wollten nicht, daß sie im Capitolium stünde: ihre Meynung war, daß die ganze Welt christlich werden müßte. Sie waren dann nothwendiger Weise Feinde der ganzen Welt, bis sie bekehret wurde.

* * *

O Liebhaber von künstlichen Gegensätzen! Sie müssen sich vieles zu gut wissen, daß Sie Jerusalem und das Capitolium einander entgegengestellet haben. Aber Sie werden wohl auch wissen, daß ein Gegensatz nicht allezeit mit Vernunft begleitet ist? Sagen Sie, uns zu gefallen: Hatten die Juden Grund dazu, daß sie die Bildsäule Jupiters zu Jerusalem aufzustellen sich weigerten? und handelten die Kaiser vernünftig, da sie die Juden dazu zwingen wollten? Antworten Sie, hitziger Eiferer für die Duldung! Aber wo haben Sie erfahren, daß die Christen nicht gestatten wollten, daß die Bildsäule Jupiters im Capitolium stünde? Die Christen verdammten den Götzendienst überhaupt; aber sie kümmerten sich um die Götzenbilder im Capitolium eben so wenig, als um jene, die sonst allenthalben waren.

Nachmals sagen Sie, die Christen haben nothwendiger Weise der ganzen Welt Feinde seyn müssen, weil ihre Meynung war, daß die ganze Welt müßte christlich werden. Ein verständiger Mann hätte aus diesem Grundsatze gerade das Widerspiel von dem geschlossen, was Sie daraus schließen. Er hätte gesaget, weil die ganze Welt hätte christlich werden sollen, haben die Christen nothwendiger Weise die größeste Nachsicht und die größeste Sanftmuth anwenden müssen, um die ganze Welt zu gewinnen. Sehen Sie, wie der Gegensatz mit der Vernunft übereinskömmt.

XVII.

Es ist klar, daß eine jede Privatperson, die einen Menschen, ihren Bruder, verfolget, weil er es nicht mit ihrer Meynung hält, ein Scheusal ist. Dieß leidet keinen Anstand.

* * *

Der Verfasser des Handlexikons beweist durch alle seine Schriften, daß er die christliche Religion verabscheuet. Er verfolget, so gut er immer kann, alle, die es nicht mit seiner Meynung halten. Es ist klar, daß der Verfasser des Handlexikons ein Scheusal ist. Dieß leidet keinen Anstand.

XVIII.

Man hat es euch schon gesagt; und man hat euch nichts anders zu sagen: Wenn ihr zwo Religionen unter euch habet, werden sie einander auf Mord nnd Tod verfolgen; wenn ihr dreyßig habet, werden sie im Frieden leben. Sehet den Großsultan. Er herrschet über Gheber, Banjaner, griechische Christen, Nestorianer, römische Christen. Der erste, der Unruhe stiften will, wird gespießet, und Jederman hält sich ruhig.

* * *

Wenn man in Frankreiche alle spießete, die wider das Christenthum reden, wie man zu Constantinopel alle spießen würde, die wider den Alkoran redeten; armer Verfasser des Handlexikons! so wären Sie schon lange gespießet, und hätten auf ihrem Pfahle eine feyerliche Kirchenbuße ausgestanden: und Jedermann würde ruhig seyn.

Wo er nachmals von der Mehrheit der Religionen in einem und demselben Lande redet, verliert sich der gute Mann völlig; er ist nicht mehr zu Hause; und seine hochmüthigen Aussprüche sind nichts, als Ungereimtheiten, welche beym ersten Anblicke Jedermann gewahr wird. In der Schweiz, und in mehrern Staaten Teutschlandes giebt es zwo Religionen, und sie verfolgen einander nicht auf Mord und Tod. Aber was für Zerrüttungen hat man nicht an Orten erfahren,

ren, wo mehrere Religionen eingeführet sind? Westphalen und England haben lange Zeit die betrübtesten Trauerspiele von dieser Art aufgeführet; und alles, was man daraus folgern kann, ist dieses, daß man mit der größesten Sorgfalt wachen soll, die Einheit in der Religion zu erhalten.

Das Beyspiel, das man vom Großsultan beybringt, beweist im geringsten nichts. Der Großsultan schreibt weder den Griechen, noch den Katholiken in ihren Religionen etwas vor. Es genüget ihm, sie für Ungläubige zu betrachten, die seine Sklaven sind, von welchen er alle Dienste fodert, die man ihm schuldig ist. Wenn die Philosophen in Frankreiche auf gleiche Art behandelt würden, möchten sie wohl bald ihrer Philosophie den Abschied geben; und es würde deßhalben nur besser gehen.

Wir treiben die Untersuchung der Einwendungen der Philosophen nicht weiter; wir haben alles hergebracht, was immer von ihren Aussagen das Stärkste und Verführendste ist; wir haben nichts umgangen: und wir glauben alles widerlegt zu haben. Aber uns däucht, wir sollen diesen Artikel nicht beschließen ehe wir ein Paar Worte von der Unduldsamkeit der katholischen Kirche gesagt haben, aus welcher ihr die Philosophen ein so häßliches Verbrechen machen.

Zugabe

von der Unduldsamkeit der katholischen Kirche in ihren Satzungen und ihrer Lehre.

Alle christliche protestantische Gemeinen dulden einander; sie lassen einander die Verschiedenheit der Lehrsätze, der Meynungen, und der Gesinungen hingehen: und alle vereinigen sich, um die unbiegsame Unduldsamkeit der römischen Kirche, über alle Sätze, die sie nicht annimmt, und nicht selb-

sten vorträgt, zu verdammen. Die Philosophen treiben heut zu Tage die Vorwürfe, die man ihr in diesem Stücke machet, noch viel weiter. Die allerverführendsten Fangschlüsse, die künstlichsten und arglistigsten Umschweife, werden angewendet, um jene zu hintergehen, die sich durch das Geschrey leichtlich überreden lassen, die niemals auf den Grund der Dinge sehen, und nachmals, wie die übrigen, wider dieses Verfahren der Kirche schreyen. Um dieser Ursache halben wollen wir mit kurzen Worten sichere, klare, und deutliche Begriffe von jener Unduldsamkeit angeben, die man so gehäßig vorzustellen sich bestrebet.

Was ist dann die Unduldsamkeit der katholischen Kirche, gegen welche die Philosophen sich ohn Unterlaß ereifern? Sie ist, können wir sagen, die wahre Ehre, und der glänzendste Beweis von der Heiligkeit dieser Kirche; sie ist zugleich die Verzweiflung und die Verdammung der Philosophen. Denn, um sie genau und richtig zu bestimmen, ist die Unduldsamkeit der katholischen Kirche nichts anders, als ihre Treue und Standhaftigkeit, mit welcher sie das geheiligte Unterpfand der göttlichen Wahrheiten, das ihr vertrauet worden ist, ganz rein und unverfälscht bewahret. Dieß vorausgesetzt, sagen wir:

1. Die Unduldsamkeit ist eine so wesentliche Eigenschaft der Kirche, als ihre Heiligkeit, ihre Gewalt, und ihr Recht zu lehren.

Fürwahr, da diese Kirche die Verwahrerinn der Wahrheit ist, wie man es nach einer kurzen Weile beweisen wird; so kann und soll sie nichts als die Wahrheit lehren: sie kann und soll dieselbe niemals verheelen, oder verletzen, oder verstellen: sonst wäre sie weder eine getreue Verwahrerinn, noch eine heilige Kirche mehr; und die Religion, welche sie leh-

ret,

ret, könnte nicht mehr für eine wesentlich wahre und göttliche Religion betrachtet werden, deren Lehrsätze und Gebothe alle von dem Ansehen Gottes herkommen, und auf das Wort Gottes gegründet sind.

Sie muß also unduldsam seyn; sie ist also wesentlicher und nothwendiger Weise unduldsam; sie muß also jederzeit die Wahrheit lehren, unterstützen, vertheidigen, und alles verbiethen, was der Wahrheit zuwiderläuft.

2. Die Duldung in Dingen, welche die Glaubens- und Sittenlehre betreffen, kann sich nur auf zween Punkte steifen; nämlich: auf die Unwissenheit der Wahrheit, oder auf die Gleichgültigkeit gegen die Wahrheit. Nun aber keiner von diesen beyden Punkten kann bey der katholischen Kirche Statt haben.

Die Wahrheit kann ihr nicht unbekannt seyn: 1. weil sie vom heiligen Geiste geleitet wird, welcher alle Wahrheit lehret: * 2. weil ihr göttlicher Stifter ihr verheißen hat, daß er bis an das Ende der Welt bey ihr bleiben, ** und ihr Licht und ihre Stütze seyn wolle: 3. weil er versprochen hat, daß die Kräfte der Hölle sie niemals überwältigen werden; *** dieß ist: daß sie von dem Geiste des Irrthums niemals verführet oder bezwungen werden möge.

Sie kann eben so wenig gleichgültig gegen die Wahrheit seyn: weil diese Gleichgültigkeit eine wahre Untreue seyn würde; und dieß kann bey einer Kirche nicht Statt haben, die wesentlich heilig ist, wie wir es in allen Glaubensbekenntnissen gestehen: Credo in spiritum sanctum, sanctam Ecclesiam: weil sie verbunden ist, alles zu lehren, was

* Joh. XVI. ** Matth. XXIX.
*** Ebend. XVI.

was ihr göttliches Oberhaupt ihr geoffenbaret hat: * weil sie weiß, daß es den Menschen nicht zukömmt, unter den verschiedenen Glaubensarkikeln zu wählen, da alle diese Artikel aus eben derselben göttlichen Quelle, und von eben demselben Ansehen herkommen: weil sie endlich, durch den Mund Eines ihrer ersten Pflanzer, uns selbsten lehret, daß ein Mensch, wenn er alle Punkte beobachtet, welche uns die Religion lehret, und sich unterdessen nur in einem einzigen verfehlte, wegen dieser einzigen Untreue vor den Augen Gottes eben so strafbar wäre, als hätte er alle übrige übertreten. **

Die Unduldsamkeit der Kirche in ihrer Lehre ist dann eine nothwendige Folge von ihrer Heiligkeit, und von der Gewißheit, die sie hat, daß sie nichts als die Wahrheit lehret.

3. Die Versicherung, die sie hat, daß ihr das Unterpfand der göttlichen Wahrheiten ist vertrauet worden, und ihre Pflicht, dieselben ganz rein und unverfälscht zu erhalten, haben ihr allezeit eine unwandelbare Standhaftigkeit eingeflößet, welche nichts hat wankend machen können.

Es haben auch die fürchterlichsten Mächte, die dringendsten Gefahren, die größesten Verlurste, die schädlichsten Zerrüttungen sie niemals zu einem Vertrage, zu einer Nachsicht, oder zur Duldung vermögen können, sobald ein Ding der Wahrheit zu nahe trat.

Die Arianer, durch die ganze Macht des Constantius unterstützet, weigerten sich, das Wort: natureinig, consubstantialis, anzunehmen, welches zu der Religion wesentlich

* Matth. XXIX. ** Jak. II.

lich ist: die katholische Kirche opferte lieber ganz Morgenland auf, als daß sie die Nothwendigkeit dieses Ausdruckes verheelet hätte. Die Griechen wollten, etliche Jahrhunderte danach, das Ausgehen des heiligen Geistes nicht erkennen: die Kirche nahm keinen Anstand, ein ganzes Reich aufzuopfern. Luther und Calvin griffen mehrere Lehrsätze an, die seit fünfzehn Jahrhunderten angenommen waren: sie wollte lieber einen Theil Europens aufopfern, als die geringste Veränderung zugeben.

In allen Fällen, wo es auf die Sätze, die Lehre, und die Verordnungen ihres Glaubens ankömmt, zeiget sie allezeit jene großmüthige Standhaftigkeit, welche ihr erster Oberhirte zeigte, als er vor den großen Rath zu Jerusalem berufen wurde. Entscheidet es selbsten, gab der Fürst der Apostel auf die Vorstellungen und Drohungen, die man ihm machte, zur Antwort: * Sollen wir in Religionssachen euch oder Gotte gehorchen? Wir erklären euch, daß uns niemals etwas hindern werde, zu verkündigen, was wir von dem heiligen Geiste, von unserm Meister, von unserm Gotte gelernet haben, und daß wir allezeit mit gleicher Standhaftigkeit die Wahrheit bestätigen werden.

Aus allen diesen Begriffen, die wir da beygebracht haben, soll man den Schluß machen, daß jene Unduldsamkeit, welche der Gegenstand so vieles Lärmens von Seite der Philosophen ist, das glänzendste Merkmal von der Heiligkeit der Kirche, der stärkste Beweis ihrer Göttlichkeit, der würdigste Beweggrund unsrer Ehrerbiethung, unsrer Verehrung, unsrer Liebe gegen die Kirche sey; und daß sie hauptsächlich dadurch für die wahre Braut Jesu Christi zum besten erkannt

* Apostelgesch. IV.

kannt werden möge. Alle Vorwürfe, welche die Philoso-
phie dagegen machet, können dem Bestreben jener lächerli-
chen Riesen aus der Fabellehre verglichen werden, die den
Himmel bestürmen wollten, die ein Blitzstral zu Boden
schlug, und die eben unter den Bergen, welche sie
aufgethürmet hatten, verdrücket wor-
den sind.

X.

X.

Erbsünde.

Durch das Wort: Erbsünde, versteht man eine Makel, welche alle Menschen mit sich auf die Welt bringen, als die Folge des Verbrechens, das der erste Mensch, der Stammvater und das Haupt des menschlichen Geschlechtes, begangen hatte; man versteht dadurch eine Herabsetzung, welche sie der Vorzüge beraubet hat, womit die menschliche Natur bey ihrer ersten Schöpfung begabet gewesen war.

Die Vernunft hatte schon etwas von dem Lehrsatze der Erbsünde dunkel eingesehen und gemuthmaßet; aber er ist erst durch die Offenbarung recht bekannt geworden. Allein unter allen Lehrsätzen, welche die Offenbarung uns vorträgt, ist keiner, den die Ungläubigkeit weniger zulassen will, und den sie mehr zu verschmähen scheint. Aber man darf sich darüber nicht wundern. Es ist auch keiner, welcher den Hochmuth des Menschen tiefer herabsetzt, welcher ihn seine Schwachheit und sein Elend besser empfinden läßt, und welcher ihm die Nothwendigkeit und die Pflicht lebhafter vorstellet, die er hat, sich der Religion zu unterwerfen, und alle Mittel zu brauchen, welche die Religion ihm an die Hand beut, um seine Leidenschaften zu überwinden.

Damit wir diese wichtige Wahrheit mit Gründen befestigen mögen, wollen wir zeigen: 1. Daß man aus dem gegenwärtigen Zustande des Menschen, wenn man ihn nach seiner Art zu denken und zu handeln untersuchet, schließen müsse, er sey aus der Hand des Schöpfers nicht also gekommen, wie wir ihn heut zu Tage sehen; sondern die menschliche Natur habe nothwendig ein Verderbniß leiden müssen.

2. Daß

2. Daß man in den alten Erblehren Denkmäler antreffe, welche bezeugen, daß in der That in der menschlichen Natur eine große Aenderung vorbeygegangen ist. 3. Daß die Offenbarung, da sie uns von diesem Verderbnisse, von dieser Aenderung, und von ihren Ursachen ausführlicher belehret, uns eben dadurch die Richtigkeit des Lehrsatzes von der Erbsünde unstreitig beweise.

Erster Artikel.

Der gegenwärtige Zustand des Menschen, nach seiner Art zu denken und zu handeln betrachtet, läßt vermuthen, daß er aus der Hand des Schöpfers nicht also gekommen sey, wie wir sehen, daß er heut zu Tage beschaffen ist, und daß die menschliche Natur geändert und verderbet worden sey.

„ Ihr erkennet einerseits ein erstes Wesen, einen unendlich
„ mächtigen, und beleuchteten Schöpfer, welcher nach
„ seiner Wesenheit gütig, freygebig, und wohlthätig ist:
„ anderseits sehet ihr Menschen, welche die Werke seiner Hände, aber voll Laster uud Irrthümer sind, welche
„ in allerley Ausschweifungen verfallen, und größesten Theils
„ im Elende und unter Uebeln unglückselige Tage verleben.
„ Daß die menschliche Natur so fehlerhaft, wie wir sie sehen, aus der Hand Gottes gekommen sey, widerspricht
„ seiner Weisheit. Daß sie so vielen Armseligkeiten unterworfen sey, wenn sie ohne Verbrechen ist, widerspricht
„ seiner Güte. Man muß also glauben, daß die menschliche Natur bey ihrem Anfange verderbet worden sey, und
„ daß sich der Mensch eines Verbrechens schuldig gemacht
„ habe. Man muß dann erkennen, daß ein ursprünglicher

„ Feh-

„Fehler die Gelegenheit jener Ausschweifungen, und die „Ursache jener Armseligkeiten gewesen sey„. Durch diesen Vernunftschluß hat ehemals der große Bischof von Hippon die Feinde des Lehrsatzes von der Erbsünde zu Boden geleget.

Es scheinen fürwahr die zween Theile des Schlußgrundes unauflöslich zu seyn: denn erstlich, wer könnte eine höchste und unendliche Weisheit, oder nur eine Spur von einer höchsten und unendlichen Weisheit, bey dem gegenwärtigen Zustande des Menschen erkennen? Wer wird nicht im Gegensatze Laster, Unordnungen, Ausschweifungen dabey gewahr werden, welche jener Weisheit gänzlich widersprechen, oder ein Verderbniß des ursprünglichen Zustandes auf die fühlbarste Weise andeuten?

Der Mensch hält die Tugend in Ehren, und fürchtet sie: er beehret sie mit seinem Lobe, und entsetzet sie an der Mühe, die ihre Uebung fodert: er liebet sie an andern, er räth sie an, er ermahnet dazu, und er möchte sich niemals die mindeste Beschwerniß für sie kosten lassen: er giebt ihr endlich ein so aufrichtiges und so natürliches Zeugniß, daß er, so lasterhaft, als er ist, dennoch für tugendsam angesehen werden möchte, und daß er nichts unterläßt, um seine Laster zu verheelen, und, wenn er kann, für Tugenden gelten zu lassen.

Der Mensch verwirft und verdammet die Laster öffentlich, und er fühlet, daß ihn alles zum Laster reizet und antreibt; er begeht es mit Vergnügen, und nachmals verbirgt und läugnet er es; er sieht das Gesetz, wodurch es untersaget und verbothen wird, für ein beschwerliches Joch an, und er muß gleichwohl gestehen, daß dieses Gesetz billig sey; er eifert nachdrücklich wider fremde Laster, und wendet seinen ganzen

Verstand an, um die seinigen zu rechtfertigen, oder allen seinen Witz um sie zu entschuldigen. Zeugen nicht diese Widersprüche, diese Gegensätze, nothwendig oder von einem Mangel der Weisheit an dem Schöpfer, oder von einem Verderbniß an dem Werke des Schöpfers?

Noch einen Beweis von diesem Gegenstande! Welche Heftigkeit, welchen Nachdruck, und welche Beredtsamkeit zeiget nicht der Mensch in seinen Strafreden wider den Diebstahl, die Ungerechtigkeiten, die Bedrückungen, den Nothzwang, und alle jene verschiedenen Wege, die man ergreift, um seinen Nächsten zu unterdrücken, zu berauben, und zu vertilgen? Mit welcher Zuversicht drücket er sich nicht von den Pflichten der Billigkeit, der Menschenliebe, der Wohlthätigkeit aus? Was für schöne Grundsätze bringt er nicht von der Rechtschaffenheit, der Redlichkeit, der Treue in den Verheißungen vor? Der Mensch scheint dabey ganz Vernunft, ganz Tugend zu seyn. Aber man forsche ihm bedächtlich nach; so wird man sehen, daß alle diese Tugenden, die er lobet, nur auf seinen Lippen schweben, indessen daß alle Laster, wider welche er aufbrinnt, wirklich in seinem Herzen wohnen.

Fürwahr es giebt kein Laster, welches er zu rechtfertigen nicht Mittel findet, sobald es ihm nützlich wird: und alsdann ist das Laster kein Laster mehr; es ist eine selige Geschicklichkeit, wozu er sich Glück wünschet, womit er sich groß thut, woraus er sich Ehre machet. Der ungetreue Verwalter, der habsüchtige Bedrücker, der ungerechte Räuber, der staatskluge Betrieger, der gewaltsame Besitznehmer rechnen sich also ihre Fertigkeit, ihre Geschicklichkeit, ihre Klugheit, und ihre Aemsigkeit zum Ruhme. Alle Laster, alle Verbrechen, dafern sie nur glücklich sind, werden geehrer

ret, gepriesen, belohnet; man achtet sie höher, als wahre Tugenden.

Wie werden die wahren Tugenden selbsten angesehen? Man lobet sie größesten Theils nur deßhalben, damit man sich nicht verdächtig mache; man liebet sie aus Eigennutzen an andern, und aus eben demselben Eigennutzen will man sie an sich selber nicht haben: noch mehr! man verschmähet, verachtet, scheuet sie. Also denket und urtheilet man von der Aufrichtigkeit, von der Redlichkeit, von der Sittsamkeit, von der Treue in Verheißungen, von der Gerechtigkeit, die einen jeden nach Verdiensten belohnen, oder im Geben und Wiedergeben ein Gleichmaaß halten soll, und welche wesentlich auf das natürliche Recht gegründet, oder vielmehr nichts anders, als das natürliche Recht selbsten ist. Man spricht vieles von Billigkeit, von Wohlthätigkeit, und von Menschenliebe; und alles beynahe, was man davon spricht, ist eitel Betrug, Hochmuth, und Häucheley. Das Herz hängt bloß dem Laster nach; die Hände wirken nichts, als Verbrechen; und der Mund fließt von lauter Lobsprüchen der Tugend über. Es ist betrübt für das menschliche Geschlecht, daß die Schilderung, die man hier machet, nach dem Leben gezeichnet ist.

Wird nun ein Mensch, der denket, der vernünftig schließt, jemals sich bereden können, daß die menschliche Natur so fehlerhaft, als wir sie finden, aus der Hand des Schöpfers gekommen sey? Wird er nicht gestehen müssen, daß sie in ihrem ersten Ursprunge nicht also habe beschaffen seyn können? daß sie nothwendig ein großes Verderbniß habe leiden müssen? Und was für einen Begriff würde man sich von der Weisheit eines Gottes machen können, welcher den Menschen so lasterhaft erschaffen hätte?

Der zweyte Theil des Schlußgrundes vom heiligen Augustin ist nicht weniger unauflöslich, als der erste. Wie könnten Geschöpfe, saget er, unter der Regierung eines unendlich gütigen Schöpfers so unglückselig seyn, wenn sie nicht lasterhaft wären? Wir sehen allenthalben nichts als Betrübniß, Plagen, und Elend unter dem ganzen menschlichen Geschlechte. Es muß dann irgend ein Verbrechen alle diese Strafen über dasselbe hergezogen haben. Also schloß dieser große Mann gegen Pelagius.

Fürwahr, der gegenwärtige Zustand des Menschen zeiget nicht allein kein Geschöpf an, welches seinem Schöpfer lieb wäre; sondern er scheint nur einen elenden, verfluchten, verwiesenen, und verurtheilten Verbrecher auszuzeichnen. Aus allen lebendigen Wesen hat der Mensch die langwährendste und schwächeste Kindheit; er ist den meisten Gattungen von Gebrechen und Krankheiten unterworfen; die Dauer seines Lebens ist zum allerunsichersten; und sein Tod ist oft mit den schärfsten und grausamsten Schmerzen begleitet.

Er hat Güter um sich, welche die Natur ihm zum Vergnügen oder zum Bedürfniß anbeut: aber es ist ihm, durch eine überlegnere Gewalt, und durch unnatürliche Austheilung, zum öftesten verbothen, der meisten von diesen Gütern zu genießen; oder er kann sie nur mit Mühe und im Schweiße seines Angesichts erhalten; oder er brauchet sie auf eine unvernünftige, schimpfliche, und schädliche Weise.

Er ist von Natur gesellig, und bestimmet, zum Nutzen und zur Anmuth der Gesellschaft mitzuhelfen, und ihrer selbst zu genießen. Aber die meisten Gesellschaften stellen ihm eitel feindselige, eitel eifersüchtige, neidische Menschen, listige Betrieger, ungerechte Räuber, fürchterliche Unterdrücker vor. Er hat also zu leiden, wenn er allein ist, weil

er

er sich selber nicht genüget; und er hat noch mehr in der Gesellschaft zu leiden, entweder das, was er wirklich erfährt, oder was er erkennt, daß er von seinem Nebenmenschen zu fürchten habe. Man setze da noch alle Regungen und Verwirrungen bey, welche seine Einbildung, seine Leidenschaften, seine Unordnungen ihm in die Seele gießen.

Damit man sich von dem unseligen Stande, in welchem das menschliche Geschlecht schmachtet, einen noch stärkern und lebhaftern Begriff machen mög, darf man sich nur jene allgemeinen Plagen vorstellen, womit es von Zeit zu Zeit gezüchtiget wird. Was für einen schaudervollen Anblick stellet nicht ein Land, eine Stadt vor die Augen, die von der Pest verheeret wird; wo alles, was man berühret, was in die Nähe kömmt, was man einathmet, den Tod mit sich bringt; wo die Luft von allen Seiten ein entsetzliches Klaggeschrey von Leuten wiederhallet, welche die Heftigkeit des Uebels so sehr außer sich bringt, daß sie weder Vernunft, noch Religion, noch Rechte der Verwandschaft, noch Scham, noch Laster, noch Tugenden kennen; wo die Gassen und Plätze nichts, als erbärmliche Haufen von Todten und Sterbenden, von elenden Schlachtopfern aufweisen, derer einige schon halb verfaulet sind, andere noch mit dem Tode ringen, und denen man keinen Dienst erweisen, keine Hülfe reichen kann, ohne sich selbst dem Tode Preis zu geben? Diesen Anblick hat vor einem halben Jahrhunderte die Provence dargewiesen. Was für eine gräuliche Landplage ist der Hunger, wenn die Städte und Dörfer beynahe von eitel herumirrenden, blassen, und ausgemergelten Schattenbildern noch bevölkert sind; wenn man, um einen Hauch des Lebens zu erhalten, Dinge, vor denen man den größesten Abscheu hat, begierig aufsuchet, und sich einander aus den Händen raubet; wenn

man in den Häusern Väter, Mütter, Kinder vor ihren Augen allmählig dahin fallen, und einem Tode unterliegen sieht, welcher desto grausamer ist, weil er langsamer anrücket, und sich länger empfinden läßt?

Aber aus allen diesen Landplagen ist der Krieg die erschrecklichste, weil er alle Arten von Lastern, Ungerechtigkeiten, Grausamkeiten, Barbarey, und Unmenschlichkeit in sich begreift. Entvölkerte Länder und Reiche, verwüstete und abgebrannte Städte, mit Leichen bedeckte Felder, Millionen von Unschuldigen ermordet, geplaget, geplündert, in die äußerste Noth versetzet, alle Rechte der Religion, der Natur, und der Menschlichkeit unter die Füße getreten, sind die Wirkungen dieser grausamen Plage. Wenn man die schönsten Kriegsvölker sieht, wenn man ihr stolzes Aussehen, ihre Pracht, die Kunst und die Ordnung ihrer Bewegungen und ihrer Waffenübungen, betrachtet; so kann man sagen: Diese Leute sind abgerichtet, Werkzeuge der Grausamkeit gegen ihre Nebenmenschen zu seyn, oder sie sind bestimmet, Schlachtopfer der Grausamkeit ihrer Nebenmenschen zu werden. Und wenn man es noch waget sich zu rühmen, daß man durch die Weise, womit man Krieg führet, die Menschlichkeit in Ehren halte; so rühmet man sich, daß man mit Menschlichkeit ermordet, plündert, bedrücket, verheeret.

Wir könnten noch eine weit größere Menge Plagen herzählen, welchen die menschliche Natur ausgesetzet ist, und denen sie so oft unterliegt. Aber was wir davon vorgestellet haben, genüget schon, uns zu überzeugen, daß der gegenwärtige Zustand des Menschen ein Stand der Mühseligkeit, des Elendes, und des Betrübnisses sey; es genüget, daß wir ihn für einen Stand der Züchtigung ansehen sollen, welcher folglich ein Verbrechen voraussetzet; es genüget, uns

zum

zum Schlusse zu bewegen, daß es nicht möglich sey, daß die menschliche Natur schon bey ihrem Anfange fehlerhaft, verderbet, und strafbar gewesen wäre. Und sodann ist der Vernunftschluß des großen Augustins, den wir zum Anfange dieses Artikels vorgetragen haben, ein Beweis von dem Daseyn der Erbsünde, welchen man unmöglich widerstehen kann.

Zweyter Artikel.

Man trifft in den Erblehren des Alterthums Denkmäler an, welche bezeugen, daß in der menschlichen Natur eine große Aenderung und ein großes Verderbniß vorbeygegangen ist.

Die alten Dichter besingen in ihren Versen den glückseligen Zustand, in welchem die menschliche Natur bey der Schöpfung der Welt sich befand; und sie geben davon die schönsten Beschreibungen und die reizendsten Gemälde. Die Unschuld und der Frieden, sagen sie, herrscheten damals unter allen Sterblichen; man kannte keine andern Gesetze, als die Gesetze der Liebe zur Tugend, und man gehorchte keiner andern Macht, als der Macht der Vernunft. Die reiche und fruchtbare Erde brachte, von sich selbsten und im Ueberflusse, alles hervor, was zum Bedürfnisse oder zum unschuldigen Vergnügen des Menschen vonnöthen war; wenn er sich etwas Mühe gab, sie zu bauen, so that er es nur zum Zeitvertreibe, und nicht aus Noth; und sie vereinigte beständig die Schätze des Herbstes mit der Anmuth des Frühlings. Der Wechsel und das Ungemach der Jahrszeiten waren dortmals unbekannt, und der tugendhafte und schuldlose Mensch hatte nichts zu fürchten, und nichts zu wünschen. Diese

Begriffe hat Hesiodus, * beynahe vor drey tausend Jahren, in seinen Versen vorgetragen. Aratus drücket sich in seinem Gedichte von den Naturerscheinungen auf die gleiche Weise aus; und Ovid schildert uns im ersten Buche der Verwandlungen wieder die nämlichen Bilder.

Der philosophische Mensch wird von der Schönheit dieser Beschreibungen, wie ein anderer, gerühret und bezaubert. Aber er bleibt dabey nicht stehen: er suchet nach, was etwa dazu möchte Gelegenheit gegeben, und sie hervorgebracht haben; er vergleicht sie mit Kenntnissen, die er anderswo geschöpfet hat; er findet darunter eine zulängliche Aehnlichkeit, damit er alle einem und demselben Ursprunge zuschreiben möge; er sieht darunter eine Kette von Erblehren, welche beständig weiter zurückgehen; und das goldene Alter der griechischen Dichter stellet ihm nichts anders vor, als den Stand der Unschuld des ersten Menschen, wie sie in den alten Büchern der Hebräer geschildert wird.

Anderseits hat Homer, vor ohngefähr drey tausend Jahren, in seinen Versen berichtet, es habe in dem Himmel eine übelthätige Gottheit, mit Namen Ate, gegeben, welche allenthalben alles in Verwirrung und Unordnung setzte; der Oberste der Götter habe sie für immer aus dem Himmel gejaget, und sie sey von derselben Zeit an nur beschäfftiget, Böses auf Erden zu stiften. Pherecides, ** der älteste Philosoph, spricht uns von einem Feinde des menschlichen Geschlechtes, welchen er Ophiogenes, oder Sohn der Schlange heißt, und welcher jener übelthätigen Gottheit, die Homer aufgeführet hat, vollkommen ähnlich ist. Plutarch, der zur Zeit der Kaiser Trajans und Adrians lebte, berichtet uns in seiner Abhandlung von Isis und Osyris, was er von den Aegyptiern

* 1. B. der Werke und Tage. ** Bey Justin.

gyptiern wegen eines bösen Geistes erfahren hat, welchen er Typhon nennt, und welcher, wie Ate und Ophiogenes, die Ursache alles Unheils ist, das man auf der Erde duldet.

Wer erkennt nicht an jenem Ate bey Homeren, an jenem Ophiogenes bey Pherecides, an jenem Typhon der Aegyptier, den Fall der rebellischen Engel, die Weise, wodurch die Stammältern des menschlichen Geschlechtes von dem Versucher, mit Hülfe der Schlange, verführet wurden, und den Krieg, welchen er ohn Unterlaß gegen das menschliche Geschlecht geführet hat? Aber wo hatten die Dichter und Philosophen diese Begriffe hergeholet? Wie kömmt es, daß diese alten weltlichen Schriftsteller mit den geheiligten Schriftstellern so nahe zusammentreffen? Es müssen dann unter den Menschen einige Erblehren von diesen Begebenheiten und von diesen Unglücksfällen aufbehalten worden seyn, welche das menschliche Geschlecht betroffen, und welche die Philosophen und Dichter in ihren Unterweisungen und ihren Versen aufgezeichnet haben.

Der größeste und aufgeklärteste Philosoph des alten Roms hat die Veränderung, die in der menschlichen Natur vorbeygegangen ist, vieleicht zum allerbesten wahrgenommen, und stellet sie uns mit der größesten Kraft und dem meisten Nachdrucke vor. Man vernehme, wie er sich darüber in seinem dritten Buche von dem Gemeinwesen ausdrucket: * „ Die Natur „ ist mit dem Menschen nich als eine Mutter, sondern eher „ als eine Stiefmutter, verfahren, da sie ihm einen schwa„ chen, gebrechlichen Körper ohne Wehre, und eine Seele „ gab, welche beständig von Mühseligkeiten verzehret, von „ der Furcht niedergeschlagen, träge zur Arbeit, und „ immer zur Wohllust geneigt ist. Man wird deßhalben

* Bey August.

„ in ihr dennoch Ueberbleibsel eines gewissen göttlichen Feuers, „ von Verstande und Geiste, gewahr; aber seine Hitze und „ sein Licht sind sehr gedämpfet und verdunkelt „. Homo non ut a matre, sed ut a noverca natura editus est in vitam, corpore nudo, & fragili, & infirmo, animo autem anxio ad molestias, humili ad timores, molli ad labores, prono ad libidines, in quo tamen ineffet tanquam obrutus quidam divinus ignis ingenii & mentis. * „ Die Betrachtung der Irrthümer und Mühseligkeiten, worein die menschliche Natur versenket ist „, spricht er an einer andern Stelle, „ hat die alten Ausleger geheiligter Dinge, oder beleuchtete Männer zu sagen bewogen, „ daß wir nur deßhalben auf die Welt kommen, damit wir „ für Verbrechen, die wir in einem vorhergehenden Leben „ begangen haben, die Strafe leiden: und es scheint, sie haben nicht ohne Grund also gesprochen „. Ex quibus humanæ vitæ erroribus & ærumnis, fit, ut interdum veteres illi sive Vates, sive in sacris initiisque tradendis divinæ mentis Interpretes, qui nos ob aliqua scelera, suscepta in vita superiore, pœnarum luendarum causa natos esse dixerunt, aliquid vidisse videantur. Endlich im dritten Buche der tusculanischen Fragen, erkennt er gleich zum Anfange, daß die menschliche Vernunft gleichsam mit verschiedenen Krankheiten behaftet sey, daß sie nur noch einen ganz schwachen Schein zu ihrer Leitung habe, und daß eben dieser Schein durch die Menge Laster und Irrthümer, die wir mit der Muttermilch einsaugen, bald beynahe gänzlich erlöschet werde.

Wir könnten noch mehr andere alte Schriftsteller anführen, welche die gleichen Meynungen gehabt haben, wie die Philo-

* Cicero Hortens.

Philosophen und Dichter, von denen wir die Stellen anzogen. Aber, was wir gesagt haben, ist schon erklecklich, um zu erkennen, daß man die Veränderung, welche in der menschlichen Natur vorbeygegangen ist, schon im Alterthume gekannt und bemerket hat.

Dritter Artikel.

Das Licht der Offenbarung machet uns fähig, von dem Verderbnisse, das an der menschlichen Natur vorbeygegangen ist, Rechenschaft zu geben; es giebt uns die Ursache der Armseligkeiten, die sie erfährt, zu erkennen, und leitet uns zu einer sichern Kenntniß der Erbsünde.

Wir wollen Anfangs erzählen, was uns die heilige Schrift von dem Stande, in welchem der Mensch erstlich erschaffen worden war, und von der Veränderung, die bald darauf in diesem Stande vorbeygieng, berichtet: nachmals werden wir jene geheiligten Texte entwickeln und erklären, damit man die wahren Ursachen des gegenwärtigen Zustands des Menschen erkennen möge: endlich wollen wir etliche Schlüsse ziehen, welche die Lehrsätze, die von den Christen in Absicht auf die Erbsünde angenommen werden, umständlich zeigen sollen.

§. I.

Wie niedrig und kriechend ist die Philosophie, wann von der Schöpfung des Menschen die Rede ist, und wie herrlich, erhaben, und geschickt, die Seele zu erhöhen, sind die Begriffe der hebräischen Lehrer von eben diesem Gegenstande? Gott, saget uns Moses, * erschuf den Menschen nach

* 1. B. I.

nach seinem Ebenbilde und nach seiner Aehnlichkeit. Er gestaltete ihm einen Leib aus der reinsten Erde, und blies ihm, durch einen göttlichen Hauch, eine verständige und unsterbliche Seele ein; er stellte ihn zum unbeschränkten Herrn und Gebiether über alle Geschöpfe auf, die auf der Erde, in der Luft, und in dem Wasser lebeten: * er goß in sein Gemüth die lebhaftesten Beleuchtungen, damit er die ganze Hoheit des Schöpfers durch seine Werke erkennen möchte; und in sein Herz die lautersten Empfindungen, damit er bewogen werden sollte, eben derselben Hoheit des Schöpfers mit Dankbarkeit und Liebe unaufhörlich zu huldigen. ** Er versetzte ihn endlich in den angenehmsten Lustort auf der Erde, welchen er noch mit der ausnehmendsten Gefälligkeit ausgezieret hatte.

Also war der erste Stand des Menschen und seiner Gesellinn beschaffen, als sie aus der Hand des Schöpfers kamen: und damit sie diesen erhalten möchten, begehrte er von ihnen, zum Zeichen ihrer Dankbarkeit, und als ein Geständniß ihrer Abhängigkeit, nichts anders, als daß sie einen der Bäume, die in dem Lustgarten standen, worein er sie gesetzet hatte, nicht berühren sollten. *** Unterdessen sahen die Engel, die sich empöret hatten und schon verdammet waren, die Glückseligkeit, deren diese zwey Geschöpfe genossen, mit eifersüchtigen Augen an. Einer aus ihnen, der sich in eine Schlange verwandelt hatte, oder in den Leib einer Schlange gefahren war, näherte sich der Gesellinn Adams, und sagte: **** Warum esset ihr nicht ohn Unterschied von allen Früchten aus diesem Garten? — Wir haben volle Freyheit, von allen diesen Früchten zu nehmen, gab ihm das

Weib

* Jes. Syrach. XVII.
** I. B. Moses. I.
*** Weisheit. II.
**** I. B. Moses. II.

Weib zur Antwort: nur einen einzigen Baum dörfen wir nicht berühren; Gott hat es uns verbothen, unter der Strafe, desselben Augenblicks, wo wir ihn berühren würden, vom Tode getroffen zu werden. — Ey! fürchtet euch nicht davor, erwiederte der Versucher: Gott hat es euch nur deßhalben verbothen, weil er weiß, daß im Augenblicke, wo ihr davon kosten würdet, eure Augen sich eröffnen werden: daß ihr alsdann selbsten. wie die Götter seyn, und das Gute und Böse erkennen werdet. Weil diese Frucht vollkommen schön war, und, wie es schien, köstlich im Geschmacke seyn mußte, brach sie Eve ab, aß davon, und both sie ihrem Manne an. Ihre Augen wurden in der That Augenblicks eröffnet; sie nahmen alsbald wahr, daß sie bloß waren; sie schämten sich darüber, bedeckten sich mit Feigenblättern, und verbargen sich im tiefen Walde.

*Bald nach Mittage kam der Herr in den Lustgarten, und rief Adam. Adam! wo bist du? sprach der Herr zu ihm. — Adam fühlte sein Vergehen, und antwortete: Herr! ich habe dich gehöret, und getraue mich nicht vor dir zu erscheinen, weil ich bloß bin. — Und wie hättest du erfahren, daß du bloß bist, wenn du nicht mein Verboth übertreten hättest, das ich dir gegeben hatte, den Baum der Wissenschaft des Guten und des Bösen nicht zu berühren? — Die Gesellinn, die du mir gegeben hast, sprach Adam, hat mir von dieser Frucht angebothen, und ich habe davon geessen. — Und warum hast du dieses gethan, sagte der Herr zu Even — Ich bin von der Schlange betrogen worden, erwiederte sie. Als die Verbrecher ihre Schuld gestanden hatten, sprach der Herr über sie das Urtheil. Er verfluchte erstlich die Schlange, und weisagte den Erlöser, welcher ihr

* 1. B. Mosis III.

ihr den Kopf zertreten, und das menschliche Geschlecht wieder versöhnen würde; dann sprach er zum Weibe: Ich will die Plagen und Beschwernisse deiner Schwangerschaften vergrößern; du wirst deine Kinder nur mit Schmerzen gebähren; du sollst allezeit unter der Gewalt deines Mannes seyn, und von ihm abhangen. Nachmals kehrte er sich zu Adam, und sagte zu ihm: Weil du den Reden deines Weibes Gehör gegeben, und von der Frucht geessen hast, welche zu berühren ich dir verbothen hatte, wird die Erde für dich verfluchet seyn; du wirst deinen Unterhalt nur mit vieler Arbeit daraus ziehen; sie wird für dich weiter nichts, als Distel und Dörner hervorbringen; du sollst im Schweiße deines Angesichts dein Brod gewinnen. Dieß soll deine Strafe seyn, so lange du lebest, bis du in die Erde zurückkehrest, woraus du gekommen wareſt; denn du bist eitel Staub, und du wirst eines Tages in Staub verwandelt werden. Als das Urtheil gesprochen war, trieb der Herr den Adam aus jenem Lustorte heraus.

Also lautet die Erzählung, die uns Moses von der Sünde Adams, und von der Verurtheilung giebt, die wider ihn und wider seine Gesellinn gefället wurde. Er geht nicht weiter. Aber was die Folgen und das Unheil der Sünde betrifft, wird uns nachmals von einem andern Schriftsteller erkläret, welcher auf gleiche Weise von Gotte beleuchtet war; von jenem Apostel, der vor allen das auserwählte Gefäß benamset worden ist. Paul, welcher unmittelbar von Jesu Christo unterrichtet und beleuchtet war, belehret uns, daß * die Sünde durch den ersten Menschen in die Welt gekommen, daß der Tod die Folge und der Lohn der Sünde gewesen ist; und daß alle Menschen zum Tode sind verurtheilet worden, weil sie alle an dieser Sünde Theil gehabt haben;

* Röm. V.

ben; * weil alle, nachdem die menschliche Natur verderbet worden ist, als Kinder des Zornes gebohren werden; ** und weil alle eine sehr heftige Neigung und einen starken Hang zur Sünde an sich tragen.

Dieses ist der Grund der ganzen Lehre, welche die Christen von der Erbsünde annehmen, und wobey sie nichts antreffen; ja sogar beweisen, daß man nichts antreffen könne, was für die Weisheit, Heiligkeit, und Gerechtigkeit des Schöpfers unanständig wäre. Wir wollen es mit kurzen Worten erklären und auseinander legen.

§. II.

Die Absichten Gottes bey der Schöpfung des Menschen waren voll Wohlthätigkeit und Liebe gewesen. Er wollte den Menschen glücklich machen; er wollte von ihm geliebet werden. Damit er ihn glücklich machete, hatte er die Erde mit den kostbarsten Gütern gezieret und bereichert; er hatte ihn, als den Herrn und Gebiether über alles, was sie enthielt, darauf gesetzet; alles gehorchte seiner Stimme, seinen Befehlen, seinem Willen. Seine Vernunft war rein und richtig, und alle seine Neigungen, sein Geschmack, seine Triebe wurden von der Vernunft regieret. Diesen natürlichen Gaben hatte Gott die ursprüngliche Gerechtigkeit noch beygesetzet, welche die Seele mit ihrem Schöpfer vertraulicher vereinigte, welche ihr die erhabensten Kenntnisse eingoß, und die größeste Liebe zur Tugend beybrachte.

Damit Gott von dem Menschen geliebet werden möchte, hatte er, durch die Menge, die Mannigfaltigkeit, die Pracht seiner Werke, seine Vollkommenheiten gleichsam sichtbar gemachet, also, daß alles, wo immer der Mensch seine Augen hin-

* Epheſ. II. ** Röm. VII.

hinwenden konnte, von der unendlichen Macht, Weisheit, und Freygebigkeit des Schöpfers zeugete, und gleichsam nothwendiger Weise, seine Bewunderung, seine Dankbarkeit, und seine Liebe gegen den Schöpfer nach sich ziehen mußte.

Aber Gott wollte mit einer willkührlichen Liebe geliebet werden, weil sich für ihn geziemte, diese allein von einem verständigen und freyen Geschöpfe zu fodern. Er wollte mit einer vorzüglichen Liebe geliebet werden, weil es anständig war, daß der göttliche Willen allezeit die Richtschnur des menschlichen Willens seyn sollte. Er wollte mit einer großmüthigen Liebe geliebet werden, weil der Mensch, wenn er gleich mit so vielen Gaben bereichert, mit so vielen Gütern umgeben, mit so vieler Ehre begabet war, dennoch allezeit alles auf seinen Schöpfer beziehen mußte, ohne jemals die mindeste Absicht auf sich selbst, oder auf irgend ein anderes Geschöpf zu haben. Auf die Ausübung einer so billigen Liebe hatte Gott die Verheißung angeheftet, die er Adam gegeben hatte, daß er ihn in seinem glückseligen Stande erhalten, und ihm die Unsterblichkeit schenken wolle.

Unterdessen führte der Teufel nichts, als Haß und Rachsucht, wider den Schöpfer im Sinne, und unterwand sich, wie wir gesehen haben, den Menschen, welcher noch unschuldig war, und den er um seinen Glücksstand beneidete, in seinen Ungehorsam und sein Unglück zu verwickeln. Er überraschte die Gesellinn Adams zu einer Zeit, da sie nicht bey ihrem Manne war; er schmäuchelte ihr, verführte sie, und bewog sie von der verbothenen Frucht zu essen. Eva aß davon, und beredete ihren Mann, auch davon zu essen; und auf ihren Ungehorsam folgte alsbald die Strafe, womit sie bedrohet worden waren.

Augenblicks wurden sie vom unseligsten Tode getroffen, da sie das Leben der Gnade verloren; sie wurden der Vorzüge der ursprünglichen Gerechtigkeit und der Unsterblichkeit beraubet; die Triebe der Liebe gegen den Schöpfer traten der Liebe zu den erschaffenen Dingen die Stelle ab. Sie wurden nur von sinnlichen Gütern mehr gerühet; die Hitze des Geblütes machte auf sie den stärkesten Eindruck; es stiegen in ihrer Einbildungskraft Dünste auf, welche die Vernunft schwächten und verdunkelten; die Neigung und der Hang zur Wohllust wurden mehr und mehr erhitzet: als sie sahen, daß sie bloß waren schämten sie sich vor einander, weil von derselben Zeit an, ihre Empfindungen von einer fleischlichen Heftigkeit geordnet wurden, und nicht mehr die Weisheit und die Vernunft zu ihrem Ursprunge hatten. Endlich erfuhren sie beyde den erschrecklichsten Tod, weil sie der ursprünglichen Gnade und Gerechtigkeit starben.

In diesem Stande des Verderbnisses wurden von Adam und Even Kinder erzeuget. Die Kinder waren ihren sündhaften Aeltern ähnlich. Das Blut, das sie ihnen mittheilten, taugete nur, die Leidenschaften zu nähren und zu unterhalten. Die Begierlichkeit wurde in ihnen eben so ungehorsam gegen die Vernunft, und so brünstig, als in ihrem Vater. Alles war an ihren Personen übel geordnet. Gott erkannte nicht mehr sein Ebenbild daran, an welchem er sein Wohlgefallen hatte; er sah nur ein verunstaltetes Bild, das seines Zornes würdig war. Die Kinder waren dann, auf eine unglückliche und nothwendige Weise, ihren strafbaren Aeltern allzu ähnlich, und verdienten nur allzu wohl, von dem Schöpfer mit eben demselben strengen Auge und Gefühle, wie sie, angesehen zu werden.

Deßhalben hat sich David * ehemals beklaget, daß er in der Sünde sey empfangen worden: deßhalben hat Job ** gesaget, daß ein Kind, welches nur einen Tag gelebet hat, nicht ohne Befleckung sey: deßhalben erkläret uns der heilige Paul ***, daß wir alle, als Kinder des Zornes, gebohren werden. Dieses ist, mit einem Worte, die ganze Erklärung der Grundsätze der Christen von dem Lehrsatze der Erbsünde.

Aus dieser Erklärung erfahren und entdecken wir, was die Ursachen der Unordnung und des Verderbnisses sind, das man in der menschlichen Natur gewahr wird; wir finden die wahren Gründe jener Gegensätze und Widersprüche, die der Mensch an sich selbst bemerken muß, und die mit ihm fortwährend das Spiel treiben; wir sind im Stande, die Weisheit des Schöpfers zu rechtfertigen, weil an seinen Werken alles gut und heilig war, und weil das Laster und die Ausschweifung, erst durch die Schuld des Menschen, das ist, durch seinen Ungehorsam und seine Untreue, eingeführet worden sind.

Aus dieser Erklärung erkennen wir, daß alle jene Gebrechen, denen die menschliche Natur unterworfen ist, nicht sowohl die Eigenschaften der Natur selbsten, als Folgen der Sünde sind, welche der erste Stammvater und Vertreter des ganzen menschlichen Geschlechtes begieng; daß die Armseligkeit, die wir erfahren, nur die Wirkung der Unordnung, welche die Sünde gestiftet hat, die Folge von dem Verlurste der ursprünglichen Gerechtigkeit, und eine Strafe sind, die wir billig verdienet haben.

Aus dieser Erklärung finden wir nicht allein alle Gründe, und die ganze Verbindung der Lehre der Christen, von der

Erb-

* Psalm. L. ** XIV. *** Ephes. II.

Erbsünde; sondern auch die richtigste Erläuterung einer der schönsten Stellen im heiligen Paul von eben diesem Stoffe. Er redet dort als ein begeisterter Schriftsteller, und als der Werkzeug des heiligen Geistes, und er redet zugleich, als der tiefdenkendste und aufgeklärteste Philosoph. Alles, was er also saget, ist nothwendig war, und verdienet von unserm Verstande alle Ehrerbietung und Unterwerfung: und ein Mensch, welcher auf das, was in ihm selbst vorbeygeht, das ist, auf jene immerwährende Widersetzung zwischen seiner Einsicht und seinen Neigungen, zwischen seiner Vernunft und seinen Leidenschaften merket, wird erkennen, daß alles dieses von dem Lehrer der Völker vollkommen erläutert und entwickelt worden ist. Wir wollen diese wichtige Stelle anführen, welche ganz leicht zu begreifen seyn wird, wenn man bedenket, daß der Apostel durch diese Worte, welche er brauchet: Die Sünde, die in uns wohnet, daß Verderbniß und die Unordnung versteht, welche die Sünde Adams in dem Leibe des Menschen hervorgebracht hat.

* „ Was in mir vorbeygeht „, saget er, „ kann ich nicht „ begreifen: denn ich wirke das Gute nicht, das ich will, „ und ich wirke das Böse, das ich nicht will. Wenn ich „ aber das Böse wirke, das ich nicht will, so gestehe ich „ eben dadurch, daß das Gesetz billig sey, welches mir das „ Böse verbeut. Alsdann wirke nicht ich das Böse, sondern die Sünde, die in mir wohnet: denn ich weiß, daß „ das Gute, die Neigung zum Guten, nicht in mir, „ das ist, in meinem Leibe wohnet. Ich fühle, daß ich „ den besten Willen zum Guten habe, und ich befinde mich „ nicht im Stande, dasselbe zu wirken. Und weil das „ Böse,

* Röm. VII.

„ Böse, die Neigung zum Bösen, in mir wohnet,
„ habe ich das Gesetz Gottes, welches mich antreibt, das
„ Gute zu wollen: denn der innere Mensch in mir, das ist,
„ mein Gemüth, trägt an dem Gesetze Gottes ein Wohl-
„ gefallen. Aber ich sehe in meinen Gliedern ein anders Ge-
„ setz, welches dem Gesetze meines Gemüths widerstrebet,
„ und mein Gemüth dem Gesetze der Sünde unterwirft,
„ das in meinen Gliedern wohnet. Ich gehorche also mit
„ meinem Gemüthe dem Gesetze Gottes, und mit meinem
„ Leibe dem Gesetze der Sünde „.

Hier ist eine Beschreibung des Menschen, wovon man nothwendig die Richtigkeit erkennen muß; hier ist eine Erklärung des Verderbnisses, das in der menschlichen Natur waltet, und das unsre persönliche Erfahrung eingestehen heißt; hier sind alle Folgen der Erbsünde deutlich erläutert.

Die Ungläubigen mögen den Lehrsatz von der Erbsünde für ein Mährchen ausgeben; die Freydenker mögen ihr Gespött damit treiben: ein christlicher Philosoph wird sich dadurch nicht hintergehen, oder irre machen lassen. Er wird zu jenen sagen, daß ihre schwachen Einwürfe durch die unumstößlichen Beweise, worauf dieser Lehrsatz gegründet ist, zu Boden geleget werden. Zu diesen wird er sagen, daß Leute, die sich nicht stark genug wissen, um Vernunftschlüsse zu machen, oft zur Spötterey die Zuflucht nehmen. Er wird zu beyden sagen, daß ihre Einwürfe und ihre Spöttereyen nichts anders sind, als Beweise von der geringen Kenntniß, die sie von Dingen haben, welche diesen Stoff betreffen, oder ein schwacher Trost, den sie sich bey der Aussicht eines Lehrsatzes verschaffen wollen, der ihnen nur deßhalben misfällt, weil er sie verdammet und demüthiget.

§. III.

§. III.

Wir wollen alles, was der Leser von diesem Hauptlehrsatze der Religion glauben und zugeben soll, wiederholen, und durch einfache und deutliche Schlüsse ihm vor die Augen legen.

Erster Schluß.

Aus allem, was wir in diesen dreyen Artikeln vorgetragen haben, folget, daß der Lehrsatz von der Erbsünde ein unumstößlicher Lehrsatz ist, weil er in der göttlichen Schrift so deutlich verzeichnet steht; weil ihn das Licht der Vernunft allein schon im Dunkeln wahrgenommen hatte, und weil man einen sehr lebhaften Schein davon in den alten Erblehren antrifft; weil dieser Lehrsatz das einzige Mittel ist, die Ursachen des betrübten Zustandes des Menschen zu entdecken, und zugleich den Schöpfer zu rechtfertigen. Der menschliche Stolz, und die unruhige Neugierde, können zwar einige Beschwernisse dagegen einwenden, welche nichts weniger als unauflöslich sind, oder sie können ihn durch unbestimmte und ungegründete Fragen anfechten: aber man kann unmöglich die siegreichen Beweise widerlegen, welche die Christen von dieser Wahrheit beybringen.

Zweyter Schluß.

Es folget, daß die Erbsünde hauptsächlich in folgenden Stücken besteht: 1. in der Herabsetzung der menschlichen Natur, welche der ursprünglichen Gerechtigkeit beraubet ist; 2. in der Verwirrung und Unordnung, welche der Verlurst dieser Gerechtigkeit in dem Vermögen und den Kräften des Menschen gestiftet hat; 3. in jenem Hange und jenen Neigungen, welche ihn antreiben, gleichsam natürlicher Weise, seine Liebe und seine Empfindungen den Geschöpfen zu widmen, anstatt daß er sie dem Schöpfer widmen sollte: daraus ent-

steht im Menschen eine Neigung, welche der Ordnung, der Gerechtigkeit, der Heiligkeit zuwiderläufte Der Mensch verdienet dann in diesem Stande die Liebe und das Wohlgefallen seines Gottes nicht mehr; er ist, nach dem Ausdrucke des heiligen Pauls, von seiner Natur ein Kind des Zornes: Natura filii iræ.

Dritter Schluß.

Es folget, daß alle Menschen mit der Mackel der Erbsünde gebohren werden. Es sprossen alle aus einem verderbten Stamme; es klebet dann allen das Verderbniß des Stammes an. Sie werden ihren Aeltern ähnlich gebohren; folglich nehmen sie an der gleichen Herabsetzung Theil; sie erfahren an ihren Kräften die gleiche Unordnung und Verwirrung; sie haben die gleiche unordentliche Neigung. Sie werden also in der Ungnade des Schöpfers gebohren, und sind der Vorzüge beraubet, womit der erste Mensch von dem Schöpfer begünstiget worden war. Die Kirche lehret uns, daß nur die seligste Jungfrau, die Mutter des eingefleischten Wortes, aus einem sonderbaren Vorzuge, von dieser Verdammung ausgenommen gewesen sey.

Vierter Schluß.

Es folget, daß der Mensch, unter der Last der Erbsünde, über die Armseligkeiten seines Standes seufzen, aber sich über den Schöpfer nicht beklagen kann. Er kann über seinen Zustand seufzen, wegen der Armseligkeiten, womit er bedrängt ist, und wegen der Beschwerniß, die er fühlet, die Tugend zu üben, und sich vor dem Laster zu vertheidigen. Aber er kann sich über den Schöpfer nicht beklagen, weil er in seinem Unglücke nicht verlassen ist, und die Gnade des Erlösers hat, um sich wieder aufzurichten. Wenn wir alle Arten, nach welchen die Gnade des Erlösers allen Menschen mit-

mitgetheilet wird, nicht deutlich erkennen, so sind sie deßhalben dennoch gewiß; und der Begriff, den wir von der Gerechtigkeit, Güte, und Weisheit des Schöpfers haben, gestattet uns nicht, daran zu zweifeln.

Fünfter Schluß.

Es folget, daß wir vermittelst der Beleuchtungen, die uns dieser Lehrsatz an die Hand beut, die hohe Weisheit jener evangelischen Grundsätze entdecken und deutlich erkennen, welche die Frömmigkeit anbethet, die Vernunft bewundert, und die Philosophie unserer Zeiten so sehr verschmähet. Denn da der Mensch, wann er auf die Welt kömmt, lasterhaft, erniedriget, und der Gaben beraubet ist, die er bey seiner ersten Schöpfung erhalten hatte; da die Unordnung an allen seinen Kräften herrschet, und da er so heftige Triebe zum Laster fühlet; da die Liebe zu sinnlichen Gütern in seinem Herzen über die Vernunft so oft die Oberhand gewinnt, und da er, ungeachtet der Beleuchtungen, die er noch übrig hat, mit so vieler Hitze Gegenständen nachjaget, welche nur taugen, ihn noch lasterhafter, und folglich noch unglückseliger zu machen: darf man sich über den Fluch nicht wundern, den die eingefleischte Weisheit wider die Liebe der sinnlichen Güter und die Neigung zu den sinnlichen Gütern gesprochen hat. Diese Liebe hat den ersten Menschen der Gaben und Vorzüge beraubet, womit er bey seiner Schöpfung bekleidet war; und eben diese Liebe entfernet noch heut zu Tage den Menschen von seinem Schöpfer.

Sechster Schluß.

Es folget, daß aus allen Lehrsätzen keiner den Ungläubigen, den Philosophen, den Freydenkern so sehr misfallen muß, als der Lehrsatz von der Erbsünde, weil keiner fähiger ist, den Hochmuth des Menschen zu unterdrücken; seine Eitelkeit

telkeit herabzusetzen; ihm zu zeigen, wie lächerlich das Wohlgefallen sey, das er an sich selbsten und an seinen kleinen Fähigkeiten hat; ihn von seiner Habsucht zu heilen, die allezeit, oder beynahe allezeit ungerecht ist; ihm die Gefahr der Wohllüste zu erkennen zu geben; ihm ein kleines Mistrauen auf alles, was ihm zum meisten schmäuchelt, einzuflößen. Es ist unmöglich, daß ein Lehrsatz, welcher die beliebtesten Laster so ausdrücklich verdammet, und die strengsten Tugenden so kräftig gebeut, Leute nicht erschrecke, und aus der Fassung bringe, die keine andern Grundsätze kennen, und keinen andern Regungen folgen, als jenen, die ihnen der Stolz, der Eigendünkel, die Liebe zur Wohllust eingeben.

Dergleichen Leute empören und ereifern sich wider einen Lehrsatz, von welchem sie selbst die unseligen Folgen erfahren; und ihre Ausschweifungen, und ihre Denkensart geben noch besser von seiner Richtigkeit Zeugniß.

XI.

Evangelium.

Das Wort: Evangelium, bedeutet eine glückliche Verkündigung, eine gute Zeitung. Diesen Namen hat Jesus selbsten der Lehre und dem Gesetze beygeleget, das er den Menschen zu verkündigen gekommen war. Er predigte es drey Jahre lang, während welcher Zeit er vorzüglich zwölf Jünger unterrichtete, denen er den Namen: Apostel, das ist, Abgeschickte, Bothschafter, Gesandte, gab, und denen er auftrug, das neue Gesetz durch die ganze Welt zu predigen, nachdem er in den Himmel zurückgekehret seyn würde. Diese Apostel übernahmen mit vieler Herzhaftigkeit den Auftrag, den sie empfangen hatten, und führten ihn mit einem so guten Erfolge zu Ende, den man von eitel menschlichen Kräften nicht erwarten konnte. Es wurden alsbald sehr zahlreiche Kirchegemeinen aufgerichtet; denn der heilige Peter bekehrte durch seine erste Predigt drey tausend Glaubensschüler, und bald darauf durch eine andere fünf tausend. *

Unterdessen, da Jesus Christus nichts geschrieben hinterlassen hatte, und da die neuen Christen nur erst mündlich unterrichtet wurden; hat der heilige Matthäus, Einer aus den zwölf Aposteln, acht Jahre nach der Stiftung der Kirche, die Geschichte des Lebens und der Lehre Jesu Christi in hebräischer oder syrischer Sprache geschrieben. ** Dieß Buch wurde nachmals in das Griechische übersetzet, und viele sind der Meynung gewesen, es habe der heilige Matthäus selbsten,

* Apostelgesch. II. IV. ** Eusebs Chronik.

selbsten, für die Juden, die man Helleniſten nannte, das iſt, für die Juden von griechiſcher Abkunft, dieſe Ueberſetzung verfertiget. Drey Jahre danach ſchrieb der heilige Markus, der ein Schüler des heiligen Peters und ſein Dollmetſcher war, eben dieſelbe Geſchichte zu Rom. * Einige glauben, daß er ſie in lateiniſcher Sprache; andere, daß er ſie griechiſch geſchrieben habe, welche die gemeinſte Sprache im Reiche war; andere endlich halten dafür, er habe ſie griechiſch und lateiniſch geſchrieben. Etliche Jahre ſpäter ſchrieb auch der heilige Lukas, Einer aus den zween und ſiebenzig Jüngern, und der getreue Gefährte des heiligen Pauls, die Geſchichte Jeſu Chriſti in griechiſcher Sprache. Endlich ſchrieb noch der heilige Johann, welcher der geliebte Jünger benamſet wurde, eben dieſelbe Geſchichte gegen das Ende des erſten Jahrhunderts. Euſeb von Cäſareen und der heilige Hieronymus berichten uns, was ihn zum Schreiben bewogen habe, ſey erſtlich das Bitten der Biſchöfe in Aſien geweſen, damit ſie mit dieſer Hülfe im Stande ſeyn möchten, Cerinthen und die Ebioniter zu widerlegen, welche von der Perſon Jeſu Chriſti Irrthümer ausſtreueten; zweytens, um gewiſſe Punkte zu erſetzen, welche die übrigen Evangeliſten in ihren Schriften nicht berühret hatten.

Wie man immer das Evangelium betrachten mag: entweder in Abſicht auf jenen, der davon der wahre Urheber und der Gegenſtand, und der zugleich die ewige Weisheit Gottes, und Gottmenſch iſt; oder in Abſicht auf jene, die es geſchrieben haben, und welche Apoſtel, oder Schüler der Apoſtel ſind, die von Jeſu Chriſto und in der Schule Jeſu Chriſti gebildet worden waren; oder endlich in Abſicht auf die erhabne Lehre, die darinnen vorgetragen wird, und die

uns

* Hieron.

uns die göttlichste Glaubenslehre und die vollkommenste Sittenlehre darbeut: so wird man allezeit auf gleiche Art sehen, daß dieses Buch nicht anders, als mit der tiefesten Ehrerbiethung und der gottseligsten Ehrfurcht betrachtet werden könne und solle.

Dennoch läßt sich nicht erklären, zu was für einer ausschweifenden Wuth gegen dieses göttliche Buch Leute sich dahinreißen ließen, die im Christenthume gebohren sind. Es ist nicht möglich, den Gräuel der Gotteslästrungen, der Gottlosigkeiten, der Betrüge weiter zu treiben, als der wahnsinnige Plauderer, der die wichtige Untersuchung herausgab: der höllische Verfasser des Kathechismus des ehrlichen Mannes, der gotteslästrische Prädikant in der Rede der Fünfzig, der ausschweifende Metaphysiker, der den Namen des philosophischen Kriegsmanns angenommen hat, der kaltblütige Verleumder, welcher bey seinem Tode die kritische Untersuchung der Schutzredner des Christenthums, zum Denkmaale seiner Religion, hinterlassen hat. Wir kämen an kein Ende, wenn wir alle ebenteuerliche Werke hersetzen wollten, welche die Gottlosigkeit gegen das Evangelium auf die Welt gebracht hat. Man findet davon einen großen Theil unter dem schönen Titel: nothwendige Sammlung zusammengetragen.

In diesen Werken liest man Abscheulichkeiten, welche nur die Hölle einzublasen fähig war. Man sieht darinnen die Person Jesu Christi des göttlichen Gesetzgebers so schlecht behandelt, als man den allergeringsten Menschen nicht behandeln würde: man sieht die ehrwürdigsten Grundsätze der Heiligkeit zum Gespötte genommen; die ersten Stifter der Religion, als schwachsinnige, oder ausschweifende Leute vorgestellet, die heiligsten Geheimnisse zum Gegenstande eines

ruch-

ruchlosen Hohngelächters gemachet: alle Kunstgriffe der Unwahrheit und des Betruges werden gebrauchet, um die evangelische Geschichte für eine Ungereimtheit anzugeben, welche von der Unwissenheit und dem Blödsinne erzeuget ist: und zur Schande dieser Zeiten finden dergleichen verdammliche Werke nur allzu viele Leser und Vertheidiger.

Um den Gräuel so vieler Gottlosigkeiten aufzudecken, und eben dadurch die Religion zu beschützen, genüget es zu zeigen, daß uns das Evangelium von der ewigen Weisheit selbsten, von einem Gottmenschen kömmt, welcher Jesus Christus ist, daß das evangelische Gesetz, durch seine Kennzeichen der Weisheit und Heiligkeit, seines göttlichen Stifters wahrhaftig würdig ist; daß dieses Gesetz sich in unsern vier Evangelien mit aller Reinigkeit, und eben also befindet, wie es der göttliche Gesetzgeber selbsten vorgetragen hat. Weil wir aber schon bey dem Anfange des Artikels: Christenthum, die Schilderung und die Gemüthsart dieses göttlichen Gesetzgebers, und zugleich den Inhalt des Gesetzes angegeben haben; so bitten wir den Leser, daß er zum Anfange dieselben Stellen lesen wolle: denn wir schränken uns hier auf zween Punkte ein. 1. Wir zeigen, daß das Evangelium, welches die Christen unter den Händen haben, noch heut zu Tage eben dasselbe sey, welches die Apostel der ersten Kirche hinterlassen hatten. 2. Widerlegen wir die Gottlosigkeiten und Gotteslästrungen, durch welche es von den Philosophen angegriffen worden ist. Zum Anfange wollen wir den ersten Punkt in dem folgenden Vortrage aufsetzen.

Vortrag.

Die christliche Kirche hat allezeit die vier Evangelien des heiligen Matthäus, des heiligen Markus, des heiligen Lukas, und des heiligen Johannes erkannt; sie hat allezeit dieselben in ihrer wesentlichen Lauterkeit erhalten, und niemals andere angenommen.

Der Vortrag enthält drey Gegenstände, welche alle drey mit gleicher Leichtigkeit bewiesen werden. Wir wollen einen jeden davon besonders aufnehmen.

Erstlich kann man nicht zweifeln, daß die Kirche die vier Evangelien allezeit erkannt habe, wenn man sie in den Schriften der ersten Schüler der Apostel, und der ersten Kirchenväter angeführt, und beständig wiederholet antrifft.

Nun aber diese vier Evangelien werden in den Schriften der ersten Glaubensschüler, und der ersten Kirchenväter angeführet, und beständig wiederholet.

Fürwahr, der heilige Clemens, ein Schüler des heiligen Peters, und Einer seiner Nachfolger, führet Stellen aus dem heiligen Markus, und dem heiligen Lukas an, da er zu den Korinthiern schreibt. Der heilige Ignaz, ein Schüler des heiligen Johanns, beruft sich auf Stellen aus dem heiligen Lukas und dem heiligen Matthäus in seinem Sendschreiben an die Gläubigen zu Smirna. Der heilige Barnabas, der selbsten Apostel war, da er verschiedene Auszüge aus dem Evangelium anführet, giebt zugleich zu erkennen, daß diese Evangelien in den Händen der Gläubigen waren. Wenn man sich die Mühe nicht nehmen will, die Schriften dieser Väter nachzuschlagen, um die Stellen zu finden, so kann man sie bey dem Abte Houteville versammelt antreffen.

Laßt uns in diesem Beweise fortfahren, und die Folge der Zeugnisse nach der Folge der Zeiten vor die Augen stellen.

Es waren, seit dem Tode des heiligen Apostels Johanns, noch nicht vierzig Jahre verflossen, als die ersten Werke des heiligen Justins an das Licht kamen. Man lese seine zwo Schutzschriften, und sein Gespräch mit dem Juden Tryphon; so wird man darinnen eine große Menge Stellen antreffen, von denen etliche sehr lang sind, die aus den vier Evangelisten gezogen waren.

Der gelehrte Clemens von Alexandrien war vor dem Martyrthume des heiligen Justins gebohren. Man lese seine Stromaten; so wird man sehen, daß er nicht mehr als vier Evangelien erkennt, die von der Kirche angenommen sind. Denn da er von einer gewissen Begebenheit redet, die in einem andern Evangelium erzählet wird, saget er ausdrücklich: * Diese Begebenheit findet man in den vier Evangelien nicht, die wir von der Kirche erhalten haben; sondern nur in dem Evangelium der Aegyptier. Ueberdas beruft er sich an unterschiedlichen Stellen seiner Werke mit Namen auf die Evangelien des heiligen Matthäus, des heiligen Markus, des heiligen Lukas, und des heiligen Johannes.

Origenes war der Schüler des heiligen Clemens. Man lese seine erste Homilie über den heiligen Lukas; so wird man dorten die überzeugendsten Beweise finden, daß die Kirche keine andere Evangelien erkennt, oder jemals erkannt hat, als jene vier, die wir heut zu Tage haben. Das Gleiche wird man im dritten Buche des heiligen Irenäus von den Ketzereyen, in dem Buche Tertullians von den Verjährun-

* Strom. 3. B.

jährungen, und in mehrern andern Werken der Väter aus dem zweyten und dritten Jahrhunderte antreffen.

Man lese Eusebe von Cäsareen; * so wird man erfahren, daß in dem ganzen Morgenlande eine beständige Sage gieng, der heilige Johann habe die drey Evangelien des heiligen Matthäus, des heiligen Markus, und des heiligen Lukas gelesen, gutgeheißen, und nachmals auf das Verlangen der Bischöfe in Asien, wie wir es schon gesaget haben, das seinige verfertiget.

Nach dem Maaße, wie man sich von den ersten Zeiten entfernet, wo die Kirche beständig weiter ausgebreitet wurde, werden auch die Zeugnisse und die Bestätigungen immer verhältnißmäßig zahlreicher. Es wäre dann der gesunden Vernunft zuwider, wenn man diesen Punkt anstreiten wollte. Es liegt dann augenscheinlich am Tage, daß die Kirche die vier Evangelien, die wir noch itzt in Ehren halten, allezeit erkannt hat. Es ist dann der erste Theil unsers Vortrages deutlich bewiesen.

Zweytens hat die Kirche diese Bücher allezeit in ihrer wesentlichen Lauterkeit erhalten. Schon bey dem Anfange des Christenthumes freueten sich die Gläubigen, daß sie zu ihrer Unterweisung und ihrem Troste die evangelische Geschichte hatten. Viele nahmen deshalben Abschriften von den Evangelien; und da diese Abschriften, besonders jene von Privatleuten, zahlreich wurden, schlichen sich manchesmal Fehler ein, oder man setzte zuweilen in etliche noch Dinge, die man anderswo vernommen hatte. Aber schon im zweyten Jahrhunderte arbeitete der große Origenes mit der herzhaftesten und beständigsten Aufmerksamkeit daran, die Schrift in ihrer ganzen unverfälschten Lauterkeit herzustellen. Im vierten Jahr-

* Gesch. 3. B.

Jahrhunderte erhielt der heilige Hieronymus * vom Papste Damasus den Auftrag, das ganze neue Testament zu durchgehen, und die alte italiänische Uebersetzung mit den Urschriften auf das vollkommenste gleichförmig zu machen. Von derselben Zeit an, sind die Evangelien ohngefähr in dem gleichen Stande geblieben, wie wir sie heut zu Tage haben. Und sollte man in gewissen Uebersetzungen etliche Wörter, etliche Ausdrücke verschieden antreffen; so würde man nichts destoweniger in der Wesenheit, das ist, in allen Begebenheiten, in den Lehrsätzen, und in der Sittenlehre, allezeit das Gleiche finden. Folglich ist man allezeit versichert, daß die Evangelien in ihrer ganzen wesentlichen Lauterkeit erhalten worden sind, wie wir es in dem zweyten Theile unsers Vortrages angedeutet haben.

Endlich hat die Kirche niemals andere Evangelien erkannt, als jene, die wir heut zu Tage erkennen. Man kann sich in diesem Stücke nicht stärker und entscheidender ausdrücken, als es Origenes gethan hat. Man vernehme, wie er in seiner ersten Homilie über den heiligen Lukas spricht: „ Wir „ erfahren „, saget dieser gelehrte Mann, „ aus dem Ein„ gange des heiligen Lukas, daß mehrere sich bestrebet ha„ ben, die evangelische Geschichte aufzusetzen. Dieser Aus„ druck: sie haben sich bestrebet, ist eine Beschuldigung „ von der Seite her, die auf jene zielet, welche sich unterfan„ gen haben, Evangelien zu schreiben, ohne daß sie durch „ die Eingebung des heiligen Geistes, dazu angetrieben wa„ ren. Matthäus, Markus, Johann, und Lukas ha„ ben sich nicht bestrebet, Evangelien zu schreiben; sondern „ sie haben es geschrieben, weil sie vom heiligen Geiste er„ füllet waren. Man erkennt in der Kirche vier wahre „ Evan-

* Vorred. in die Evang.

„ Evangelien; man kennet mehrere falsche, unter denen ei-
„ nes ist, welches den Namen führet von den Aegyptiern;
„ ein anderes von den zwölf Aposteln. Basilides hat es
„ gewaget, eines zu schreiben, welchem er seinen Namen
„ beygeleget hat. Ich weiß auch ein Evangelium von dem
„ heiligen Thomas; ein anderes vom heiligen Matthias.
„ Ich habe noch mehr andere gelesen. Aber wir halten uns
„ an jene, welche die Kirche gutgeheißen hat, die uns be-
„ deutet, daß man nur die vier Evangelien annehmen kön-
„ ne.

Eine so deutliche Stelle ist schon genügsam, um alles zu widerlegen, was die arglistige Bosheit ersonnen hat, damit sie die wahren Evangelien verdächtig machen, und mit den unterschobenen Evangelien vermengen möchte. Aber um alle Dunkelheit noch kräftiger zu zerstreuen, um die Wahrheit in ein helleres Licht zu setzen, und die Seele des Lesers also zu beleuchten, daß er in diesem Stücke vollkommen sicher seyn könne, wollen wir noch in wenigen Worten von dem, was man die unächten Evangelien geheißen hat, einen bestimmten Begriff angeben.

Von den unächten Evangelien.

Das Wort: apogrypha, stammet vom Griechischen her, und bedeutet: verborgen, zweifelhaft, ungewiß. Diesen Namen hat man mehrern Büchern und Schriften, so die Religion angehen, beygeleget, welche Bücher und Schriften theils unter erdichteten Namen herausgegeben, theils von Ketzern verfertiget waren; aber niemals von der christlichen Kirche für glaubwürdig angenommen, oder allezeit als falsch verworfen worden sind. Unter diesen unächten Büchern gab es viele, die den Namen der Evangelien

hatten; und nur von diesen letztern wollen wir hier reden.

Sobald die heiligen Evangelien an das Licht kamen, wurden sie von den Gläubigen mit der größesten Ehrerbiethung aufgenommen; sie wurden, als das unverwerfliche Unterpfand der Unterweisungen, der Lehre, und des Lebens Jesu Christi, und als das Werk des heiligen Geistes selbsten betrachtet. Der Namen ihrer Verfasser, welche oder Apostel, oder innerste Vertraute und Gefährten der Apostel waren, gaben ihnen das größeste Ansehen; und das Wort: Evangelium, war unter den ersten Gläubigen gleichsam ein geheiligt Wort.

Die ersten Ketzer, dergleichen die Cerinthier, die Ebioniter, die Gnostiker gewesen sind, als sie sahen, wie viele Ehrfurcht man für das Wort: Evangelium, trug, ließen sich zu Sinne kommen, den gleichen Namen: Evangelium, etlichen ihrer Bücher beyzulegen, die sie verfasset hatten, um ihre Irrthümer zu bestätigen; oder sie ließen den Evangelien ihren Namen, welche sie verunstaltet hatten, da sie entweder ihre sonderheitlichen Lehrsätze noch darein setzten, oder davon ausstrichen, was ihnen im Wege war. Diese Geschichte vernehmen wir von dem heiligen Papias, welcher der Schüler des Evangelisten Johanns gewesen war. *

Basilides ist der erste aus den Ketzern gewesen, der es gewaget hat, ein Evangelium unter seinem eignen Namen herauszugeben. Die Ebioniter verfertigten eines unter dem Namen Jakobs und Johanns. ** Die Gnostiker schrieben eines unter dem Namen Evens, und ein anderes, das sie das Evangelium der Vollkommenheit nannten. Die Markosier zimmerten eine armselige Geschichte von der Kind-

heit

* Eusebs Geschicht. 4. B. ** Epiphan. Ketzerey. XXX.

heit des Herrn Jesus, welche der heilige Epiphanius für ausschweifend angiebt. * Tatian goß aus den vier Evangelien, die wir haben, ein einziges zusammen. Marcion und die Marcioniter verunstalteten das Evangelium des heiligen Lukas, welches das einzige war, das sie annahmen. Es hat noch viele andere falsche Evangelien gegeben, mit derer Benennung wir die Zeit hier nicht verlieren wollen, und welche nur mit Abscheue angesehen wurden, wie es uns die alten Kirchenväter, als: der heilige Irenäus, der heilige Epiphanius, Origenes, Euseb von Cäsareen, und nachmals die heiligen Hieronymus und Augustin berichten.

Außer diesen falschen Evangelien, von denen der größeste Theil mit Gotteslästrungen angefüllet ist, und die allezeit verabscheuet worden sind, hat es noch andere gegeben, als: das Evangelium von den Hebräern und das Evangelium von den Aegyptiern, welche ursprünglich das lautere Evangelium des heiligen Matthäus gewesen sind, und in welche sich allmählich etliche Zusätze eingeschlichen hatten, welche man für eitel mündliche Berichte der Apostel selbsten hielt. Diese Evangelien sind allezeit in Ehren gehalten, aber dennoch unter die ächten Evangelien nicht aufgenommen worden, wie man es aus den Stellen des Clemens von Alexandrien, und des Origenes abnimmt, die wir schon herbeygebracht haben. Sie sind unter die unächten Evangelien gesetzet worden, nicht als wenn sie falsche Evangelien wären, sondern weil sie nicht unverwerflich, und nicht in ihrer ursprünglichen Lauterkeit erhalten worden sind. Diese Anmerkung ist wichtig, in Absicht auf die arglistige Bosheit der Widersacher

* Epiphan. Ketzerey. XXVI.

cher der Religion: man wird sich mit Nutzen wieder daran erinnern.

Endlich hat es Evangelien von einer dritten Art gegeben, welche, ohne irgend eine böse Absicht, von etlichen Gläubigen zusammengeschrieben worden waren. Diese Evangelien waren Auszüge verschiedener Stellen aus den ächten Evangelien, mit Beysätzen einiger Sachen, welche von den Aposteln oder ihren erstern Schülern gesagt worden waren, oder welche man für Aussagen der Apostel hielt. Diese Bücher blieben eine Weile in den Händen der Christen, ohne daß sie durch ein Verboth verdammet, und von der Kirche weder erkannt, noch bestätiget wurden.

Die Zahl dieser unächten Evangelien, welche theils falsch, theils ketzerisch waren, theils nur den Namen von Evangelien hatten, mögen auf das allerhöchste sich auf dreyßig belaufen. Etliche fielen in die Verachtung, sobald sie ans Licht kamen; andere wurden nicht weiter, als unter eine sehr geringe Zahl der Sektirer ausgebreitet; und von den meisten blieb bald nichts mehr, als der Namen, übrig. Es ist dann eine grobe Lüge von Seite der Herren Philosophen, wenn sie mit Bolingbroken * und du Marsais sagen, daß man bis auf fünfzig Evangelien zähle, und daß es noch viel mehrere gegeben habe. Die Lügen sind bey ihnen wohlfeil; aber die Lügen sind die gemeinen Waffen von Feinden der Wahrheit; und wir wollen durch unsere Antworten zeigen, daß diese Waffen sehr schlecht bestellet sind.

* Wicht. Unters. 10. Kap.

Bolingbroken und du Marsais] Man kann beyde im 2. Bande meiner hist. und krit. Nachrichten finden.

Ant=

Antwort.

auf die Einwürfe der Philosophen gegen die Glaubwürdigkeit der Evangelien.

Der kaltsinnige Verleumder, Herr Freret, wird der erste auf die Bahne treten, weil es scheint, daß dieser sich zum ernsthaftesten darauf verleget habe, die Glaubwürdigkeit dieser göttlichen Bücher umzustürzen. Man vernehme, wie er seine Angriffe beginnt.

I.

* Schon in den ersten Jahrhunderten der Kirche, theiten sich die Schüler Jesu Christi in verschiedene Sekten ab, welche zwar in den Meynungen getrennet, aber dennoch darinnen einig waren, daß sie sich alle Christen nannten. Sie glaubten alle, an dem Ruhme ihres Gesetzgebers auf gleiche Weise Theil zu haben. Mehrere Oberhäupter dieser verschiedenen Parteyen hatten Jesum Christum gesehen. Nun aber, unter diesen so alten Zeugen gab es mehrere, welche öffentlich bekannten, daß sie die Lehre für falsch ansehen, welche man in den Evangelien, die wir izt haben, vorgetragen findet.

Man sehe hier die erste Lüge vom Freret: nämlich, daß mehrere Oberhäupter der Sekten, welche unter den Christen aufgestanden waren, Jesum Christum gesehen haben.

Der älteste dieser Oberhäupter oder Erzketzer ist Cerinthus gewesen, der zu Antiochien gebohren war. Cerinthus war im Anfange ein Schüler Simons, des Zauberers; er wurde nachmals ein Christ, brachte zuletzt eine Ketzerey auf, und starb ohngefähr siebenzig Jahre nach dem Tode Jesu Christi.

* Untersf. der Schutzr. der christl. Rel. 1. Kap.

Freret] Er steht im 2. Bande meiner hist. und krit. Nachrichten.

Christi. Die Zeitrechnung Frerets ist also hier fehlerhaft. Wenn der älteste Ketzer Jesum Christum nicht gesehen hat, wie hätten ihn jene sehen können, die erst danach gekommen sind? Es ist dann falsch, daß mehrere Oberhäupter der verschiedenen Parteyen den Erlöser gesehen haben.

Man zählet Simon von Samarien nicht unter die Ketzer, weil er nur etliche Tage ein Christ gewesen, und bald darauf ein Abtrinniger, und ein offenbarer Feind Jesu Christi geworden ist.

II.

Es scheint, daß die ältesten Kirchenväter die vier Evangelien, die wir noch besitzen, nicht gekannt haben, da sie dennoch öfters, und mit einer gänzlichen Zuversicht, sich auf unächte Bücher berufen, als wenn sie eine Gültigkeit hätten. Bis auf Justinen findet man nur unächte Bücher angeführet. Justin ist der erste, welchem die vier Evangelien, die wir haben, bekannt gewesen sind.

* * *

Herr Freret! Es ist bewiesen worden, daß die ältesten Kirchenväter: der heilige Clemens, der heilige Ignaz von Antiochien, der heilige Barnabas, sich auf die Evangelien berufen, die wir besitzen; folglich waren ihnen diese Evangelien bekannt, und Ihr erster Satz ist also falsch. Herr Freret! Sie sagen, diese alten Kirchenväter berufen sich öfters, mit Zuversicht, und als wenn sie eine Gültigkeit hätten, auf unächte Bücher, und Sie beweisen nichts von dem, was sie behaupten. Wir haben aber von dem, was Sie für gewiß ausgeben, schon das Widerspiel bewiesen. Ihr zweyter Satz ist also zum allerwenigsten verwägen. Herr Freret! Sie sagen, der heilige Justin sey der erste,

welchem

welchem die vier Evangelien bekannt gewesen sind; und der heilige Justin versichert, daß man im Brauche hatte, in den Versammlungen der Christen am Sonntage die Evangelien zu lesen: * folglich waren sie schon vor ihm bekannt; und dadurch straset Sie der heilige Justin in Ihrem dritten Satze förmlich Lügen. Herr Freret! wenn Sie die Wahrheit nicht lieben, sollen Sie zum wenigsten die Schande fürchten.

Anmerkung. ** Du Marsais behauptet, der heilige Irenäus sey der erste, der von den vier Evangelisten geredet habe; und Freret behauptet, der heilige Justin sey es gewesen, welcher vierzig Jahre vor dem heiligen Irenäus gestorben ist. Man sehe, wie die Lehrer der Unwahrheit zusammentreffen.

III.

Es ist ungewiß, ob die Grundsätze Jesu Christi, welche von den ersten Vätern wiederholet werden, aus Büchern gezogen, oder mündlich beybehalten, und durch die Hülfe der Erblehre fortgepflanzet worden seyn.

* *
*

Dieß ist gewiß, daß die Unwahrheit Frerets bald bewiesen seyn werde: denn man lese nur den zweyten Brief des heiligen Clemens; so wird man eigentlich diese Ausdrücke finden: Fürwahr, der Herr saget uns im Evangelium. — — Es stehet noch an einer andern Stelle der Schrift aufgezeichnet, u. s. w. Man lese den Brief des heiligen Barnabas; so wird man jene andere Ausdrücke finden: Habet Acht, wie es geschrieben steht: Viele sind berufen, aber wenige sind auserwählet, u. s. w. Es ist also ganz gewiß,

* 2. Schutzr. ** Zerglied. der christ. Rel, 18. Seite.

wiß, daß die Grundsätze, welche von den Vätern wiederholet werden, aus dem Evangelium gezogen waren, und das die Schriften des neuen Testaments zu ihrer Zeit vorhanden waren: und eben daraus ist es ganz gewiß, daß der verständige Freret die Wahrheit nicht kennt, oder ihr untreu wird.

IV.

Die christlichen Schutzredner haben sich eingebildet, daß die Glaubwürdigkeit der Evangelien genug bewiesen wäre, wenn sie sich bestrebten zu zeigen, daß es nicht möglich sey, Bücher von dieser Art zu unterschieben. Dieß könnte einen Eindruck auf jene machen, die nicht wüßten, daß im ersten Jahrhunderte mehrere Evangelien unterschoben worden sind. Weil man aber an dieser Sache nicht zweifeln kann, folget daraus, daß es nicht schwer gewesen ist, die ersten Christen zu hintergehen, und ihnen Romanen für Geschichtebücher in die Hand zu geben.

* * *

Man bewundere die Billigkeit und die Ehrlichkeit Freerets. 1. Vermenget er boshafter Weise Evangelien, die von der Kirche nicht angenommen sind, mit falschen Evangelien. 2. Setzet er, daß man im ersten Jahrhunderte eitle Romanen für wahre Geschichten habe ausgeben können. 3. Behauptet er, daß es nicht schwer gewesen sey, die ersten Christen durch dergleichen Romanen zu hintergehen.

Aber er wird selbsten in allen diesen Punkten schimpflich zu Schanden gemacht. Im ersten, weil ein Evangelium von der Kirche kann nicht angenommen seyn, ohne daß es deßhalben falsch ist, und ohne daß es unter die Zahl der Romanen gesetzt werden darf. Also war das Evangelium

der

der Nazaräner, oder von den Hebräern beschaffen, in welchem alle Züge des Lebens und der Unterweisung Jesu Christi sehr getreu erzählet wurden. Man kann eben dieses noch von etlichen andern Evangelien sagen. Diese Bücher konnten dann von der Kirche nicht angenommen seyn, ohne daß sie deßhalben falsch waren.

Er wird im zweyten Punkte zu Schanden, weil es im ersten Jahrhunderte keinen Ketzer gab, welcher die Geschichte Jesu Christi nicht ohngefähr also vorgetragen hat, wie sie die vier Evangelisten beschrieben haben. Cerinthus giebt den Beweis davon an die Hand: denn er bekennt die Geburt, die Wunderthaten, die Auferstehung, die Himmelfahrt Jesu Christi, wie wir selbsten sie erkennen. Man fordert den Verführer Freret heraus, ein Evangelium aus dem ersten Jahrhunderte beyzubringen, welches ein Roman gewesen wäre, wie er es vermuthet.

Endlich wird er im dritten Punkte zu Schanden, weil uns der heilige Ignaz, der Schüler des heiligen Johanns, berichtet, * es habe zu seiner Zeit Christen gegeben, welche in Absicht auf die Glaubwürdigkeit der evangelischen Bücher so behutsam waren, daß sie sagten, sie wollten nur den Büchern trauen, welche sie in den Archiven der Kirchen selbsten finden würden: diese Christen waren dann nicht so leicht zu hintergehen. Wohin zielet dann Freres künstlicher Wörterkram?

V.

Die falschen Evangelien, welche im ersten Jahrhunderte aufgenommen wurden, waren nur in dieser Absicht abgefasset, damit die Religion Jesu Christi den Sieger:

* Brief an Philadel.

erhalten möchte, und die Menschen bewogen würden, für dieselbe alles aufzuopfern. Wir sehen alle Tage, daß Leute, die schon eingenommen sind, gemeinlich alles annehmen, was sie sich einbilden, daß ihren Handel begünstigen könnte, dem sie beygepflichtet haben. Deßhalben ließen sich die ersten Christen hintergehen, so oft sich einige Betrieger die Mühe nehmen wollten, sie zu verführen.

* * *

O die schöne Schilderung, welche uns da Freret von den ersten Christen giebt! das ist: von jenen Menschen, die, vom heiligen Geiste erfüllet, von der Schönheit der erhabenen Grundsätze des Evangeliums eingenommen, als herzhafte Nachfolger eines eingefleischten Gottes, sich über alles emporhuben, was schmäucheln, gefallen, verführen, erschrecken kann, und keine andere Liebe, als jene zu den heldenmüthigsten Tugenden empfanden! Jene ersten Christen waren, nach Frerets Urtheile, nichts weiter, als schwachsinnige Leute, mit welchen die nächsten besten Betrieger das Spiel trieben, die sich die Mühe nehmen wollten, sie zu verführen: sie waren eingenommene Leute, welche blindhin alles ergriffen, was ihren verächtlichen Vorurtheilen zu Statten kam. Freret! was für ein Geist hat dich beseelet, als du deine verdammliche Schrift aufsetztest? Du sagest, es habe in den ersten Jahrhunderten Betrieger gegeben, um die ersten Christen zu verführen: was wird die Nachkommenschaft von den noch weit hassenswürdigern Betriegern denken, welche sich mit so vieler Mühe bestreben, heut zu Tage die Christen zu verführen, die weit minder achtsam, und weit schlechter bestellet sind?

VI.

Ueber das Leben Jesu Christi haben die Betrieger ihre Fähigkeit zum meisten geübet. Kaum war er gekreuziget, da überschwemmten die Christen alle Welt mit Geschichten, in welchen sie keine andere Absicht hatten, als Verwunderung gegen ihren Gesetzgeber einzuflößen, und ihre Privatmeynungen zu bestätigen, ohne sich die Mühe zu geben, auch nur die Wahrscheinlichkeit in Acht zu nehmen. Der heilige Lukas berichtet uns, daß mehrere Schriftsteller, welche schlecht genug unterrichtet waren, sich unterfangen hatten, das Leben Jesu Christi zu machen: und er giebt uns zu erkennen, daß er mit den Schriften, die von diesem Inhalte bis dahin ans Licht gekommen waren, nicht zufrieden war, obschon man dennoch gesteht, daß sein Evangelium erst nach den Evangelien des heiligen Matthäus und des heiligen Markus geschrieben worden sey.

* * *

Da kann man wohl über den Geist des Betrugs und der Verführung schreyen. Kaum, saget Freret, war Jesus gekreuziget, da überschwemmten die Christen alle Welt mit falschen Geschichten. Aber man fodert ihn und seine ganze Rotte auf, um eine jener Geschichten anzuführen, welche sogleich nach dem Tode Jesu Christi, und vor den Evangelien des heiligen Markus und des heiligen Matthäus, gemacht worden wäre. Das älteste falsche Evangelium ist jenes vom Cerinthus, welches erst ein halb Jahrhundert nach den Evangelien unsrer ersten Evangelisten zum Vorscheine kam. Die übrigen traten erst am Ende des ersten Jahrhunderts, oder noch viel später ans Licht. Wie waget ers dann zu sagen,

gen, daß alle Welt sogleich nach dem Tode Jesu Christi mit falschen Geschichten überschwemmet worden sey?

Alsdann stellet er uns den heiligen Lukas vor, als wenn er mit allem, was von der Geschichte Jesu Christi vor ihm ans Licht gekommen war, und sogar mit den Evangelien des heiligen Matthäus und des heiligen Markus unzufrieden wäre: und dennoch steht im heiligen Lukas kein Wort, welches auf die Meynung und den Argwahn abzielete, den ihm Freret beymißt. Man urtheile davon aus den Worten des heiligen Lukas selbsten. Weil sich viele bestrebet haben, saget dieser Evangelist, die Geschichte der Dinge, die sich unter uns eräuget haben, zu verzeichnen; wie wir sie von jenen erfahren haben, welche diese Dinge selbst mit Augen gesehen, und bekannt gemacht hatten: so hat es auch mir rathsam geschienen, die Geschichte von eben denselben Begebenheiten zu verfassen, und an dich zu schicken, mein Theophilus! Denn ich habe mich mit Sorgfalt unterrichten lassen, und bin bis zum ersten Anfange zurückgegangen, damit du die Wahrheit der Lehre, die man dir beygebracht hat, vollkommen erkennen mögest.

Man lese diese Stelle mit Aufmerksamkeit, so wird man erstlich sehen, daß kein Wort dahin deutet, als wären jene, welche die Beschreibung der evangelischen Geschichte vor dem heiligen Lukas unternommen haben, schlecht unterrichtete Schriftsteller gewesen. Zweytens wird man wahrnehmen, daß der heilige Lukas, anstatt eine Unzufriedenheit über diese Geschichten zu zeigen, vielmehr sie gutzuheißen scheint, weil er saget, es habe ihm rathsam geschienen, auch ein Werk von dieser Art zu unternehmen: Visum est & mihi.

Aber

Aber warum hat er es unternommen, wird man sagen, da doch der heilige Matthäus und der heilge Markus ihre Evangelien schon herausgegeben hatten?

Man könnte zwar alsogleich antworten: es sey ungereimt zu fragen, warum Gott dem heiligen Lukas den Gedanken eingegeben habe, seine evangelische Geschichte zu schreiben, weil eine solche Frage kein vernünftiger Gegenwurf wäre. Unterdessen wird man nicht verlegen seyn, von der Unternehmung des heiligen Lukas ganz genügsame Beweggründe anzugeben. Es hatte zwar der heilige Matthäus sein Evangelium schon geschrieben: aber er hatte es hebräisch geschrieben; und das hebräische Evangelium konnte den Griechen nicht dienen. Der heilige Markus schrieb das seinige nur wenige Jahre vor dem heiligen Lukas; aber er schrieb es zu Rom: mehrere wähnen sogar, daß er es lateinisch geschrieben habe; und eine kurze Zeit darnach gieng er nach Aegypten. Es mochte dann gar wohl möglich gewesen seyn, daß es den Griechen noch nicht mitgetheilt worden war. Die Unternehmung des heiligen Lukas, da er den griechischen Christen eine evangelische Geschichte gab, ist also eine weise und vernünftige Unternehmung gewesen.

Es heißt ferner: der heilige Matthäus und der heilige Markus haben vor dem heiligen Lukas geschrieben, und der heilige Lukas sey mit den Schriften, die von diesem Inhalte bis dahin ans Licht gekommen waren, nicht zufrieden gewesen.

Aber ist es wahrscheinlich, ist es sogar begreiflich, daß dem heiligen Lukas zu Sinne gekommen sey, zwey Evangelien zu misbilligen, von denen eines von einem Apostel selbsten, und das andere von dem ersten Schüler des Fürsten der Apostel geschrieben war? Alle diese Vernunftschlüsse,

diese Bemerkungen, diese Argwähne Frerets zeigen dann nichts anders, als Argliſt, Unwahrheit, und den Geiſt der Verführung an.

VII.

* Wir haben ſchon geſehen, daß es ehemals eine gröſſere Menge von Evangelien gegeben hat, die heut zu Tage unter die Zahl der unächten geſetzet worden ſind. Warum ſind ſie durch mehrere Jahrhunderte in ſo groſſen Ehren gehalten worden, als die übrigen? und warum hat man ſie in der Folge verworfen? Iſt ihre Sittenlehre nicht die nämliche geweſen? Ja. Aber man vernehme die Urſache, wegen welcher man ſie aus der Zahl der kanoniſchen Bücher ausgemuſtert hat. Nach dem Tode Jeſu Chriſti haben die Sektirer, oder Jünger, ſehr viele Erzählungen ſeines Lebens oder ſeiner Wunderthaten bekannt gemacht. Das Wort: Evangelium, bedeutet nichts anders, als: eine gute Zeitung, oder eine wahre Zeitung. Ein jeder Geſchichteſchreiber ſchmückte ſeine Erzählung mit dieſem Titel aus, um das Vertrauen ſeiner Leſer zu gewinnen. Nichts deſtoweniger widerſprachen ſich dieſe Erzählungen an unzählbaren Stellen. Die Vernünftigſten unter den Chriſten merkten, daß dieſe Verſchiedenheit der Zeugniſſe einen unumſtößlichen Beweisgrund gegen ſie an die Hand böthe. Sie verſammelten ſich, und wählten aus allen dieſen Geſchichten jene heraus, welche zum meiſten Verhältniß mit einander hatten, oder ſich zum wenigſten widerſprachen: dieſe nahmen ſie an, und erklärten die übrigen für unächt. Man trifft in mehrern dieſer unächten Evangelien, die bis auf uns gekommen ſind, Stellen an, welche von

* Zerglied. der chriſtl. Relig. 29. Seite.

von den ältesten Vätern angeführet werden, weil sie dortmals in dergleichen Reihe mit den übrigen standen, und weil ihr blinder Eifer sie alles annehmen hieß, was mit der Geschichte Jesu Christi ein Verhältniß hatte.

* * *

Was immer die Gottlosigkeit wider die Glaubwürdigkeit der Evangelien aussinnen konnte, das sammelt hier du Marsais mit der größesten Arglist zusammen. Aber man sehe, wie man ihm Antwort geben könne.

Es ist eine Falschheit zu sagen: die unächten Evangelien seyn durch mehrere Jahrhunderte in so großen Ehren gehalten worden, als die übrigen. Man hat durch das Zeugniß des heiligen Justins, des heiligen Clemens von Alexandrien, des heiligen Irenäus, Tertullians, des Origenes bewiesen, daß die Kirche niemals andere für wahre Evangelien erkannt hat, außer jenen, die wir heut zu Tage verehren. Ueberdas findet man an mehreren Stellen dieser Väter die stärkesten Ausdrücke, um den Abscheu zu zeigen, welchen man von den meisten dieser unächten Evangelien hatte.

Es ist eine Falschheit zu sagen, man habe die unächten Evangelien aus der Zahl der kanonischen Bücher ausgemustert. Man fodert den du Marsais und seine ganze Rotte heraus, um eine Kirchensatzung anzuführen, in welcher diese unächten Evangelien unter den kanonischen Bücheren begriffen gewesen wären.

Es ist eine Falschheit zu sagen, die ersten Christen haben gemerket, daß diese Verschiedenheit der Zeugnisse einen unumstößlichen Beweisgrund gegen sie an die Hand böthe. Diese Falschheit ist dem Celsus nachgeschrieben: und Origenes antwortet ihm, daß die Christen diese falschen

Evan-

Evangelien nur mit Abscheu ansehen, und sogar denen, die sie annehmen, den Namen: Christen, nicht beylegen.

Es ist eine Falschheit zu sagen, man habe, bey dem Kirchenrathe zu Laodicäen unter allen Lebensbeschreibungen Jesu Christi jene herausgewählet, welche sich zum wenigsten widersprachen; man habe sie angenommen, und die übrigen für unächt erkläret. Alles dieses ist von der Erfindung des du Marseis. Bey dem Provinzkirchenrathe von Laodicäen ist von der Auswahl der Evangelien nicht im geringsten die Rede gewesen. Und wie hätte dann dieses seyn können, da der heilige Irenäus, welcher mehr als fünfzig Jahre vor diesem Kirchenrathe schrieb, bezeuget, daß die Kirche nur die vier Evangelien bekenne? da der heilige Clemens von Alexandrien, Origenes, Tertullian, und so viele andere Väter, die vor diesem Kirchenrathe gelebet haben, eben dasselbe bezeugen? Es ist dann augenscheinlich falsch, daß man zur Zeit des Kirchenrathes von Laodicäen im Stande gewesen wäre, die Auswahl vorzunehmen, von welcher du Marsais redet.

Es ist eine Falschheit zu sagen, man treffe in jenen unächten Evangelien Stellen an, welche von den ältesten Vätern angeführet werden, weil sie dortmals in der gleichen Reihe mit den übrigen Evangelien standen. Die ältesten sagen ausdrücklich den Gegentheil von dem, was du Marsais behauptet. Wenn sie manchesmal Stellen aus den unächten Evangelien beybringen, so geben sie allezeit zu erkennen, daß diese Evangelien kein Ansehen haben. Also saget Origenes, da er etliche Worte aus dem Evangelium von den Hebräern anführet. * Es steht zwar in einem gewissen Evangelium von den Hebräern geschrieben, dafern

* 8. Tract. in Matth.

dafern man es dennoch annehmen will; nicht als wenn es ein Ansehen hätte, sondern weil es dienen kann, die Frage zu erörtern: es stehet zwar geschrieben, daß u. s. w. Origenes stellte dann dieses Evangelium nicht in die gleiche Reihe mit den übrigen. Also saget Clemens von Alexandrien, da er die ketzerischen Enkratiter widerleget, welche Stellen aus falschen Evangelien anführten: * Was ihr beybringet, findet man in den vier Evangelien nicht, die uns sind hinterlassen worden: es steht nur in jenem, welches man von den Aegyptiern heißt. Folglich stellte er dieses Evangelium mit den übrigen nicht in die gleiche Reihe.

Alle alte Väter sind mit all ihrer Macht den falschen Evangelien widerstanden, und du Marsais saget uns, die alten Väter führen sie eben so, wie die wahren Evangelien an. Es ist nicht vonnöthen, darüber eine Bemerkung zu machen.

Antwort.

auf die Einwürfe gegen die Wahrheit der evangelischen Begebenheiten.

Du Marsais, Bolingbroke, der schwärmerische Prädikant in der Rede von Fünfzig, haben sich durch ihre Vermessenheit, die Wahrheit der evangelischen Begebenheiten anzufechten, zum allermeisten ausgenommen. Andere kleine Schriftsteller haben sich Ehre daraus gemacht, ihre Gotteslästrungen und Gottlosigkeiten zu widerhollen. Man wird ihnen zeigen, daß es nicht hart ist, sich für die beleidigte Religion zu rächen, und der Wahrheit alle ihre Rechte, und ihren ganzen Glanz wieder zu verschaffen.

I.

* Strom. 3. B.

I.

* Was für ein Schwarm von Widersprüchen und Betrügen ist nicht in den vier Evangelien zurückgeblieben! Wäre nur ein einziger darinnen, so genügte er schon, um zu beweisen, daß sie ein Werk der Finsternisse sind. Wäre nichts, als das Mährchen, welches man im Lukas findet, daß Jesus unter der Statthalterschaft des Cyrenius gebohren worden sey, als August das ganze Reich beschreiben ließ; wäre diese einzige Falschheit nicht erklecklich, daß man das Buch mit Verachtung wegschmeißen sollte? 1. Es hat niemals eine solche Beschreibung gegeben, und kein Schriftsteller redet davon. 2. Cyrenius ist erst zehn Jahre nach der Zeit, wo man die Geburt desselben Jesus rechnet, Statthalter in Syrien gewesen. Wie viele Worte, so viele Irrthümer in den Evangelien: und also kömmt man mit dem Pöbel zu Rechte.

* * *

Du Marsais, da er die gleiche Beschuldigung hervorbringt, wie Bolingbroke, setzet noch hinzu: Tacitus und Sueton, die allergenauesten unter den Geschichteschreibern, sagen kein einzig Wort von der Beschreibung.

Es ist nicht möglich, eine hochmüthigere und spötterische Sprache zu führen, als diese Herren, Bolingbroke und du Marsais, thun; und nichts ist leichter, als sie zu demüthigen.

Tacitus und Sueton, spricht du Marsais, sagen kein einzig Wort von der Beschreibung. Aber da du Marsais also redet, läßt er merken, daß er diese Schriftsteller nicht einmal kennet. Wie hätte Tacitus von einer Beschreibung

* Wichtig. Unterf.

bung reden können, die unter Augusten geschehen ist, da er die Geschichte Augusts nicht geschrieben hat, und da er beym Anfange seiner Jahrbücher erkläret, daß er nur wenige Worte von den letzten Tagen dieses Kaisers sagen wollte?* Was Sueronen betrifft, wird Niemand, der ihn gelesen hat, sich wundern, daß er von der Beschreibung nicht geredet habe. Dieser Schriftsteller hat nichts weiter, als das Leben der zwölf Cäsarn, herausgegeben, wo er sich allein an den kurzen Begriff ihrer Gemüthsart, und an die Weise ihrer Aufführung gehalten hat, ohne die Geschichte ihres Reiches zu beschreiben. Es ist dann nicht zu wundern, daß er von dieser Beschreibung nicht geredet habe. Und dieß hat vermuthlich der gelehrte du Marsais nicht verstanden.

Es muß dennoch eine Beschreibung im Judenlande gegeben haben, weil der Geschichteschreiber Joseph, in dem ersten und dritten Kapitel des achtzehnten Buches seiner Geschichte, auf eine sehr umständliche Weise davon redet, und weil es der heilige Lukas, welcher eben um dieselbe Zeit gelebet hat, gleichfalls bezeuget.

Aber, sagen Bolingbroke und du Marsais, Cyrenius ist erst zehn Jahre nach der Geburt Jesu Christi Statthalter in Syrien gewesen.

Es ist zwar Cyrinus, oder Quirinus, den diese Herren aus Irrthume Cyrenius nennen, erst ohngefähr zehn Jahre nach der Geburt Jesu Christi Statthalter in Syrien gewesen; aber es ist auch richtig, daß er, ohngefähr zehn Jahre davor, in eben derselben Landschaft, und mit einer noch größern Gewalt bekleidet gewesen ist, als ein Statthalter hatte. ** Tacitus und *** Sueton bezeugen es beyde.

Sie

* Jahrb. 1. B. ** Ebend. 3. B. *** Im August.

Sie berichten uns, daß August seinen Enkel, Cajus Cäsar, ausschickte, die Landschaften in Osten zu besichtigen, und daß er ihm Quirinus zu seinem ersten Rathe mitgab, der ihm mit seinen Einsichten an die Hand gehen sollte. Cajus ließ, während seines Aufenthalts in Osten, wie es Salian in seinen Jahrschriften beweist, eine Verordnung herausgehen, daß die Unterthanen in denselben Ländern beschrieben werden sollten. August hatte es gebothen, weil er erfahren wollte, wie stark das ganze Reich wäre: und man fand sogar nach seinem Tode einen Aufsatz davon, der von seiner Hand geschrieben war, wie Sueton erzählet.

Weil Quirinus der Rathgeber des Cajus war, mußte er an der Verkündigung und Ausführung dieser Verordnung den größesten Theil gehabt haben. * Als aber der junge Fürst bald darauf in Lycien gestorben war, mußte Quirinus nach Rom zurückkehren: er kam erst nach etlichen Jahren in Syrien wieder, als er von Augusten, als Statthalter dahin geschicket wurde; und dortmals hat er die Sache mit der Beschreibung wieder vorgenommen, welche nach Josephs ** Zeugniße, nur erst im sieben und dreyßigsten Jahre nach der Schlacht bey Actium geendiget wurde.

Daraus erkennt man: 1. daß diese Beschreibung auf verschiedenemale ist vorgenommen worden; 2. daß der heilige Lukas mit der genauest n Richtigkeit spricht, wo er saget, die erste Beschreibung sey um die Zeit der Geburt Jesu Christi geschehen, als Quirinus Statthalter in Syrien war: *** Hæc descriptio prima facta est a Præside Syriæ Cyrino. 3. Dadurch vergleicht man die Stellen des heiligen Lukas, und des Geschichteschreibers Josephs mit einander. 4. Dadurch endlich sieht man, wie alle jene kühnen Beschuldigun-

* Flor. ** 18. B. *** II.

digungen von Widersprüchen und Betrügen, die Bolingbroke so freygebig verschwendet, ihm zur Ehre und zum Ruhme gereichen müssen.

II.

Lukas setzet ihm ein ganz verschiedenes Stammregister auf, als ihm Matthäus schmiedet. Keiner von ihnen läßt sich zu Sinne kommen, das Stammregister Mariens aufzuzeichnen, von der allein man ihn abstammen läßt. Pascal, der Enthusiast, ruft aus: Das ist nicht einstimmig aufgesetzt worden. Nein; sonder Zweifel. Ein jeder hat nach seiner Einbildung für seine kleine Gesellschaft Ungereimtheiten geschrieben.

* * *

Pascal ist von der Wahrheit begeistert, und Bolingbroke ist vom Geiste der Gotteslästrung beseelet. Jener ist ein erleuchteter und gottseliger Philosoph; dieser ist ein unwissender und gottloser Plauderer. Vor vierzehn hundert Jahren hatte der abtrinnige Julian schon diesen Einwurf gemacht, und Bolingbroke ist heut zu Tage nur der schwache Widerhall dieses Mameluken.

Mit ein Bißchen Aufmerksamkeit beleuchtet und vereiniget man sehr leicht alles, was die zween Evangelisten sagen, und man merket bald, daß alles wahr und richtig ist. Zu diesem Ende darf man nur bemerken, daß Jesus wahrhaftig ein Sohn Mariens, der Natur nach, und zugleich ein Sohn Josephs, durch eine Gattung der Annahme, gewesen war. Alsdann kläret sich alles auf: denn nach diesen zwoen verschiedenen Kindschaften zeichnen die zween Evangelisten ihre Stammregister auf, welche zween Aeste ausmachen, die von einem und demselben Stamme ausgehen. Joseph stammte

von David durch Salomon ab: Marie stammte auch von David ab; aber durch einen andern Sohn, welcher Nathan gewesen ist. Dadurch war Jesus Christus wahrhaftig aus dem Geblüte Davids, durch Marien seine Mutter; und man hielt dafür, daß er auch durch seinen vermeynten Vater, den heiligen Joseph, aus eben demselben Hause Davids sprossete.

Warum aber saget der heilige Matthäus, Joseph sey ein Sohn Jakobs gewesen, und der heilige Lukas saget daß Joseph ein Sohn des Heli gewesen sey? Deßhalben, weil Jakob wahrhaftig der Vater Josephs der Natur nach war, und um dieser Ursache willen brauchet der Evangelist, in der ganzen Folge dieses Geschlechtregisters, allezeit das Wort genuit, er hat gebohren. Allein wo er auf Joseph kömmt, enthält er sich des Wortes: genuit, und bezeichnet ihn nur mit diesen Ausdrücken: Joseph, den Mann Mariens, aus welcher Jesus gebohren ist. Der heilige Lukas saget gleichfalls, daß Joseph ein Sohn des Heli gewesen sey; aber er saget es in einem andern Verstande. Er saget es, weil Joseph, als er mit Marien sich vermählet hatte, welche die einzige Tochter des Heli war, der Eidam und Tochtermann des Heli wurde. Allein da er nicht sein Sohn von Geburt, sondern nur durch Verwandtschaft gewesen ist, brauchet der heilige Lukas nicht das Wort: genuit, er hat gebohren, sondern er bedienet sich des Wortes: fuit, er hat ihm angehöret: denn dieses Wort schicket sich so wohl auf das Stammregister der Natur, als es sich auf jenes der Verwandtschaft und der Kindsstatt schicket.

Man könnte noch eine Schwierigkeit aufwerfen, und sagen, Marie sey keine Tochter des Heli, sondern eine Tochter Joachims gewesen, wie man es in der ganzen christlichen

Kir-

Kirche erkennt. Aber diese Schwierigkeit ist in Wahrheit keine. Heli, Heliacim, oder Joachim sind Namen, welche für Eines galten. Man hat ein Beyspiel davon an dem ältesten Sohne des Josias, welcher den Namen Eliacim, oder Joachim hatte. *

Aus diesem, was wir itzt gemeldet haben, folget: 1. Daß in den Evangelien weder Widersprüche, noch Irrthümer sind. 2. Daß der heilige Matthäus das wahre Geschlechtregister des heiligen Josephs, und der heilige Lukas den Stammbaum der seligsten Jungfrau beschrieben. 3. Daß die zween Evangelisten sich mit aller Anständigkeit und Wahrheit, die sich gebühret, ausdrücken. Man sehe noch die Antwort auf die vierte Einwendung im Artikel: Christenthum, nach.

III.

In eben demselben Stammregister, saget du Marsais, verfällt der heilige Matthäus wieder in einen offenbaren Widerspruch; denn er saget, Osias sey der Vater Joathams gewesen; und in den Büchern der Chronike findet man drey Geschlechter zwischen ihnen: nämlich, Joas, Amasias, und Azarias. Uberdas geht dieses Stammregister das Geschlecht Jesus durchaus nichts an, weil nach unserm Gesetze Joseph mit Marien keine Gemeinschaft hatte. Man wird ferner sehen, daß in einem Stammregister fünfzehn Geschlechter mehr, als im andern sind.

* * *

Der heilige Matthäus führet alle Geschlechter durch eine Reihe von zwey tausend Jahren sehr getreulich an, und läßt hernach drey nach einander aus. Sind diese drey Geschlech:

* 4. König. XXIII.

schlechter aus Irrthume weggelassen, oder mit Fleiße verschwiegen worden? Der erste Satz läßt sich nicht annehmen, weil der Geschichteschreiber unterrichtet, und von Gotte begeistert war; weil er die öffentlichen Archive vor den Augen hatte. Man muß dann den zweyten zugeben. Nun aber vernehme man, was zu beobachten ist. Die drey unterlassenen Könige sind drey Sprossen von der Nachkommenschaft der tyrannischen Athalie. Diese Königinn war von den Juden verfluchet, weil sie den ganzen Stamm Davids ausrotten wollte, auf welchen die Verheißungen gegründet waren, die der Herr dem Volke gemacht hatte. * Außerdem waren von den dreyen unterlassenen Königen zweene nach ihrem Tode in das Grab der Könige nicht versetzet worden. Man glaubet, daß der Abscheu, den man vor dem Andenken Athaliens hatte, und das schimpfliche Schicksal dieser Fürsten, Ursache waren, daß man entweder ihre Namen aus den öffentlichen Verzeichnissen ausstrich, oder sich nicht mehr würdigte, von ihnen Meldung zu machen. Wenn also der heilige Matthäus die Namen dieser dreyer Fürsten verschwieg, so wäre er nur dem Sinne seiner Nation nachgekommen. Dieß ist genug für den ersten Punkt.

Auf den zweyten antwortet man: Die Zahl der fünfzehn Geschlechter, welche mehr beym heiligen Lukas, als beym heiligen Matthäus sind, ist nicht Grundes genug, um das Evangelium falsch zu heißen. Erstlich, weil man im heiligen Matthäus die drey unterlassenen Geschlechter einschalten muß, wie wir die Ursache davon gesagt haben; und alsdann ist der Unterschied nur von zwölf Geschlechtern mehr. Zweytens, weil es nichts außerordentliches ist, daß es in einem Raume von zwölf hundert Jahren bey einem Hause zwölf

* Joseph. 9 B. 8. 11. Kap.

zwölf Geschlechter mehr, als bey einem andern geben könne. Was ist ein Geschlecht mehr in einem Jahrhunderte? Dazu brauchte es nichts, als ein Bißchen Verzögerung mit etlichen Ehestiftungen. Nun aber zählet man zwölf hundert Jahre von David auf Jesum Christum. Folglich verschwinden alle Schwierigkeiten des du Marsais.

IV.

Der heilige Matthäus führet manchesmal die Stellen aus dem alten Testamente falsch an. Dieß bezeuget eine Weisagung, die er für eine Stelle aus Jeremias angiebt, und die sich nicht bey diesem, sondern beym Zacharias befindet. Daraus ist eine Verfälschung im Propheten, oder im Evangelisten bewiesen.

* * *

Das heißt betriegen, wenn man saget, der heilige Matthäus führe die Stellen aus dem alten Testamente falsch an. Alles, was er daraus anführet, befindet sich in der That darinnen. Wenn man im sieben und zwanzigsten Kapitel des heiligen Matthäus den Namen Jeremias anstatt Zacharias findet, so ist die prophetische Stelle deßhalben nicht weniger getreu angeführet; und die Unterschiebung eines Namens anstatt eines andern kann für den Fehler eines Abschreibers angesehen werden. Dieses Fehlers hatte man schon zur Zeit des heiligen Augustins wahrgenommen, und er ist von keiner Wichtigkeit.

V.

Ein sehr augenscheinlicher Beweis, daß das Evangelium, welches dem Matthäus zugeeignet wird, erst lange Zeit nach ihm von einem armseligen Halbjuden, Halbchristen geschrieben worden sey, ist jene berüchtigte

Stelle: Wenn er die Kirche nicht höret, so haltet ihn für einen Heyden und einen Publikanen. Es hat zur Zeit Jesu und des Matthäus keine Kirche gegeben. Das Wort: Kirche, ist griechisch, und wurde von den Christen erst nach einer Zeit angenommen, als es schon eine Regimentsverfassung darinnen gab. Es ist dann sonnenklar, daß ein Betrieger den Namen Matthäus angenommen hat, um dieses Evangelium in sehr schlechter griechischer Sprache zu schreiben. Ich gestehe, daß es drolligt genug wäre, wenn Matthäus, der ein Publikan gewesen war, die Heyden zu den Publikanen vergebliche. Wer immer aber der Erfinder dieses lächerlichen Vergleiches seyn mag; so kann er nichts, als ein Tollkopf aus dem schmutzigsten Pöbel seyn, der einen römischen Ritter, welcher die Pflicht hatte, Steuern einzutreiben, für einen abscheuwürdigen Menschen ansieht. Dieser einzige Gedanke, der alle Verwaltung zernichtet, ist unwürdig nicht allein für einen Menschen, dem Gott einspricht, sondern sogar für den Lakey eines ehrlichen Bürgers.

* * *

Also redet ein Mann, welcher seine wichtige Untersuchung für das beredtsamste, stärkeste, gründlichste Werk anpreist, das jemals gegen den Fanatismus geschrieben worden wäre. Mit diesen Namen beehret er die christliche Religion. Man führet daraus diesen Fetzen an, um die ganze Beredtsamkeit und Gründlichkeit davon zu erkennen zu geben.

Weil das Wort: Kirche aus dem Griechischen herkömmt, schließt er daraus, daß das Evangelium des heiligen Matthäus von einem Betrieger geschrieben worden sey: ein Wort, einen Ausspruch, den Jesus gethan hatte, giebt er

für

für eine Rede eines Tollkopfs aus: er heißt alle diejenigen Feinde von aller Verwaltung, welche die Schatzungpresser nicht in Ehren halten. Man dörfte zehn gegen eines wetten, daß Niemand mehr Ungereimtheiten und Dummheiten in weniger Worten zusammenfassen könnte, als der beredtsame Bolingbroke sammelt.

Wir wollen dem Leser nicht mehr sagen, als daß das Wort: Kirche, eben so alt, als die Religion sey, und daß es von allen geistlichen Schriftstellern, die Zeitgenossen Jesu Christi waren, gebrauchet werde. Was die Vergleichung der Heyden und der Publikanen anbelangt, sieht man wohl, daß Bolingbroke nicht versteht, was sie sagen will: man muß es ihm dann zu verstehen geben. Man muß ihn dann belehren, daß die Juden, welchen den einzigen und wahren Gott anbetheten, die Anbether der verächtlichen Gottheiten im Heydenthume verabscheueten; daß die Juden, welche bis auf Pompejen frey waren, die Publikanen verabscheueten; jene Zollbedienten und Presser, die von den Ausländern gesetzet waren, um die Schatzungen von ihrem Volke einzutreiben. Deßhalben, als Jesus die Gläubigen lehren wollte, wie hoch ihre Ehrerbiethung gegen die Kirche gehen sollte, saget er: „Wenn einer die Kirche nicht höret, so soll er ge„halten seyn, wie das Volk die Heyden und Publikanen „hält„.

Diese Vergleichung misfällt dem sogenannten Mylorde, der sich bey den Zollreutern beliebt machen will. Aber wie läßt sich helfen?

VI.

Ein Evangelist behauptet, der kleine Jesus sey in Aegypten erzogen worden, ein anderer saget, er sey allezeit zu Bethlehem auferzogen worden: dieser läßt ihn ein einzigmal

mal nach Jerusalem reisen; jener dreymal: einer läßt drey Weise kommen, die wir die drey Könige nennen, welche von einem neuen Sterne geleitet wurden, und läßt alle kleine Kinder im Lande durch den ersten Herodes ermorden, welcher damals seinem Ende nahe war: der andere übergeht mit Stillschweigen den Stern, und die Weisen, und die Ermordung der unschuldigen Kinder. Man hat endlich ein Concordanzbuch machen müssen, um diese Menge von Widersprüchen zu erklären.

* * *

Dieß ist wieder eine Art zu schließen, welche bemerkt zu werden verdienet. Dieser so gründliche und so beredtsame Schriftsteller trifft manchesmal bey einem Evangelisten Begebenheiten an, welche sich bey einem andern nicht befinden; und über dieses schreyt er Widersprüche aus. So muß man auch, nach seinem Gedanken, alle Geschichteschreiber der Widersprüche beschuldigen, die etliche Begebenheiten erzählen, welche von den übrigen nicht auch erzählet werden. Also wird man herzhaft behaupten müssen, Tacitus und Sueton widersprechen sich einander in der Geschichte der ersten Kaiser; Mezerai, Daniel, Veli, in der französischen Geschichte; Vellejus und Florus, in der römischen Geschichte: denn man trifft bey manchen aus diesen Geschichteschreibern Begebenheiten an, die sich bey den übrigen nicht befinden. Wie armselig heißt dieses geschlossen! Und zugleich nimmt man eine so stolze und hochmüthige Sprache an!

Dieser Mann soll lernen, was die evangelische Geschichte sey. Die Evangelisten haben keinen andern Endzweck gehabt, als uns die Geschichte der Lehre und der Unterweisungen Jesu Christi zu liefern: und in diesem Stücke sind sie mit einander vollkommen gleichförmig. Was die einzelnen

Umstän-

Umstände seines Lebens betrifft, haben sich einige in gewissen Stücken weitläufiger aufgehalten, als die andern, oder haben sogar Begebenheiten angeführet, welche von den andern nicht angeführt worden sind; aber sie widersprechen sich niemals. Wenn Bolingbroke behauptet, ein Evangelist habe den kleinen Jesus in Aegypten, und ein anderer zu Bethlehem auferziehen lassen; einer habe ihn nur einmal, und der andere dreymal nach Jerusalem reisen lassen, führet er seine Leser hinter das Licht. Wir würdigen uns nicht, auf diese Lügen zu antworten. Man hat Evangelienbücher genug unter Händen, um sich leicht zu überzeugen, daß diese Beschuldigungen eben so viele unverantwortliche Falschheiten seyn. Ueber die übrigen Stücke, die er noch vorbringt, und die er verdächtig machen will, kann man die Antworten auf die Einwendungen nachschlagen, die im Artikel: Christenthum angeführet sind.

VII.

Was die eifrigen Betreiber der Gottlosigkeit von der Person, dem Leben, und den Handlungen Jesu Christi zu sagen gewaget haben, stellen wir dem Leser nicht vor; denn ihre Ausdrücke und ihre Vorträge sind allzu auffallend und allzu ärgerlich. Die Heyden hatten die Person Jesu Christi in Ehren gehalten. Der Kaiser Adrian war Sinnes gewesen, ihm einen Tempel aufzurichten: Alexander Sever * stattete ihm in seinem Palaste Opfer ab: und die Verfasser der wichtigen Untersuchung, der Rede von Fünfzig, des Katechismus des ehrlichen Mannes, u. d. g. speyen wider ihn alle Gotteslästrungen, Grobheiten, und Schimpfreden aus, welche nur immer die Dummheit und die Raserey gestatten können. Und dieß sind heute die beliebten Bücher, womit eine

* Lamprid im Sever.

eine freydenkende Jugend sich nähret, und welche die niederträchtige Habsucht ausstreuen und vermehren heißt. Der Heyde, Celsus, hatte sich gegen Jesum Christum weniger ausgelassen, als die abtrinnigen Philosophen. Origenes hat ihm nur diese Worte gesaget: * Es ist sehr unnöthig, auf Reden zu antworten, die nichts als Beschimpfungen enthalten, und die von der Sprache, welche die Lastträger auf dem Markte führen, nicht unterschieden sind. Wir wollen auch keine andere Antwort geben.

Das geheiligte Buch der Evangelien wird nicht in größern Ehren gehalten. Der gottlose Bolingbroke ** heißt es ein Buch voller garstigen Narrenpossen; ein Werk der Finsternisse; ein Geweb von Fabeln, welche tölpischer Weise die Vernunft beleidigen, und von Gotteslästrungen, welche der Gottheit abscheuliche Dinge zur Last legen. Es sind auf dergleichen Gotteslästrungen unter den Christen weder Gesetze, noch Strafen bestimmet, gleichwie es unter den Athenienfern für den Vatermord keine gab, weil man nicht glaubte, daß man jemals solche Verbrechen unter den Menschen antreffen sollte. Aber es giebt einen Gott; und wir wollen auf diese Gräuel weiter nichts antworten, als daß wir die Beschreibung anführen, welche Johann Jakob Rousseau von dem evangelischen Gesetze machet. Dieser Schriftsteller ist im Punkte der Offenbarung allzu unlenksam, daß er nicht nach dem Geschmacke der Ungläubigen seyn sollte. Man vernehme unterdessen, wie er von Jesu Christo, und von seiner Lehre spricht.

„ Die Heiligkeit des Evangeliums rühret mein Herz.
„ Man sehe die Bücher der Philosophen: mit all ihrer Pracht;
„ wie klein werden sie vor diesem Buche! Ist es möglich,
„ daß

* Wider. Celf. 1. B. ** Wicht. Unt. 8. 10. 11. Kap.

„ daß ein Buch, welches zugleich so erhaben und so einfach
„ ist, ein Werk der Menschen wäre? Ist es möglich, daß
„ jener, dessen Geschichte darinnen enthalten ist, selbsten
„ nur ein Mensch seyn sollte? Führet er die Sprache eines
„ Schwärmers, oder eines ehrsüchtigen Sektirers? Welche
„ Sanftmuth, welche Reinigkeit herrschet in seinen Sitten!
„ welche rührende Gnade in seinen Unterweisungen! welche
„ Erhabenheit in seinen Grundsätzen! welche gründliche
„ Weisheit in seinen Reden! welche Gegenwart des Gei-
„ stes, welche Feinheit, und welche Richtigkeit in seinen
„ Antworten! welche Gewalt über seine Leidenschaften! Wo
„ ist der Mensch, wo ist der Weise, der ohne Schwachheit
„ und ohne Pralerey handeln, leiden, und sterben kann? —
„ Aber wo hatte Jesus unter den Seinigen jene erhabne und
„ reine Sittenlehre gelernet, wovon er allein den Unterricht
„ und das Beyspiel gab? — — — Sollen wir sagen, die
„ Geschichte des Evangeliums sey nur für die Langeweile
„ ausgedacht worden? Nein; also denkt man nicht aus: und
„ die Begebenheiten des Sokrates, an denen Niemand zwei-
„ felt, sind weniger bewiesen, als die Geschichte Jesu Chri-
„ sti. Es würde unbegreiflicher seyn, daß mehrere Menschen
„ sich verstanden hätten, dieses Buch zusammenzuschmie-
„ den, als daß ein einziger den Stoff dazu hergegeben hät-
„ te. Niemals würden die jüdischen Schriftsteller, oder eine
„ solche Redart, oder eine solche Sittenlehre erfunden haben:
„ und das Evangelium hat so rührende, so vollkommen un-
„ nachahmliche Kennzeichen der Wahrheit an sich, daß der
„ Erfinder davon bewundernswürdiger wäre, als der Held,
„ den es vorstellet „.

Man vergleiche dieses Stück, welches in Wahrheit die Seele erhebt, mit den gräulichen Gotteslästrungen des so bekannten Verfassers der wichtigen Untersuchung.

Endlich verschonen diese Gotteslästerer die Mutter Jesu Christi eben so wenig, als Jesum Christum selbsten. Was das ungesitterste Lumpengesind, von der verächtlichsten und ausgelassensten Dirne zu sagen, sich nicht getrauen würde, sagen sie mit der anstößigsten Schamlosigkeit von der verehrungswürdigsten Mutter des göttlichen Sohnes. Die Mahometaner denken nicht also; sie reden von Marien nur mit der größesten Ehrerbiethung; * sie nennen sie die Quelle aller Reinigkeit; sie erkennen, daß sie von aller Sünde bewahret worden sey. Man kann sich auf eine herrlichere Weise von ihr nicht ausdrücken, als es Mahomet selbsten im dritten Kapitel seines Alkorans thut. Man sollte also diese Lasterhaften, die im Christenthume gebohren sind, nicht zum Ketzergerichte, nein! nach Constantinopel schicken. Die Türken würden sie lehren, die seligste Jungfrau, jenes Vorbild aller Reinigkeit und Heiligkeit, in Ehren zu halten. Werden wohl die Türken, jene Gotteslästrungen strafen müssen, welche Christen ausstoßen?

* Morgenl. Biblioth. Art. Miriam.

XII.

Ezechiel.

Der Prophet Ezechiel lebte zur Zeit der letzten Könige von Juda. Er war aus einem priesterlichen Geschlechte, und ist aus der Zahl derjenigen gewesen, die Nabuchodonoser von Jerusalem entführte, um diese Stadt wegen ihres Aufstandes zu bestrafen, und die er nach Babylon bringen ließ. Unter diesen Entführten befand sich der König, die Auswahl des Adels und der Oberkeiten, und alles, was unter den Kriegsleuten zum meisten Ansehen hatte. Zwölf Jahre danach, als sich diese unglückselige Stadt aufs Neue empöret hatte, wurde sie wieder belagert. Sie wurde eingenommen, geplündert, den Flammen Preis gegeben; nichts blieb verschonet. Der Tempel wurde gänzlich ausgeraubt, und zerstöret, das übrige Volk gefangen weggeführt; und Nabuchodonoser ließ in dem Lande nur etliche arme Werkleute, Ackersleute, Winzer, und anders Volk von dieser Art zurück, welches keine Unruhen mehr erregen konnte.

Etliche Jahre vor dieser letzten Belagerung weissagten zween Propheten zu gleicher Zeit die entsetzliche Noth, welche diese Stadt alsdann erfahren sollte, und die erschrecklichen Strafen, die auf sie fallen würden. Jeremias kündigte dieß in Jerusalem selbsten an, um den unglückseligen Einwohnern dieser Stadt die Augen zu öffnen; und Ezechiel zu Babylon, um die Verwiesenen zu trösten, und ihnen zu verkündigen, daß ihr Schicksal noch minder unglücklich sey, als das Schicksal ihrer Landsleute, die zurückgeblieben waren, werden sollte.

Ezechiel weissaget durch erschreckliche Bilder und Gleichnißreden, von denen er allezeit selbsten der Gegenstand ist. Er weissaget, alle Umstände der Belagerung, die Umringung, die Anrückung, die Angriffe: er zeichnet sie auf einen Mauerstein: er empfängt Befehle, den Arm ausgestreckt, und die Blicke auf die unglückliche Stadt geheftet zu halten, und wider sie zu weissagen. Er kündet die Dauer dieser Belagerung durch die dreyhundert neunzig Tage an, während welcher er auf einer Seite liegen bleiben, und die Zeichnung des Sieges beständig vor den Augen haben muß. Er weissaget die Hungersnoth durch den ausgedörten Mist, womit ihm die wenige Nahrung zu bedecken gebothen wird, die er zu brauchen Erlaubniß hat. Da er die Mauer seines Hauses durchbrechen, und sich durch diese Oeffnung, mit einem Schleyer vor den Augen, fortbringen läßt, weissaget er die vergeblichen Bemühungen des Sedecias, welcher entfliehen, und sich dem Zorne Nabuchodonosers entziehen will. Und fürwahr auf eben diese Weise gieng Sedecias von Jerusalem hinaus, da sie eingenommen worden war; aber er wurde bald von den Chaldäern aufgefangen, und seinem Sieger vorgeführet.

Jeremias weissaget das gleiche Unglück, aber ohne Sinnbild und ohne Gleichnißrede. Ich will, saget der Herr durch den Mund des Propheten*: ich will Sedecias, den König von Juda, sein Volk, und jene, die der Pest, dem Schwerte, und dem Hunger entkommen sind, in die Hände Nabuchodonosers, des Königs von Babylon, in die Hände ihrer Feinde liefern; und sie werden niedergehauen werden. Ich hefte meine Blicke auf diese Stadt, nicht um sie zu retten, sondern um sie zu verdrücken.

* 21. Kap.

drücken. Ich will sie dem Könige von Babylon überlassen, der sie mit Feuer verheeren wird. Nachmals wendet er sich an Sedecias selbsten, und redet also zu ihm: * Höre, was der Herr saget: Ich will diese Stadt dem Könige von Babylon Preis geben, der sie verbrennen wird. Du selbsten wirst seinen Händen nicht entrinnen können. Du wirst gefangen werden: deine Augen werden seine Augen sehen. Du wirst mündlich mit ihm sprechen; du wist in Babylon eingehen; aber du wirst durch das Schwert nicht sterben.

Man vernehme, wie uns eben derselbe Prophet den Gräuel schildert, den er selbst gesehen hatte. ** Wo ist Korn? wo ist Wein? sagten die Kinder zu ihren Müttern: und fielen mitten auf den Plätzen dahin, und gaben in ihren Armen ihr Leben auf. Die Greisen liegen längs durch die Gassen todt hingestreckt; die säugenden Kinder sterben an der Brust ihrer Mütter; die Mägdchen und Jünglinge sind unter dem Schwerte gefallen. *** Jene, die sich mit köstlichen Speisen nährten, haben den Mist und den Unflat heißhungrig ergriffen. Die zärtlichen und mitleidigen Frauen haben ihre eigenen Kinder kochen lassen, um sie zu ihrer Nahrung zu nehmen. Die unter dem Schwerte gefallen, sind glücklicher gewesen, als jene, die vom Hunger gestorben sind. Die schönen Nazaräner, die weißer als der Schnee waren, sind schwärzer als Kohlen geworden: ihre ausgedörte Haut hängt an ihren Beinen. Sie sind nicht mehr kenntlich. Der Herr hat in Sion ein Feuer angezündet, wovon es bis auf den Grund versenget ist.

Dieß

* 34. Kap. ** Klagl. 2. Kap. *** Evend. 4. Kap.

Dieß sind die Umstände der Belagerung von Jerusalem, welche die zween Propheten, einer zu Jerusalem, und der andere zu Babylon, einstimmig weissagen, und mehrere Jahre zuvor weissagen, ehe diese Stadt durch so entsetzliche Strafen zu Grunde gerichtet worden ist.

Die niederträchtigen Possen, womit ein Bösewicht diese achtungwürdigen Weissagungen verunstaltet, müssen weder angeführt, noch wiederleget werden. Ein Freydenker selbsten wird daran nichts, als Dummheit, ein ehrlicher Mann nichts, als Unanständigkeit, und ein Christ nichts, als eine gräuliche Gottlosigkeit sehen.

Eben derselbe Ezechiel verkündiget auch die Billigkeit der Strafen von Jerusalem und Samarien, da er mit dem lebhaftesten Nachdrucke die ganze Abscheulichkeit ihrer Laster schildert. Diese zwo unseligen Städte werden unter der Person zwoer junger Mägdchen vorgestellet, welche aller Schamhaftigkeit, und allem Gefühle der Ehre und Religion entsaget, und sich allen Ausschweifungen der Schwelgerey mit äußerster Wuth zu Preise gegeben haben.

Um die ganze Stärke der Gleichnißrede zu fühlen, muß man beobachten, daß beynahe alle Laster wider die Reinigkeit und Keuschheit, nach dem Gesetze Moses, mit dem Tode gestrafet wurden, und daß eben diese Laster einen Theil der Gebräuche und Ceremonien der Religion bey den Götzendienern ausmachten, wie es uns Lucian*, Strabo**, und eine Menge anderer heydnischer Schriftsteller berichten. Um dieser zwoer Ursachen willen mußte die allegorische Unterweisung von dem größesten Nachdrucke seyn. Deßhalben brauchet sie der Prophet, um Samarien und Jerusalem den

Gräuel

* Von der syr. Gött. ** 16. B.

Gräuel ihres Götzendienstes und ihrer Schandthaten, und nachmals ihre Bestrafung vorzurücken.

Da diese abscheulichen Ausschweifungen in den zweyen Königreichen äußerst gemein geworden waren, verhüllet sie Ezechiel nicht. Es wäre für Leute, die unaufhörlich in der Uebung und in der Trunkenheit dergleichen Laster lebten, ganz vergeblich gewesen. Ist der ehrlose Verfasser des Handlexikons Vorhabens, die Ohren und die Augen an diese schmutzigen Bilder, und diese übelständigen Ausdrücke zu gewöhnen? Deßhalben vermuthlich übertreibt er den Text, setzet dazu, verfälschet ihn, um noch stärkere Begriffe von thierischen Lüsten vorzustellen, und den Hang zur Schwelgerey und zur anstößigsten Unlauterkeit auf ein Neues anzuspornen. Er saget in seinem unwissenden Philosophen, daß man den Philosophen die Zunge ausreißen, und die Hand abhauen müßte, wenn man ihnen wehren wollte, zu reden und zu schreiben. Aber wäre dieß genug für den Erfinder so vieler Schandbarkeiten und Gotteslästrungen, als wir eben angemerkt haben?

Dieser unselige Schriftsteller fühlet, daß man sich an der Ausgelassenheit seiner Ausdrücke stoßen muß. Er will etliche Worte zu seiner Rechtfertigung wagen; und diese Rechtfertigung ist wieder in seinem Geschmacke: sie ist nur auf Unwahrheit und Unverschämtheit gegründet. Die Ausdrücke, saget er, welche uns in dieser Erzählung des Propheten allzu frey scheinen, waren es damals nicht. Die nämliche Freymüthigkeit zeiget sich ohne Scheu an mehr als einer Stelle der Schrift. Die Benennungen, welche sie brauchet, um die Paarung Boozens und der Ruth, und des Judas mit seiner Sohnsfrau auszudrücken, sind

nicht unehrbar im Hebräischen; aber in unserer Sprache würden sie es seyn.

„ Wir sollen jenen schamlosen Cynikern kein Gehör ge„ ben,„ saget Cicero,* „ welchen misfällt, daß man die „ Benennung gewisser Dinge, die in sich selbsten nicht ver„ werflich sind, unehrbar nennet; oder daß man Dinge, „ die in sich selbsten sehr strafbar sind, ohne Scheue mit ih„ rem eigentlichen Namen ausspricht. Der Straßenraub, „ der Betrug, der Ehebruch sind in sich selbsten sehr ver„ dammlich, und ihre Benennungen sind nicht unzüchtig. „ Das ehrliche Werk ist in sich selbsten ehrlich, und der „ Namen davon ist eine Unehrbarkeit. Laßt uns der Na„ tur folgen, und alles vermeiden, was den Ohren oder „ den Augen anstößig seyn kann„.

Jener christlich gebohrene Schriftsteller mag also von einem Heyden lernen, behutsam und schamhaft zu seyn. Er soll die Vereinigung zweyer Geschlechter bey den Menschen keine Paarung nennen. Dieses Wort ist nur für die Thiere gut. Er soll nicht sagen, daß die Benennungen, welche die Schrift brauchet, da sie von Boozen und Ruth, von Judas und Thamar redet, im Hebräischen nicht unehrbar seyn. Die Schrift deutet nicht an, ob Booz mit Ruth einen Umgang gehabt habe, und bey der Begegnuug des Judas und der Thamar brauchet sie die anständigsten Ausdrücke. Er mag einen Lastträger das Wort: femur, durch Geburtsglied übersetzen lassen: der Gebrauch eines Lastträgers ist, unverschämt und unwissend zu seyn. Er soll nicht den unzüchtigsten Vers aus Horazen anführen, um zu beweisen, daß die Ausdrücke, welche heut zu Tage die unanständigsten wären, dortmals zu Rom, n der Höflichkeit, noch dem Wohlstan-

de

de zuwider gewesen seyn. Man weiß, daß Horaz einer von den ausgelassensten Epikuräern seines Zeitalters gewesen ist, und daß er selbsten sich nicht schämte, sich ein Schwein Epikurs zu heißen.

Ehe wir es beschließen, wollen wir noch drey kleine Anmerkungen über diesen Artikel machen.

1. Der gottlose Verderber der göttlichen Bücher saget, man habe den jungen Leuten die Lesung Ezechiels verbothen, weil dieser Prophet den Herrn sagen läßt, * er habe den Juden Gebothe gegeben, die nicht gut sind: welches die Unwidersprechlichkeit der Gesetze des Moses hätte zweifelhaft machen können. Aber er kann nur aus Unwissenheit, oder aus Untreue also reden. Es ist an dieser Stelle weder von dem Gesetze Moses, noch von den Gebothen Gottes die Rede. Es betrifft nur den abscheulichen Götzendienst, aus dem sich die Israeliten ein Gesetz gemacht hatten, als wenn es von Gotte gekommen wäre: und dieses wirft ihnen der Herr etliche Verse weiter unten, auf die bitterste weise vor: da er zu ihnen saget: ** Nun wohl, Haus Israel! Dieß saget Gott der Herr: Lauf deinen Götzen nach; diene ihnen, u. s. w. Die chaldäische Auslegung ist auch genau nach dieser Erklärung gerichtet, und dieß ist der wahre Verstand jener Stelle: Ich habe ihnen Gebothe gegeben, die nicht gut sind.

2. Vergebens will er einen Widerspruch zwischen Moses und Ezechiel auf die Bahne bringen. Moses führet im zweyten und fünften Buche den Herrn also redend ein: *** Ich strafe die Bosheit der Väter an den Kindern bis auf

* Ezech. XX. 25. ** Ebend. 39.
*** 2. B. XX. 5. — 5. B. V. 9.

auf das dritte und vierte Geschlecht, bey jenen, die mich hassen. Und Ezechiel läßt ihn sagen: * Die Seele, die da sündiget, wird sterben. Der Sohn wird die Bosheit seines Vaters nicht tragen: der Vater wird die Bosheit seines Sohnes nicht tragen. Die Gerechtigkeit wird den Gerechten, und die Gottlosigkeit den Gottlosen begleiten. Man denke diesen zwoen Stellen nach; man untersuche die Umstände, wo sie vorgetragen werden: so wird man nicht den mindesten Schein des Widerspruches sehen. Man wird augenscheinlich wahrnehmen, daß in der ersten von den allgemeinen Lastern die Rede ist, womit das gesammte Volk behaftet war: in der zweyten redet man von den persönlichen Verbrechen, in Absicht auf jede einzelne Person betrachtet. An der ersten Stelle spricht Moses zu dem ganzen versammelten Volke, und giebt demselben im Namen des Herrn zu verstehen, daß er ihren Ungehorsam bis auf das dritte und vierte Geschlecht strafen wolle, wenn sie seinen Gottesdienst verlassen. Also hat er öfters das Volk, wenn es den Götzen zu dienen angefangen hat, durch verschiedene Gefangenschaften gestrafet. Dort haben Väter ihre Kinder, ihre Enkel und Urenkel, in der Dienstbarkeit sehen können. An der zweyten Stelle spricht Ezechiel zu jeder Privatperson, und für jede Privatperson; er spricht mit ihnen in Absicht auf das, was sie von der Gerechtigkeit des Herrn wegen ihres persönlichen Wandels zu erwarten haben. ** Alle Seelen sind mein, saget der Herr: die Seele des Vaters, wie die Seele des Sohnes, ist mein. Die Seele, welche sündiget, wird sterben; und der Gerechte, der die Gerechtigkeit und das Gesetz in Acht nimmt, wird leben. Die Unschuld verhinderte nicht, an den allgemeinen Strafen Theil

zu

* XVIII. 20. ** XVIII. 4. 5. &c.

zu haben. Dieses erfuhren Tobias, Daniel, Baruch, und so viele andere. Ezechiel redet von Drohungen, von Gerechtigkeit, von Strafen, die einen ganz andern Gegenstand haben. Es ist dann nicht der mindeste Widerspruch zu finden.

3. Der Schriftsteller leget noch einen schönen Beweis von seiner Unwissenheit und Untreue ab, wo er den Text übersetzet, der von der Nahrung des Propheten handelt. Es heißt nicht, aus Menschenkohte und Kuhmiste Brod machen: die Schrift saget kein einzig Wort davon. Sie saget ausdrücklich, er solle sein Brod, aus Weizen, Gerste, Bohnen, und Hirsen zusammengemenget, machen; er solle es essen, wie man das Gerstenbrod ißt, das unter der Asche gebacken wird: (wie es die armen Leute in Babylon backen, wo das Holz seltsam ist) er solle anstatt des Menschenkothes, das zu Aschen gebrennet wäre, Kuhmist nehmen; und also solle er sein Brod machen. Et facies panem tuum in eo. *

Dieß genüget schon, um zu beweisen, daß der Geist der Gotteslästrung, der Unsittlichkeit, der Schamlosigkeit, und der Geschmack zur Unsläterey, nach diesem Artikel zu schließen, die ganze Gemüthsart des Verfassers des Lexikons auszeichnen.

XIII.

* Ezech. IV. 15.

XIII.

Fanatiſmus.

Der Fanatiſmus iſt ein ſtarker Eindruck, welcher durch falſche und übertriebne Begriffe von der Religion auf die Seele gemacht wird, und den Menſchen fähig machet, die kühneſten und manchesmal die laſterhafteſten Streiche auszuführen. Ich glaube nicht, daß unſere Philoſophen dieſe Beſtimmung verwerfen können: ich weiß nicht, ob ſie werden im Stande ſeyn, eine beſſere anzugeben.

Nichts haben dieſe Herren öfter im Munde, als die Beſchuldigungen des Fanatiſmus gegen die chriſtliche Religion. Wenn man ſie höret, ſo hat der Fanatiſmus der Chriſten die größeſten Unfälle und die gröbſten Laſter hervorgebracht, welche die ganze Welt jemals hat zu leiden gehabt. Anſtatt aller Antwort auf ihr hitziges Geſchrey, wollen wir ihnen mit Gelaſſenheit, und in wenigen Worten zeigen, daß der Fanatiſmus, welchen andere Religionen eingeflößet haben, jenen unendlich übertroffen hat, von dem die chriſtlichen Völker zuweilen ſind beunruhiget worden: nachmals wollen wir die großen Begebenheiten, und die ſchönen Grundſätze unterſuchen, womit ihre Schmähreden angefüllet ſind.

Erſter Artikel.

Wo man zeiget, daß der Fanatiſmus, welchen andere Religionen eingeflößet haben, jenen unendlich übertroffen hat, von dem die Chriſten zuweilen ſind beunruhiget worden.

Da der Fanatiſmus in Irrthümern beſteht, welche die Einbildung mit Eifer ergreift, und welche ſie durch Mittel

tel von jeder Art bestätigen und vertheidigen zu können glaubet; so begreift man schon, daß es bey allen Völkern und in allen Himmelsgegenden Leute hat geben können, die mit dieser Krankheit behaftet waren. Es hat auch dergleichen sogar unter den Christen gegeben: aber man muß bemerken, daß die Anfälle dieses Uebels bey ihnen unendlich minder heftig, als bey den Völkern von andern Religionen gewesen sind. Man wird davon überzeuget werden, wenn man die Augen auf den kurzen Vortrag wirft, den wir machen wollen.

Und vorzüglich ist jener Fanatismus der grausamste, der blutgierigste, und der anhaltendste aus allen, die uns bekannt sind, gewesen, von dem die römischen Verfolger beseelet waren. Er hat Ströme von Blute in allen Gegenden des Reiches vergießen heißen; er hat eine unzählbare Menge Schlachtopfer, ohne Unterschied des Alters, des Geschlechts, des Standes, ermorden, verbrennen, in Stücke zerhauen heißen. Man findet die Beweise davon bey Suetonen, Tacitus, Plinius, Ammian Marcellin, Libanius, welche lauter heydnische Schriftsteller sind. Dieser Fanatismus hat drey ganze Jahrhunderte gedauret. Während dieser dreyer Jahrhunderte ist oft das ganze römische Reich nichts anders gewesen, als ein unermessenes Blutgerüst, das mit Leichen und Schlachtopfern, die unter den gräulichsten Peinen den Geist aufgaben, ganz bedecket war. Man kann nicht fassen, wie Menschen einer so entsetzlichen und so langwährenden Grausamkeit fähig gewesen seyn, um Irrthümer zu vertheidigen, und die Wahrheit zu bestreiten. Es scheint, daß unsre gelehrten Philosophen all dieses nicht wissen. Sie sagen in ihren Strafreden gegen den Fanatismus kein Wort davon. Sie haben nämlich wider das Heydenthum keinen Haß.

Im siebenten Jahrhunderte, in den unfruchtbaren und heißen Wüsten Arabiens, und mitten unter einem noch unsittlichen Volke, kam ein andrer Fanatismus von einer neuen Art auf die Welt, welcher hauptsächlich auf den Fatalismus gegründet ist; welcher sich durch die blindeste Unterwerfung gegen die Lehrsätze des ungereimtesten Buches erhält, das jemals zum Vorscheine kam. Mahomet der Betrieger war der Verfasser davon. Nachdem er das Oberhaupt von Dieben und Straßenräubern gewesen war, gab er sich für begeistert aus. Er lockte, durch den Reiz der thierischen Lüste und Reichthümer, etliche dumme Leute an sich, und machte daraus seine ersten Anhänger. Er gab ihnen die Waffen in die Hand, um unter ihrem Schutze seine Träumereyen zu predigen. Er sagte zu ihnen, sie dörften nur jeden ermorden, der immer sich weigern würde, ihre Meynung anzunehmen, und mit ihnen zu Felde zu ziehen. Wenn ihr dieses Buch, sprach er von seinem Alkoran, nicht ansehet, als wenn es vom Himmel gekommen wäre, und wenn ihr mich nicht für den Propheten Gottes erkennet, will ich euch eure Güter, eure Weiber, eure Kinder hinwegnehmen: u. s. w.

Dieser blutdürstige und schwärmerische Geist machte sie vor ihren Nachbarn furchtbar, breitete ihre Macht durch das Schrecken aus, und hetzte sie nachmals selbsten gegen einander. * Syrien, Arabien, Persien, Aegypten erfuhren für und für nichts, als Verrätherenen, Meuchelmorde, Umsturz der Throne. In kurzer Zeit wurden acht der vornehmsten Califen umgebracht. Moktar allein rühmte sich, er habe mehr als fünfzig tausend Ommiaden getödtet. Abdallah

* Morgenl. Biblioth.

Ommiaden] Also wurde das erste Geschlecht der Könige von Fez geheißen.

Jah Mahomet wurde mit dem Zunamen Saffah, das ist, Blutvergießer geheißen, weil er jene so erschrecklich ermorden ließ, die nicht wie er dachten. Dieß war im nächsten Jahrhunderte, das auf Mahomet folgte, die Frucht seiner schwärmerischen Lehre.

Gegen das eilfte Jahrhundert herrschte der Fanatismus der Assesinier, oder Meuchelmörder. Sie waren ein Sprößling aus dem Mahometismus. Diese Assesinier waren ein kleines Volk, zwischen den Bergen von Syrien und Phönicien eingesperret, welches einem Oberhaupte oder Fürsten gehorchte, den man den Alten vom Berge hieß. Seine blinden Unterthanen waren allezeit rüstig, auf das erste Geheiß auszugehen, und zu ermorden, wer immer ihnen von ihrem Gebiether ausgezeichnet wurde. * Sie fürchteten weder den Tod, noch die entsetzlichsten Peinen, weil sie glaubten, daß alle Freuden des Paradieses die Belohnung ihres herzhaften Gehorsams seyn würden. Diese unselige Zucht ist bald nach den Kreizzügen ausgetilget worden.

Die greuliche Seuche des Fanatismus hat vielleicht nirgends grausamer geherrschet, als in Amerika, und vorzüglich in Mexico, wo die menschlichen Opfer bey Tausenden den Gottheiten geschlachtet wurden. Es schauert die Haut, wenn man erzählen höret, was die Spanier in den Tempeln desselben Landes entdecket, und was für unermeßliche Haufen von Leichegerippen sie dort gesehen haben, als sie das Land erobert hatten. **

Diesem Fanatismus ganzer Völker könnte man den persönlichen Fanatismus beysetzen; das ist, die Thaten und Laster, welche der Fanatismus verschiednen Privatleuten eingeflößet hat. Der älteste, von dem man reden höret, ist das

Opfer

* Wilh. Tyr. ** Erobr. von Mexiko.

Opfer Iphigeniens, welche von den griechischen Fürsten feyerlich geschlachtet wurde, als sie Troya belagern wollten; und der älteste, von dem man gewiß weiß, ist der Fanatismus des Mesa, Königs der Moabiter, welcher selbsten, als er in seiner Hauptstadt belagert wurde, seinen ältesten Sohn, vor dem Angesichte beyder Kriegsheere, seinen Göttern opferte. Die abgöttischen Völker haben nachmals eine große Menge Beyspiele von diesen verdammlichen Opfern, und von dieser abscheulichen Raserey, an die Hand gegeben. Man wird bey Euseben von Cäsareen * die Benennung aller Völker antreffen, welche menschliche Opfer schlachteten; und die Schriftsteller, die er als Bürgen anführet, sind vornehmlich Porphyr, Philo von Biblos, Dionys von Halikarnaß, von denen er weitschichtige Stellen herbeybringt. Man kann auch sehen, was Plutarch, in seinen römischen Fragen, Sueton, Tacitus, und mehr andere, lauter heydnische Schriftsteller, davon erzählen.

Was soll man itzt von jenen sogenannten Philosophen denken, welche mit so vieler Hitze gegen den Fanatismus schreyen, und ihn mit so gräulichen Farben abmalen; dabey aber nur die Christen desselben beschuldigen, und allezeit die häßlichsten Züge nur auf die Christen anwenden? Es mögen zuweilen etliche aus ihnen mit dieser Krankheit behaftet gewesen seyn: das gesteht man ohne Beschwerniß ein. Es war sittlicher Weise unmöglich, daß es anders gehen sollte, wenn wir die Natur des Menschen, den Inhalt dieser Religion, und die Zeit betrachten, seit welcher sie gepflanzet ist. Aber diese Anfälle sind kaum merklich, im Vergleiche mit jenen, die man unter denen, die nicht Christen waren, gefühlet hat. Man wird nichts finden, was, oder den ausschwei-

* Evang. Vorber. 4. B.

ſchweifenden Irrthümern, oder der langwährenden und allgemeinen Heftigkeit, oder den grauſamen Blutbädern des Fanatiſmus bey den Römern, Muſelmännern, Aſſeſiniern, Amerikanern, gleich kömmt.

Der geſchwätzige Voltaire mag in ſeinen lügenhaften Geſchichten, in ſeinen hochtrabenden Verſen, in ſeinen gottloſen Scharteken, die er argliſtig auskommen läßt, und herzhaft verläugnet, gegen den Fanatiſmus und die Uebel, die der Fanatiſmus der Chriſten geſtiftet hat, immerfort ſchreyen: man kennt ſeine Sprache. Er giebt alles für richtig aus; er verunſtaltet alles; er beweiſt nichts; er verdienet in keinem Stücke Glauben. Man ſoll nicht verlegen ſeyn zu wiſſen, was für ein Urtheil man von ihm fällen dörfe. Laßt uns fortfahren die Irrthümer zu zerſtreuen, und die unſinnige Lehre, welche die Philoſophen über dieſen Stoff ausbreiten, zu Schanden zu machen.

Zweyter Artikel.

Unterſuchung der Reden unſrer Philoſophen von dem Fanatiſmus.

I.

* Es hat eine einzige Religion in der Welt gegeben, welche durch den Fanatiſmus nicht beflecket worden iſt: nämlich jene der Gelehrten in China.

* * *

Was für ein Hirngeſpinnſt will uns dieſer Mann mit ſeiner Religion der Gelehrten in China vorſtellen? Worinnen beſteht dieſe Religion? Was für Einſichten, was für eine Wiſſenſchaft, was für Fähigkeiten haben dieſe ſogenannten Gelehrten? Man ſchlage den Artikel: Chineſer, in dieſem Werke

* Philoſ. Handlex.

Werke nach; so wird man von dem ausschweifenden Ausspruche unsers Gegners urtheilen können.

II.

Die Sekten der Philosophen waren nicht allein von dieser Seuche befreyet; sondern sie waren das Mittel dawider.

* * *

Wenn die Sekten der Philosophen daß Mittel wider diese Seuche gewesen sind, so kann man sagen, daß das Mittel noch schlimmer, als das Uebel war. Man urtheile davon nach den itzigen Sekten.

III.

Es giebt kein ander Mittel wider diese ansteckende Krankheit, als den Geist der Philosophie, welcher, wenn er allmählich immer weiter ausgebreitet wird, endlich die Sitten der Menschen verbessert.

* * *

Man spricht uns ein Vieles vom Geiste der Philosophie; aber man bestimmet ihn nicht. Wenn man darauf nach jenen schließt, welche ihn mit dem größesten Bestreben anpreisen, und zum meisten dafür eifern, so kann man mit aller Wahrheit also sagen: Der Geist der Philosophie ist ein Hochmuth, welcher keine Art von Unterwerfung erkennen will; ein Geschmack zur Ruchlosigkeit, welcher sich nichts versagen mag; eine gottlose Kühnheit, welche sich an alles waget, was heilig ist; eine stolze Vermessenheit, alles zu entscheiden; eine boshafte Aemsigkeit, in allen Schriftstellern von allen Zeiten alles aufzusuchen, was wider die Religion geschrieben worden ist, und was fähig wäre, sie zu verunehren: endlich ist er der geschworenste Feind der Religion und der Wahrheit.

Dieser

Dieser Geist ist gewiß nicht tauglich, die Sitten der Menschen zu verbessern. Es hat auch ein gelehrter Mann gesaget, daß die Frömmigkeit, die Ehre, die gesellschaftlichen Tugenden, wie es scheint, beständig schwächer werden, wie der Geist der Philosophie sich weiter ausbreitet: und die Erfahrung bestätiget die Wahrheit dieses betrübten Ausspruchs alle Tage nur allzu sehr.

Endlich fraget man: wie kann der Geist der Philosophie die Sitten der Mensen verbessern? Nicht anders, als wenn er die Leidenschaften der Vernunft unterwirft. Nun aber, alle Philosophen unserer Zeiten brechen ohn Unterlaß gegen jene los, die von der Mäßigung, Bezäumung, Ordnung der Leidenschaften sprechen.

IV.

Die Gesetze und die Religion erklecken nicht wider die böse Seuche der Seelen: die Religion ist so wenig eine heilsame Nahrung für dieselben, daß sie vielmehr in angesteckten Gehirnen zu Gifte wird.

* * *

Unsre Philosophen setzen ohne Bedenken die Weisheit ihrer Philosophie oder die Weisheit des Evangeliums hinaus. Wir beriteln dergleichen Vorträge nicht: das wollen wir unsern Lesern überlassen.

V.

Was soll man einem Menschen antworten, der etwa saget, er wolle lieber Gotte, als den Menschen gehorchen?

* * *

Und was sollte man einem Menschen antworten, welcher sagte, daß er lieber den Menschen, als Gotte gehorchen wolle?

Wenn dieß, wie ein Fanatiker, gesprochen heißt, da man saget, daß man lieber Gotte, als den Menschen gehorchen wolle; so war der heilige Peter ein Fanatiker, als er, vom heiligen Geiste beleuchtet, vor dem großen Rathe der Juden eben diese Antwort gab. Die christlichen Märtyrer waren also Fanatiker, als sie lieber ihr Blut und ihr Leben hergeben, als den Kaisern gehorchen wollten, die ihnen gebothen, Götzenbilder anzubethen. Jesus Christus hat also den Fanatismus geprediget, als er sprach, man sollte diejenigen nicht fürchten, die uns des gegenwärtigen Lebens berauben können, dafern es auf die Pflichten der Religion ankäme.

Man wird den Verfasser nicht beschuldigen, daß er, wie ein Fanatiker, spreche. Aber man darf keck sagen, daß er, wie der Verdammlichste aus allen Gottlosen, redet.

VI.

Diese elenden Tropfen haben ohn Unterlaß das Beyspiel Aods, der den Eglon ermordete, der Judith, die dem Holophernes das Haupt abschlug, da sie bey ihm schlief, Samuels, der den König Agag in Stücke hieb, vor ihren Augen: sie sehen nicht, daß diese Beyspiele, die im Alterthume ehrwürdig sind, zu der gegenwärtigen Zeit abscheulich wären.

* * *

Samuel strafte einen barbarischen König für seine Mordthaten und Unmenschlichkeiten; Aod befreyte sein Volk aus der Dienstbarkeit, da er einen ungerechten Unterdrücker tödtete

tete; Judith errettete ihr Vaterland von der Knechtschaft, die für dasselbe bereitet war. Samuel übte gegen einen Gefangenen, der allezeit blutgierig und grausam gewesen, eine gerechte Handlung aus: Aod vollzog am Eglon, was Scävola, welchen die Römer so sehr bewundert haben, gegen Porsenna versuchte: Judith um ihr Vaterland zu retten, zeigte so viele Geschicklichkeit, Tugend und Herzhaftigkeit, daß keine aus den griechischen oder römischen Heldinnen ihr jemals gleichgekommen ist. Samuel, Aod, und Judith sind dann weder ungerecht, noch fanatisch, noch lasterhaft gewesen.

Man kann die Beyspiele der billigsten und lobwürdigsten Sachen misbrauchen. Sollte dieß ein Beweggrund seyn, jene zu tadeln, die das Beyspiel gegeben haben? O mein Verfassers des Handlexikons! wie sehr misbrauchen Sie da Ihre Vernunft?

Sie sagen weiter: diese Beyspiele, die im Alterthume ehrwürdig sind, wären zur gegenwärtigen Zeit abscheulich. Es war ehrwürdig im Alterthume, sein Vaterland zu retten, den unbefugten Kronräubern Einhalt zu thun, das Laster zu rächen und zu bestrafen. Glauben Sie, daß dieß alles zur gegenwärtigen Zeit abscheulich wäre? Man saget Ihnen nichts von der Falschheit, die Sie vorbringen, da Sie melden, daß die keusche Heldinn von Bethulien bey dem viehischen Holophernes geschlafen habe. Man will dieß für nichts weiter ansehen, als für eine würdige Frucht ihrer unzüchtigen Einbildung.

VII.

Bartholmä Diaz, welcher sich nach Nürnberg geflüchtet hatte, weil er fest überzeugt war, daß der Papst der Antichrist sey, und das Zeichen des Thieres habe, war nur ein Enthusiast. Sein Bruder, Alphons Diaz, der von Rom wegreisete, um seinen Bruder heiliger Weise zu ermorden, und der ihn aus Liebe Gottes in der That umbrachte, war einer der abscheulichsten Fanatiker, welche der Aberglauben jemals hat erzeugen können.

* * *

Aus dem lügenhaften Sleidan ist diese Begebenheit der Diaz gezogen. Johann Diaz, und nicht Bartholmä Diaz, fiel von der katholischen Religion ab, und warf sich Calvinen und Bucer in die Arme. Alphons Diaz, sein Bruder, reisete nach Teutschlande, um sich zu bemühen, ihn wieder zu seiner Pflicht zurückzuleiten, welches ihm nicht gelingen konnte. Eine Zeit danach wurde Johann von dem Bedienten Alphonsens ermordet, und man setzet bey, es sey auf das Geheiß Alphonsens selbsten geschehen. Dieß hat Sleidan geschrieben; dieß haben die Protestanten nach Sleidan wiederholet; und dieß hat der Verfasser des Handlexikons ihnen nachgeschrieben. Darüber wollen wir diese zwo kurzen Anmerkungen machen.

1. Es ist augenscheinlich, daß Johann Diaz ein wahrer Fanatiker war, weil er sich überzeuget hielt, daß der Papst der Antichrist sey. Es ist augenscheinlich, daß sein Bruder auch einer war, wenn er die Mordthat gebothen hat. Aber das erste ist eine gewisse Sache, weil es der Verfasser des

nach Nürnberg] Johann Diaz, ein gebohrner Spanier, ist nicht zu Nürnberg, sondern zu Neuburg an der Donau todtgeschlagen worden.

des Handlexikons selbsten meldet: und das zweyte steht noch zu beweisen.

2. Wenn die That von Alphonsen Diaz richtig wäre, so würde sie nicht das abscheulichste Beyspiel des Fanatismus seyn. Es wäre nicht so abscheulich, als das Beyspiel auf dem Berge von Mornas, von welchem man die Katholischen, die Priester, und Ordensgeistlichen hinabstürzte, die von den Hugenoten, welche unten am Berge standen, auf Spießen aufgefangen wurden. Es wäre nicht so abscheulich, als das Beyspiel so vieler Heyden, welche ihre eignen Kinder ermordet haben, weil sie Jesum Christum nicht abschwören wollten.

VIII.

Das garstigste Beyspiel des Fanatismus ist jenes von den Bürgern zu Paris, welche in der Bartholomänacht herumliefen, um ihre Mitbürger, die nicht in die Messe giengen, zu erwürgen, zu morden, über die Fenster zu werfen, und in Stücke zu hauen.

* * *

Es scheint immer mehr, daß dieser Mann von der Geschichte nicht allzu viel weiß. Unvergleichlich garstigere Beyspiele des Fanatismus haben die Kaiser Diokletian und Maximian gegeben: bald, da sie an eine ganze Stadt, deren Einwohner alle Christen waren, Feuer legen ließen, wo alle Männer, Weiber, Kinder, Oberkeiten von den Flammen verzehret wurden, wie es Euseb von Cäsareen ein zeitgenoßner Schriftsteller, erzählet; bald, da sie ganze Schiffe mit gefesselten Christen anfüllen ließen, die man ins hohe Meer brachte, und in den Grund bohrete, wie es eben derselbe Schriftsteller geschrieben hat.

Diese Auftritte waren noch weit gräulicher, als jener von der Parisernacht. Die Christen, welche die Schlachtopfer der Grausamkeit Diokletians waren, sind Leute gewesen, die den Gesetzen gehorchten, ihren Fürsten getreu blieben, und kein anders Laster begiengen, als daß sie den falschen Göttern nicht räuchern wollten. Die Pariser, welche fünf bis sechs tausend Hugenoten ermordeten, waren vor dem Richterstuhle der Religion und der Menschlichkeit strafbar. Sie gaben dem Geiste der Rachsucht allzu viel nach. Aber die Hugenoten hatten auch, durch zwölfjährige Empörungen, bürgerliche Kriege, Ermordungen, und Entweihungen, diesen Geist der Rachsucht nur allzu sehr gereizet.

Der fanatische Schriftsteller, mit dem wir es aufgenommen haben, hat sein Vergnügen daran, die größesten Gräuel abzuschildern, und sie zu vergrößern. Es kömmt uns hart an, sie zu erzählen, um ihn zu Schanden zu machen. Aber es scheint, daß die größesten Gräuel jene sind, die aus seinem Herzen aufkeimen.

XIV.

Freyheit.

Wie kömmt es, daß die Philosophen, die Freydenker, und die meisten Feinde der Religion, sich ohn Unterlaß dem Lehrsatze von der Freyheit widersetzen, und so vielerley Schlußgründe brauchen, um denselben wankend zu machen, und umzustürzen? Es wäre vielleicht nicht unnützlich, wenn man untersuchete, was für Absichten sie dabey haben; es wäre vielleicht nicht hart, dieselben zu entdecken; und man darf sogar sagen, daß sie ein Mann, der Einsicht hat, leicht ergründen werde. Er wird bald sehen, daß ihre Absichten sind, den Menschen aufzumuntern, damit er sich ohne Scheue von der Heftigkeit seiner Leidenschaften dahinreißen lassen sollte; alle Gewissensbisse in ihm zu ersticken; ihn im Laster und in der Gottlosigkeit ruhig zu stellen; und alle Lehren der Weisheit und der Religion zu vereiteln.

Dieser einzige Begriff wäre schon erklecklich, um vor ihrem Systeme allen Abscheu, den es verdienet, und alle Verachtung einzuflößen. Aber um die Beförderer, Anhänger, und Vertheidiger dieses Systemes, noch sicherer zu Schanden zu machen, wollen wir mit wenigen Worten erklären, was die Freyheit sey; nachmals werden wir zeigen, wie lächerlich und verächtlich die Schlußgründe seyn, welche sie brauchen, um die Freyheit zu bestreiten.

Erster Artikel.

Begriff von der Freyheit.

I.

Die Freyheit ist jenes Vermögen, welches wir besitzen, eine Sache zu thun, oder nicht zu thun; sie ist das Vermögen, einen Entschluß zu fassen, und unter zweenen verschiedenen Gegenständen, die sich uns anbiethen, einen zu wählen; sie ist, mit einem Worte, das Vermögen zu thun, was wir wollen, und weil wir es wollen. Diese Wahrheit muß oder darf nicht durch Vernunftschlüsse bewiesen werden: was wir in uns selbst erfahren, was wir von allen Dingen, die in uns vorbeygehen, erkennen, ist der überzeugendste Beweis, daß wir wahrhaftig frey sind. Man kann keinen deutlichern und keinen stärkern antreffen.

II.

Wir können uns zwar zuweilen übel entschließen, und übel wählen; wir können uns manchesmal in unsern Entschließungen übereilen, von unsern Leidenschaften dahingerissen werden, einen bösen Entschluß fassen, weil wir nicht genug Achtsamkeit und Untersuchung brauchen: und dieses widerfährt uns nur allzu oft. Aber die Reue bemeistert sich alsbald unserer Seele; und wir fangen alsogleich an, übel mit uns selbst zufrieden zu seyn, daß wir es gethan haben. Ist diese Reue, die wir alsdann empfinden, nicht das richtigste Geständniß, daß wir uns für wahrhaft freye Wesen erkennen? Denn die Reue ist ein Geständniß und ein Vorwurf, den man sich selbsten machet, daß man die Freyheit übel gebrauchet hat. Man bereuet nur deßwegen, was man gethan hat, weil man fühlet, daß man das Vermögen hatte, dieses nicht zu thun. Aber da man erkennt, daß man das Vermögen

hatte, die Sache nicht zu thun, erkennt man eben dadurch, daß die Freyheit eine eben so wesentliche und so nothwendige Eigenschaft des Menschen ist, als es immer die Kräfte zu denken, zu fühlen, und zu schließen sind.

III.

Die Tugend ist der Vorzug, welchen man Dingen, die billig und ehrlich sind, vor jenen, die es nicht sind, einräumet. Je mehr Bemühungen dieser Vorzug kostet und erfodert, desto ehrwürdiger und lobenswürdiger ist er. Das Laster dagegen besteht in dem Vorzuge, den man Dingen giebt, welche der Ehrlichkeit und Billigkeit widerstreben. Je weiter man von den Einsprechungen der Ehrlichkeit und Billigkeit abweicht, desto tadelhafter und strafewürdiger wird man. Diese Gesinnungen und Begriffe, die wir da vortragen, erkennt ein jeder in seiner Seele, und fühlet ein jeder in seinem Herzen, Aber ist dieser Vorzug etwas anders, als die Uebung und der Gebrauch der Freyheit?

Man darf nur die wahre Bedeutung der Ausdrücke verstehen, so wird man die ganze Stärke und alle Folgen dieser Erweisung empfinden.

IV.

Die Macht, Gesetze zu geben, ist wesentlich in der Gesellschaft, und ohne sie könnte die Gesellschaft nicht bestehen. Gleichwohl möchte sie immer so wesentlich und immer so nothwendig seyn, so könnte man dennoch sich nicht entbrechen, sie für die ungereimteste Sache auf der Welt zu halten, wenn der Mensch nicht frey wäre, wenn seine Handlungen nicht in seiner Willkuhr stünden. Fürwahr, wenn der Mensch nicht frey ist, hängt es wohl von seinem Willen ab, sich den Gesetzen zu unterwerfen, oder den Gesetzen nicht zu widerstreben?

ben? Wen es von seinem Willen nicht abhängt, ist er dann lobenswürdig, da er sich unterwirft, oder strafbar, da er sich nicht unterworfen hat? Wenn er weder lobenswürdig, noch strafbar ist, wozu dienen die Belohnungen, die ihm verheißen, oder die Strafen, die ihm bestimmet sind? Mit einem Worte: wenn der Mensch nicht frey ist, läßt sich wohl etwas ungereimters, unbilligers und lächerlichers denken, als alle jene Rüstung von Verordnungen, Belohnungen, oder Strafen, welche die gesetzgebende Macht uns vor die Augen leget.

V.

Wir sind nicht Sinnes, hier eine philosophische Abhandlung von der Freyheit aufzustellen. Wir genügen uns, jene deutlichen, einfachen und natürlichen Begriffe, die ein jeder Mensch, dafern er nur ein Bißchen achtsam ist, schon in seine Seele gepräget finden wird, und jene innerlichen Empfindungen, die er unmöglich verläugnen kann, vorzutragen. Ein Mensch, der Wahrheit redet, hat an seiner Freyheit niemals gezweifelt, und wird niemals daran zweifeln. Leute, welche keine andern Absichten haben, als dem Laster und den Lasterhaften Schutz und Vorwand an die Hand zu biethen, mögen wider diesen Lehrsatz Schlüsse machen, so lange sie wollen. Ihre Schlüsse werden nimmer beweisen, daß ihr Verstand ganz richtig, oder ihre Seele ganz redlich sey: sie werden nur beweisen, daß ihnen dieser Lehrsatz verhasset ist, weil sie wohl einsehen, wenn sie die Freyheit gestünden, daß sie auch bekennen müßten, wie sehr sie lasterhaft und strafewürdig sind. Wir wollen nun etliche Augenblicke verwenden, ihre Trugschlüsse, die sie auf die Bahne bringen, zu untersuchen.

Zweyter Artikel.

Einwürfe von den Feinden des Lehrsatzes von der Freyheit.

Der Verfasser des ebenteurlichen Systems der Natur will beweisen, und klar an den Tag legen, der Mensch verstehe sich selber nicht, wann er saget, daß er frey sey; * alles was in uns vorbeygeht, oder durch uns geschiehr, sey nothwendigen Grundsachen zuzuschreiben, welche nach nothwendigen Gesetzen wirken, und nothwendige Wirkungen hervorbringen; und folglich stelle das Wort: Freyheit, nur einen ganz ungegründeten Begriff vor.

Wir wollen dann erstlich seinen Haupteinwurf vernehmen, wodurch er selbst den Begriff von der Freyheit vernichten will.

I.

** Da der Mensch ein untergeordneter Theil eines großen Ganzen ist, muß auch er den Einfluß davon empfinden. Damit er frey wäre, müßte er ganz allein stärker, als die ganze Natur seyn; oder er müßte außer der Natur seyn, welche, gleichwie sie selbst in einer fortwährenden Handlung ist, alle Wesen, die sie enthält, antreibt zu handeln, und zu ihrer allgemeinen Handlung mitzuwirken. Es müßten alle Wesen für ihn ihre Wesenheit verlieren; er müßte keine physische Empfindung mehr haben; er müßte weder das Gute, noch das Böse, weder das Vergnügen, noch den Schmerzen kennen.

* * *

Hat man jemals ein so lächerliches Geschwätze gelesen, als in diesen Worten enthalten ist: Da der Mensch ein unters

* 1. Theil. 11. Kap. ** Ebend. 187. Seit.

untergeordneter Theil eines großen Ganzen ist, muß auch er den Einfluß davon empfinden. Das innere Gefühl und die fortwährende Erfahrung belehren uns, daß der Mensch die Güter, welche sich ihm auf der Erde anbiethen, brauchen oder misbrauchen kann; daß seine Erhaltung von dem Gebrauche abhängt, den er mit Bescheidenheit und Weisheit davon machet. Der Mensch athmet nothwendig die Luft ein; er muß sich nothwendig mit den Früchten der Erde nähren; er zieht aus den Aerzen, Pflanzen, und andern Wesen verschiedene Hülfe und Dienste. Was kann man daraus gegen die Freyheit schließen? und was wollen jene Ausdrücke von Stärke, Einflusse, und Unterordnung sagen?

Damit er frey wäre, müßte er ganz allein stärker, als die ganze Natur seyn. Wie doch! weil der Mensch nicht eben so stark, als die Winde, die Luft, das Wasser, das Feuer, u. s. w. ist, folget daraus, daß er nicht frey sey? Er ist vernünftig: seine Vernunft lehret ihn, die Stärke dieser Elemente zu seinem Dienste anzuwenden, und er hat das freye Vermögen, seine Vernunft zu brauchen.

Er müßte außer der Natur seyn, u s. w. Weil der Mensch die Hitze, wann es heiß ist, und die Kälte, wann es kalt ist, empfindet; weil er an der Aloe Bitterkeit, und an dem Zucker Süßigkeit fühlet; darf man deßhalben sagen, die Freyheit werde dnrch diese Empfindsamkeit vernichtet? Müßten alle Wesen für ihn ihre Wesenheit verlieren, damit er frey wäre?

Er müßte keine physische Empfindsamkeit mehr haben; er müßte weder das Gute, noch das Böse, weder das Vergnügen, noch den Schmerzen kennen. Das ist: Damit der Mensch frey wäre, müßte er so unempfindsam, als

ein

ein Holzklotz, als ein Stück von Eisen oder Marmel seyn. O der läppische Begriff, den man von der Freyheit angiebt!

II.

* Wenn ich, von einem heftigen Durste gequälet, einen Brunnen gewahr werde, dessen lauteres Wasser meinen Durst stillen könnte, steht es wohl in meiner Willkühr, zu verlangen oder nicht zu verlangen, was ein so heftiges Bedürfniß befriedigen kann? Man wird sonder Zweifel gestehen, daß es mir unmöglich sey, dieselbe nicht befriedigen zu wollen. Aber man wird mir einwenden: Wenn mir Jemand entdecket, daß dieses Wasser vergiftet sey, so werde ich mich dennoch davon enthalten; und man wird fälschlich den Schluß machen, daß ich frey sey. Fürwahr, gleichwie mich der Durst nothwendig zum Trinken bewog, ehe ich wußte, daß das Wasser vergiftet sey; auf gleiche Weise bewegt mich diese neue Entdeckung nothwendig, nicht zu trinken. Unterdessen mag man von diesem Wasser trinken, oder nicht, so werden diese beyden Handlungen gleich nothwendig seyn.

* * *

Man sehe hier das sonderbarste Beyspiel von Unvernunft und Widersprechung, das man immer geben kann. Der Mensch schwebet zwischen zwoen Gesetzen, die gleich nothwendig sind, wovon eines seine Wirkung hat, und das andere ohne Wirkung ist! Der Mensch wird nothwendig bewogen, zu trinken und nicht zu trinken! Allein, wird man zum Verfasser des Systemes sagen, wen die Kraft von einem dieser Gesetze zurückgehalten wird, wo das andere seine Wirkung

* Ebend. 190. Seite.

kung hat, wie können alle beyde gleich nothwendig seyn? Christliche Philosophen! wie würden euch die neuartigen Philosophen begegnen, wenn ihr, wie sie, schließen wolltet?

III.

* Wann die Handlung des Willens aufgeschoben wird, so saget man: Wir überlegen; und dieses geschieht, wann zween Beweggründe wechselsweise auf uns wirken. Ueberlegen, heißt wechselsweise lieben und hassen.

* * *

Ein vernünftiger Mann würde sagen: Ueberlegen heißt vergleichen. Man überleget, ehe man unter zweyen guten Dingen eine Wahl trifft. Aber zwey gute Dinge überlegen, heißt nicht wechselsweise sie lieben und hassen. Man überleget auch, ehe man zwischen zweyen Uebeln eine Wahl trifft, ohne daß man eines oder das andere liebete.

IV.

** Die Wahl beweist keineswegs die Freyheit des Menschen. Er überleget nur, wann er noch nicht weiß, welchen von zweenen Gegenständen er erwählen solle. Er schwebet dann in einer Verlegenheit, welche nicht aufhöret, bis der Willen durch den Begriff des größern Vortheiles, den er im Gegenstande, welchen er wählet, zu finden glaubet, zum Entschlusse bewogen wird. Und daraus sieht man, daß seine Wahl nothwendig ist.

* *

*

Sagen, die Wahl sey nothwendig, ist die größeste Ungereimtheit, die man sagen kann: man verfällt in den handgreiflichsten Widerspruch. Denn wenn die Sache nothwen-

* Ebend. 191. Seite. ** Ebend. 196.

dig

dig ist, so bin ich gezwungen, und ich wähle nicht mehr. Die Wahl ist der Beweis, und selbst die Ausübung der Freyheit.

V.

Damit der Mensch frey handeln könnte, müßte er ohne Beweggründe wollen oder wählen können; oder er müßte die Beweggründe hindern können, auf seinen Willen zu wirken.

* * *

Ohne Beweggründe handeln, heißt unvernünftig handeln. Also müßte der Mensch, damit er frey handeln könnte, nach der schönen Lehre des Systememachers, vernünftig handeln.

Weil er von Beweggründen spricht, wollen wir die verführerischen Trugschlüsse, die er auf dieses Wort gründet, entwickeln und an den Tag legen. Man heißt jenes einen Beweggrund, was den Willen bewegt, was auf den Willen einen Eindruck machet. Es kann nur der Willen, durch Gegenstände und Dinge, die von einander ganz unterschieden sind, angetrieben und in die Bewegung gebracht werden. Er kann durch ehrliche, billige, anständige Dinge, welche die Vernunft und die Religion gutheißen, bewogen werden: er kann durch Dinge bewogen werden, die der Ehrlichkeit, der Billigkeit, der Vernunft, der Tugend widerstreben. Die Vernunft alsdann beleuchtet, räth, und ermahnet; die Leidenschaften reizen, treiben an, und beunruhigen. Aber weder jene Ermahnungen, noch diese Triebe, machen auf den Willen nothwendige Wirkungen; sie zwingen ihn nicht; sie versetzen ihn nicht in die Nothwendigkeit ihnen zu folgen. Der Willen behält allezeit das freye Vermögen über

seine Entschlüsse und seine Freyheit. Wir sagen hier nichts, was wir nicht alle selbsten erfahren.

VI.

* Die Vertheidiger des Systems von der Freyheit haben, wie mir däucht, allezeit den Zwang mit der Nothwendigkeit vermenget. Wir glauben frey zu handeln, so oft wir nichts sehen, was unsern Handlungen ein Hinderniß in den Weg leget. Wir fühlen nicht, daß der Beweggrund, der uns wollen heißt, allezeit nothwendig ist, und von uns nicht abhängt. Ein Gefangener, der mit Ketten beladen ist, der ist gezwungen, im Gefängnisse zu bleiben; aber er ist nicht frey, seine Erledigung nicht zu wünschen. Seine Ketten verhindern ihn, zu handeln; aber sie verhindern ihn nicht, zu wollen. Er wird entfliehen, wenn man ihm seine Ketten abnimmt; aber er wird nicht aus freyem Willen entfliehen: die Furcht, oder der Gedanken von der Strafe sind für ihn nothwendige Beweggründe.

* *
*

Der Zwang ist ein unübersteigliches Hinderniß, welches uns nicht thun läßt, was wir wollten, oder eine unwiderstehliche Gewalt, welche uns thun heißt, was wir nicht wollten. Kann man aber unübersteigliche Hindernisse übersteigen, oder einer Gewalt widerstehen, welche uns ungeachtet alles unsers Widerstandes dahinreißt? Wenn dieses richtig ist, was für einen Unterschied wird dieser Mann zwischen der Nothwendigkeit und dem Zwange in den Folgen und Wirkungen angeben? Wir warten, bis er uns dieses erkläret.

Wir

* Ebend. 205. Seite.

Wir fühlen, saget er weiter, daß der Beweggrund allezeit nothwendig ist, und von uns nicht abhängt. Wir fühlen, daß der Beweggrund auf uns wirket; das ist, daß er einen Eindruck auf uns machet, und nothwendig einen Eindruck machet: aber wir wissen auch, daß der Eindruck uns nicht nothwendig zum Entschlusse bewegt, und daß es allezeit noch in unsrer Willkhür steht, ihm zu widerstehen, oder nachzugeben.

Es ist ungereimt zu sagen, daß ein Gefangener, dem man die Ketten abnähme, nicht mit freyem Willen entfliehen würde, weil die Furcht der Strafe für ihn ein nothwendiger Beweggrund wäre. Man gesteht, daß dieser Beweggrund sehr mächtig ist; man gesteht, daß er unfehlbar den Willen bewegen, und daß sich der Gefangene mit Verlangen und Freude die Gelegenheit zu Nutzen machen werde: aber man behauptet, daß er sich dieselbe mit dem freyesten Willen zu Nutzen machen werde. Damit man diese Wahrheit mit Händen greifen möge, wollen wir folgenden Satz annehmen: Wir setzen einerseits, daß ein Mensch zu öberst auf einem Thurme steht, welchem der Fuß ausglitschet, und welcher herabfällt; anderseits setzen wir einen Gefangenen, dem man eben die Ketten abgenommen hat: wird man nun jemals sagen, daß die Entfliehung des Gefangenen keine freyere Handlung gewesen sey, als der Fall des erstern Menschen, und daß der Fall und die Entfliehung gleich nothwendig seyn.

VII.

* Die Freyheit kann auf keine von den Verrichtungen unsrer Seele, die wir kennen, bezogen werden. Denn die

* Ebend. 218. Seite.

die Seele kann im Augenblicke, wo sie handelt, nicht anders handeln; sie kann im Augenblicke, wo sie wählet, nicht anders wählen; sie kann im Augenblicke, wo sie überleget, nicht anders überlegen; sie kann im Augenblicke, wo sie will, nicht anders wollen: denn eine Sache kann nicht zugleich geschehen, und nicht geschehen. Nun, mein Willen, so wie er ist, heißt mich überlegen; meine Ueberlegung, so wie sie ist, heißt mich wählen; meine Wahl, so wie sie ist, heißt mich handeln; mein Entschluß, so wie er ist, heißt mich ausführen, was mich meine Ueberlegung wählen geheißen hat; und ich habe nur deßhalben überleget, weil ich Beweggründe gehabt habe, die mich überlegen hießen, und weil es unmöglich war, daß ich nicht überlegen gewollt hätte. Also hat die Freyheit weder im Willen, noch in der Ueberlegung, noch in der Wahl, noch in der Handlung Statt. Wenn die Seele nicht frey ist, wann sie will, wann sie überleget, wann sie wählet, wann sie handelt, wo wird sie dann ihre Freyheit ausüben können?

* * *

Wer sollte glauben, daß ein so tiefsinniger Philosoph mit einer so ernsthaften Mine diese kindischen Einwürfe vorzutragen sich getrauete, welche man in den Schulen den jungen Logikern zur Uebung aufgiebt, und welche die jungen Logiker mit einem kleinen: distinguo, so leicht auflösen? Möchte wohl dieses einer Antwort werth seyn? Gleichwohl, damit wir dem Leser die Mühe ersparen, diese verächtlichen Truggründe zu untersuchen und zu entwickeln, wollen wir es selber mit etlichen Worten thun.

Wir sagen also: Die Freyheit hat in dem Willen, in der Ueberlegung, in der Wahl, in der Handlung Statt:

die

die Seele ist frey, wann sie will, wann sie überleget, wann sie wählet, wann sie handelt. Sie ist frey, wann sie überleget; denn überlegen heißt vergleichen, untersuchen: es steht nun der Seele ziemlich frey, sich mit diesen Vergleichungen, mit diesen Untersuchungen, oder mit andern Dingen zu beschäfftigen. Sie ist frey, wann sie wählet; denn wählen heißt eine Sache einer andern Sache vorziehen; es heißt eine Sache lieber wollen, als eine andere: allein diese Wahl ist eine ganz freye Handlung; denn man ist manchesmal mit sich selbsten froh, daß man gut gewählet hat, und man bereuet zuweilen, daß man übel gewählet hat. Man kann über die Wahl einer Handlung nicht froh seyn, oder sie bereuen, welche von der Nothwendigkeit vorgeschrieben gewesen wäre. Sie ist frey, wann sie handelt; denn wir erfahren manchesmal selbsten, nachdem wir etwas beschlossen haben, daß wir den Schluß ändern, wann wir im Begriffe sind, es zu thun, und daß wir noch etwas anders thun. Die Seele ist dann in ihrer Handlung selbst, und in ihrem Willen frey.

VIII.

* Alles, was in uns vorbeygeht, oder durch uns geschieht, so wie auch alles, was sich in der Natur zuträgt, ist nothwendigen Grundursachen zuzuschreiben, welche nach nothwendigen Gesetzen wirken, und nothwendige Wirkungen hervorbringen. Daraus sieht man, daß die Nothwendigkeit, welche alle Bewegungen der physischen Welt ordnet, auch alle Bewegungen der sittlichen Welt vorschreibt. Im Menschen ist die Freyheit nichts anders, als die Nothwendigkeit, die auf ihn selbst eingeschränket ist.

* * *

Hier

* Ebend. 220. Seite.

Hier sieht man Sätze, die eben so beweiselos, als unbedeutend sind. Wir tragen sie keineswegs vor, um unmittelbar darauf zu antworten; sondern nur, um die verächtliche Schelmerey desjenigen zu bezeichnen, der sie aufwirft. Er thut herzhaft den Ausspruch, daß alles in uns, Begriffe, Empfindungen, Gedanken, Willen, Bewegungen, Handlungen, Ueberlegungen, nothwendig sey. Er unterwirft alles, im Sittlichen wie im Physischen, auf gleiche Weise der Nothwendigkeit; er will nicht, daß man den mindesten Schein von Freyheit muthmaßen solle.

Aber, wenn er zum wenigsten der Sache ein philosophisches Aussehen hätte geben wollen, da er eine so außerordentliche Meynung vortrug; so hätte er zum Anfange eine deutliche Bestimmung von dem, was nothwendig und Nothwendigkeit heißt, aufstellen sollen; er hätte uns zeigen sollen, daß diese Bestimmung allen Verrichtungen und Handlungen der Seele zukomme; er hätte nicht immerfort, wie er gethan hat, den Eindruck, welchen die Gegenstände auf unsre Hülfsglieder machen, mit den Handlungen des Willens vermengen, und eine nothwendige Verbindung und Abhängigkeit, zwischen jenem Eindrucke und den Handlungen des Willens, zugeben sollen. Aber er geht nicht also zu Werke; und es wäre sehr hart für ihn, wenn er sich also verhalten müßte: denn wir fühlen alle in uns selbsten, daß alles dieser ungereimten und ebenteurlichen Meynung widerspricht.

Fürwahr, es giebt von jenem Eindrucke, welchen die Gegenstände auf unsre Hülfsglieder und auf unsre Sinne machen, eine Gattung, die angenehm, und eine andere, die unangenehm ist: Jedermann giebt dieses zu, weil es Jedermann erfährt. Jedermann gesteht es auch, daß es nicht von unsrer Willkühr abhängt, den Eindruck zu empfinden,

oder nicht zu empfinden. Endlich fühlen und erkennen wir alle, daß es nur auf uns ankömmt, ob wir diesem Eindrucke nachgeben, oder nicht nachgeben wollen: wir zeigen es alle Tage durch unser Betragen; und sogar ein jedes Kind, sobald seine Vernunft sich zu entwickeln anfängt, erfährt, fühlet, und erkennt die Wahrheit dieses Satzes.

IX.

Ehe wir es beschließen, wollen wir noch zwo kleine Anmerkungen machen, wofür uns der Leser, wie wir glauben, Dank wissen wird.

Die erste ist diese, daß eben derselbe Mann, welcher allen Kräften aufbeut, um den Lehrsatz von der Freyheit zu zerstören, dennoch sich nicht entbrechen kann, wie ein Mensch zu reden, der eben von der Wahrheit, die er bestreitet, versichert und innerlich überzeuget ist.* Ich will ausgehen, um frische Luft zu schöpfen, saget er: aber das Wetter ist zweifelhaft. Ich bedenke mich dann darüber; ich überlege die verschiedenen Beweggründe, welche meinen Willen auszugehen, oder nicht auszugehen, wechselsweise antreiben. Ich entschließe mich am Ende nach dem wahrscheinlichsten Beweggrunde. — —** Hat wohl die Sittenlehre einen andern Gegenstand, setzet er ferner bey, als den Menschen zu zeigen, daß es ihr eigener Nutz erfodert, ihre augenblicklichen Leidenschaften zu unterdrücken, in der Hoffnung eines dauerhaftern und wahrhaftern Wohlseyns, als ihnen die flüchtige Vergnügung ihrer Begierden verschaffen würde. — —*** Weise Gesetze, saget er anderswo, ehrliche Grundsätze, tugendsame Beyspiele, die Hochschätzung und die Belohnungen, welche

* Ebend. 296. Seite. ** 214. Seite. *** 211. Seite.

welche dem Verdienste und den schönen Handlungen zugestanden würden, die Strafen, die nach aller Schärfe auf die Laster und die Verbrechen geschlagen wären, sind Ursache, wodurch der größeste Theil der Menschen bewogen werden möchte, Tugenden blicken zu lassen.

Heißt dieses nicht deutlich die Freyheit erkennen, wenn man sich also ausdrücket? heißt es nicht gestehen, daß der Mensch wahrhaftig über seinen Wandel, seine Handlungen, und seinen Willen Herr sey? Aber kann man sich eben zu jener Zeit also ausdrücken, wo man behauptet, daß die Freyheit nur ein Hirngespinnst sey, und daß alles am Menschen von der Nothwendigkeit verursachet werde? So handgreifliche Widersprüche sind das gemeine Loos derjenigen, die wider die Wahrheit streiten. Sie mögen thun, was sie wollen: die Wahrheit entwischet ihnen allezeit an einem Orte, und zwingt ihnen selber das Geständniß ab, daß sie ihr untreu sind.

Die zweyte Anmerkung betrifft die Heftigkeit, womit dieser Mann gegen die schlechte Auferziehung und die schlechsten Gesetze schreyt, und den Eifer, womit er zu gleicher Zeit die reinen Sitten, die Weisheit, und die Tugend prediget und empfiehlt.

Aber, mein Herr Lehrmeister! könnte ein weiser und verständiger Mann zu ihm sagen: kann man wohl etwas erdenken, daß dem gesunden Verstande mehr zuwider wäre, als Ihre Lehrart? Denn wenn alles durch eine unwiderstehliche Nothwendigkeit verursachet wird, wie Sie es lehren *; wenn die Handlungen der Wahnsinnigen, der Boshaften, der Schwelger eben so nothwendig sind, als die Handlungen der weisen und gesitteten Menschen **; wenn wir, da wir ohne

* Ebend. 191. Seite. ** 186. Seite.

ohne unser Wissen, und oft wider unsern Willen, den Weg wandern, den uns die Natur ausgezeichnet hat, Schwimmern gleichen, welche dem Strome folgen müssen, der sie dahinreißt *: wozu dienen dann Ihre Predigten, Ihre Erinnerungen, Ihre Räthe, Ihre Ermahnungen? Handelt der Gesetzgeber weise, wenn er verbeut, der Nothwendigkeit zu gehorchen, oder wenn er gebeut, der Nothwendigkeit Widerstand zu thun? Sind die Ermahnungen weise, wodurch man dem Schwimmer zuspricht, gegen den Strom zu schwimmen, welcher ihn nothwendig mit sich fortreißt? Ist der Sittenlehrer vernünftig, wenn er den Menschen warnet, daß es seine Pflicht erfodre, den Trieben zu widerstehen, welche nothwendig sind; nicht nach dem Verlangen eines Gliedbaues zu handeln, der nicht von ihm abhängt: oder zu denken, zu fühlen, zu wollen, was ihm unmöglich ist, nicht zu fühlen, nicht zu wollen, nicht zu denken?

Mein Herr! es dörfte wohl Leute geben, welche Ihre Lehre für höchst ungereimt und ausschweifend ansehen möchten. Andere könnten sie wohl für eine verdammliche Lehre halten, die dem menschlichen Geschlechte zur Schande gereichet. Ich überlasse es jenen, die Ihre Lehrsätze gelesen haben, davon zu urtheilen und den Ausspruch zu thun.

* 220. Seite.

XV.

Geheimnisse.

Geheimnisse nennen wir unbegreifliche Wahrheiten, welche zu glauben die Religion verbindet, und die wir nur durch die Offenbarung erkennen. Man kann keine unanständigere, stolzere, und höhnischere Sprache führen, als die sogenannten Philosophen, wenn sie von den Geheimnissen reden, die man in der christlichen Religion erkennet. Die schönen Ausdrücke von Ungereimtheiten, von ausschweifenden Mährchen, von Lehrsätzen, die dem Verstande und der gesunden Vernunft widersprechen; diese schönen Ausdrücke strömen alsdann auf die natürlichste Weise von ihren Lippen, und dadurch zeichnen sie jene vorborgenen Wahrheiten aus.

Die Christen, welche sie annehmen, und seit siebenzehn Jahrhunderten anbethen, werden von diesen Herren für Leute gehalten, die ihre Vernunft nicht zu brauchen wissen; für blinde, unwissende Leute, die Sklaven des Vorurtheils sind; für Menschen, von denen einige vom Fanatismus, andere von dem Blödsinne dahingerissen werden.

Wir wollen uns dennoch von diesen hochmüthigen Tadlern nicht schrecken lassen. Es ist nicht sehr hart, ihnen zu zeigen, daß ein Mensch, der unterrichtet ist, und Vernunftschlüsse zu machen weiß, sich nicht weigern kann, Geheimnisse zu glauben, ohne dem Lichte der Vernunft zu entsagen. Dieses sind wir Vorhabens, durch eine Reihe von Sätzen darzuthun, wodurch wir bestätigen wollen:

1. Daß

1. Daß die Wesenheit und die Eigenschaften Gottes eine nothwendige Quelle von Geheimnissen für den Menschen seyn.

2. Daß die Geheimnisse nothwendiger Weise über die Vernunft hinausreichen; aber daß man unmöglich beweisen könne, daß sie der Vernunft zuwider seyn.

3. Daß die Schuldigkeit, an Geheimnisse in der Religion zu glauben, dem Rechte der Vernunft nicht mehr im Wege stehe, als die Nothwendigkeit die man fühlet, Geheimnisse in der Natur zuzugeben.

4. Daß der Glauben an die Geheimnisse auf Beweise von einer sittlichen Gewißheit gegründet sey, welcher sowohl der vernünftige Mensch, als der strengeste Kritiker, unmögl ch entstehen kann.

5. Daß die Offenbarung der Geheimnisse eine Quelle der kostbarsten und lehrsamsten Beleuchtungen für die Menschen sey.

Nachdem wir diese Sätze werden erkläret haben, wollen wir auf die Einwürfe der Philosophen gegen die Geheimnisse überhaupt antworten; und was sie gegen die verschiedenen Geheimnisse einwenden, werden wir in den Artikeln, wo es von jedem dieser Geheimnisse ins Besondere gehandelt wird, anführen, und widerlegen.

Erster Satz.

Die Wesenheit und die Eigenschaften Gottes sind eine nothwendige Quelle von Geheimnissen für den Menschen.

Wenn der Mensch seine Blicke zur Gottheit emporhebt, wird er Augenblicks von dem Begriffe eines Unendlichen eingenommen, daß ihn verschlingt, erschöpfet, und

ihm keine andere Empfindung übrig läßt, als die tiefeste Vernichtung und Anbethung vor diesem unbegreiflichen Wesen. Die Ewigkeit des Daseyns; die schöpfrische Macht; die Unermessenheit, die alles in sich begreift, und von nichts beschränket wird; die vollkommene Freyheit, welche dennoch keiner Veränderung fähig ist; die Erkenntniß, die nicht vermindert, nicht vermehret werden kann: die ohne Nachfolge ist, und die allezeit alles gegenwärtig sieht, was durch die ganze Ewigkeit gewesen ist, hat seyn können, seyn wird, und seyn können wird; die Wohlthätigkeit und die Weisheit; die Liebe zur Ordnung und die Geduld: die Güte und die Gerechtigkeit, welche auf gleiche Weise unendlich sind, und in unendlich vollkommener Eintracht bestehen: dieß ist ein Theil der göttlichen Vollkommenheiten, die der Mensch zu erkennen verpflichtet ist, die er anzubethen sich genügen soll, die für ihn allezeit unbegreiflich, und allezeit über seinen Verstand, seine Einsichten, seine Ergründung, über alle Kraft nnd Erstreckung seiner Betrachtungen und seines Nachsinnens, unendlich erhaben seyn werden.

Dieß zu bekennen, sah sich der stolzeste Feind der geoffenbarten Religion und der Geheimnisse selbsten gezwungen. Seine Erklärung ist allzu kernhaft, daß wir sie nicht ihm selber, und allen übrigen Feinden der Religion, entgegensetzen sollen. * „Endlich „, saget er, „ jemehr ich mich bestre„ be, die unendliche Wesenheit Gottes zu betrachten, desto „ minder fasse ich sie. Aber sie ist da: dieß genüget mir. Je „ minder ich sie fasse, desto tiefer bethe ich sie an. Ich „ demüthige mich, und sage zu Gotte: Wesen aller Wesen! „ ich bin da, weil du da bist. Ich erhebe mich zu meinem „ Ursprunge, wenn ich dich ohn Unterlaß betrachte. Ich „ kann

* Emil. 3. Band. 89. Seite.

„ kann meine Vernunft nicht würdiger gebrauchen, als da „ ich sie vor dir vernichte. Dieß ist die Entzückung meines „ Geistes; dieß ist die Bezaubrung meiner Schwachheit, „ daß ich mich von deiner Größe verdrücket fühle „.

Fürwahr, Gott ist unendlich; alles, was wir in Gotte begreifen, ist unendlich; und der Verstand des Menschen ist wesentlicher und nothwendiger Weise beschränket und endlich. Man ist in diesem Stücke nicht unschlüssig; man vernünftelt nicht; man erlaubet sich sogar nicht den mindesten Zweifel darüber. Wenn aber dieses ist, so ist es dann unmöglich, daß die Kenntnisse des Menschen so weitaussehend, als die Kenntnisse Gottes seyn; daß der Verstand des Menschen alles erkenne, was die Wesenheit und die Vollkommenheiten Gottes in sich begreifen; daß er alle Wahrheiten einsehe, von denen Gott die Erkenntniß hat: daß seine Ausblicke und seine Einsichten eben so allgemein, als bey Gotte seyn. Es müssen dann, in der Wesenheit und in den Eigenschaften des unendlichen Wesens, unendlich viele Dinge und Wahrheiten begriffen seyn, welche der beschränkte und endliche Verstand nicht ergründen und nicht erreichen kann: außerdem müßte man sagen, daß entweder Gott nicht unendlich, oder der Verstand des Menschen nicht beschränket wäre. Allein Niemand ist im Stande, eine oder die andere von diesen zwoen Ungereimtheiten zu behaupten.

Nun, alle diese Wahrheiten, und alle diese Dinge, welche der endliche und beschränkte Verstand nicht ergründen und nicht erreichen kann, die heißen wir Geheimnisse. Es ist also bewiesen, daß die Wesenheit und die Eigenschaften Gottes eine nothwendige Quelle von Geheimnissen für den Menschen sind.

Laßt uns den gleichen Beweis auf eine andere Art vortragen, welche nicht so überzeugend, aber desto fühlbarer seyn wird. Was ist ein Funken, den man aus einem Steine schlägt, im Vergleiche mit dem Lichte und dem Feuer der Sonne, welche wohl ein millionmal größer, als die Erde ist? Was ist ein Sonnestäubchen im Vergleiche mit dem unermessenen Körper des Weltalls? Was ist die Bewegung einer Milbe im Vergleiche mit der Bewegung der Planeten um die Sonne herum? Der Funken, das Sonnestäubchen, die Bewegung der Milbe würden in jeder geometrischen Erweisung, wie unendlich klein, wie Nullen, gegen die Gegenstände, mit denen sie verglichen sind, angesehen werden. Unterdessen giebt es doch zwischen ihnen ein wirkliches, obschon undendlich kleines, Gleichmaaß. Aber zwischen dem Unendlichen und dem Endlichen giebt es kein Gleichmaaß, und es kann keines geben. Der menschliche, beschränkte und endliche, Verstand ist dann gegen die göttliche Wesenheit unendlich geringer, als der Funken gegen die Sonne, oder das Sonnestäubchen gegen den unermessenen Körper des Weltgebäudes ist. Also müssen nothwendiger Weise in der göttlichen Natur unendlich viele Dinge und Wahrheiten enthalten seyn, welche dem menschlichen Verstande verborgen, und unbegreiflich sind. Folglich sind die Geheimnisse eine nothwendige Folge der Wesenheit und der Eigenschaften Gottes.

Laßt uns mit einer dritten Erweisung den Schluß machen, welche sich auf unsere hochmüthigen Klügler anwenden läßt, und die man argumentum ad hominem heißen kann. Wie groß immer die Kraft und die Erstreckung des menschlichen Verstandes seyn mag, so wie man ihn Baylen, Spinoza, Voltairen, und etlichen andern nicht absprechen will,

denen eine kühne Gottlosigkeit noch weit mehr Ruhmes erworben hat, als ihre Fähigkeiten; so müssen dennoch diese stolzen Herrchen gestehen, daß sie noch minder als ein Sonnestäubchen, daß sie nur ein Nichts, eine Nulle gegen Gott sind; daß, wenn sie noch tausendmal mehr Einsichten und durchdringenden Verstandes hätten, als sie zu haben vermuthen, dennoch ein unendlicher Abstand zwischen ihrer Erkenntniß und Gottes Erkenntniß, zwischen den wenigen Wahrheiten, die sie erfahren mögen, und jenen unendlichen Wahrheiten, welche die Erkenntniß Gottes begreift; zwischen dem kleinen Funken der Einsicht, die sie empfangen haben, und jenem ewigen und unendlichen Lichte, das die Wesenheit Gottes ausmachet, vorhanden wäre. Ihre schwachen Blicke können dann bis in den Schooß der Gottheit nicht eindringen. Sie mögen zwar wissen, daß Gott da ist, wie wir wissen, daß die Sonne da ist; aber sie können eben so wenig ihre Blicke auf die Gottheit heften, ohne davon betäubet zu werden, als man sie auf die Sonne heften kann, ohne daß davon das Augenlicht vergienge. Wenn sie vernünftig sind, werden sie in einer demüthigen und ehrfurchtvollen Vernichtung vor Gotte bleiben; sie werden fürchten, daß nicht der Herr zu ihnen sage, wie er ehemals zu einem von Jobs Freunden sprach: „Wer ist dann jenes kleine Sonnestäubchen, das „in seinen Reden Aussprüche thut, und nicht weiß, was „es saget„? * Quis est iste involvens sententias sermonibus imperitis? Sie werden bekennen, daß es ihnen unmöglich sey, jenen Abgrund der Vollkommenheiten zu ergründen, und daß die göttliche Wesenheit für sie eine unerschöpfliche Quelle von Geheimnissen sey. Und dieses haben wir, durch den ersten Satz zu beweisen, uns vorgenommen.

Zwey-

* XXXVIII.

Zweyter Satz.

Die Geheimnisse reichen nothwendiger Weise über die Vernunft hinaus; aber der Mensch kann unmöglich beweisen, daß sie der Vernunft zuwider seyn.

Ehe wir die Beweise dieses Satzes vortragen, müssen wir erklären, was man durch die Wort: über die Vernunft hinaus, und: der Vernunft zuwider, versteht.

Man saget, daß ein Ding oder eine Wahrheit über die Vernunft hinaus sey, wenn man keinen klaren und deutlichen Begriff davon hat, oder haben kann; und wenn man ihn nicht haben kann, weil dieses Ding oder diese Wahrheit, durch ihre Natur, höher ist, als der menschliche Verstand und alle natürliche Einsichten.

Man saget, daß ein Ding der Vernunft zuwider sey, wenn man in den Begriffen, welche durch die Ausdrücke beygebracht werden, wodurch das Ding vorgetragen wird, deutlich eines Widerspruchs wahrnimmt, oder wenn in einem Satze ein Ausdruck deutlich bejahet, was der andere Ausdruck verneinet. Also wäre es ein Widerspruch zu sagen, daß das Ganze nicht größer sey, als einer von seinen Theilen: den das Ganze bringt uns den Begriff von der Vereinigung mehrer Theile bey; und ein Theil kann nicht alle vereinigte Theile seyn.

Itzt wollen wir zum Beweise der zwey Glieder unsers Satzes schreiten.

1. Alles, was uns die Geheimnisse von der Wesenheit und den Vollkommenheiten Gottes vortragen, ist nothwendig über die Vernunft hinaus. Denn, obgleich die Vernunft sehr klar erkennt, daß es einen Gott giebt, und obgleich

gleich sie uns saget, daß man jene unter die Zahl der Unsinnigen setzen müßte, die an dem Daseyn Gottes zweifeln wollten, so hat sie dennoch von seiner Wesenheit und von jenen unendlichen Eigenschaften und Vollkommenheiten die er nothwendig in sich enthält, nur ein sehr schwaches Licht. Die Vernunft, weil sie beschränket und unendlich ist, wird allezeit von seiner Unendlichkeit verschlungen und gleichsam vernichtet: folglich kann sie von seinen Eigenschaften und Vollkommenheiten keine klaren und deutlichen Begriffe haben. Wenn es Gotte gefällt, uns durch die Offenbarung etwas davon zu entdecken, so ist alsdann sein Wort für uns ein helles Licht, ein sicherer Grund, eine unumstößliche Stütze: alsdann hat die Vernunft einen sichern Führer, der ihren Glauben leitet. Aber die geoffenbarte Wahrheit bleibt deßhalben dennoch über alle Kraft und Ergründung des menschlichen Verstandes erhaben; das Geheimniß bleibt allezeit Geheimniß, und ist dennoch über die Vernuft hinaus.

Um dieser Ursache Willen hat Simonides, * als er vom Könige Hieron über die Natur Gottes befraget wurde, verlanget, daß man ihm einen Tag gestatten sollte, um auf die Antwort zu sinnen, die er zu geben hätte. Nach dem ersten Tage begehrte er einen zweyten; nach dem zweyten einen dritten. Hieron staunte über all diesen Aufschub, und verlangte endlich die Ursache davon zu wissen. „Je mehr ich „die göttliche Natur betrachte„, gab Simonides zur Antwort„, desto minder begreife ich sie„. Um dieser Ursache willen sind die alten Philosophen, welche die Offenbarung nicht zum Führer hatten, in so erbärmliche Ausschweifungen verfallen, wann sie von Gotte reden wollten. Alle diese Ausschweifungen werden in Plutarchs Buche von den Meynungen der Philo-

* Cic. von der Natur. der Gött. 1. B.

Philosophen *, und in den Büchern des Cicero von der Natur der Götter, umständlich genug beschrieben. Man muß es dann für eine bewiesene Sache ansehen, daß die Geheimnisse über die Vernunft hinaus sind.

2. Diese Erhabenheit der Geheimnisse über den menschlichen Verstand steht Leuten von einer kühnen, unruhigen, und vermessenen Wißbegierde nicht an. Die Dunkelheit der Geheimnisse demüthiget, beleidiget, empöret sie; und damit sie sich wegen ihrer Unlenksamkeit und ihrer Empörung entschuldigen, geben sie vor, daß die Geheimnisse der Vernunft zuwider seyn. Aber man kann ihnen leicht zeigen, daß nichts der Vernunft mehr zuwider ist, als ihre Art zu vernünfteln; und sie dagegen werden niemals zeigen können, daß die Vernunft und die Geheimnisse einander entgegengesetzet seyn, oder daß die Geheimnisse einen Widerspruch in sich enthalten.

Denn der Widerspruch ist ein augenscheinlicher Gegensatz, den man zwischen Dingen merket, von denen man klare und deutliche Begriffe hat. Nun aber ist es unmöglich von den Geheimnissen klare und deutliche Begriffe zu haben; es ist dann gleicher Weise unmöglich, einen augenscheinlichen Gegensatz, das ist, einen Widerspruch in den Geheimnissen zu merken. Folglich ist es unmöglich zu beweisen, daß die Geheimnisse der Vernunft zuwider seyn.

Die Schlußrede ist bündig. Aber weil es Leute giebt, die diese kurzgefaßte Weise zu schließen nicht leicht fassen, und weil andere, ohn Untersuchung, sich genügen würden zu sagen, daß dieses eitel Sophisterey sey, wollen wir davon eine Erklärung geben, welche die ganze Stärke und Richtigkeit davon entdecken wird. Erstlich der Vordersatz ist von unstrei-

* 7. Kap.

unstreitiger Augenscheinlichkeit, weil man ein Ding klar und deutlich erkennen muß, um zu behaupten, daß in den Ausdrücken, wodurch man es vorträgt, oder in den Begriffen, unter welchen es vorgestellt wird, ein Gegensatz vorhanden sey, oder daß kein Gegensatz vorhanden sey. Denn, wenn es in den Begriffen oder in den Ausdrücken eine Dunkelheit giebt, so erkennt man alsdann das Ding nicht vollkommen: man hat keinen klaren und deutlichen Begriff davon; man kann keinen augenscheinlichen Gegensatz dabey merken; man kann nicht sicher den Ausspruch thun, daß es einen Widerspruch habe.

Der Mittersatz hat wieder die nämliche Augenscheinlichkeit. Denn, weil die Geheimnisse über unsre Vernunft hinaus sind, wie wir es bewiesen haben; so ist es unmöglich, daß man klare und deutliche Begriffe davon haben könne. Und wenn es möglich wäre, klare und deutliche Begriffe davon zu haben; so wären sie schon nicht mehr über die Vernunft hinaus: und folglich wären sie keine Geheimnisse mehr. Es ist also falsch, daß die Ungläubigen, unerachtet alles, was sie in ihren arglistigen Fangschlüssen auskramen, in den Geheimnissen einen Widerspruch merken. Es ist dann bewiesen, daß die Geheimnisse über die Vernunft hinaus, aber nicht der Vernunft zuwider sind.

Dritter Satz.

Die Schuldigkeit, an die Geheimnisse zu glauben, steht den Rechten der Vernunft nicht im Wege.

Nichts reizet die Herren Philosophen mehr zum Zorne, als die Schuldigkeit, an Geheimnisse zu glauben.

Sie sehen dieses für die unbilligste Beleidigung an, welche man den Rechten der Vernunft zufügen könnte; sie behaupten, daß es schmachvoll für Gott, und schimpflich für den Menschen sey, von ihm zu begehren, daß er glauben solle, was er nicht fasset; daß die Vernunft, da sie uns von Gotte zukömmt, das himmlische und göttliche Licht sey, welches uns in den Stand setzet, alles zu erkennen, zu beurtheilen, zu entscheiden, und daß ihrer Einsicht nichts entgehen könne.

Auf alle diese großen Worte, auf all diesen hochmüthigen Wörterkram, wollen wir nun folgende einfache und bescheidene Antwort geben, nämtich: Die Natur selbsten ist voller Geheimnisse für den Menschen. Die Vernunft, wenn sie lauter, gesund, und frey von Leidenschaften ist, erkennet ohne Mühe die Schwachheit, und das Unvermögen ihrer Einsichten und ihrer Kenntnisse, in allen jenen Geheimnissen, welche die Natur ihr anbeut; folglich soll sie noch minder Beschwerniß fühlen, ihre Schwachheit und ihr Unvermögen bey den Geheimnissen zu erkennen, welche ihr die Religion vorträgt: und wenn man jene unter die Zahl der Wahnsinnigen setzen soll, welche die Nothwendigkeit, Geheimnisse in der Natur zu erkennen, für eine Beleidigung wider die Vernunft ansehen würden; so darf man mit weit besserm Grunde jene darunter rechnen, die behaupten wollten, daß durch die Schuldigkeit, an die Geheimnisse der Religion zu glauben, die Rechte der Vernunft angegriffen wären. Allein, daß der Mensch das Unvermögen seiner Einsichten und seine Unwissenheit in den Geheimnissen der Natur erkennen müsse, ist eine Sache, die zum augenscheinlichsten und zum besten bewiesen ist.

Fürwahr, man frage nur die aufgeklärtesten und einsichtigsten Philosophen um die Erklärung der meisten Dinge, die in ihnen selbst vorbeygehen, oder die sie vor ihren Augen haben. Wenn sie weise sind, so werden sie bescheiden gestehen, daß diese Dinge für sie Geheimnisse sind, und daß ihnen die Vernunft selbsten nichts anders übrig läßt, als sich zu einem demüthigen Stillschweigen zu entschließen. Und dafern sie sich wagen, davon zu reden, so werden sie nur eine lächerliche Vermessenheit an den Tag legen, da sie nichts, als unbedeutende Worte oder Ungereimtheiten auf die Bahne bringen mögen.

Und wer ist der Mensch, wer ist der Philosoph, der sich stark genug achtet, um uns zu erklären, was die Vereinigung der Seele mit dem Leibe sey; wie der Gedanken in uns entstehe; wie der Eindruck körperlicher Dinge auf unsre Hülfsglieder, Empfindungen oder Gesinnungen in unsrer Seele erwecke; wie die Sprache, das ist, ein Bißchen Luft, die zwischen unsern Zähnen und von unsrer Zunge beweget wird, unsre Gedanken andern Menschen offenbare: wie Millionen Gegenstände, die in dem Raume etlicher Meilen ausgebreitet sind, alle zugleich sich in einem Tüpfelchen unsers Auges entwerfen?

Wer wird uns erklären, was die Bewegung sey? nicht jene fühlbare Bewegung, welche einen Körper von einem Orte in einen andern überträgt; sondern jene ursprüngliche Bewegung, jene Kraft, welche die Ursache von dieser Uebertragung ist?

Wer wird uns erklären, was die Schwere, die Härte der Körper, die Schnellkraft, die Stärke des Magnets, die Thierseele, der Naturtrieb, und eine unendliche Menge anderer Sachen seyn, die wir sehen, von denen wir nur die

Wirklichkeit und das Daseyn erkennen, aber derer Wesenheit, Natur, und Weise uns durchaus unbekannt sind.

Wenn man von Mallebranche, Newton, Descartes bis auf Demokrit, Anaxagoras, Aristotoles, Plato zurückforschet, so wird man sehen, daß alle, die über diese Geheimnisse haben vernünfteln wollen, nichts als Träumereyen und Ungereimtheiten auf die Bahne gebracht haben, welche von jedem, der es unternommen hat, sie zu bestreiten, leicht widerleget und zu Schanden gemacht worden sind. Man wird sehen, daß man allezeit wiederholen muß, was beynahe vor dreyen tausend Jahren der weiseste und erleuchterste aus allen Menschen gesagt hat, daß kein Mensch im Stande sey, das Geheimniß der Werke Gottes zu ergründen, zu offenbaren, und davon Nachricht zu geben. * Intellexi, quod omnium operum Dei nullam possit homo invenire rationem. Man wird sehen, daß der Mensch ein Geheimniß für den Menschen selbsten ist, und daß Gott nicht minder in seinen Werken, als in seiner ewigen Wesenheit und seinen unendlichen Vollkommenheiten, anbethenswürdig und unbegreiflich ist.

Was soll man, nach diesen wenigen Anmerkungen, von den vermessenen Aussprüchen aller jener Ungläubigen, Freydenker, und Philosophen halten, welche öffentlich alle Geheimnisse angreifen, da sie nicht einmal sich selbst erkennen? welche sich getrauen zu sagen, daß in der Religion nichts seyn sollte, was nicht unter dem Begriffe der Vernunft ist? daß alles ihrer Untersuchung unterworfen, und alle Punkte, die sie nicht begreifen und erreichen kann, lediglich verwiesen, verworfen, und verdammet werden sollen? Hat man jemals etwas

* Prediger. VIII.

etwas unvernünftigers, ungereimters, lächerlichers, und verächtlichers vorgetragen?

Vierter Satz.

Der Glauben an die Geheimnisse ist auf Beweise von einer sittlichen Gewißheit gegründet, welcher sowohl der vernünftige Mensch, als der strengeste Kritiker, unmöglich entstehen kann.

Der Glauben, den die Gläubigen an die Geheimnisse der Religion haben, wird von den Philosophen für unwissenden Blödsinn ausgegeben. Diese Sprache giebt uns nicht Wunder. Wir sind gewöhnet, sie zu hören, sie zu verachten, und jene zu Schanden zu machen, die sie führen. Der Vortrag, den wir ihnen entgegensetzen, ist dieser, daß die Gläubigen, da sie an jene erhabnen Geheimnisse glauben, allein wahrhaftig weise, vernünftig, und erleuchtet sind: und um dieses zu beweisen, gehen wir also zu Werke.

Der Gesetzgeber der Christen, Jesus Christus, ist durch die herrlichsten Weissagungen angekündiget worden; er hat seine Sendung durch die augenscheinlichsten Wunderthaten bewiesen; er hat uns die erhabensten Begriffe von der Gottheit beygebracht; er hat seine Religion durch Mittel gepflanzet, welche sonnenklar die Allmacht Gottes verkündigen; das ist: er hat sie unerachtet aller Hindernisse gepflanzet, welche die irdischen Mächte, die stärkesten Vorurtheile, die angenehmsten Leidenschaften, die größesten Vortheile ihr in den Weg zu legen vermochten; und er hat zu dieser Pflanzung nur die schwächesten Mittel angewendet, welche natürlicher Weise nicht fähig waren, das Unternehmen zu Stande zu bringen; er hat durch die Annahme dieser Religion

Philosophen demüthig und sittsam, Wohllüstige keusch und ordentlich in ihrem Wandel, Stölzlinge zum Schimmer der Ehren und zu glänzenden Würden unempfindsam, Leüte, die keine Religion hatten, nachmals zu Vorbildern der erbaulichsten Frömmigkeit gemacht. Er hat die Kämpfe und Anfälle vorhergesaget, welche diese Religion von den menschlichen Leidenschaften, von den irdischen Mächten, von den Ketzereyen, von der Ungläubigkeit auszuhalten haben sollte: und zugleich hat er die Siege geweisaget, welche sie bis ans Ende der Welt über alle ihre Feinde von dieser Art erhalten würde. Er hat endlich allezeit, als ein Abgesandter Gottes, als Sohn Gottes, als Gott, geredet und gehandelt.

Wenn alle diese Dinge, die wir eben vorgetragen haben, wahrhaftig in Jesu Chrlsto sich vereinigt befinden, und wenn man es so überzeugend beweist, daß kein Mensch, der seine Vernuft brauchet, die Beweise ausschlagen kann; so ist der Glauben an die Geheimnisse der Religion Jesu Christi auf so augenscheinliche Beweise gegründet, daß ihnen ein vernünftiger Mensch unmöglich entstehen kann.

Nun aber, alle diese Dinge, die wir eben vorgetragen haben, lassen sich durch Gründe von einer sittlichen Gewißheit beweisen, welche die stärkste ist, die man immer verlangen mag.

Folglich ist der Glauben an die Geheimnisse auf so augenscheinliche Beweise gegründet, daß ihnen der vernünftige Mensch, und der strengeste Kritiker, unmöglich enstehen kann.

Ich weiß, daß jene gottlosen Schriftsteller, welche, gleich den Nattern, den Schooß der Religion zerreißen, in der sie erzogen worden sind, welche sie verabscheuen, und mit einem unversöhnlichen Hasse verfolgen; ich weiß, daß

sie

ke sich anmaßen zu sagen, es haben alle Religionen ihre Weissagungen, ihre Geheimnisse, ihre Wunderthaten gehabt, oder zum wenigsten sie zu haben vorgegeben. Ich gebe ihnen da keine andere Antwort, als daß ich sie zum Urtheile ihres Gewissens zurückweise, welchem sie untreu werden. Sie wissen wohl, daß alles, was bey den Heyden ausgestreuet worden ist, nichts anders, als Falschheiten enthält, die schon aufgewiesen worden sind: sie wissen, daß alles, was in den göttlichen Büchern bezeuget wird, durch die gelehrten Werke der großen Männer im Christenthume, und durch die vergeblichen Bemühungen derer, die sie zu bestreiten unternommen haben, noch unwidersprechlicher ist bewiesen worden. Ich sehe also den Vordersatz der Schlußrede für eine Sache an, die kein Beschwerniß leiden soll.

Die Erweisung des Mittersatzes, das ist, der einzelnen Dinge, die vorgetragen worden sind, ist sehr leicht, und sie wird ganz kurz seyn.

1. Jesus Christus ist durch die herrlichsten Weissagungen angekündiget worden. Wir haben davon die vornehmsten Züge gesammelt, da wir die Schilderung Jesu Christi beym Anfange des Artikels: Christenthum, machten.

2. Er hat seine Sendung durch die augenscheinlichsten Wunderthaten bewiesen. Man sehe nach, was wir an eben derselben Stelle gesagt haben, und im Artikel: Wunderthaten, sagen werden.

3. Er hat uns die erhabensten Begriffe von der Gottheit beygebracht. Erst seit Jesu Christo erkennt man in der Welt wahrhaftig die Gottheit. Außer dem kleinen Volke der Hebräer hatten alle Völker der Erde nur sehr schwache Begriffe davon, die ihnen von einer ursprünglichen Erblehre zurückblieben; oder sie hatten ausschweifende Begriffe,

welche die Frucht der Erfindungen der Dichter, oder der Betrachtungen der Philosophen waren. Die drey Bücher des Cicero von der Natur der Götter, und das erste Buch Plutarchs von den Meynungen der Philosophen, geben uns davon unumstößliche Beweise an die Hand, weil man darinnen alles gesammelt findet, was die Alten von der Gottheit gedacht haben. Jesus Christus allein ist in diesem wichtigen Stücke das wahre Licht der Welt gewesen. Und wenn man in den Schriften der Abtrinnigen von der Religion der Freydenker und der Philosophen dieser Zeiten etliche Stellen antrifft, wo sie von der Gottheit anständig reden, so haben sie die erhabensten Begriffe, die schönsten Vorstellungen, und die stärkesten Ausdrücke dem Christenthume, und unsern göttlichen Büchern abgeborget.

4. Er hat die vollkommenste Sammlung der reinesten Sittenlehre hinterlassen. Das Evangelium ist das einzige Buch, wo man die Grundsätze aller Tugenden und aller Pflichten, und die Verdammung aller Laster und aller Dinge antrifft, welche zu den Lastern verleiten, ihnen schmäucheln, und sie unterhalten können. Man fodert die ganze Rotte der Philosophen heraus, wenn sie alles sammeln, was sie gesagt und geschrieben haben, eine so lautere, so vollkommene, so durchaus gleichförmige, so einfache Sammlung der Sittenlehre aufzubringen, als die evangelische Sittenlehre ist, oder in dem Evangelium einen einzigen Grundsatz auszufinden, der tadelhaft wäre.

5. Er hat seine Religion, unerachtet aller ersinnlichen Hindernisse, durch Mittel eingesetzet, welche fähiger gewesen wären, den Fortgang ihrer Pflanzung zu verhindern, als zu befreiben. Man findet den Beweis davon in die-

sem Buche bey dem Artikel: Christenthum, am dritten Artikel.

6. Er hat durch die Annahme seiner Religion Philoso-phen demüthig und sittsam gemacht, u. s. w. Was für Männer in Betrachtung des Verstandes, der Einsichten, der Kenntnisse, sind Justin, Athenagoras, Quadrat, Tertullian, Tatian, Hermias, Arnobius, Theophilus von Antiochien, und andere gewesen, welche von der Schule der heydnischen Weltweisheit zur christlichen Philosophie übergegangen sind! Ihre Werke, die wir noch besitzen, machen eben so wohl der wahren Philosophie, als der Religion Ehre, gleichwie sie der Verdammung unsrer sogenannten Philosophen sind, welche sie nicht erkennen, und welche sich scheuen würden, sie zu erkennen.

7. Er hat die Kämpfe vorhergesagt, welche die Religion auszuhalten haben sollte. Seine Religion mußte gegen alle Leidenschaften und alle Laster streiten; es mußten sich alle Leidenschaften und alle Laster gegen seine Religion empören. Es war natürlich, daß die Hölle wider den Himmel streiten sollte; aber es war auch natürlich, daß der Himmel die Hölle besiegen mußte. Deßhalben hatte Jesus zu seinen Aposteln gesagt: * sie werden den gräulichsten Verfolgungen ausgesetzt seyn; ** aber sie sollten auf ihn vertrauen, weil er die Welt besieget hat: *** sie haben nicht vonnöthen, sich zu bereiten, um vor den Königen und Oberkeiten zu antworten; denn der heilige Geist werde ihnen eingeben, was sie alsdann zu sagen haben: **** er wolle bis ans Ende der Welt bey ihnen seyn, um ihnen beyzustehen, und

* Matth. X. ** Joh. XVI.
*** Matth. X. **** Ebend. XXVIII.

und seine ewige Religion zu unterstützen: * die Hölle werde sich ohn Unterlaß wider sie empören, aber sie werde niemals die Oberhand gewinnen. Es ist auch die Geschichte der Religion nichts anders, als die Geschichte ihrer Kämpfe und ihrer Siege.

Wenn ein Mensch alle Stücke, die wir da vorgetragen haben, mit Sorgfalt untersuchet, so wird er, je mehr er nachdenkt, desto mehr Licht aufgehen sehen, und in Erstaunen gerathen; er wird beständig mehr und mehr gerühret, eingenommen, und überzeuget werden. Alles, was die Freydenker wider die Geheimnisse schwatzen, wird ihm nichts weiter, als unbedeutendes Geplauder scheinen, das ohne Beweise, und oft der Geschichte, und den augenscheinlichsten Wahrheiten zuwider ist. Er wird die ganze Richtigkeit jenes Ausspruchs des heiligen Pauls erkennen, daß die Huldigung, welche wir durch den Glauben an die Geheimnisse Gotte leisten, von der Vernunft selbsten angeordnet sey: rationabile obsequium. Er wird endlich in den Beweisen, worauf dieser Glauben gegründet ist, eine sittliche Gewißheit im höchsten Grade finden, welcher ein Mensch, der vernünftig denkt, unmöglich widerstehen kann, und gegen welche nur die Unwissenheit, die Untreue, und die Leidenschaften sich empören können.

Fünfter Satz.

Die Offenbarung der Geheimnisse ist eine Quelle der kostbarsten und lehrsamsten Beleuchtungen für den Menschen.

Der Weise stößt sich nicht allein an der Offenbarung der Geheimnisse nicht, sondern er ist dadurch von Dankbar-

* Matth. XVI.

barkeit gegen Gott noch mehr gerühret, weil er alle Vortheile fühlet, welche die Offenbarung ihm verschaffet. Fürwahr es giebt keines aus den geoffenbarten Geheimnissen, welches nicht tauglich wäre, oder uns einen erhabnern Begriff von der Hoheit und den Vollkommenheiten Gottes beyzubringen, oder uns das Gefühl einer lebhaftern Dankbarkeit gegen Gott einzuflößen, oder die Religion herrlicher vor unsern Augen, und liebenswürdiger für unser Herz zu machen, oder endlich uns die dringendsten Beweggründe zur Erfüllung unsrer Pflichten an die Hand zu biethen. Ein Paar Worte, die wir über etliche aus diesen Geheimnissen sagen wollen, werden die Wahrheit unsers Satzes in ihr ganzes Licht setzen.

1. Das Geheimniß der hochwürdigen und unergründlichen Dreyeinigkeit giebt uns die Wesenheit und die Art des Daseyns Gottes zu erkennen; aber es giebt uns diese unendlich erhabener zu erkennen, als alles, was jemals die Philosophen gesagt hatten, und alles, was die Vernunft in den natürlichen Dingen entdecken konnte: und zugleich stellet es uns nichts vor, was nicht für Gott anständig wäre. Als ein ewiges, unendlich einfaches, unendlich fruchtbares Wesen, erkennt er alle seine unendlichen Vollkommenheiten. Diese Erkenntniß ist in der göttlichen Wesenheit, und ist von der göttlichen Wesenheit nicht unterschieden, weil diese Wesenheit unendlich einfach ist. Er liebet sich unendlich; und diese Liebe ist in der göttlichen Wesenheit, und kann von der göttlichen Wesenheit nicht unterschieden werden, weil in dieser Wesenheit nichts Statt haben kann, was ihrer unendlichen Einheit entgegengesetzt wäre. Dennoch begreifen wir, daß die Erkenntniß nicht der Ursprung, daß die Liebe nicht die Erkenntniß, und daß der Ursprung, die Erkenntniß,

niß, und die Liebe nothwendiger und wesentlicher Weise Gott selbsten sey, der allezeit Einer, allezeit der Einzige, allezeit unendlich einfach ist. Der Ursprung ist der Vater; die Erkenntniß, welche wesentlich und ewig in dem Vater wohnet, ist der Sohn; die Liebe, welche wesentlich und ewig in dem Vater und dem Sohne wohnet, ist der heilige Geist. Eine Art des Daseyns, die die Vernunft anbethet, weil sie die Art des Daseyns des unendlichen ist; die die Vernunft nicht fassen kann, weil sie beschränket und endlich ist; an der sie nichts widersprechendes wahrnehmen mag, weil sie keine klaren und deutlichen Begriffe davon haben kann! Eine Art des Daseyns, ein Geheimniß, welches über unsern Verstand so weit erhaben ist, als das Unendliche über das Beschränkte und Endliche erhaben ist! Ein Geheimniß, welches die Gottheit in einen eigenen, einzigen Rang setzet, der mit allem, was wir an den Geschöpfen sehen, ganz keine Aehnlichkeit hat, und folglich über alle Geschöpfe unendlich hinausreichet! Ein Geheimniß, aus welchem die übrigen Geheimnisse entspringen, die den Grund, die Anlage, und den Stoff der ganzen Religion ausmachen!

2. Das Geheimniß der Schöpfung legt uns den erhabensten Begriff von der Allmacht des höchsten Wesens in den Sinn. Dem Nichts gebiethen; erschaffen; durch ein einziges Wort machen, daß auf einmal da sey, was nicht da war; dieses ganze Weltall, alle jene unermessenen und unzählbaren Himmelskugeln, die wir sehen, aus dem Nichts hervorziehen: man kann nichts erdenken, was eine göttliche, unendliche, unermeßliche Allmacht besser zu bezeichnen vermöchte. Die Philosophie hatte sich zu einem so erhabenen Begriffe nicht geschwungen. Beynahe alle Philosophen gaben das ewige Daseyn einer Materie zu, Sie dachten, daß

sie Gotte genug zueigneten, wenn sie sagten, er habe die Materie angeordnet und eingerichtet, um diese Welt, die wir sehen und bewundern, daraus zu gestalten; um derselben jene Ordnung, jene Wirksamkeit, jene unveränderliche, unerschöpfliche Fruchtbarkeit mitzutheilen, durch welche die Welt alle Tage aus sich selbst aufs Neue wieder zu entstehen scheint.

Haben aber diese hohen Geister nicht ihre ganze Schwachheit und ihre ganze Niederkeit bloß gegeben, da sie eine Materie zugaben, die von aller Ewigkeit her daseyn sollte? Ist fürwahr etwas ungereimter und unbegreiflicher, als eine ewige und ewig träge Materie, die durch eine ganze Ewigkeit geharret hat, bis sie Gott wirksam machte? eine Materie, welche selbsten der Ursprung ihres Wesens, und für sich selbsten unfähig zu allem, ewig unwirksam, unkräftig, unfruchtbar ist? Wenn das Geheimniß der Schöpfung wegen seiner Unergründlichkeit für uns unbegreiflich ist; so ist uns das Geheimniß einer ewigen Materie wegen seiner Ungereimtheiten anstößig. Nun aber, der Lehrsatz von der Schöpfung machet sie verschwinden, diese Ungereimtheiten, und setzet die Allmacht der Gottheit in das helleste Licht.

3. Das Geheimniß der Menschwerdung soll das Geheimniß der unendlichen Liebe Gottes, und das Geheimniß der Entzückung, der Wonne, der Dankbarkeit, und des großen Antheiles des Menschen genannt werden. Daß eine göttliche Person sich mit der menschlichen Natur vereiniget, und auf Erden herabgelassen habe; daß dieser Gottmensch selbsten das Haupt, der Gesetzgeber, der Versöhner der Menschen habe werden wollen; daß er sich gewürdiget habe, selbst ihr Lehrmeister zu seyn, und sie in der heiligsten, erhabensten, und für ihn anständigsten Lehre zu unterrichten; daß

er

er nichts so Edelmüthiges, so vollkommenes, so Großes vorgetragen, gebothen, und gefodert habe, von dem er nicht selber zuerst den Menschen das Beyspiel gab; daß er seine Religion mit seinem eigenen Blute besiegelt habe, um sie desto herrlicher zu machen; daß er der Mittler des vertrautesten Bundes zwischen Gott und den Menschen sey; und daß er eine unaussprechliche Gemeinschaft zwischen dem Himmel und der Erde gestiftet habe: dieß wird im Geheimnisse von der Menschwerdung vorgetragen. Welcher Lehrmeister! welches Vorbild! welche Unterweisungen für die Menschen! Wird wohl ihre Dankbarkeit, ihre Liebe, ihr Eifer für sein anbethenswürdiges Gesetz, ihr Gehorsam, ihre Treue jemals erfüllen können, was dieses große Geheimniß ihnen vorträgt, und von ihnen fodert?

4. Das Geheimniß der Erbsünde giebt dem Menschen zu erkennen, was er durch die Freygebigkeit und die Wohlthaten Gottes in seinem ersten Ursprunge war, und was er durch die Sünde und die Untreue seines Stammvaters geworden ist. Aus diesem Lehrsatze erkennt er, daß er seiner Vorzüge ist entsetzet worden; und diese Erkenntniß seiner Entsetzung ist für ihn eine fruchtbare Quelle der nützlichsten und nothwendigsten Unterweisungen. Sie demüthiget ihn, da sie ihn lehret, daß er in der Ungnade seines Gottes gebohren wird; sie beleuchtet ihn, da sie ihm die Ursache seiner Schwachheit im Guten und seines Hanges zum Bösen zu erkennen giebt, welche Ursache vornehmlich in dem Verlurste der angebohrnen Gerechtigkeit besteht, wodurch die Vernunft gestärket, und die Leidenschaften besser geordnet wurden; sie erwecket seine Wachsamkeit, da sie ihm seine Schwachheit und seine Gefahren zeiget; sie belebet seine Frömmigkeit und seine Begierde, zu Gotte zu fliehen, weil nichts als der Beystand der göttlichen

lichen Gnade ihn wieder aufrichten und unterstützen kann. Die Erkenntniß des Geheimnisses von der Erbsünde ist dann eine wahre Quelle der Unterweisungen für den Menschen.

5. Der Lehrsatz von der ewigen Dauer der Strafen ist für den Menschen von der größesten Wichtigkrit. Aber je größer diese Wichtigkeit ist, desto nothwendiger war es ihm, davon gut unterrichtet zu werden. Im Uebrigen geht dieser fürchterliche Lehrsatz nur jene an, die mit freyem Willen die Pflichten außer Acht setzen, welche die Vernunft und die Religion ihnen vorschreiben: er geht nur die Sklaven des Hochmuths und der Wohllust an, die keine andere Sittenlehre kennen, als jene, welche der Eigennutz und das Vergnügen ihnen eingiebt; die keine andre Religion haben, als jene, mit der sich ihr stolzer Geist und der Geschmack einer ausgelassenen Unabhängigkeit vertragen kann. Dieser fürchterliche Lehrsatz ist dann sehr geschickt, jene unseligen Grundsätze der Ausschweifungen und Laster aus dem Herzen des Menschen auszureuten, und ihn an alle Pflichten der Gerechtigkeit, des Anstandes, der Sittsamkeit, der Frömmigkeit, und der Religion festzuheften.

Einwendungen der Philosophen gegen die Geheimnisse.

I.

* Die Vernunft saget mir, daß die Lehrsätze klar, einleuchtend, und durch ihre Augenscheinlichkeit rührend seyn sollen. Wenn die natürliche Religion ungenügsam ist, so ist sie es deßwegen, weil sie die großen Wahrheiten, die sie uns lehret, dunkel läßt. Der Offenbarung kömmt es zu, diese Wahrheiten uns auf eine Weise beyzubringen, die dem Verstande des Menschen fühlbar ist: ihr

* Emil. 3. Band. 138. Seite.

ihr kömmt es zu, dieselben nach seinen Begriffen einzurichten, und ihm begreiflich zu machen, damit er sie glaube. Wer mir den Gottesdienst, den er mir prediget, mit Geheimnissen, mit Widersprüchen überhäufet, giebt mir dadurch Gelegenheit, mistrauisch zu werden. Der Gott, den ich anbethe, ist kein Gott der Finsternisse; er hat mich nicht mit einem Verstande begabet, damit er mir dessen Gebrauch untersagen sollte. Wenn man mich meine Vernunft unterwerfen heißt, so greift man ihrem Schöpfer zu nahe.

* * *

Man bemerke die Stärke und Richtigkeit aller dieser Vernunftschlüsse. 1. Die ganze Stelle zeiget genügsam, daß man hier das Wort: Lehrsätze, annimmt, um die Geheimnisse zu bezeichnen; und man weiß, daß die Geheimnisse, aus ihrer Natur, dunkel und unergründlich sind. Alsdann kömmt der erste Satz; Die Vernunft saget mir, daß die Lehrsätze klar, einleuchtend, und durch ihre Augenscheinlichkeit rührend seyn sollen, auf dieses hinaus: Die Vernunft saget mir, daß die Geheimnisse, welche aus ihrer Natur dunkel und unergründlich sind, klar, einleuchtend, und durch ihre Augenscheinlichkeit rührend seyn sollen.

Aber ein Mensch, der eine gesunde Vernunft hätte, könnte ihm sagen: Sie irren Sich, Herr Rousseau! Es wäre widersprechend, daß ein Ding, welches nothwendig und aus seiner Natur dunkel und unergründlich ist, zugleich klar, einleuchtend, und durch seine Augenscheinlichkeit rührend wäre, oder seyn könnte. Die Klarheit, die Einleuchtung, die rührende Augenscheinlichkeit, die Sie verlangen, soll sich nur auf die Beweise von der Offenbarung der Geheimnisse,

und

und nicht auf die Geheimnisse selbsten beziehen. Da hat dann Ihre Logik die Fährte verloren.

2. Wenn das natürliche Gesetz, wie Sie sagen, die großen Wahrheiten, die es uns lehret, dunkel läßt, so folget daraus, daß es aus sich selbsten ungenügsam für den Menschen ist. Und warum dann halten Sie Sich an das natürliche Gesetz? warum predigen Sie es so eifrig? warum verwerfen Sie mit solchem Abscheue die Offenbarung, welche dessen Ungenügsamkeit ersetzet?

3. Sie setzen bey, daß es der Offenbarung zukomme, diese Wahrheiten uns auf eine Weise zu lehren, die dem Verstande des Menschen fühlbar ist, und sie nach seinen Begriffen einzurichten, u. s. w. Sie verfallen in den gleichen Fehler der Logik. Nicht die Geheimnisse müssen auf eine Weise, die dem Verstande des Menschen fühlbar ist, vorgetragen, und nach seinen Begriffen eingerichtet werden, sondern die Beweise von der Offenbarung der Geheimnisse.

Es ist nicht minder ungereimt zu sagen, Gott müsse die Wahrheiten dem Menschen begreiflich machen, damit er sie glaube. Denn, eine Wahrheit begreifen, das heißt, einen klaren und deutlichen Begriff davon haben: eine Wahrheit glauben, heißt, dieselbe nach Beweisen zugeben, welche fähig sind, einen vernünftigen Menschen zu überreden, aber ohne daß er einen klaren und deutlichen Begriff davon hat. Man kann also Wahrheiten glauben, und man ist manchesmal verbunden sie zu glauben, obschon man sie nicht begreift. Was antworten Sie darauf, Herr Rousseau?

4. Sie sagen: Wer mir den Gottesdienst, den er mir prediget, mit Geheimnissen und Widersprüchen überhäufet, giebt mir Gelegenheit, mistrauisch zu werden. Der vernünftige Mensch erkennt ohne Zwang, daß die Natur und

die Religion für ihn voller Geheimnisse sind; aber der vernünftige Mensch nimmt keinen Widerspruch an. Wir gestehen zwar, daß wir Geheimnisse zulassen; aber Sie, werden sie beweisen können, daß wir Widersprüche zugeben?

5. Sie fahren fort zu sagen: Der Gott, den ich anbethe, ist kein Gott der Finsternisse. Und wir sagen: Die Sonne, die uns beleuchtet, ist kein Körper der Finsternisse. Unterdessen blendet sie dennoch jenen, der auf sie seine Blicke heftet. Ey! mein Herr Rousseau! Sie vergessen recht bald jene schöne Entzückung, in der Sie waren, als Sie zu Gotte sprachen: * „Wesen aller Wesen! Jemehr ich mich „bestrebe, deine unendliche Wesenheit zu betrachten, desto „minder fasse ich sie. Aber je minder ich sie fasse, desto tiefer bethe ich sie an. Ich kann meine Vernunft nicht würdiger gebrauchen, als da ich sie vor dir vernichte. Dieß ist „die Entzückung meines Geistes; dieß ist die Bezaubrung „meiner Schwachheit, daß ich mich von deiner Größe verdrücket fühle„. Und wie können Sie itzt sagen, daß man dem Schöpfer zu nahe greife, wenn man Sie Ihre Vernunft unterwerfen heißt? oder wie werden Sie beweisen, daß man Ihnen den Gebrauch Ihres Verstandes untersage, wenn man von Ihnen fodert, daß Sie Sich, in Beziehung auf hohe und unergründliche Geheimnisse, unterwerfen sollen.

II.

Hier tritt ein andrer Gegner auf, der muthiger als ein Dragoner ist; der nichts schonet, nichts in Ehren hält; der den Abscheu, welchen er vor den Geheimnissen und vor ihren Anbethern hat, völlig bloß giebt. ** Ich behaupte, saget er,

* Emil. 3. Band. 83. Seite.
** Der philos. Kriegsm. 8. Kap.

er, daß ein jeder sonderbarer Lehrsatz, in was für einer Religion es immer seyn mag, der Vernunft gerade widerstrebet, und daß man seinen Beyfall dazu nicht geben kann, ohne jenen so nützlichen und so nothwendigen Führer zu verlassen. — — Sagen wir dann, die Geheimnisse der alten Heyden, der Indianer, der Amerikaner, u.s.w. seyn Dinge, die über die Vernunft hinausreichen? Würden die Heyden die Wandelung des Brods und Weines, die Gnade, die Dreyeinigkeit für Dinge halten, die über die Vernunft hinausreichen? Daraus folget, daß ein jeder Mensch ohne Vorurtheil alle diese Geheimnisse für eben so viele Betrügereyen ansehen soll, die mehr oder minder dumm und gefährlich sind.

* * *

Aber, Herr Muthvoll! behaupten Sie auch, es sey unmöglich, daß Gott den Menschen manche Wahrheiten offenbaren könne, welche die Ergründung, die Wirksamkeit, und die Kraft ihrer Vernunft übersteigen? Wenn dieß nicht unmöglich ist, so kann es dann in irgend einer Religion sonderbare Lehrsätze geben, welchen man sich unterwerfen müßte; und mithin wäre es falsch, daß ein jeder sonderbarer Lehrsatz eben deßhalben der Vernunft gerade widerstrebte.

Sie sprechen von den Geheimnissen der alten Heyden, der Indianer, der Amerikaner, u. s. w. Aber Sie misbrauchen schändlich den Ausdruck, um den Unwissenden Staub ins Gesicht zu blasen. Es giebt nicht mehr Verhältniß zwischen dem Ausdrucke der Geheimnisse bey den Heyden und bey den Christen, als es zwischen Nacht und Tage giebt.

Man legte bey den Heyden den Namen: Geheimnisse, gewissen heimlichen Versammlungen und Zusammenkünften bey, wo man sich den schandbarsten Ausschweifungen Preis

gab, um durch diese Nachahmung abscheuliche Gottheiten zu verehren. Man wird davon eine sehr umständliche Beschreibung bey Clemens von Alexandrien * antreffen. Man legte auch diesen Namen andern Versammlungen bey, wo man die Bedeutung gewisser Gedächtnißbräuche, von dem Stande der ersten Gesellschaften zu den Zeiten, die auf die Sündfluth folgten, erklärte. Also waren die Geheimnisse von Eleusis, nach dem Berichte des Cicero ** beschaffen, welcher dazu eingeweihet worden ist. Aber bey den Christen hat man durch das Wort: Geheimnisse, niemals was anders verstanden, als gewisse Wahrheiten, welche die Wesenheit Gottes, oder seine ewigen Rathschlüsse angehen; welche Gott selbsten, oder durch begeisterte Männer, wie die Propheten, oder durch seinen Sohn, das eingefleischte Wort, vorgetragen, und mit dem Ansehen der unverwerflichsten und rührendsten Wunderthaten besiegelt hat.

Was die Geheimnisse der Indianer und Amerikaner betrifft, die der hitzige Plauderer auch auf die Bahne bringt, hätte er uns ein Vergnügen gemacht, wenn er uns belehret hätte, was es für welche wären, und aus was für ansehnlichen Schriftstellern er sie erfahren habe. Denn es genüget nicht zu behaupten: man muß beweisen, was man behauptet. Man weiß zwar, daß es bey etlichen ungesitteten und wilden Völkern aus Amerika und Indien tölpische Gebräuche und ungereimte Begriffe gegeben hat, von denen man niemals den Ursprung hat erkennen mögen. Aber Geheimnisse, wüßte man nicht, daß es jemals bey ihnen gegeben hätte.

Würden, fährt er fort: würden die Heyden die Wandelung des Brods und Weines, die Gnade, u. s. w. für Dinge halten, die über die Vernunft hinausreichen? Aber Justin

* Ermahn. an die Griech. ** Von den Gesetz. 2. B.

Justin, Cyprian, Athenagoras, Arnobius, und so viele andere große Männer im Christenthume, sind gebohrne Heyden gewesen, und haben von unsern Geheimnissen gedacht, wie wir heut zu Tage davon denken. Folglich hielten sie die Heyden für Dinge, die über die Vernunft hinausreichen.

Er schließt, daß ein jeder Mensch ohne Vorurtheil alle diese Geheimnisse für eben so viel Betrügereyen, u. s. w. ansehen soll. Dieser Mann ist gewiß recht bescheiden und recht höflich. Seit siebenzehn Jahrhunderten, wo das Christenthum währet, hat es eine ansehnliche Zahl sehr großer Männer hervorgebracht; es hat Millionen und Millionen Christen gegeben: und nach der Meynung jenes elenden Tropfen, der sich unter den Namen eines Philosophen verbirgt, soll es Niemanden im Christenthume gegeben haben, der nicht ein Mensch mit Vorurtheilen, oder ein Spielwerk der Betrügerey gewesen wäre. Ewig Schade für diese Christen, mein philosophischer Kriegsmann! daß sie nicht eiu Orackel, wie Sie, und ein Zeugniß, wie das Ihrige, gehabt haben, damit sie aufgekläret, und überführet hätten werden können.

XVI.

Gewißheit.

Die Gewißheit ist der Beyfall, welchen der Verstand einer Wahrheit giebt, die man ihm vorträgt, nachdem er die Gründe und Bewegursachen erkannt hat, die ihn antreiben, diese Wahrheit anzunehmen. Also giebt alles, was man annimmt, ohne die Beweise davon erkannt zu haben, keine Gewißheit; es zeiget nur eine Leichtgläubigkeit. Was man immer ohne Beweise vorträgt, kann dem Verstande keine Gewißheit beybringen; sondern es muß nichts, als Zweifel und Mistrauen, in ihm zurücklassen.

Man muß eben so viele verschiedene Arten der Gewißheit unterscheiden, als es verschiedene Arten der Beweggründe giebt, welche uns bereden können, eine Sache zu glauben. Nun kann man aber eine Sache glauben, entweder weil sie uns die Menschen bezeugen; oder weil unsre Sinne uns davon das Zeugniß ablegen; oder weil wir sie durch unsre eigene Erfahrung und durch das innere Gefühl erkennen; oder endlich, weil wir das wesentliche Verhältniß zwischen den zweenen Ausdrücken des Satzes, welcher die Sache vorträgt, klar erkennen. Dieß wird also vier verschiedene Arten der Gewißheit ausmachen.

Durch die erste, die man sittliche Gewißheit nennt, sind wir von Handlungen, von Begebenheiten versichert, welche sich auf die Gesellschaft beziehen; und wir sind davon wahrhaft versichert, wenn sie von sichern und unverwerflichen Zeugen bestättiget, oder durch Denkmäler und aufgerichtete Zeichen bezeuget werden, die ihr Gedächtniß verewiget haben, und dadurch allezeit für ihre Wahrheit Bürgschaft leisten.

leisten. Also bin ich versichert, daß es eine Stadt Rom giebt, daß es einen Moses, einen Herrn Jesus, einen Mahomet, einen Cäsar gegeben hat. Es sind allzu viele Zeugnisse und allzu viele Denkmäler, die bezeugen, daß sie da gewesen sind, als daß ich anders denken könnte.

Die zweyte ist die physische Gewißheit, durch welche wir von dem Daseyn, dem Zustande, und der Handlung der Gegenstände, in Beziehung auf unsre Sinne, versichert sind; eine Beziehung, die manchesmal vonnöthen hat, durch Ueberlegung und Untersuchung unterstützet zu werden. Also bin ich physisch versichert, daß es Tag ist, wann mir das Sonnelicht die Gegenstände kenntlich vorstellet: ich bin physisch versichert, daß ein Mensch lebendig ist, wann er redet, Gespräche führt, und handelt, wie andere Menschen: ich bin physisch versichert, daß an einem Orte Feuer ist, wann ich dort die gewöhnlichen Wirkungen des Feuers sehe, oder empfinde, u. s. w.

Die dritte ist die Gewißheit aus der Erfahrung, durch welche wir von unserm eigenen Daseyn, von unsern Gedanken, von unsern Empfindungen, und von allem, was in uns innerlich vorbeygeht, versichert sind. Diese Art der Gewißheit ist die stärkeste, die mächtigste, und welcher man zum allerwenigsten entstehen kann. Sie ist sehr geschickt, um den ehrlichen und aufrichtigen Seelen eine Wahrheit kennbar zu machen; aber sie ist nicht so gut tauglich, eigensinnigen, unredlichen Menschen, die nicht gestehen wollen, was sie innerlich fühlen, ein Geständniß abzudringen.

Die vierte, die man metaphysische Gewißheit heißt, ist jene, durch welche wir die Wahrheit eines Satzes, den man uns vorträgt, so deutlich erkennen, daß wir empfinden, es sey unmöglich, daß die Sache anders seyn könnte,

als sie vorgetragen worden ist. Also wann ich sage: zwey und zwey sind vier; so fühle ich, daß die Sache unmöglich anders seyn könnte; denn der Begriff, den ich auf die zwey Worte: zwey und zwey, hefte, stellet mir eigentlich die nämliche Sache vor, wie der Begriff, der auf das Wort: vier, geheftet ist. Auf ganz gleiche Weise fühle ich die Wahrheit dieses Satzes: Gott kann uns nicht betriegen: denn Betriegen zeiget ein Laster, eine Unvollkommenheit an, und der Begrief von Gotte schließt alles Laster, alle Unvollkommenheit aus.

Itzt wollen wir sehen, wie man diese verschiedenen Arten der Gewißheit brauchen soll, und bey was für Fällen und Gegenständen eine jede angewendet werden sollte.

Die sittliche Gewißheit brauchet man, und diese allein kann und soll man brauchen, um die Handlungen zu beweisen. Will man von einem Theile der Geschichte, von einer Handlung, von einer Begebenheit versichert seyn, so muß man sich an Zeugen wenden, welche die Sache bezeugen, und dafür Bürgschaft leisten; und diese Zeugen, wenn man ihnen glauben soll, müssen wegen der Ehrlichkeit und der Einsichten unverwerflich seyn, wie wir es hienach erklären werden. Dieß ist die einzige Weise, sicher darein zu gehen.

Durch die physische Gewißheit sind wir von den Wirkungen der Natur versichert. Sie gründet sich auf das Zeugniß unsrer Sinne, welche durch die Ueberlegung und die Untersuchung geleitet werden. Durch sie erkennen wir die Eigenschaften der Körper, die natürliche Gesetze, die Verhältnisse der Handlung eines Körpers mit dem andern, die Wirkungen, welche nothwendiger Weise aus derselben Handlung folgen. Wenn es dann zuweilen sich zuträgt, daß man Wirkungen wahrnimmt, die jener Handlung, jenen Verhältnissen

en, jenen Eigenschaften, und jenen Gesetzen zuwider sind, so muß man erstlich mit der größesten Genauheit untersuchen, und prüfen; und wenn nach der Untersuchung die Sache richtig bleibt, so muß man sie nothwendiger Weise einem sonderbaren Willen des Urhebers der Natur selbsten zueignen.

Die Gewißheit aus der Erfahrung unterrichtet uns nur von Dingen, die in uns vorbeygehen: und wir können diese Gewißheit aus der Erfahrung nicht anders anwenden, um von andern Menschen zu urtheilen, als weil andere Menschen, wie wir, bestellet, und uns ähnlich sind. Da alle Menschen aus einem und demselben Stammen entsprießen, und da der Sohn die gleiche Natur, wie sein Vater, hat, so bedarf diese Aehnlichkeit eines Menschen mit dem andern nicht bewiesen zu werden.

Die metaphysische Gewißheit giebt uns die Wahrheiten zu erkennen, die im Verstande bestehen; das ist, jene, welche weder von den Zeugnissen der Menschen, noch vom Zeugnisse der Sinne, noch von unsrer persönlichen Erfahrung abhangen. Sie ist allein auf die Klarheit und die Beleuchtung unsrer Begriffe gegründet, vermittelst welcher wir die wesentlichen und nothwendigen Verhältnisse der Ausdrücke eines Satzes erkennen. Dieß ist erklecklich, um die verschiedenen Arten der Gewißheit, um den Gebrauch, nach welchem man sie, in Beziehung auf die verschiedenen Arten der Kenntnisse, anwenden soll, an den Tag zu legen. Laßt uns zu der sittlichen Gewißheit zurückkehren, welche gegenwärtig der wichtigste Punkt ist, und eine etwas weitläuftigere Entwicklung erfodert.

Nur die sittliche Gewißheit kann uns, wie wir gesagt haben, von den Geschichten, Begebenheiten, Errichtungen,

welche sich auf alle, sowohl weltliche als geistliche, Gesellschaften beziehen, eine Wissenschaft ertheilen. In Untersuchungen von dieser Art kann von metaphysischen und geometrischen Beweisen die Rede nicht seyn. Man höret nicht durch die Augen; man sieht durch die Ohren nicht: auf gleiche Art beweist man die Wahrheit der Geschichte nicht durch metaphysische und geometrische Vernunftschlüsse; man beweist sie nur durch die Glaubwürdigkeit der Zeugschaften.

Nichts ist also unvernüftiger, als metaphysische und geometrische Beweise für Geschichten zu verlangen, und den sittlichen Erweisungen metaphysische dagegenzustellen; als wenn diese letzten die einzigen wären, die man allezeit brauchen sollte, und für alle Arten von Wahrheiten brauchen sollte. Denn da die metaphysischen Wahrheiten und die sittlichen Wahrheiten von einer verschiedenen Gattung sind, so müssen die Mittel, die man anwenden soll, um sie zu beweisen, nothwendig eben sowohl verschieden seyn. Außerdem würde man in eine Gattung von Unvernunft verfallen, die man bey unsern neuartigen Philosophen ohn Unterlaß antrifft. Man muß darauf Achtung geben.

Wann die sittliche Gewißheit auf das Höchste gebracht ist, so hat sie über unsern Verstand eine eben so starke Gewalt, als die klarsten metaphysischen Erweisungen. Sie wird aber auf das Höchste gebracht werden.

1. Wenn jene, von welchen die Geschichten bezeuget werden, Leute von Einsicht und Ehrlichkeit sind. Leute von Einsicht; das ist, daß man bey ihnen weder Unwissenheit, noch Uebereilung, noch Leichtgläubigkeit vermuthen könne. Leute von Ehrlichkeit; das ist, daß man an der Zeugschaft, die sie leisten, weder Leidenschaft, noch Eigennutzen vermuthen könne, und daß man an ihnen wahrnehme, wie sehr sie

die

die Wahrheit in Ehren halten, lieben, und derselben vollkommen ergeben seyn.

2. Wenn die Geschichten durch öffentliche Denkmäler, als: durch Gebäude, die bey derselben Gelegenheit aufgeführet wurden, durch Piramiden, Ehrensäulen, Triumphbögen, oder durch Feyer und Gebräuche, die zur Verewigung des Andenkens eingesetzt sind, bestätiget worden; oder wenn sie in glaubwürdigen Verzeichnissen, Büchern, Urkunden, Archiven, u. d. g. aufbewahret worden sind.

3. Wenn das Andenken dieser Geschichten ununterbrochen von Alter zu Alter, von Geschlechte zu Geschlechte fortgepflanzet worden ist. Ich rede nicht von etlichen Umständen, welche, in den Privaterzählungen, beygesetzet oder ausgelassen worden seyn können. Diese Veränderungen zernichten die Geschichten keineswegs, weil sie dieselben auch noch voraussetzen, und bekräftigen; und sie werden im Grunde zu neuen Beweisen der Wahrheit.

Geschichten, die also bestätiget sind, haben eine sittliche Gewißheit an sich, welche auf die ehrlichen und vernünftigen Gemüther einen eben so starken Eindruck wirket, als die richtigsten metaphysischen Erweisungen. Der Verstand ist davon eben so gut überzeuget: und wenn er sich nicht allezeit mit gleicher Willfährigkeit ergiebt; wenn er nicht ehrlich und aufrichtig das Geständniß machet, so geschieht es alsdann, wann er von einer Leidenschaft, oder von einem Eigennutzen abgehalten wird, welche durch so richtig bewiesene Wahrheiten angefochten würden.

Aus dem, was wir itzt gesagt haben, wird man den Unterschied zwischen diesen vier Arten der Gewißheit leicht bemerken. Die metaphysische Gewißheit ist keines Zusatzes und keiner Verminderung fähig: denn die Sache ist, oder

ist

ist nicht also beschaffen, wie sie durch den Vortrag angegeben wird; und zwischen dem Seyn oder Nichtseyn kann es kein Mittelding geben. Die gleiche Beschaffenheit hat es mit der Gewißheit aus der Erfahrung. Die physische Gewißheit kann nur durch die Wunder fehlerhaft werden; das ist, durch eine Unterbrechung der Gesetze der Natur, welche durch einen außerordentlichen Willensschluß des Schöpfers verursachet wird. Aber die sittliche Gewißheit ist eines Zusatzes und einer Vermindrung fähig; sie muß verschiedene Stufen haben; sie kann auf das Gemüth einen schwächern oder stärkern Eindruck machen, je nachdem sie mehr oder weniger von jenen Gründen, Beweisen, Bewegursachen, Kennzeichen zusammenbringt, die wir eben angeführet haben.

Mann kann sie mit dem Tageslichte vergleichen. Die ersten Stralen der Morgenröthe machen uns Anfangs die Gegenstände sichtbar. Je nachdem das Licht zunimmt, entdecket es uns beständig mehr und mehr. Endlich am hellen Tage haben wir eine vollkommene Kenntniß davon. Nur die Blinden, jene, die freywillig die Augen schlössen, und jene, die sehr gebrechliche, oder sehr ungesunde Augen hätten, würden alsdann der Gegenstände nicht wahrnehmen, oder keine sichere und vollkommene Kenntniß davon erlangen.

Nichts ist leichter, als von dem, was wir hier sagen, die Anwendung zu machen, oder Leute zu finden, auf die man sie machen könnte.

Wir haben gesagt, daß die sittliche Gewißheit auf das Höchste gebracht wäre, und die gleiche Stärke, wie die geometrischen Erweisungen, haben würde, wenn sie auf diese drey Gründe gebauet wäre: auf unverwerfliche Zeugen, auf

glaub-

glaubwürdige Denkmäler, auf eine ununterbrochene Erblehre. Nun aber, alle diese Kennzeichen der Wahrheit und Augenscheinlichkeit finden sich in der evangelischen Geschichte vereiniget; das ist: in der Geschichte des Lebens und der Lehre Jesu Christi, und der Pflanzung der Religion Jesu Christi. Man wird die Beweise davon im Artikel: Evangelium, antreffen.

Die Zergliederung, welche wir da von den verschiedenen Arten der Gewißheit gegeben haben, wird nicht nach dem Geschmacke der neuen Philosophen, oder gewisser kleiner Schriftsteller seyn, welche den Gottlosen ihre Gottlosigkeit getreulich nachsprechen. Sie werfen sittlich, physisch, geometrisch, Erfahrung, alles durcheinander; und dieß thun sie nur deßhalben, damit sie diejenigen verwirren und verführen, welche die Schwachheit haben, sie zu lesen, oder ihnen Gehör zu geben. Sie fodern von uns herzhaft eine mathematische Beweisung in Dingen, von denen die Kenntniß nicht auf die Schließkunst, sondern auf das Ansehen und die Gewißheit der Zeugschaften gegründet ist. Wenn man ihnen die einzige Art von Beweisung herbringt, deren die Sache fähig ist, so sagen sie uns: dieß habe die Kraft der geometrischen Beweisung nicht; und es scheint, daß sie nicht merken, wie lächerlich ihr Begehren und ihre Fodrungen seyn; sie sehen nicht, daß nur Schelmen oder Dummköpfe dergleichen Dinge begehren können. Sie reden, als wenn die Gewißheit und die Augenscheinlichkeit nur auf ihrer Seite wäre, und wenn andere Leute nur allezeit Unwissenheit und Irrthum zum Eigenthume hätten.

Man vernehme den Verfasser des philosophischen Handlexikons. 1. Er will uns mit aller Gewalt überreden, daß alles, was wir sittliche Gewißheit nennen, nichts anders

als Wahrscheinlichkeit sey; und wenn man diese Wahrscheinlichkeit untersuchet, so finde man, daß sie eitel Irrthum sey.

2. Er will uns gleicher Weise bereden, daß es keine andere Gewißheit gebe, als jene, die man metaphysisch oder geometrisch heißt. Denn eine physische Gewißheit will er eben so wenig, als eine sittliche erkennen, weil, nach seinem Sinne, der Schöpfer niemals das Recht, oder die Macht hat, die Gesetze, die er frey verordnet hat, zu unterbrechen oder einzuhalten. Man darf seiner Achtsamkeit wenig Zwang anthun, um der ganzen Ungereimtheit dieser Lehre wahrzunehmen. Denn wenn alle sittliche Gewißheit nichts anders als Wahrscheinlichkeit ist, welche nach genauer Untersuchung für eitel Irrthum befunden wird, so folget daraus:

1. Daß nichts gewiß ist in allen Beweisen, die man von politischen, bürgerlichen, und geistlichen Errichtungen und Verordnungen, welche für die Gesellschaft höchst wichtig, nothwendig, und nützlich sind, angeben kann; daß nichts gewiß ist in allen Ansprüchen, worauf die Rechte der Landsherren, Fürsten, und Oberkeiten gegründet sind; daß nichts glaubwürdig ist in den Gesetzen, welche man von dem ehrwürdigsten und bestgegründeten Ansehen herleitet: denn weil all dieses nur durch die Zeugschaft der Menschen bewiesen ist, so kann in allen diesen Stücken nichts als Wahrscheinlichkeit Platz haben; und die Wahrscheinlichkeit, wenn man sie genau untersuchet, wird eitel Irrthum. So kann man alles anfechten, alles streitig machen, alles in den Zweifel ziehen. Dieß sind wahrhaftig unvergleichliche Grundsätze, um die Ordnung in der Gesellschaft, und die Ehrerbiethung und den Gehorsam gegen die geistlichen und weltlichen Mächte zu erhalten. Es folget daraus:

2. Daß

2. Daß man, nach dem Dünkel dieses Gelehrten, einen jeden, als irrwähnend, verachten sollte, der immer für eine unumstößliche Wahrheit behaupten möchte, daß es ein römisches Reich, einen Cäsar, einen Trajan; daß es einen Clodovaus, einen Karl den Großen, einen heiligen Ludewig; daß es einen Moses, einen Herrn Jesus, einen Mahomet gegeben habe: denn, obschon es höchst wahrscheinlich ist, daß diese Fürsten und Gesetzgeber da gewesen seyn, so geht dennoch dieses nicht über die Gattung der Wahrscheinlichkeit hinaus; und Wahrscheinlichkeit und Gewißheit sind zwey ganz verschiedene Dinge. Man fraget hier: wer verdienet mehr Verachtung, oder der Gelehrte mit seiner neuen Lehre, oder ein Mensch, welcher den Grundsätzen nachkömmt, die wir von der sittlichen Gewißheit festgesetzet haben? Es folget:

3. Daß man niemals bey einem und demselben Menschen einen anstößigern Gegensatz der Meynungen antreffe, welcher mehr Bosheit und Unredlichkeit anzeiget, als man bey diesem Schriftsteller antrifft. Denn unter jener großen Menge gottloser Werke, die aus seiner Feder geflossen sind, giebt er uns für bewiesene, augenscheinliche, unumstößliche Geschichten alles an, was immer sein Haß hat zusammenschmieren können, um das Christenthum anzuschwärzen. Es ist gewiß; dieß ist gewiß; saget er uns ohne Unterlaß mit einem bejahenden und gebietherischen Tone: und hier findet eben derselbe Mann nichts gewisses mehr, außer was geometrisch bewiesen ist. Aber laßt uns seine Vernunftschlüsse, oder vielmehr seine Verirrungen, einzeln durchschauen.

I.

Wie alt ist euer Freund Christoph? — Acht und zwanzig Jahre. Ich habe seinen Ehevertrag, seinen Taufschein gesehen; ich kenne ihn von Jugend auf: er ist acht und zwanzig Jahre alt. Ich habe die Gewißheit davon: ich bin es versichert.

Kaum habe ich die Antwort von diesem Menschen, der so versichert ist, daß wahr sey, was er saget, und von zwanzig andern gehöret, die eben dieselbe Sache bezeugen; so erfahre ich, daß man, um geheimer Ursachen willen, und durch einen sonderbaren Handgriff das Datum im Taufscheine des Christophs zurückgesetzt hat. Sie, mit denen ich geredet hatte, wissen noch nichts davon: unterdessen sind sie beständig von einem Dinge, das falsch ist, gewiß versichert.

* * *

Wahrlich eine drolligte Art seinen Vortrag zu beweisen! Oeffentliche Urkunden bestättigen eine Sache: Leute, die geheime Nachrichten wissen, sagen, daß die Sache falsch sey. Wem soll man itzt glauben, oder den geheimnißkundigen Leuten, oder den öffentlichen Urkunden? Können dergleichen Leute nicht Betrieger seyn, oder betrogen werden? Wären nicht hundert gegen Eins für die Urkunden zu wetten? Wo ist dann die Gewißheit von dem, was der Mann mit seinen geheimen Nachrichten dagegensetzt?

Außerdem ist jener Umstand von dem Alter des Christophs sehr gleichgültig für die Gesellschaft. Es ist keine Sache, worüber man jene Untersuchungen anzustellen, und zu fodern hätte, die wir bey der sittlichen Gewißheit fodern: und wäre es eine Sache von Wichtigkeit, so würde

man

man nicht vergessen, die nothwendige Vorsorge zu brauchen, um das Irrthum zu vermeiden. Man kann also aus dieser ersten Einwendung gegen die sittliche Gewißheit nichts schließen.

II.

Wenn ihr vor der Zeit des Coperniks die ganze Welt gefragt hättet: Ist die Sonne heute aufgegangen? ist sie untergegangen? so würden euch alle Leute geantwortet haben: Wir haben davon eine völlige Gewißheit. Sie waren gewiß versichert; und sie lebten im Irrthume.

* * *

Eine neue Ungereimtheit! eine neue Thorheit! Wir heißen Sonnenaufgang den Augeblick, da sie vor unsern Augen zu erscheinen anfängt, und Sonnenuntergang den Augenblick, da sie verschwindet. Man hat niemals anders geredet, und — mit Gunst unsers Doktors — man wird niemals anders reden. Unsre geschickten Sternkenner, wenn sie ihre Kalender machen, haben uns allezeit angezeigt, und werden uns allezeit anzeigen, wann die Sonne aufgeht, und wann sie untergeht. Die Art sich auszudrücken richtet sich nicht nach den Systemen. Wo ist dann das Irrthum?

III.

Die Zaubereyen, die Wahrsagungen, die besessenen Leute sind lange Zeit, vor den Augen aller Völker, die allergewisseste Sache von der Welt gewesen. Was für eine unzählbare Menge Leute haben alle diese schönen Dinge gesehen, welche davon ganz versichert waren? Heut zu Tage ist diese Gewißheit ein Bißchen aus der Mode gekommen.

* * *

Es ist ein Glaubenssatz, daß es Besessene, daß es Leute gegeben hat, welche sich auf Zaubereyen, auf die Wahrsage kunst verlegten, und mit der Hölle Gemeinschaft hatten. Die Heyden selber haben es eingestanden. Es ist glaubwürdig, daß es viele Wahrsager, und Herumstreicher gegeben habe, welche den einfältigen Pöbel hintergiengen. Aber was kann man daraus gegen die sittliche Gewißheit folgern, wie wir sie davor erkläret haben?

IV.

Ich beweise einem jungen Menschen, daß die drey Winkel eines Dreyeckes zweenen geraden gleich sind. Er wird dann davon gewiß versichert, und wird es sein ganzes Lebenlang seyn. Hier sieht man eine ganz andere Gewißheit, als die übrigen sind. Sie waren nur Wahrscheinlichkeiten, und als man diese Wahrscheinlichkeiten untersuchte, sind sie Irrthümer geworden. Aber die mathematische Gewißheit ist unwandelbar und ewig.

* * *

Ich beweise einem jungen Menschen, daß die drey Winkel eines Dreyeckes zweenen geraden gleich sind; so wird er davon für sein ganzes Lebenlang gewiß versichert seyn. Ich beweise ihm, daß ein Cäsar gelebet hat; so ist er auf gleiche Weise für sein ganzes Lebenlang davon gewiß versichert. Der ganze Unterschied zwischen diesen zwoen Gewißheiten besteht darinnen, daß jene eine nothwendige Wahrheit, und diese eine zufällige Wahrheit, das ist, die keine Nothwendigkeit enthält, zum Gegenstande hat. Es ist nothwendig, daß die drey Winkel eines Dreyecks zweenen geraden gleich sind. Es ist nicht nothwendig, und es ist

nicht

nicht nothwendig gewesen, daß ein gewisser Mensch, zum Beyspiele: Cäsar, gelebet hat. Aber weil Cäsar wirklich gelebet hat, wie es mit der äußersten Augenscheinlichkeit, durch die Verbindung aller Zeugschaften und aller Denkmäler von allen Zeiten her, bewiesen ist; so bin ich von dem Leben des Cäsars zur bestimmten Zeit eben so gewiß versichert, als von der Gleichheit der drey Winkel im Dreyecke mit zweenen geraden. Wenn einer ernstlich behaupten wollte, es habe niemals ein Cäsar gelebet, so würde man denken, er verdiene im Tollhause einen Platz. Man urtheile, wo jener eine Wohnung verdiene, der also schließt, wie unser Gegner.

V.

Seyd ihr nicht gewiß versichert, daß Pekin besteht? Habet ihr nicht Zeuge von Pekin in euerm Hause? Haben nicht Leute von verschiedenen Ländern, von verschiedenen Gesinnungen euch versichert, daß es eine solche Stadt gebe? Ich antworte: Es ist mir höchst wahrscheinlich, daß es dortmals eine Stadt Pekin gegeben habe: aber ich möchte nicht mein Leben wetten, daß diese Stadt besteht; und ich will wetten, so oft man es fodert, daß die drey Winkel eines Dreyecks zweenen geraden gleich sind.

* * *

Neue Schelmerey! Der Gegenstand der sittlichen Gewißheit ist nicht der nothwendige und wirkliche Bestand einer Stadt, einer Person, u. d. g. sondern ihr Bestand zur bestimmten und angegebenen Zeit. Ich kann eben so wohl sagen: Pekin besteht, als ich sagen kann: Paris besteht; Lion besteht. Unterdessen ist es möglich, daß im Augenblicke, da ich rede, Paris von der Erde verschlungen sey,

wie es ehemals Herkulan war; daß Lion vom Feuer verzehret sey, wie es ehemals war, als Seneca sagte: inter urbem maximam & nullam nox una interfuit. Aber die sittliche Gewißheit läßt, den wirklichen Bestand einer Stadt betreffend, Fälle von jener Art bey Seite, welche metaphysischer Weise nicht unmöglich sind. Außerdem ist nichts lächerlicher, und dem gesunden Menschenverstande mehr zuwider, als wenn man saget: Es ist mir höchst wahrscheinlich, daß es eine Stadt Pekin, eine Stadt Paris, eine Stadt Lion gegeben habe. Denn die Wahrscheinlichkeit zeiget zwar an, daß man eine Ursache gehabt hat zu glauben; aber sie zeiget auch an, daß man von der Sache nicht ganz gewiß versichert ist.

Wo ist nun ein vernünftiger Mensch, der sich zu sagen getrauete: Ich bin nicht ganz gewiß versichert, ob es jemals eine Stadt Paris, eine Stadt Lion, eine Stadt Pekin, gegeben habe? Unterdessen müßte man doch nach unserm Doktor also reden. Ist es möglich, daß man sich mit so verkehrten Vernunftschlüssen stolzer Weise noch für einen Philosophen ausgeben könne?

VI.

Man hat im encyklopädischen Lexikon eine sehr schnakkische Sache gedruckt. Man behauptet darinnen, daß ein Mensch eben so gewiß, eben so versichert seyn sollte, daß der Marschall von Sachsen auferstanden sey, wenn es ihm ganz Paris sagete, als er versichert ist, daß der Marschall von Sachsen die Schlacht bey Fontenoy gewonnen hat, da es ihm ganz Paris saget. Man sehe doch,

Herkulan] eine Stadt bey Neapel, wurde unter der Regierung des Kaisers Titus von einem Feuerstrome des Vesuvs bedecket, nachdem sie schon zuvor durch Erdbeben verwüstet worden war.

doch, zu Gefallen, wie unvergleichlich dieser Vernunftschluß sey: Ich glaube ganz Paris, wenn es mir eine sittlicher Weise mögliche Sache saget; also soll ich auch ganz Paris glauben, wenn es mir eine Sache saget, die sittlicher und physischer Weise unmöglich ist.

Vermuthlich wollte der Verfasser dieses Artikels sich lustig machen, und der andere Verfasser, welcher am Ende desselben Artikels, der wider ihn geschrieben ist, in Entzückung geräth, wollte sich auch lustig machen.

* * *

Da haben wir einen Vernunftschluß, der noch merkwürdiger ist, als alle vorige. Der arme Mann verirret sich allenthalben; er menget alles durcheinander, Geschichten und Wahrscheinlichkeit, die Gründe der Gewißheit und die Gegenstände der Gewißheit. Nachmals geräth er in Entzückung; er bildet sich Großes ein; er will Spasse machen, und es kömmt doch nur erbärmlich heraus. Laßt uns sein Geschmiere ein Bißchen aufklären.

Wenn mir ganz Paris den Sieg jener Schlacht bey Fontenoy, oder die Auferstehung des Marschalls von Sachsen kund machet; so sind es Begebenheiten, die es mir kund machet, und Begebenheiten, welche nicht auf die Möglichkeit der Sache, sondern auf ihre Wirklichkeit gegründet sind. Wenn ich, auf das Zeugniß von ganz Paris, diesen Sieg der Schlacht glaube, so glaube ich ihn nicht, weil es möglich war, daß ihn der Marschall gewänne; sondern weil er ihn wirklich gewonnen hat: und ich bin versichert, daß er die Schlacht gewonnen hat, weil es sittlicher Weise unmöglich ist, daß ganz Paris übereinstimme, die Sache für wahr zu behaupten, wenn sie falsch wäre. Der Marschall von Sachsen hätte die Schlacht gewinnen oder verlieren

können. Der Beweggrund meines Glaubens ist also nicht die Möglichkeit, sondern die Wirklichkeit der Sache. Nun aber diese Wirklichkeit der Sache ist auf die stärkeste Weise, als es möglich ist, das ist, durch das Zeugniß von ganz Paris bestätiget. Man hat Briefe vom Kriegsheere; man hat Verordnungen vom Könige und von der Oberkeit, um Freudenfeste anzustellen; man sieht Leute, die dabey gewesen sind; man weiß die Zahl der Todten, der Gefangenen, der Verwundeten. Nur ein Unsinniger könnte nach allen diesen Zeugnissen sich weigern zu glauben, daß die Schlacht gewonnen sey.

Laßt uns itzt zur zweyten Begebenheit von der Auferstehung des Marschalls kommen. Wenn ich für diese zweyte Begebenheit die gleiche Uebereinstimmung und Allgemeinheit der Zeugnisse und Beweise antreffe, werde ich sie nicht gleichfalls glauben müssen?

Aber unser tiefsinniger Schlußmacher saget: Ich glaube ganz Paris, wenn es mir eine sittlicher Weise mögliche Sache saget; also soll ich auch ganz Paris glauben, wenn es mir eine Sache saget, die sittlicher und physischer Weise unmöglich ist? Man sehe doch, zu Gefallen, wie unvergleichlich dieser Vernunftschluß sey. Allein wir wollen ihn fragen, was ihn beredet habe, den Sieg von der Schlacht bey Fontenoy zu glauben: entweder die Möglichkeit der Sache, oder die Uebereinstimmung der Zeugnisse und Beweise? Die Möglichkeit der Sache kann es nicht seyn; denn man kann nicht von der Möglichkeit auf das Werk und die Wirklichkeit schließen. Ist es die Uebereinstimmung der Zeugnisse und Beweise, so befindt sie sich in beyden vorgestellten Fällen gleich. Aber, saget er, die zweyte Begebenheit ist sittlicher und physischer Weise unmöglich. Und wir fragen ihn:

ihn: Wie würden Sie es angreifen, Herr Doktor! um zu beweisen, daß die Auferstehung eines Todten unmöglich sey? Wie würden Sie uns darthun, daß der Schöpfer, welcher eine Seele mit einem Leibe hat vereinigen können, nicht auch, nach ihrer Trennung, sie wieder vereinigen könnte? Wie würden Sie uns erproben, daß dieses über die Kräfte und die Macht des Schöpfers hinausreiche?

Diesen Knochen geben wir ihm zu nagen. Unterdessen, bis er damit fertig ist, darf man seiner Vernunftschlüsse und seiner Aussprüche lachen.

XVII.

Glauben.

Aus allen Punkten, welche zur Religion gehören, ist keiner, an welchem sich die tapfern Helden des Unglaubens mit mehr Vergnügen wetzen, und welchen sie mit mehr Herzhaftigkeit anfechten, als der Glauben. Der Glauben ist der große Gegenwurf, bald ihres Unwillens, bald ihrer Verachtung, bald ihrer Spottreden, bald ihrer Wuth. Alles, was seichte Gemüther hintergehen, Unwissende überraschen, Freydenker lustig machen kann, ist der Inhalt ihrer Strafreden, ihrer Trugschlüsse, nnd aller jener Gottlosigkeiten und Gotteslästrungen, welche sie noch für witzige Einfälle ausgeben.

Die Art unsers Verfahrens gegen sie wird einfach, klar, und deutlich seyn. Um ihre ausschweifende Philosophie zu Schanden zu machen, wollen wir Anfangs erklären, was das Wort: Glauben, heiße, dessen Gebrauch in den Geschäfften der menschlichen Gesellschaft eben so gemein, als in Religionssachen ist. Nachmals wollen wir für den Verstand eine genaue Bestimmung des christlichen Glaubens festsetzen, und zeigen, wie erhaben, wichtig, und merkwürdig die Begriffe seyn, die er uns beybringt. Ferner werden wir darthun, daß die Vernunft selbsten uns zu einer gänzlichen und vollkommenen Unterwerfung an die Wahrheiten des Glaubens leitet. Endlich wollen wir erweisen, daß die Gewißheit der Glaubenswahrheiten der Gewißheit der metaphysischen Wahrheiten, die zum besten bewiesen sind, die Wage hält. Nachdem wir alle diese Begriffe und diese Wahrheiten festgestellet haben werden; dann wollen wir jene unzähl-

unzählbare Menge von Trugschlüssen entdecken, wodurch die Philosophen den Glauben bestreiten.

Erster Artikel.

Was soll man unter dem Worte: Glauben, verstehen?

Der Glauben, wenn wir dieses Wort nach seiner ganzen Bedeutung nehmen, ist der Beyfall, den man den Wahrheiten und den Sachen ertheilet, welche man nur durch fremdes Zeugniß, und auf das Wort anderer Leute kennt. Man erzählet eine Sache, eine Geschichte, eine Begebenheit, und saget: man habe sie von diesem oder jenem Menschen erfahren, und dieser oder jener Mensch verdiene einen Glauben; das ist, er verdiene, daß man ihm glaube, und man könne sich ohne Scheue auf sein Wort vertrauen. Dieß ist, was man Glauben heißt.

Dieser Glauben nimmt an Feste und Gewißheit nach dem Maaße zu, nach welchem man von der Einsicht und Redlichkeit derer, die eine Sache bezeugen, mehr versichert ist. Je größer die Zahl der Zeugen, welche diese Eigenschaften der Redlichkeit und Einsicht besitzen, seyn wird, desto mehr wird der Glauben an Feste und Gewißheit zunehmen. Und wenn die Sache noch durch öffentliche Denkmäler, und durch sehr große Gesellschaften bestätiget wird, die seit der Begebenheit der bestätigten Sache bestehen; so wäre es alsdann eben so wenig erlaubet, an derselben Sache zu zweifeln, als es erlaubet ist zu zweifeln, ob die Erde von der Sonne beleuchtet werde. Ist der Glauben auf solche Zeugschaften gegründet, so wirket er in der Seele eine vollkommene Ueberzeugung: und man würde jene, die einen solchen Be-

weis der Wahrheit anstreiten wollten, nicht in die Zahl der vernünftigen und verständigen Menschen setzen.

Der Glauben ist der Grund aller gesellschaftlichen und bürgerlichen Ordnung; und ohne den Glauben wäre es unmöglich, daß in der Welt eine Polizey oder eine Gesellschaft bestehen könnte. Die Gesellschaften gründen sich allein auf die Verträge, welche zum gleichhältigen Besten aller Glieder gemacht worden sind, und man muß sich deßhalben auf das vertrauen, was in den Urkunden enthalten ist, das bestimmet und ausgemacht worden sey. Spricht man den Urkunden den Glauben ab, so zernichtet man alle Gesellschaft. Im bürgerlichen Leben sind die Rechte der Geburt, der Besitzungen, der Erbfolgen nur auf die mündlichen, oder schriftlichen Zeugnisse der Menschen gegründet. Wie beweist man, daß jener Privatmensch, jener Fürst der rechtmäßige Besitzer dieses oder jenes Erdreichs, dieser oder jener Herrschaft, dieses oder jenes Landes sey? Nicht anders, als durch die Urkunden, welche weiter nichts, als menschliche Zeugnisse, sind. Der Glauben ist also, wie Cicero bemerket, der Grund der Ordnung, der Gerechtigkeit, des Friedens in allen Gesellschaften. * Fundamentum autem Justitiæ est Fides.

Der Glauben wird in den menschlichen und göttlichen Glauben abgetheilet. Der menschliche Glauben ist jener, der auf die Worte und Zeugnisse der Menschen sich gründet, welche die Bedingungen an sich haben, die wir in den vorhergehenden Anmerkungen beybrachten. Denn die Zeugnisse von Leuten, auf derer Einsicht und Redlichkeit man mit Rechte einen Bedacht setzen, oder die man für Leute voller Leidenschaft und Vorurtheile halten könnte, wären nicht an-

zu-

* Von den Pflicht. 1. B.

zunehmen. Der göttliche Glauben ist jener, der sich auf das Wort Gottes selbsten gründet. Die Weissagung, und unverwerfliche Wunderthaten sind die Kennzeichen des Worts und der Ausspräche Gottes: denn nur die göttlichen Aussichten können die Zukunft durchschauen, und sie unfehlbar entdecken; und nur der Schöpfer der ganzen Natur kann der Natur selbsten gebiethen, und ihre Gesetze nach seiner Willkühr hemmen oder zurückhalten.

Die Religion der Juden, und die Religion der Christen sind die einzigen, welche einen göttlichen Glauben erkennen; weil sie die einzigen sind, die sich auf Weissagungen und Wunderthaten gründen. Die Verfasser des Gedichts von dem natürlichen Gesetze, des Emils, der philosophischen Gedanken, des philosophischen Kriegsmanns, u. d. g. welche die mahometanische Offenbarung mit der Offenbarung der Juden und der Christen in die gleiche Reihe setzen, geben uns genug zu erkennen, wie sehr die Gottlosigkeit und der Haß gegen die Religion gewisse Gemüther verblenden könne. Laßt uns nun umständlicher erklären, was der christliche Glauben sey.

Zweyter Artikel.

Was ist der christliche Glauben?

Man kann von dem Glauben keinen herrlichern und erhabnern Begriff angeben, als uns der heilige Paul durch diese Worte giebt: „Der Glauben stellet uns die unendlichen Güter vor, die auf uns warten, und er ist das „Licht, das uns leuchtet, um jene erhabnen Wahrheiten zu „erkennen, die wir aus uns selbsten nicht entdecken mögen„.

* Est autem Fides sperandarum substantia rerum, argu-

* Hebr. 11. Kap.

gumentum non apparentium. Durch diese wenigen Worte bezeichnet er uns, mit dem stärkesten Nachdrucke, die Hoheit der Gegenstände des Glaubens, die Belohnungen des Glaubens, und die siegreichen Beweggründe, welche unsern Verstand dem Glauben unterwerfen sollen. Die Gegenstände des Glaubens sind jene großen Wahrheiten, welche den Stoff der Glaubenslehre in der Kirche ausmachen. Die Belohnungen des Glaubens sind, schon in dieser Welt, die Herzhaftigkeit und Entschlossenheit, womit man auf den Wegen wandelt, die unfehlbar zu Gotte führen. Die siegreichen Beweggründe, welche unsern Verstand dem Glauben unterwerfen, sind jene überzeugenden Beweise, daß Gott jene großen Wahrheiten geoffenbart habe.

Vermöge dieser erhabnen Begriffe bestimmen die christlichen Lehrer den Glauben: eine Gabe Gottes, durch welche wir mit einer unverbrüchlichen Standhaftigkeit die Wahrheiten glauben, die er geoffenbaret hat, und die in den göttlichen Büchern enthalten sind, und von der Kirche gelehret werden.

Der Glauben ist eine Gabe Gottes, weil die Menschen nicht zu Gotte gelangen können, wenn nicht er selbsten ihren Verstand beleuchtet, und ihre Herzen durch seine Gnade zubereitet; und deßhalben saget Jesus Christus: „ Niemand „ kann zu mir gelangen, wenn er nicht von meinem Vater „ geleitet wird „. * Nemo potest venire ad me, nisi Pater, qui misit me, traxerit eum. Er heißt uns mit einer unverbrüchlichen Standhaftigkeit glauben: denn, weil Gott, der die Wahrheit selbsten; und der Ursprung aller Wahrheit ist, jene Gegenstände unserm Glauben selber vorträgt, so gilt sein Ansehen und sein Wort so viel, als die

größe-

* Joh. VI.

größesten Beweise, die man fodern möchte; und alsbald soll die Dunkelh it welche noch in den Gegenständen zurückbleibt, der Vernunft nicht mehr im Wege stehen.

Der Glauben ist bey allen Menschen gleich; aber er ist bey einigen besser entwickelt, als bey andern. Die, welche die Pflicht der Unterweisung auf sich haben, wie: die Bischöfe, und Lehrer; und die, welche sich besonders auf die Lehrübung der Religion verlegen, welche die Wahrheiten, die sie vorträgt, die Beweise, die sie darbeut, den Nutzen, den sie in sich enthält, mit besserer Aufmerksamkeit betrachten; erkennen umständlicher die Wahrheiten des Glaubens, und die Beweise dieser Wahrheiten. Jene, die nicht im Stande sind, oder um des Alters willen, oder wegen der Geschäffte, oder aus Mangel der Anweisung und gewisser Hülfsmittel, sich in diesen Lehrübungen bewandert zu machen, haben eine minder ausgebreitete Kenntniß von diesen Wahrheiten: aber sie glauben, was man in der Kirche glaubet, und was sie ihre Hirten, und Lehrmeister in der Religion lehren. Eine vernünftige Unterwerfung ist neben der Gnade ihr Führer und ihre Richtschnur. Ihr Glauben ist wahrhaft; und er ist genügsam, damit sie ihre Pflichten erfüllen, Gotte gefallen, und auf dem Wege des Heiles sicher wandeln mögen.

Endlich hat der Glauben seine Hülfsmittel und seine Gefahren. Er wird durch die Frömmigkeit, die Unschuld der Sitten, die getreue Erfüllung der Religionspflichten unterhalten. Man wird nicht sehen, daß ein Mensch, der wahrhaft eingezogen ist, der die guten Sitten im Werthe hält, der die Tugend ehret, der mäßig in seinen Begierden, und voll Redlichkeit und Billigkeit ist, die Wahrheiten des Glaubens anfechte, oder über das Joch des Glaubens

klage.

klage. Er ist standhaft, weil er vernünftig ist; ruhig, weil er tugendhaft lebet.

Die Gefahren des Glaubens kommen niemals, oder von den ausgebreiteten Einsichten, oder von der Stärke des Verstandes her. Es ist ein unüberlegter Einfall, den gewisse Leute manchesmal im Munde führen, wann sie sagen, daß die größesten Geister zum meisten Gefahr laufen, sich zu verirren. Seit siebenzehn hundert Jahren hat es im Christenthume allzu viele große Geister gegeben, welche durch ihre Unterwerfung dem Glauben Ehre gemacht haben, daß man die Stärke des Verstandes, als ein Hinderniß der Unterwerfung im Glauben, ansehen könnte.

Die Gefahren des Glaubens kommen von der Hoffart des Geistes her, welcher sich über seinen Kreis hinausschwingen will, welcher die Vermessenheit hat, alles entscheiden zu wollen, und nichts so sehr scheuet, als bekennen zu müssen, daß es Dinge giebt, die er weder fassen, noch ergründen, noch erklären kann.

Die Gefahren des Glaubens entspringen aus dem Verderbnisse des Herzens, welches kein Gesetz dulden will, das ihm Zwang thut; welches von Natur nichts, als die Unabhängigkeit und die Freyheit suchet, seinen Gelüsten zu folgen; welches alles fürchtet, was sie zur Ordnung und Pflicht zurückleiten sollte, weil dieß nicht anders geschehen kann, als wenn es in Schranken gehalten, gedemüthiget, abgetödtet würde.

Die Gefahren des Glaubens entstehen vorzüglich aus der unklugen Neugierde, alles zu sehen und zu wissen, was in diesem ausgelassenen Zeitalter wider die Religion geschrieben und gesprochen wird. Eine Jugend, deren Einbildungskraft lebhaft, und die Leidenschaften feurig sind, deren Beur-

urtheilung mehr ungestüm als überleget, und mehr vermessen als beleuchtet ist; eine Jugend, welcher alle Pflichten der Religion lästig und unbequem scheinen, weydet sich mit Begierde an jenen Schartecken, die voll sind von verfänglichen Vernunftschlüssen, von denen sie nicht fähig ist, den Fehler zu ergründen; von verleumderischen Geschichten, derer Falschheit sie nicht erkennt; von hitzigen Strafreden, derer Bosheit und Abscheulichkeit sie nicht gewahr wird. Wenn sie durch dieses unselige Lesen angestecket ist, was für ein Vorurtheil, was für eine Abneigung, was für einen Abscheu muß sie nicht gegen diese wichtigsten, nothwendigsten, unverwerflichsten Wahrheiten an sich nehmen? Dieß sind die Gefahren des Glaubens; und um diese zu vermeiden, wollen wir den verdammlichen Grundsätzen der Ungläubigen etliche Sätze dagegenstellen.

Erster Satz.

Die Vernunft selbsten leitet uns zu einer gänzlichen und vollkommenen Unterwerfung an die Wahrheiten des Glaubens.

Beweis des Satzes. Möchten schon Wahrheiten in sich selbsten immer so dunkel seyn, und sollten wir immer so viele Widersetzung fühlen, dieselben anzunehmen; wenn uns dennoch die Vernunft zeiget: 1. daß diese Wahrheiten von jenem herkommen, welcher die Wahrheit selbsten, die höchste, ewige Wahrheit, und der einzige Ursprung aller Wahrheit ist; 2. daß aus diesen Wahrheiten die höchsten und erhabensten Begriffe entspringen, die wir von der Gottheit haben; 3. daß diese Wahrheiten dem Menschen alles, was von ihm die unveränderliche Ordnung fodert, das ist, alle seine Pflichten und seine wahren Vortheile, entdecken:

alsdann leitet uns die Vernunft selbsten, jene Wahrheiten mit einer gänzlichen und vollkommensten Unterwerfung anzunehmen.

Nun, die Vernunft zeiget uns, daß die Wahrheiten des Glaubens von jenem herkommen, welcher die Wahrheit selbsten, und der Ursprung aller Wahrheit ist; daß sie uns die höchsten und erhabensten Begriffe von der Gottheit beybringen; daß sie dem Menschen alles entdecken, was die unveränderliche Ordnung von ihm fodert.

Folglich leitet uns die Vernuft selbsten zu einer gänzlichen und vollkommenen Unterwerfung an die Wahrheiten des Glaubens.

Der Vordersatz der Schlußrede ist allzu augenscheinlich, daß er im Gemüthe eines Menschen, der die Ausdrücke davon gut einsieht, einen Zweifel zurücklassen könnte. Unsre ganze Bemühung soll dann darinnen bestehen, die drey Theile, welche der Mittersatz einschließt, eben so augenscheinlich darzuthun. Man sehe nun, wie wir damit zu Werke gehen.

1. Die Wahrheiten des Glaubens kommen von jenem her, welcher die Wahrheit selbsten, und der Ursprung aller Wahrheit ist. Diese Wahrheiten sind in göttlichen Büchern enthalten, das ist, in Büchern, die nur vom Geiste Gottes haben angegeben und eingesprochen werden können. Dieß beweisen wir mit der größesten Augenscheinlichkeit in den Artikeln: Bibel, und Offenbarung; und an diese Artikel weisen wir die Leser zurück.

2. Die Wahrheiten des Glaubens bringen uns die höchsten und erhabensten Begriffe bey, die wir von der Gottheit haben können. Wir fodern die ganze Rotte der sogenannten Gelehrten, Philosophen, und Ungläubigen, welche den Glauben bestreiten, herzhaft heraus. Sie sollen

alles,

alles, was die alten Philosophen von der Gottheit gedacht, gesagt, und geschrieben haben, aufsuchen, sammeln, zusammensticken. Was werden sie finden, das mit jenen erhabenen Begriffen, die uns die göttlichen Bücher davon aufstellen, vergleichbar, oder ähnlich wäre? Wie klein scheinen jene großen Philosophen, wie schwach sind jene so berühmten Geister, wenn sie sich allein mit natürlichen Einsichten forthelfen müssen, gegen die Schriftsteller, denen Gott einsprach! Was wird man in der ganzen Philosophie antreffen, das uns einen so hohen Begriff von Gotte beybrächte, als Moses durch diesen einzigen Ausdruck giebt: * Jener, der da ist. Kleine Geschöpfe! ihr seyd nur entlehnter Weise, und aus Gnade da: Gott allein ist wahrhaft, wesentlich, und aus sich selbsten da. Was wird man antreffen, das jener Herrlichkeit gleich käme, mit welcher Moses das große Werk der Schöpfung vor die Augen leget? ** Im Anfange schuff Gott den Himmel und die Erde. Die Erde war aber ohne Kraft und ohne Zierde; sie war mit Finsterniß umhüllet: und Gott sprach: Es werde Licht, und Augenblicks ward Licht. u. s. w. Allmählig kommen dann alle übrige Geschöpfe, auf das einzige Geheiß, und auf ein Wort des Herrn, aus dem Nichts hervor. Also schildert uns Moses die schöpfrische Macht Gottes ab.

Man durchgehe die Psalmen, die Bücher der Weisheit, die Propheten: was für herrliche, was für erhabene Begriffe findet man nicht dorten von der Ewigkeit, Unermeßlichkeit, Allmacht, unendlichen Weisheit, und von mehrern andern Vollkommenheiten Gottes, von denen die Philosophen kaum einen sehr schwachen und sehr unvollkommnen Schein gehabt

* 2. B. III. ** 1. B. I.

gehabt haben! Man lese nachmals die philosophischen Werke des Cicero, jenes großen Mannes, welcher alle Schätze der griechischen Weltweisheit zu den Römern überbracht hat: was wird er uns von der Wesenheit und Natur Gottes lehren? Wie klein, schwach, eingeschränkt werden seine Begriffe, gegen die Begriffe Moses, Davids, Isaias, Ezechiels, der heiligen Apostel Johannes und Pauls, herauskommen! Mit was für einem hellschimmernden Lichte wird nicht die Vernunft von diesen begeisterten Männern aufgeklaret! uno was für Schwachheit, Dunkelheit, Ungewißheit wird sie nicht in den Schriften der größesten Männern des Heydenthums gewahr!

Wenn unsre neuartigen Philosophen manchesmal richtigere, reinere, schönere Begriffe von Gotte vorzubringen scheinen, als die heydnischen Philosophen von ihm angaben; so muß man wissen, daß sie dieselben eben aus dem Christenthume selbsten herholen. Aber sie handeln, wie jene ausgearteten Kinder, welche, nachdem sie die Milch von ihrer Amme gesauget haben, nachmals ihre Kräfte anwenden, um sie zu schlagen und zu mishandeln.

Es ist rathsam, im Vorbeygehen anzumerken, daß keiner aus jenen Herren, wo sie von den göttlichen Vollkommenheiten reden, jemals ein Wort von der Heiligkeit Gottes saget. Es scheint, sie erkennen diese Vollkommenheit nicht, oder halten sie für Gott nicht anständig. Man erräth leicht die Ursache dieser Verschweigung.

3. Die Wahrheiten des Glaubens entdecken dem Menschen alles, was die unveränderliche Ordnung von ihm fodert; das ist: seine Pflichten und seine wahren Vortheile. Wir finden in keinem philosophischen Lehrgebäude, und keinem Gesetzbuche Grundsätze von den Pflichten und

den wahren Vortheilen des Menschen, welche so einleuchtend, so wichtig, oder so fruchtbar wären, als jene, die uns der Glauben vorträgt.

Der Glauben führet uns sogar in das herrliche Heiligthum der Rathschlüsse des Ewigen hinein; er entdecket uns das Bündniß und die Verhältnisse, die wir mit Gott haben: er belehret uns, daß der Mensch aus der Hand Gottes entsprungen ist; daß er nur wegen Gottes da seyn soll; daß er, allein durch die Liebe zu dem göttlichen Schöpfer seines Wesens, mit Gotte vereiniget bleibt, und daß diese Liebe sich nicht anders ausdrücken und beweisen läßt, als wenn man liebet, was Gott selber liebet. Dieß ist der so reine, so fruchtbare Ursprung aller Pflichten des Menschen, aller Sittenlehre, und aller wahren Tugenden.

Der Mensch, seiner einzigen Vernunft überlassen, hatte diese erhabenen Grundsätze nicht ergründet: man trifft bey den heydnischen Philosophen keine Spur davon an. Der Glauben hat den Menschen gelehret, was er gegen Gott sey, was er Gotte schuldig sey, was er von Gotte zu erwarten habe. Die Vernunft, durch dieses göttliche Licht beleuchtet, erkennt die Würde des Menschen, und alles, was sein wahres Verdienst, seine wahre Ehre, und seine wahre Glückseligkeit ausmachen kann, unendlich besser. Der Mensch mag die Leidenschaften lieben, die ihm schmäucheln; er mag ihnen Lob sprechen, und sie vertheidigen: aber nur die wahren Tugenden werden von der Vernunft geehret, gepriesen, und gutgeheißen.

Wir wollen es itzt den Philosophen überlassen, unsern Satz zu untersuchen, welcher sie gerade bey dem Orte packet, wo sie sich am stärksten glauben. Sie setzen ohn Unterlaß den Glaubenswahrheiten das Licht der Vernunft ents-

gegen; und wir beweisen ihnen, daß uns die Vernunft selbsten zu einer gänzlichen und vollkommenen Unterwerfung an die Wahrheiten des Glaubens leite. Wir geben ihnen diesen Knochen zu nagen, und schreiten zum folgenden Satze.

Zweyter Satz.

Die Gewißheit der Glaubenswahrheiten hält der Gewißheit der metaphysischen Wahrheiten, die zum Besten bewiesen sind, die Wage.

Ehe wir zum Beweise unsers Satzes kommen, ist es rathsam, etliche Begriffe vorauszuschicken, welche behülflich seyn mögen, die Wahrheit des Satzes leichter zu erkennen und zu empfinden.

1. Die Gewißheit oder Versicherung von Dingen, die man uns als Wahrheiten vorträgt, muß nothwendig in dem Verhältnisse und im Gleichmaaße mit den Beweggründen stehen, die wir haben, um jene Dinge zu glauben, und als Wahrheiten anzunehmen.

2. Wenn von einer Sache die Rede ist, welche man nur aus Vernunftschlüssen erkennen kann, so steht die Gewißheit im Gleichmaaße mit der Klarheit, womit wir einsehen, daß uns die zween Ausdrücke eines Satzes nur die nämlichen Begriffe vorstellen. Also bin ich versichert, daß das Dreyeck eine Figur von dreyen Seiten und von dreyen Winkeln ist, weil der Begriff eines Dreyecks, und der Begriff einer Figur von dreyen Seiten und dreyen Winkeln, nur einen und denselben Begriff ausmachen.

3. Wenn es auf eine Sache, die geschehen ist, ankömmt, so steht die Gewißheit in dem Verhältnisse, mit dem Ansehen jenes oder jener, welche die Wahrheit der geschehenen Sache bezeugen. Findet man also bey den Zeugen alles, was

was man, von Seite der Redlichkeit, der Einsicht, der Aufrichtigkeit, der Uneigennützigkeit, bey ihnen verlangen kann; so darf man vernünftiger Weise an dem, was sie bezeugen, nicht zweifeln. Und wenn jener, der das Zeugniß giebt, die Wahrheit selbsten ist; wenn er in siner Wesenheit also unfehlbar ist, daß es auf gleiche Weise unmöglich wäre, daß er sich betröge, oder daß er uns betröge; so hält die Gewißheit eines Dinges, welches man auf sein Wort glaubet, jener Gewißheit die Wage, welche uns die deutlichsten und stärkesten Erweisungen geben könnten.

4. Man muß den klaren Begriff, welcher die Ueberzeugung hervorbringt, von der Gewißheit wohl unterscheiden. Wir heißen da Ueberzeugung jenen Eindruck, der in die Seele kömmt, wann sie deutlich merket, daß die zween Ausdrücke eines Satzes einen und denselben Begriff vorstellen; und die Gewißheit ist der Eindruck, der in die Seele kömmt, wann sie lediglich nichts merket, was sie den Zeugschaften einer Wahrheit entgegenstellen könnte, und deßhalben verbunden ist, derselben eben so fest beyzupflichten, als einer Wahrheit, die sie durch einen wahren Begriff erkennt.

5. Die Vernunft nimmt diese zwo Arten von Wahrheiten auf gleiche Weise an: sie sieht auf beyden Seiten Erweisungen von gleicher Stärke. Der ganze Unterschied besteht darinnen, daß die Beweisung der Wahrheiten von der ersten Art, eine innwohnende Beweisung ist; das heißt: eine Beweisung, welche aus der Natur der bewiesenen Wahrheit selbst gezogen wird: und die Beweisung der Wahrheiten von der zweyten Art ist eine Beweisung, die von außen kömmt; das ist: die anderswo her, als aus der Natur der bewiesenen Wahrheit, gezogen wird. Jene hat eine Klarheit, die ihr eigen ist, und die sich unmittelbarer und leichter ems

pfinden läßt; diese hat eine geborgte Klarheit, welche aber nicht minder stark, und nicht minder sicher ihre Wirkung hat.

Alles, was wir itzt gesagt haben, soll für eben so viele unumstößliche Grundsätze gelten; und jene, die der Wahrheit und Gründlichkeit der angegebenen Erklärungen nicht beypflichten wollten, darf man ohne Bedenken für Leute halten, welche nicht redlich dareingehen, und welche den Aussprüchen der gesunden Vernunft den Beyfall verweigern. Laßt uns nun zum Beweise unsers Satzes schreiten.

Beweis des Satzes. Die sittliche Gewißheit, wann sie auf das Höchste gebracht wird, machet auf die Seele einen eben so starken Eindruck, als die Gewißheit der metaphysischen Wahrheiten, die zum Besten bewiesen sind; und ein Mensch, der seine Vernunft brauchet, ist eben so wohl verbunden, einer Wahrheit geschehener Sachen beyzupflichten, wann die sittliche Beweisung auf das Höchste gebracht ist, als einer metaphysischen Wahrheit, die auf widersprechende Art bewiesen ist.

Nun die sittliche Gewißheit der Glaubenswahrheiten ist auf das Höchste gebracht.

Folglich hält die Gewißheit der Glaubenswahrheiten der Gewißheit metaphysischer Wahrheiten, die zum Besten bewiesen sind, die Wage.

Der Vordersatz mag als ein unumstößlicher Satz betrachtet werden. Denn 1. weil die Wahrheiten geschehener Sachen, welche nur der sittlichen Beweisung fähig sind, für den Menschen eben so wesentlich und eben so nothwendig, oft sogar wesentlicher und nothwendiger, als die metaphysischen Wahrheiten sind; so muß der Mensch ein Mittel haben, eine gänzliche und vollkommene Gewißheit jener Wahrheiten zu erlan-

erlangen: außerdem müßte man sagen, die Weisheit des Schöpfers habe dem Menschen etwas ermangeln lassen, da sie ihm eine so wesentliche und so nothwendige Sache versagete; welches die gröbste Ungereimtheit wäre. 2. Man würde einem Menschen den Gebrauch seiner Vernunft absprechen, wenn er sagte: es sey nicht gewiß, daß es einen Alexander, der Asien eroberte; einen Julius Cäsar, der das römische Gemeinwesen umstürzte; einen Mahomet, dessen Anhänger einen Theil Asiens, Afrikens, und Europens unter ihre Gewalt brachten, gegeben habe. Die sittliche Gewißheit ist dann eine wahre Beweisung für einen vernünftigen Menschen.

Laßt uns den Mittersatz vor die Hand nehmen, welcher die Anwendung von diesem Grundsatze auf die Glaubenswahrheiten machet. Die Glaubenswahrheiten sind alle auf die Sendung Jesu Christi gegründet, die uns durch alle Bücher des alten Bundes geweissaget worden ist, und deren Erfüllung und große Begebenheiten uns im neuen Gesetze vorgetragen werden. Nun aber, niemals ist die Gewißheit einer Sache zu einem so hohen Grade der Augenscheinlichkeit gebracht worden, als die Gewißheit der Sendung Jesu Christi.

1. Diese Sendung ist durch eine Reihe Weissagungen von mehr als fünfzehn hundert Jahren von Abraham bis auf Aggäus und Zacharias, die zween letzten Propheten, angekündet worden. Wir finden diese Weissagungen in den Büchern, welche die Juden, theils seit mehr als zwey tausend, theils seit mehr als drey tausend Jahren aufbehalten. Wenn man der Bibel der Christen nicht trauet, so kann man die jüdischen Bibeln zu Rathe ziehen, oder, um noch geschwinder aus der Sache zu kommen, darf man nur den

Geschichtschreiber Joseph nachschlagen, der ein gebohrner Jude ist. Dieser vortreffliche Schriftsteller giebt uns sehr umständliche Nachrichten von den Schriften mancher Propheten, in seiner Geschichte, und in seinen zweyen Büchern wider den Appion. Der Bestand der Weissagungen und der Propheten verkündiget uns nichts, was sich nicht auf die Sendung Jesu Christi bezieht.

2. Die Begebenheiten dieser Sendung sind die rührendsten gewesen, die man begreifen und ersinnen könnte. Sie waren es erstlich durch die Erhabenheit und Reinigkeit der Lehre, die Jesus Christus vorgetragen hat. Der größeste Feind der Offenbarung und des Glaubens, Johann Jakob Rousseau, bekennt, daß er für die Göttlichkeit des Evangeliums keiner andern Bürgschaft vonnöthen habe, außer der Heiligkeit, Weisheit, Reinigkeit, Erhabenheit der Lehre, die darinnen vorgetragen wird. Man hat dieses Zeugniß beym Artikel: Evangelium, gefunden.

Sie waren es zweytens durch die Wunderthaten, die Jesus gewirket hat. Diese Wunderthaten waren schon lange zuvor von den Propheten vorgesaget worden. * Diese Wunderthaten sind von den trotzigsten Feinden des Christenthumes, von Celsen, Lucianen, Porphyren, Hierokles, Julianen, eingestanden worden. Diese Wunderthaten wurden, durch eine Reihe von siebenzehn Jahrhunderten, von allen erkannt, die sich zu dieser Religion bekannten, und sie wurden von den gelehrtesten Männern, welche diese Religion gezählet hat, erforschet, untersucht, und vertheidiget.

Sie waren es drittens durch die Verkündigung künftiger Dinge, durch derer Erfüllung die Wahrheit bewiesen worden ist. Jesus Christus hat die gänzliche Zerstörung Jerusalems,

* Isai. XXXV. u. s. w.

salems, den Umsturz des Tempels, der nicht mehr aufgebauet werden sollte, die Predigung seines Evangeliums durch die ganze Welt, die fortwährende Dauer seiner Religion, unerachtet der Verfolgungen, der Ketzereyen, der Freydenkerey, und alles Bestrebens der Hölle und der Leidenschaften, vorher verkündiget. Dieß sind die vornehmsten Begebenheiten der Sendung Jesu Christi gewesen.

3. Die Folgen dieser Sendung haben noch etwas Wunderwürdigers an sich, als alles, was wir beygebracht haben. Was für eine Veränderung gieng in der ganzen Welt vorbey! Der Götzendienst, der allenthalben herrschte, der von allen menschlichen Mächten unterstützet war, und in allen Reichen thronte; der Götzendienst wurde beynahe plötzlich ausgetilgt, verbannet, und auf der ganzen Erde verächtlich. Und wie geschah diese Veränderung? Durch den Glauben an Jesum Christum, durch das Predigtamt zwölf armer Fischer, durch die glänzenden Tugenden der Christen, durch die Ausbreitung des Kreuzes, welches, nachdem es der Werkzeug der Todesstrafe Jesu Christi gewesen war, die Zierde der königlichen Kronen geworden ist. An dieser Veränderung und an diesen Begebenheiten darf man eben so wenig zweifeln, als man an seinem eigenen Daseyn zweifeln dörfte.

Nun, auf alle diese Begebenheiten, von denen der gröste Theil das augenscheinliche Kennzeichen der göttlichen Allmacht und Weisheit an sich trägt, wie die Weissagungen und Wunderthaten; auf diese Begebenheiten ist die Gewißheit der Glaubenswahrheiten gegründet. Es liegt dann vor Augen, daß es keine größere Gewißheit, noch mehr! daß es keine so große Gewißheit giebt, als uns die Glaubenswahrheiten anbiethen.

Dritter Artikel.

Antwort auf die Einwürfe der Philosophen gegen den Glauben.

Der erste, der auf den Kampfplatz treten wird, ist jener Schwärmer, der sich unter dem Namen des philosophischen Kriegsmanns verstecket; der mit lauter überzeugenden Beweisgründen, mit Doppelschlüssen ohne Widerlegung aufgezogen kömmt, und zum Beschlusse seiner ebenteuerlichen Abhandlung gesteht, daß sein Wunsch und sein Verlangen wäre, alle Religion von der Erde verbannet zu sehen. Wir wollen dann die Stärke seiner sogenannten überzeugenden Beweisgründe und seiner Doppelschlüsse ohne Widerlegung beschauen.

I.

* Glauben heißt nicht Wissen; es heißt nicht Sehen. Glauben setzet eine Ungewißheit voraus. Ich weiß, ich bin versichert, ich sehe, daß die drey Winkel eines Dreyeckes zweenen geraden gleich sind. Es verhält sich eben so mit andern Sätzen aus der Mathematik. Aber ich glaube, daß Alexander den Darius überwunden, und Persien erobert habe.

* * *

Alles lauft hier auf einen armseligen Doppelsinn hinaus, und zielet nur auf lächerliche Possen ab, welche wir durch eine genaue und deutliche Erklärung der Ausdrücke fühlbar machen wollen.

Glauben, Sehen, und Wissen sind verschiedene Arten etwas zu erkennen.

Glau-

* Phil. Kriegsm. 13. Kap.

Glauben, heißt durch die Zeugnisse derjenigen erkennen, die gesehen, die an den Begebenheiten Theil gehabt, und die Zeugschaften und Beweise aufgenommen, untersuchet, geprüfet haben.

Sehen, heißt durch das Hülfsglied des Gesichts erkennen.

Wissen, heißt durch das Verhältniß und die Aehnlichkeit der Begriffe, die ein Satz beybringt, erkennen.

Es giebt noch sehr viele andere Arten zu erkennen. Man erkennt durch alle Empfindungen: dennoch ist Empfinden und Wissen nicht Eines. Ich habe von der Hitze, von der Kälte, von der Süßigkeit, von der Bitterkeit, vom Schalle, von den Gerüchen die Empfindung: aber bey alle dem sehe ich nichts; ich mache keinen Vergleich von Begriffen mit Begriffeu, und dennoch bin ich von dem, was ich empfinde, ganz wohl versichert. Es ist dann außer allem Zweifel, daß es andere Arten, zu erkennen, giebt, als das Sehen und das Wissen.

Wo will dann jener große Spruch hinaus: Glauben heißt nicht Wissen, u. s. f.?

Glauben, saget der Sophist weiter, setzet eine Ungewißheit voraus. Dieß ist grundfalsch. Ich glaube, daß es eine Stadt Rom, eine Stadt Constantinopel giebt: ich glaube, daß Clodovaus der Stifter des französischen Reiches ist; daß Karl der Große im Jahre 800. vom Papste Leo dem Dritten zum Kaiser gekränet wurde. Ich habe nicht die mindeste Ungewißheit dabey.

II.

Die Ueberzeugung, welche die metaphysischen, ewigen, und nothwendigen Wahrheiten dem Gemüthe eines

jeden

jeden Menschen beybringen, dessen Hülfsglieder nicht verderbet sind, ist keiner Vermehrung oder Verminderung fähig; sie ist unwandelbar: und weil sie alle Arten von Zweifel ausschließt, so sehen alle verständige und gesunde Wesen die nämliche Sache. Aber der König sollte hundert tausend Thaler für jenen auffetzen, der beweisen könnte, daß Cäsar niemals in England gewesen sey; so würde man in sechs Monaten tausend Abhandlungen darüber sehen können.

* * *

Ueberzeugung, ewige und nothwendige Wahrheiten, Ausschließung aller Ungewißheit, u. s. w. All dieses ist nichts, als große Worte, wodurch der verfängliche Betrieger überraschen, und Staub ins Gesicht blasen will. Wir wollen alles in seinen wahren Werth setzen. Wir haben schon gesagt, daß man die Ueberzeugung von der Gewißheit wohl unterscheiden müsse. Die überzeugung in den metaphysischen Wahrheiten kömmt von der Gleichförmigkeit und Aehnlichkeit her, die man in den Begriffen merket, welche ein Satz beybringt. Die Gewißheit, in den Wahrheiten geschehener Sachen, kömmt von der Stärke der Zeugnisse her, und sie hält manchesmal der stärksten Ueberzeugung die Wage. Ich kann eben so wenig zweifeln, daß es einen Karl den Großen gegeben habe, als ich zweifeln kann, daß die drey Winkel eines Dreyeckes zweenen geraden gleich seyn. Die Grundursachen der Gewißheit, in diesen zweenen Punkten, sind von verschiedener Beschaffenheit; aber sie machen den gleichen Eindruck.

Der Entwurf einer Abhandlung, wie jene wäre, die dieser Plauderer auf die Bahne bringt, würde ein Beweis seyn, daß unter den Verfassern der Abhandlungen viele Sophisten

und

und Leute wären, die aus dem Gleiße treten, gleichwie es viele dergleichen unter jenen giebt, die sich beygehen lassen, über die Religion zu vernünfteln.

III.

Man sieht alle Tage, die Meynungen, welche zum allgemeinsten angenommen sind, und die eingewurzelsten Begriffe, anstreiten und widerlegen. Aber man hat niemals gesehen, und man wird niemals sehen, daß Jemand die Erweisungen des Euklides, oder eine andere Wahrheit, welche der Verstand deutlich begreift, in den Zweifel zöge.

* * *

Man hat niemals gesehen, und man wird niemals sehen, daß Leute, die ihre Vernunft brauchen, Begebenheiten, die überzeugend bewiesen sind; wie: den Anfang, den Fortgang, die Ausbreitung der Macht, und endlich den Umsturz des römischen Reiches, in den Zweifel zögen. Man ist davon eben so gewiß versichert, als von den Erweisungen des Euklides.

IV.

Glauben heißt nicht Bejahen; gleichwie Nichtglauben nicht Verneinen heißt. Glauben bedeutet so viel, als: nicht anstreiten, oder zugeben bis auf weitern Bescheid, bis auf bessere und ausführlichere Untersuchung. Dieses Wort setzet einen Zweifel voraus, und läßt dem Verstande die Freyheit, einen entgegengesetzten Glauben anzunehmen.

* * *

Man bemerke 1. die Stärke der Vernunftschlüsse und die Klugheit der Ausprüche von diesem Manne. Glauben heißt

nach

nach seiner Meynung, weder Bejahen noch Verneinen. Nun aber, weder Bejahen, noch Verneinen ist so viel, als nicht wissen, was man glauben solle. Folglich heißt Glauben, nach seiner Meynung, nicht wissen, was man glauben solle.

Glauben setzet, nach seinem Sinne, einen Zweifel voraus, und läßt dem Verstande die Freyheit, einen entgegengesetzten Glauben anzunehmen. Also, wenn ich von ihm glaube, daß er ein verständiger Kopf, ein ehrlicher Mann sey; so setzet dieß einen Zweifel voraus, und läßt meinem Verstande die Freyheit, einen entgegengesetzten Glauben anzunehmen.

Man bemerke, 2. daß diese armselige Trugschlüsse die ganze gesellschaftliche Ordnung über den Haufen stürzen würden. Ich gebe davon nur ein Beyspiel an. Glauben, daß die Fürsten und Oberkeiten eine rechtmäßige Gewalt über die Völker besitzen, setzet einen Zweifel voraus, und läßt dem Verstande die Freyheit, einen entgegengesetzten Glauben anzunehmen . . . Haben die Wiedertäufer ehemals aufrührischere Grundsätze auf die Bahne gebracht?

V.

Die Religionen genügen sich zu verlangen, daß man glaube, daß man nicht streite, daß man die Gefälligkeit habe, sich zufrieden zu geben; mit einem Worte, daß man seinen Verstand dem Gehorsam des Glaubens blind hin unterwerfe. Captivantes intellectum in obsequium fidei . . Dieß ist der gemeine Spruch in allen Religionen.

* * *

Wir

Wir wollen nach einer Weile von den andern Religionen reden: hier halten wir uns mit dem auf, was die christliche Religion betrifft. In der Eigenschaft, welche der Sophist dem Glauben beymißt, ist nichts als Falschheit. Er besteht nicht in einer Bewilligung aus Gefälligkeit, in einer Entfernung von allem Streite, in einem Glauben mit dem Munde. Dieß möchte für menschliche Lehrsätze wohl hingehen; aber für göttliche Lehrsätze wäre dieses nicht anständig. Der Glauben steigt höher empor, weil er das Wort Gottes selbsten zum Grunde hat. Er ist innerlich; er hat eine unveränderliche und unumstößliche Feste; er ist über alle irdische Mächte, über alle Gefahren, Drohungen, Peinen, über den Tod selbsten erhaben. Also ist der christliche Glauben beschaffen.

Anmerkung. Der Glauben, wie der Betrieger wähnet, genüget sich zu verlangen, daß man nicht streite, daß man die Gefälligkeit habe, sich zufrieden zu geben; das ist: er verlanget keine innerliche Unterwerfung. Und nach der Meynung eben desselben Betriegers, verlangt er, daß man seinen Verstand blindhin unterwerfe; das ist: er verlanget die größeste innerliche Unterwerfung, und verlanget keine innerliche Unterwerfung. Der Widerspruch ist fühlbar genug. Es ist erstaunlich, daß dieser Mann, der sich so sehr rühmet, überzeugende Gründe zu bringen, die ohne Widerlegung sind, sich gleichwohl so garstig verstößt.

VI.

Das Heydenthum der Griechen und Römer heischete, zu glauben, daß Jupiter, Neptun, und Pluto die ganze Welt unter sich getheilet haben; daß diese Götter sich durch den Weihrauch und das Blut der erwürgten

Thiere

Thiere gewinnen lassen; daß sie sich mit den Götzenbildern, die man ihnen weihte, vereinigen; daß sie alle Tage Wunder wirken.

* * *

All dieses stellet eitel Reden eines gottlosen Verführers vor, welcher sich getrauet, den christlichen Glauben mit den Ungereimtheiten des Heydenthums zu vergleichen. Aber wir fragen ihn, der diese Reden führet: 1. Was für Beweise gab das Heydenthum von Dingen an, die es glauben hieß? Keine. 2. Was hat das Heydenthum erwiedern können, als die ersten Kirchenväter die Ungereimtheiten, die Unanständigkeit, die Thorheit der heydnischen Theologie und Götterlehre darthaten? Nichts. Es rächte sich mit Feuer und Schwerte für den Hohn, den es leiden mußte; dieß war die ganze Erwiederung des Heydenthums. 3. Ist es wohl wahr, daß das Heydenthum verlangte, man sollte *glauben*? Nein. Denn das große Orakel der Gottlosen saget ausdrücklich selbsten: * **Die Heyden haben keine Glaubenssätze gehabt.**

Das Heydenthum streuete Fabeln aus. Es mochte sie glauben oder nicht glauben, wer immer wollte: das war alles gleich, und alles auf gleiche Weise ohne Bedeutung. Manche machten sich darüber lustig; andere verachteten sie; einige erklärten sie, als Gleichnißreden, unter welchen die physischen Kenntnisse verdecket wären. Man darf nur Cicero, ** Lucianen, *** Makroben, **** und die meisten heydnischen Schriftsteller zu Rathe ziehen, um die Richtigkeit dieser Antwort zu erkennen.

VII.

* Volt. allgem. Gesch. 7. Kap. ** Von der Nat. der Gött. *** Gespräch. **** Saturnal.

VII.

Ist es nicht wahr? man muß nicht die Wahrheit, sondern nur das Vorurtheil glauben. Wenn dir dein Pfarrer von Kindheit an gesagt hätte, es gebe sieben Personen in Gotte, und drey Sacramente: hättest du ihn Lügen gestraft? Nein, gewiß nicht. Du hättest diese Glaubensartikel angenommen, wie du alle im Katechismus annimmst, welcher drey Personen in Gotte, und sieb en Sacramente zuläßt.

* * *

Aus einem angenommenen Satze, der ungereimt ist, können nur Ungereimtheiten folgen. Allein der Satz, den man annimmt, da man saget; Wenn ein Pfarrer u. s. f. ist höchst ungereimt. Denn der Pfarrer lehret nichts anders, als was sein Bischof lehret; sein Bischof, was der Stuhl des heiligen Peters lehret; der Stuhl des heiligen Peters lehret nichts anders, als was der heilige Peter von Jesu Christo gelernet hat. Nun ist es höchst ungereimt, den Satz anzunehmen, daß Jesus Christus gelehret habe, es gebe nur drey Sacramente, und es gebe sieben Personen in Gotte.

Eben so ungereimt ist es zu sagen, der Christ glaube nur aus Vorurtheile. Was er glaubet, ist durch die augenscheinlichsten Weissagungen angekündet, und durch die unverwerflichsten Wunderthaten bestätiget worden. Da die Weissagungen und die Wunderthaten die Stimme Gottes selbsten sind, kann dabey kein Vorurtheil walten, wenn man glaubet, was augenscheinlich durch das Wort Gottes bestätiget ist.

VIII.

Der Schlußfälscher machet allen Gottlosigkeiten und Ungereimtheiten seines dreyzehnten Kapitels also ein Ende.

Ueberzeugender Beweisgrund.

Alle Religionen genügen sich zu verlangen, daß man glaube; sie getrauen sich nicht, weiter etwas zu fodern.

Glauben ist nur eine bedingte Bewilligung, welche Ungewißheit und Zweifel voraussetzt; und dieß kann zur Veränderung Anlaß geben.

Folglich verlangen alle Religionen weiter nichts, als eine bedingte Bewilligung; sie setzen Ungewißheit voraus, und geben der Veränderung Statt.

* * *

Dieser überzeugende Beweisgrund besteht aus dreyen ungereimten Sätzen. Denn der erste ist ungereimt, weil es bewiesen worden ist, daß das Heydenthum nicht verlanget hat, und nicht verlangen konnte, daß man glauben sollte: der zweyte, weil wir dargethan haben, daß die Gewißheit des Glaubens der Gewißheit der stärkesten Erweisungen die Wage hält; der dritte, weil er die Ungereimtheiten der beyden ersten vereiniget.

IX.

*** Glauben ist keine willkührliche Sache: der Glauben hat nothwendig ein Ebenmaaß mit den Ursachen des Glaubens, und mit den Beweggründen der Glaubwürdigkeit. Mit der Wahrheit verhält es sich, wie mit der Ehrlichkeit. Man liebet die Ehrlichkeit nothwendiger Weise, und man giebt der Wahrheit, auch wider seinen Willen, innerlich Beyfall.**

* * *

Dieß

* Phil. Kriegsm. 14. Nap.

Dieß ist das große Sturmroß des Kriegsmannes. Laßt uns sehen, ob es ein Bucephalus, oder ein Rossinantes sey. Unser tapfere Ritter hat ein großes Vertrauen dazu. Denn der Glauben, saget er, * ist die Grundfeste der Religion, und, also zu reden, der Grundstein des Gebäudes; deßhalben hielt ich dafür, es wäre nothwendig, diesen wichtigen Punkt gründlich zu untersuchen: nämlich, daß keine Religion einen wahren Glauben verlangen könne.

Wir aber hoffen ihm zu zeigen, daß in tausend Gelegenheiten nichts willkührlicher sey, als zu glauben, und daß man alsdann sich nicht weigern könne zu glauben, ohne sehr strafbar zu werden. Damit wir es zu Stande bringen, diese zwo Wahrheiten dem Leser deutlich zu beweisen, wollen wir ihm etliche Fragen vorlegen, die er selbsten ohne Mühe beantworten wird.

1. Ist es nicht wahr, daß man alle Tage Leute antrifft, welchen es in freyer Willkühr steht, Kenntnisse sich zu verschaffen, die ihnen sehr nützlich und sehr nothwendig wären, und welche dennoch keinen Schritt machen wollen, um sich dieselben zu verschaffen?

2. Ist es nicht wahr, daß es recht viele Leute giebt welche nichts so sehr scheueten, als wenn sie, von gewissen Pflichten, und vornehmlich von gewissen Religionspflichten, allzu viel beleuchtet, unterrichtet, in die Enge getrieben würden?

3. Ist es nicht wahr, daß es Leute giebt, welche mit gutem Muthe allen Beleuchtungen des Gewissens widerstehen, und, wie die zween alten, von denen in der Geschichte Susannens

* 14. Kap. 120. Seit.

sannens gemeldet wird, einen verrückten Kopf haben, weder der Vernunft, noch dem Wohlstande Gehör geben, ihre Augen vom Himmel abwenden, damit sie dieser Ausblick nicht beschäme, damit er nicht die Grundsätze der Tugend, der Religion, und der Gerechtigkeit in ihren Herzen aufwecke, die sie möchten vertilgen können? * Everterunt sensum suum, & declinaverunt oculos, ut non viderent lumen cæli, neque recordarentur judiciorum justorum.

4. Ist es nicht wahr, daß Leute von dieser Gattung, derer Zahl nur allzu groß ist, die Lehrsätze des Glaubens äußerst hassen und fürchten müssen?

5. Ist es nicht wahr, daß jene, welche so schöne Gesinnungen haben, als wir eben itzt geschildert haben, nicht die nothwendigen Maaßregeln ergreifen werden, um in den Grundsätzen des Glaubens, in den Kenntnissen, Mitteln, Beweggründen, die den Menschen zum Glauben leiten können, unterrichtet zu werden; sondern daß sie im Gegensatze sich nur mit Schriften weyden werden, welche herauskommen, um den Glauben wankend zu machen, umzustürzen, und zu vertilgen?

6. Ist es nicht wahr, daß diese Leute in allen diesen Dingen ganz willkührlich handeln?

Alle diese Fragen sind sehr einfach und deutlich. Man sieht gleich, was ein Mensch, der Redlichkeit und Aufrichtigkeit besitzt, darauf antworten würde. Es wäre nicht vonnöthen, eine andere Antwort zu geben. Aber damit der Leser vollkommen befriediget sey, wollen wir pünktlich darauf antworten, wodurch des Trugschluß der Kriegsmannes gänzlich aufgedeckt werden möge. Dazu wird nichts weiter,

* Daniel XIII.

ter; als eine kleine Unterscheidung erfodert, welche diese ist.

Glauben ist keine willkührliche Sache; das ist: Wenn man eine Wahrheit klar und deutlich erkannt hat, ist es dem Menschen nicht willkührlich, derselben beyzupflichten, oder nicht beyzupflichten. Dieß ist eine Sache, welche wir mit allem Willen eingestehen.

Glauben ist keine willkührliche Sache; das ist: Es steht nicht in des Menschen Willkühr, sich zu befleißen, um die Beweggründe, die ihn zu glauben antreiben, aufzusuchen; die Wege einzuschlagen, die ihn zum Glauben leiten könnten; die Hindernisse auf die Seite zu räumen, welche dem Glauben im Wege stünden, daß er sich in seinem Herzen nicht festsetzen könnte. Dieß ist eine Sache, die Niemand zugeben wird. Damit wir dieser Antwort noch mehr Deutlichkeit und Stärke verschaffen, wollen wir die zwo folgenden Anmerkungen beysetzen:

1. Der Glauben ist eine Gabe Gottes; und er ist eine Gabe, die Gott keinem versaget, der so viel thut, als er kann, damit er alle Hindernisse aus dem Wege räume, um diese Gabe zu empfangen. Der Satz, den ich da vortrage, ist kein Lehrsatz, den man unter die Glaubenswahrheiten setzen soll. Er ist ein theologischer Schluß, welcher aus jenem Ausspruche des heiligen Pauls gezogen ist: * Gott will, daß alle Menschen selig werden, und zu der Erkenntniß der Wahrheit gelangen: und folglich giebt er ihnen alles an die Hand, was von seiner Seite zum Heile nothwendig ist. Nun, der Glauben ist lediglich nothwendig zum Heile, weil es, nach eben demselben Apostel, unmöglich ist, ohne den Glauben Gott zu gefallen. **

Wenn

* 2. Tim. II. ** Hebr. XI.

Wenn einige verworrene Theologen diese Folgerung verwerfen, soll man auf ihre Meynung nicht viel achten. Man muß allein sie bedauern, daß sie nicht merken, wie sehr sie die göttlichen Vollkommenheiten beschimpfen, und den Freydenkern die Waffen wider die Religion an die Hand biethen.

2. Die Uebung des Glaubens ist allezeit vollkommen willkührlich: denn, ob ich schon durch die Beweggründe der Glaubwürdigkeit überzeuget bin, daß ich glauben solle; so hat doch mein Glauben nicht die Beweggründe der Glaubwürdigkeit, sondern die Lehrsätze, welche mir jene Beweggründe der Glaubwürdigkeit vorstellen, zu seinem Gegenstande. Nun, diese Lehrsätze sind allezeit, in Absicht auf mich, mit Dunkelheit umhüllet; sie stellen die natürliche Neugierde des menschlichen Verstandes nicht zufrieden. Ich muß mir dann Gewalt anthun, um jene Neugierde, und jene Unzufriedenheit, welche die Dunkelheit der Lehrsätze in mir zurückläßt, zu überwinden: ich muß mir dann Gewalt anthun, um, durch die Unterwerfung meines Verstandes auf Gottes Wort, alles aufzuopfern. Nun diese siegreiche Bezwingung der natürlichen Neugierde des menschlichen Verstandes; diese Unterwerfung meines Verstandes auf Gottes Wort, sind Uebungen des Willens, sehr willkührliche Uebungen; und folglich waltet ein wahrer Genuß der Freyheit in den Uebungen des Glaubens. Es ist dann bewiesen, daß in Religionssachen das Glauben eine ganz willkührliche Sache, im Ursprunge und in den Uebungen, ist; und daß es augenscheinlich falsch ist, zu sagen, die Religion könne keinen wahren Glauben verlangen.

X.

Die gelehrten Männer glauben größesten Theiles nicht: Leute, die mittelmäßig beleuchtet sind, haben Zweifel: der Bauer und der einfältige Mann saget, er glaube; und weiß nicht, was er durch das Wort: Glauben, sage.

* * *

Sollte man fürwahr nicht sagen, daß aller Verstand und alle Wissenschaft in den Ungläubigen stecke? Unterdessen weit gefehlt! Man lese nur bedächtlich ihre Werke; so wird man weit mehr Vermessenheit als ächte Wissenschaft, weit mehr Trugschlüsse als richtige Vernunftschlüsse, weit mehr Lügen als Wahrheiten, darinnen antreffen. Ist dieses wohl Grundes genug, sich so sehr zu rühmen? ist dieses wohl Grundes genug, sie so sehr zu rühmen? Aber laßt uns die Antwort vor die Hand nehmen.

Die gelehrten Männer, heißt es, glauben größesten Theiles nicht. Aber Justin, Athenagoras, Tatian, Clemens von Alexandrien, Origines, Augustin, u. m. a. haben geglaubet; und was sind unsere stolzen Ungläubigen gegen diese großen Männer, und gegen eine unzählbare Menge anderer, die wir nennen könnten?

Leute, die mittelmäßig beleuchtet sind, haben Zweifel. Die Zweifel sind manchesmal eine Folge des Mangels der Unterweisung; und alsdann ist der Fehler bey dem, der Zweifel hat. Sie können von der Ausschweifung der Leidenschaften herkommen; und alsdann sind sie eine billige Bestrafung der Laster. Sie können von der Dunkelheit der Gegenstände des Glaubens entstehen; und alsdann muß man eifrig bethen, und demüthig um Rath fragen. Dieß

mögen sich unsere stolzen Ungläubigen gesagt seyn lassen. Unter den Lehrsätzen giebt es welche, derer Folgerungen eine so große Wichtigkeit vorstellen, daß sie Furcht einflößen müssen: aber die Beweggründe der Glaubwürdigkeit sind allzu augenscheinlich, daß sie uns nicht gegen alle Zweifel befestigen sollten.

Der Bauer und der einfältige Mann saget, er glaube; und weiß nicht, was er durch das Wort: Glauben, sage. Der Bauer, der eine redliche Seele hat, wird von seinem Glauben besser Rechenschaft geben, als ein Mensch, der klügeln will: er wird sogar den Klügler aus der Fassung bringen. Er wird sagen, er glaube, was die Kirche glaubet. Und wie weiß er, daß er glaube, was die Kirche glaubt? Weil er glaubet, wie wir es weiter oben gesagt haben, was ihn sein Pfarrer und sein Katechismus lehret. Der Katechismus lehret, was der Bischof glaubet, der Glauben des Bischofs ist mit dem Glauben des Oberbischofs, des Haupts der Kirche, des Nachfolgers des heiligen Peters, vereiniget. Diese Rechenschaft ist die richtigste und einfachste, welche der Mensch von seinem Glauben geben kann.

XI.

Was ist die Religion des Pöbels? Ein Erfolg der Auferziehung, und der wahren oder falschen Meynungen, die er im Lande, wo er gebohren ist, empfangen hat.

* * *

Der Pöbel sieht die Religion für ein beschwerliches Joch an; er wirft es, so viel er kann, von sich ab, und bekümmert sich wenig um die Untersuchung der Wahrheit. Diese Untersuchung der Wahrheit ist den Musulmännern

aus

ausdrücklich verbothen; und wäre dieses nicht, so würde ihre Religion bald zerfallen. Sie wird den Christen empfohlen; aber die meisten fürchten, sie möchten allzu viel beleuchtet werden, in Dingen, welche, zu ihrem Glücke, dienlich wären sie gescheuter zu machen, ihre Vermessenheit und ihren Hochmuth zu dämmen, und ihre Leidenschaften im Zaume und in der Ordnung zu erhalten.

XII.

Was ist die Religion eines Theologen, welcher die Bibel, die Väter, den heiligen Thomas, u. d. g. liest? Das Vorurtheil eines Schwärmers, der sich ein einfaches Werk der Erziehung so sehr in den Sinn geprägt hat, daß es zu einer Meynung wurde: durch eitel Ereifern über diese Meynung, ist er so starrsinnig geworden, daß er sich eine Art von Ueberzeugung daraus gebildet hat.

* * *

Alle große Männer im Bischofstande; alle, die sich in den Kirchenversammlungen hervorgethan haben; alle, die sich bemühten, die Punkte der Religion zu untersuchen und zu erklären, sind Theologen gewesen. Was waren Bossuet, der in Frankreiche so hoch geachtet wurde? Bellarmin, den, nach dem Zeugnisse Baylens, das ganze Protestantenthum so sehr fürchtete? Tostat, dessen erstaunliche Wissenschaft ihm den Namen eines Weltwunders erwarb? Hic stupor est mundi. Sie waren Theologen. Und ein armseliger Erfinder von Trugschlüssen, ein wahnsinniger Sammler von Gottlosigkeiten, Lügen, und Verleumdungen, heißt einen Theologen nur einen Schwärmer! Dieß ist die Sprache unsrer neuartigen Gelehrten und Philosophen.

XIII.

Ueberzeugender Beweisgrund.

Es ist nicht willkührlich zu glauben.

Man kann nichts gebiethen, was nicht willkührlich ist. Folglich kann man nicht gebiethen zu glauben. Die Religionen können dann keinen Glauben fodern.

Zweyter Beweisgrund.

Der Glauben hat nothwendiger Weise ein Gleichmaaß mit den Bewegursachen zum Glauben und mit den Beweisen.

Keine Religion hat kernhafte Bewegursachen, oder überzeugende Beweise.

Folglich kann man an keine Religion mit einem festen und kernhaften Glauben jemals glauben.

Dritter Beweisgrund.

Nichts, als die Bewegursachen zum Glauben, oder die Vorurtheile der Erziehung, kann zum Glauben, oder vielmehr zum Beyfalle bereden, den man den verschiedenen Religionen ertheilet.

Die Bewegursachen können es nicht.

Also kaun es allein die Erziehung.

* * *

Man muß sich durch das Geschrey dieses Cerberus nicht schrecken lassen. Es machet nur ein Getöse; schaden kann es nicht. Diese drey Beweisgründe sind nichts anders, als drey armselige Trugschlüsse, welche wir mit wenigen Worten auseinander wirren wollen.

Der erste Beweisgrund steht auf einem schlechten Grunde: denn es ist in der Antwort auf den neunten Einwurf bewiesen, daß nichts willkührlicher, als das Glauben sey.

Der

Der zweyte ist nicht besser. Die Bewegursachen, welche die Christen zum Glauben haben, sind so überzeugend und ernhaft, daß wir mit gutem Muthe der ganzen philosophischen Rotte Trotz biethen, darauf zu antworten.

Da der dritte nichts weiter, als der zweyte saget, so wäre die Zeit verloren, wenn wir uns dabey aufhielten.

XIV.

*** Der Glauben bestehet darinnen, daß man glaube, was die Vernunft nicht glaubet.**

* * *

Der Verfasser des Handlexikons meynet, er habe einen scherzhaften Einfall hervorgebracht, und er weiß sich damit groß. Aber es ist nicht hart, ihm zu beweisen, daß sein scherzhafter Einfall nur eine Dummheit sey. Er mag auf diesen Doppelschluß antworten.

Entweder ist die Vernunft fähig, aus sich selbsten alle Wahrheiten zu erkennen; oder sie ist es nicht fähig. Wenn sie fähig ist, aus sich selbsten alle Wahrheiten zu erkennen, so ist ihre Einsicht so weit ausgebreitet, so unendlich, als die Einsicht Gottes selbsten. Ist sie es nicht fähig, so giebt es dann Wahrheiten, welche sie nicht anders, als durch die Offenbarung erkennen könnte, und welche sie eben so wohl zu glauben verbunden wäre, als jene, die sie aus sich selbst erkennen kann. Es ist dann eine Dummheit zu sagen: Der Glauben besteht darinnen, daß man glaube, was die Vernunft nicht glaubet.

Man sehe die übrigen Einwürfe wider den Glauben bey dem Artikel: Offenbarung.

* Philos. Handlex.

XVIII.

Gottesdienst.

Durch das Wort: Gottesdienst, werden die Gebräuche, Ceremonien, und Satzungen verstanden, welche rechtmäßiger Weise sind eingesetzet worden, um die Huldigung zu leisten, und die Pflichten zu erfüllen, zu welchen die Menschen gegen die Gottheit verbunden sind.

Diese Gebräuche, Ceremonien, und Satzungen müssen erstlich durch eine rechtmäßige Gewalt eingesetzet worden seyn; außerdem könnten sie keine wahre Pflicht auferlegen. Sie müssen geschickt seyn, das höchste Wesen zu ehren; außerdem wären sie nur eitel Aberglauben, oder sogar Abscheulichkeiten und Laster, dergleichen man bey den heydnischen Feyern größesten Theiles wahrnahm. Sie müssen den Menschen zur Tugend leiten, und ihn vor den Augen Gottes angenehm machen; außerdem würden sie eine der Hauptabsichten verfehlen, wegen welcher der Gottesdienst eingesetzt ist. Diesen Begriff soll man sich vom Gottesdienste machen.

Man unterscheidet zwo Arten des Gottesdiensts: den äußerlichen, und den innerlichen Gottesdienst. Der äußerliche Gottesdienst besteht in jenen Gebräuchen, Ceremonien, und Satzungen, wovon wir eben itzt geredet haben: und er ist gleichsam der Leib der Religion. Der innerliche Gottesdienst besteht in den Empfindungen der Ehrfurcht, der Vernichtung, der Anbethung, und der Liebe, womit man erfüllet seyn soll, wenn man jene Gebräuche und Ceremonien verrichtet: und dieses machet den Geist und die Seele der Religion aus. Zum äußerlichen Gottesdienste ist man

verbunden; aber er wird erst alsdann würdig für Gott, und fähig, den Menschen zu heiligen, wann er mit dem innerlichen Gottesdienste vereiniget ist.

Damit wir das Gemüth des Lesers beleuchten, und ihm von allem, was sich auf diesen Stoff bezieht, richtige Begriffe beybringen mögen, wollen wir erstlich die Nothwendigkeit des Gottesdiensts in der Religion festsetzen; nachmals wollen wir seine Heiligkeit beweisen; dann wollen wir die Vortheile zeigen, die daraus entspringen: endlich werden wir auf alles antworten, was die Feinde des Gottesdiensts uns einzuwenden sich getrauen.

Erster Artikel.

Die Nothwendigkeit des Gottesdiensts in der Religion.

Sobald man ein höchstes Wesen, einen göttlichen Schöpfer zuläßt. und eine genügsame Erkenntniß von der Natur des Menschen hat; kann man nicht entstehen, die Nothwendigkeit des Gottesdiensts, als einen unstreitigen Lehrsatz, zu betrachten. Die Rechte des höchsten Wesens, und die Pflichten des Geschöpfes sind zween Grundsätze, welche diese Wahrheit mit der größesten Augenscheinlichkeit vorstellen.

Die Nothwendigkeit des Gottesdiensts wird von dem Begriffe, den wir von Gotte haben, hergeleitet.

1. Gott ist das Wesen aus sich selbsten, das unendlich vollkommene, unendlich große Wesen. Als Schöpfer ist er der Ursprung alles Gutes, und aller Vollkommenheit, so die Geschöpfe haben. Es ist dann für die Geschöpfe eine natürliche und unerläßliche Pflicht, durch ihre Huldigung zu erkennen, daß sie alles von Gotte haben; und Gott hat

ein

ein wesentliches und ausschließendes Recht, diese Huldigung zu fodern.

2. Er ist der Urheber, der Austheiler, der Erhalter aller Güter, sowohl in der natürlichen, als übernatürlichen Ordnung, sowohl im gegenwärtigen Leben, als für die Zukunft. Es ist dann billig, daß die Geschöpfe für die empfangenen Güter Dank sagen, und ihre Dankbarkeit bezeugen; es ist billig, daß sie die Güter, welche sie erwarten, begehren und erbitten.

3. Er ist ein Gott der sinnlichen Geschöpfe, gleichwie er ein Gott der eitel geistigen Geschöpfe ist. Seine Rechte sind gleich über beyde Gattungen. Es kann bey eitel unkörperlichen Geistern nur ein Gottesdienst Statt haben, der eitel unkörperlich und geistig ist. Das fällt in die Augen, und läßt sich nicht anstreiten. Aber aus eben diesen Grundsätzen ist es gleicherweise augenscheinlich und unstreitig, daß Geschöpfe, an welchen der Geist und die Sinne vereiniget sind, zu einem Gottesdienste gehalten werden, der zum Theile geistig, zum Theile sinnlich ist: denn alles, was erschaffen ist, muß Gott huldigen.

Hier hat man sehr einfache und sehr deutliche Begriffe. Die lauterste Vernunft giebt sie uns selbsten ein. Gott selber hat sie in das Herz des Menschen geprägeet, da er ihn erschuf. Man weiß zwar sehr wohl, daß die Freydenkerey und die Leidenschaften diese Begriffe schwächen und verdunkeln können; aber sie ganz auslöschen, das können sie niemals. Nun, auf diese Begriffe und diese Wahrheiten ist der Gottesdienst in der Religion gegründet.

Vergebens würden uns die Freydenker, Philosophen, und andere Feinde des Gottesdiensts jenen Ausspruch des Sohns Gottes entgegenstellen: Man muß im Geiste und

in der Wahrheit anbethen *). Denn erstlich steht es diesen Herrn wenig an, das Evangelium anzuführen; sie haben kein Recht zu diesem Buche. Sodann liegt es am Tage, daß Jesus Christus sich nicht gebunden hat, den eitel geistigen Gottesdienst zu empfehlen, weil er an tausend Stellen seines Evangeliums uns die Pflichten und die Beobachtung des äußerlichen Gottesdiensts empfiehlt. Endlich, wenn dieser Text recht verstanden wird, beweist er die Nothwendigkeit von beyden Gottesdiensten auf gleiche Weise. Man muß im Geiste anbethen; das ist: man darf sich nicht auf die äußerlichen Gebräuche und Ceremonien des Gottesdiensts einschränken; sondern der Geist und das Herz müssen die Seele des Gottesdiensts seyn, durch die Empfindungen, wovon man beseelet seyn soll, da man sie verrichtet. Und diese Unterweisung war sehr nothwendig für die Juden. Man muß in der Wahrheit anbethen; das ist: es darf in jenen Gebräuchen und Ceremonien nichts Statt haben, was nicht rechtmäßig, billig, und auf das Ansehen gegründet ist. Und diese Unterweisung war nothwendig für die Samaritanen, für welche Jesus Christus redete. Fürwahr, ihre Religion war nur ein Gemenge von jüdischen und heydnischen Ceremonien, und folglich enthielt sie viele falsche und tadelswürdige Dinge. Dieß ist die einfacheste und wahrhafteste Erklärung jener Worte Jesu Christi: Man muß im Geiste und in der Wahrheit anbethen.

Die Nothwendigkeit des Gottesdiensts wird aus der Natur des Menschens unumstößlich bewiesen.

1. Der Mensch besteht aus einem Leibe und einer Seele; er lebet mitten unter Gütern, die zu seinem Gebrauche, für

*) Joh. IV.

für sein Bedürfniß, und sein Vergnügen erschaffen worden sind; er ist mit verschiedenen Sinnen versehen, wodurch er in den Stand gesetzet wird, aller dieser Güter zu genießen, All dieses hat er von seinem Gotte, seinem Schöpfer, seinem Wohlthäter, und seinem Vater empfangen. All dieses soll dann auch ein Werkzeug seiner Dankbarkeit und seiner Huldigung gegen jenen seyn, von dessen Güte und Freygebigkeit er es empfangen hat.

2. Gleichwie die Hoheit Gottes heischet, von seinem Geschöpfe alle Huldigung zu fodern, deren es fähig ist; auf gleiche Weise heischet es die Pflicht des Geschöpfes, ihm dieselbe mit allem Eifer, aller Treue und Liebe zu leisten. Nun, der Mensch leistet Gotte die Huldigung seines Verstandes, oder er soll sie wenigstens Gotte leisten, da er seine unbegreiflichen Geheimnisse mit einer ehrvollen Unterwerfung anbethet. Er leistet ihm die Huldigung seines Herzens, da er sich aus Liebe allen seinen Gebothen unterwirft. Sein Leib und seine Sinne sind ihm auch ihre Huldigung schuldig. Aber diese Huldigung seines Leibs und seiner Sinne kann nur in der äußerlichen und sinnlichen Erfüllung der gottesdienstlichen Pflichten bestehen. Alsdann geht alles in Ordnung, weil alsdann nichts im Menschen ist, das nicht, nach den Rechten des Schöpfers und den Pflichten des Geschöpfes, durch die Religion geweihet, und durch die Religion geheiliget wäre.

3. Da beynahe alle Kenntnisse, Gedanken, Empfindungen des Menschen ihm durch die Sinne und den Eindruck, welchen die Sinnlichen Dinge auf die Sinne wirken, zukommen; so muß dann auch im Gottesdienste der Religion etwas sinnlich seyn, damit dieses Sinnliche des Gottesdiensts die Kenntniß, die Gedanken, und Empfindungen der Religion

gion beständig aufwecke, ernähre, und erhalte. Ohne dieses Hülfsmittel würden alle Absichten der Religion allmählich schwach werden, und vieleicht ganz verschwinden. Verweist man den Gottesdienst aus der Religion; sieht und höret der Mensch nichts mehr, das ihn daran erinnert: so wird sie bald vergessen, und aus seinem Herzen getilget seyn.

Hier hat man, wie wir es schon weiter oben gesagt haben, sehr einfache und sehr deutliche Begriffe, welche aus der lautersten Vernunft entstanden sind. Sie sind eben so viele Wahrheiten, die man mit guter Meynung weder streitig machen, noch anfechten kann; denn man kann ihnen nichts so klares und augenscheinliches entgegensetzen.

Es ist auch der Gottesdienst in der Religion eben so alt, als die Welt selbsten. Man kann die Zeit seiner Stiftung und seines Anfanges nicht bezeichnen. Man sieht aus dem ersten Buche Moses, daß die Kinder Adams Gotte schon Opfer brachten. Es hat allezeit bey allen Völkern einen Gottesdienst gegeben, wie es alle Schriftsteller bezeugen, welche von den Sitten und Religionen der alten Völker gehandelt haben. Es ist dann die Pflicht, der Gottheit einen Gottesdienst zu leisten, gleichsam eine natürliche und dem Menschen angebohrne Gesinnung. Folglich ist die Nothwendigkeit des Gottesdiensts in der Religion eine Wahrheit, welche durch die Geschichten und die Erfahrung auf gleiche Weise bewiesen ist.

Zweyter Artikel.

Die Heiligkeit des Gottesdiensts in der Religion.

Wir werden in diesem Artickel weder von dem Gottesdienste, der ehemals durch Moses bey den Hebräern ein-

geführet worden ist, noch von dem Gottesdienste, der zur Zeit des Naturgesetzes im Brauche war, etwas reden. Wir binden uns genau an das, was den Gottesdienst der christlichen Religion angeht, und beweisen seine Heiligkeit durch das Ansehen Gottes, der ihn gestiftet und verordnet hat, und durch die Wesenheit selbsten dieses Gottesdiensts.

Der erste und wahre Urheber des Gottesdiensts in der christlichen Religion ist der Gottmensch, Jesus Christus, das Oberhaupt und der Stifter dieser Religion; und nachmals die Kirche, welche von ihm eine unbeschränkte und unfehlbare Macht und Gewalt empfangen hat, um alle Umstände davon vorzuschreiben und zu ordnen. Dieß machet den Gottesdienst wahrhaft heilig; dieß machet ihn unendlich ehrwürdig und herrlich.

Die Heiligung des siebenten Tages, das Opfer der Messe, die Sacramente, die Gebethe, die Opfer für den Herrn, die geistlichen Versammlungen: all dieses hat Jesus Christus eingesetzet; oder was davon aus dem alten Gesetze genommen worden ist, welches auch ein göttliches Gesetz war, ist von Jesu Christo auf das Neue bestätiget und verordnet worden. Aber er hat seiner Kirche die Macht hinterlassen, die Gebräuche, die Ceremonien, und alles anzuordnen, was zum göttlichen Dienste gehören sollte. Also, was in den Verrichtungen, Uebungen, und Pflichten der Religion wesentlich ist, hat Jesus Christus selber vorgeschrieben. Was aber bestimmet war, denselben vor den Augen der Gläubigen mehr Ansehens zu verschaffen, und sie tauglicher zu machen, um den Menschen die größeste Ehrerbiethung einzuflößen, und sie mit größerm Nutzen daran Theil nehmen zu lassen; das haben die Apostel selbsten, und die Nachfolger der Apostel,

das

as hat die Kirche, unter dem fortwährenden Beystande des eiligen Geistes, geordnet.

Was ist der Endzweck, den man sich durch die Werke des Gottesdiensts vorstellet? Alles bezieht sich auf die Ehre des höchsten Wesens, und auf die Heiligung des Menschen. Dieß ist der Endzweck des Opfers, der Sacramente, der geistlichen Versammlungen, der Gebethe, der Unterweisungen, und aller Dinge, welche für Verrichtungen und Uebungen des Gottesdiensts gehalten werden mögen.

Man nimmt in dem Opfer alles wahr, was immer in der Religion herrlich und heilig seyn kann. Dieß Opfer wird entrichtet, um die unendlichen Hoheiten Gottes zu ehren, um auf die Menschen jene Gnaden herabzuziehen, welcher sie vonnöthen haben, damit sie die Wohlthaten Gottts erkennen, und ihre Sünden abbüßen mögen.

Alle Sacramente der christlichen Religion sind Quellen der Gnade, oder wirksame Zeichen der Gnade. Die Taufe ist eingesetzt, um den Menschen Gotte zu weihen, und ihn an die Kindsstatt Gottes zu erheben; die Buße, um ihn mit Gotte zu versöhnen; die Ehe, um ein Bündniß zu heiligen, welches zur Erhaltung des menschlichen Geschlechtes, nach den Absichten Gottes, nothwendig ist. Man wird die gleichen Absichten und die gleichen Hilfsmittel zur Heiligkeit bey den übrigen Sacramenten antreffen.

Die geistlichen Versammlungen sind gestiftet worden, um durch göttliche Gesänge die Hoheiten Gottes zu verherrlichen, ihm für seine Wohlthaten zu danken, ihm die Bedürfnisse seiner Geschöpfe vorzutragen, seinen Beystand anzurufen, die Gläubigen zu unterweisen, und sie an die Absichten, die Pflichten, die Wichtigkeit der Religion zu erinnern.

Die Festtage stellen uns alles vor Augen, was die Religion Großes und Wichtiges hat. Sie sind alle ein jährliches Andenken, oder der herrlichsten Geheimnisse der Religion, und der Handlungen, die Jesus Christus zur Erlösung und Unterweisung der Welt auf Erden gethan hat; oder der Kämpfe, Siege, und erhabnen Tugenden der Helden im Christenthume. Es ist dann bey allen diesen Feyerlichkeiten nichts, was nicht die Kennzeichen der Heiligkeit an sich trägt, und Beweggründe oder Mittel an die Hand beut, um zu der Heiligkeit zu gelangen.

Die Gebethe, die öffentlichen Bittgänge, die Kreuzgänge, die Gesellschaften, wo man die Werke der Frömmigkeit, der Nächstenliebe, der Barmherzigkeit ausübet, sind auch ein kostbarer Theil des Gottesdienstes. Sie sind, oder Mittel, um den Himmel für den Menschen zu erweichen; oder öffentliche Bezeugungen der Erkenntlichkeit und Danksagung für die empfangenen Wohlthaten; oder Stiftungen, die für die Religion ehrwürdig, und für die Gesellschaft nützlich sind. Die Misbräuche, welche sich manchesmal bey Werken und Uebungen von dieser Art einschleichen könnten, sind nicht Grundes genug, um sie zu tadeln, zu verdammen, und abzuschaffen. Diese Misbräuche sind Fehler des Menschen, und nicht der Religion.

Die unbescheidenen Verbesserer reden nur beständig von Aufheben und Abschaffen. Die aufgeklärten und vernünftigen Leute misbilligen nur die Misbräuche, und bestreben sich nur, dieselben zu bessern.

Es ist dann gewiß, daß der Gottesdienst durch das Ansehen Gottes eingesetzet worden ist, und keinen andern Endzweck hat, als die Ehre des höchsten Wesens, und die Heiligung der Geschöpfe. Freydenker mögen immer nach ihrem

Brau-

Brauche, wann sie davon reden, ihre Lieblingsausdrücke von Aberglauben, Ungereimtheiten, guter Beschäfftigung für den Pöbel, verschwenden; hochmüthige Männer mögen ihn immer verachten; Frauen, bey denen die Wohllust und die Eitelkeit alle Denkenskraft auslöschet, und alle Fähigkeit ihres Verstandes erschöpfet, mögen immer Eckel davor empfinden: darüber darf man sich nicht wundern. Soll man wohl etwas anders von Leuten erwarten, bey denen die Ausgelassenheit für Klugheit, der Hochmuth für Vernunft, und die Leidenschaften für Religion gelten.

Dritter Artikel.

Vortheile des Gottesdiensts in der Religion.

Der äußerliche Gottesdienst ist die rührendste, überzeugendste, und oft die lehrsamste Unterweisung in der Religion: die rührendste durch den Eindruck, den er nothwendiger Weise auf den Menschen wirket; die überzeugendste durch die Macht des Beyspiels; die lehrsamste, weil er den Menschen an seine heiligsten Pflichten, seine gröβesten Angelegenheiten, und an die wichtigsten Wahrheiten erinnert. Dieß sind die Vortheile des Gottesdiensts in der Religion.

Beynahe alle Gedanken, Empfindungen, Kenntnisse des Menschen kommen ihm durch die Sinne zu: Seine Sinne haben fast allezeit mehr Gewalt, ihn zu überreden und zu bezwingen, als seine Einsicht und seine Vernunft selbsten. Kurz! nichts machet auf ihn einen so starken und mächtigen Eindruck, als die äußerlichen und sinnlichen Dinge. Diese Wahrheiten bedörfen der Beweise nicht. Ein jeder darf nur seine eigene Erfahrung auffodern.

Fürwahr, was erfährt eine junge Person in den weltlichen Schauspielen? in jenen Schauspielen, wo alle Sinne mit einmal bezaubert, erstaunet, und eingenommen sind, durch die blendende Pracht aller Dinge, die in die Augen fallen; durch die Herrlichkeit der Verzierungen; durch den Wohlklang der Stimmen und des Saitenspiels; durch die Anmuth der Tänze; durch die zärtlichen und wohllüstigen Grundsätze, die vom Schauplatze wiederhallen? Dort vergißt sich in der Trunkenheit der Sinne die Vernunft selbsten, und läßt das Herz unbewahret; die stärkeste Tugend wird weich, sie wanket, sie unterliegt: und im Rausche des Vergnügens wird man lasterhaft, ohne daß man beynahe gewahr wurde, daß man es werden könnte.

Was diese Schauspiele im menschlichen Herzen wirken, um die Leidenschaften aufzuwecken, das wirket auf gleiche Weise der Anblick des Gottesdiensts, um die Ehrfurcht und Liebe gegen die Religion einzuflößen. Es gehe nur ein Mensch in die christlichen Kirchen an den Tagen der größesten Feyerlichkeiten, wann diese Tempel mit einer herrlichern Pracht geschmücket, mit Lichtern bey Tausenden beleuchtet, mit einer Menge Gläubigen angefüllet sind, die demüthig auf den Knieen liegen; indessen daß die Priester, sowohl durch ihre Gesänge, als durch ihre Versammlung des Gemüths und ihre Sittsamkeit, das Gefühl der Gottesfurcht, von der sie beseelet sind, zu erkennen geben: es gehe dann ein Mensch in die Kirchen hinein; so wird er den Eindruck nicht verhindern können, welchen dieser herrliche Anblick auf ihn machen wird: die Ehrfurcht gegen die Religion wird sich nothwendiger Weise in seine Seele prägen, und sein Gemüth ganz besetzen. Von den Sinnen wird sie in sein Herz eingehen, und die Verehrung und Liebe darinnen erwecken,

welche

welche man der Religion schuldig ist: und er wird unfehlbar gottesfürchtiger herausgehen, als er hineingegangen ist.

Dieß ist auch die wahre Ursache, wegen welcher Gott jene außerordentliche Pracht im Gottesdienste gebothen hatte, den man ihm in seinem Tempel zu Jerusalem leisten mußte. Die Herrlichkeit der Gebäude, das Reichthum der Verzierungen, die Ordnung im Dienste: alles schien die Majestät desjenigen, der im Himmel thronet, zu verkündigen. Deßhalben haben schon, im ersten Jahrhunderte des Friedens in der Kirche, der große Constantin, die Bischöfe, und die Völker so freygebig beygetragen, damit alles dem Gottesdienste ein herrlichers Aussehen geben könnte. Deßhalben hat die Kirche beständig in ihren Tempeln, bey ihren Ceremonien, an ihren Priestern und Altardienern, die größeste Herrlichkeit, Ordnung, und Anständigkeit gefodert.

Der zweyte Vortheil, den der äußerliche Gottesdienst verschaffet, besteht in der Stärke des Beyspiels. Man thut ohne Mühe, oder mindstens mit leichtrer Mühe, was man andere thun sieht; denn das Beyspiel ist das wirksamste aus allen Mitteln, die man brauchen könnte, um zu überreden. Wenn man gegen gewisse Uebungen der Religion einen Widerstand fühlet, so spricht das Beyspiel Muth ein; wenn man kaltsinnig ist, so muntert das Beyspiel wieder auf; wenn man, zum Unglücke, so sehr gegen diese Uebungen eingenommen wäre, daß man sie verachtete, so wecket das Beyspiel mächtig das Gewissen auf, welches alsdann nicht unterläßt, Vorwürfe zu machen, und zu verurtheilen. Denn da man sieht, was andere thun, wird man lebhaft genug erinnert, was man selbsten thun könnte, und was man thun sollte.

Weil dann der Endzweck des Gottesdienstes ist, Gott die Huldigung zu leisten, die ihm gebühret, den Menschen zu heiligen, die Empfindungen der Gottesfurcht an den Tag zu legen und zu nähren: so stiftet das Beyspiel einen unendlich schätzbaren Nutzen, da es die Erfüllung dieser so geheiligten Pflichten mehr erleichtert. Gleichwie man erkennet, daß das Beyspiel des Lasters allezeit ansteckend und schädlich ist; also muß man auch gestehen, daß das Beyspiel der Gottesfurcht und Frömmigkeit ganz gewiß unendlich nützbar seyn werde.

Endlich ist der äußerliche Gottesdienst die lehrsamste Unterweisung. Dieser Gottesdienst besteht vornehmlich in jenen Stücken, die ich schon im vorhergehenden Artickel angezeigt habe; nämlich: in den Festtagen, Sacramenten, Gebethen, geistlichen Versammlungen, wo man sich in den Tugenden erbauet, übet, und unterrichten läßt. All dieses nun enthält die lehrsamsten, wichtigsten, nothwendigsten Lehren.

Was ist fürwahr jene Reihe der Festtage, die man im Christenthume jährlich begeht? Sie ist eine Reihe von herrlichen Schildrungen, durch welche die erhabensten Geheimnisse unsern Augen gleichsam vorgemalet werden. Vermittelst dieser Feyerlichkeiten wird die Erkenntniß der Religion, der Lehrsätze, der Pflichten in die Seelen eingepräget, und nothwendiger Weise darinnen erneuert, erhalten, und fortgepflanzet.

Was sind die Sacramente? Sie sind geheiligte Gebräuche, um die Gnade der göttlichen Aufnehmung mitzutheilen, zu vermehren, oder wiederzugeben, wenn man sie durch die Sünde verloren hätte. Was an allen Sacramenten äußerlich und fühlbar ist, das dienet zum Sinnbilde, welches die unfühlbare Wirkung des heiligmachenden Geistes in

dem,

dem, der sie empfängt, vorstellet. Diese Gebräuche sind dann aus sich selbsten ungemein lehrsam.

Alle Bewunderung, Gemüthsbewegungen, Entzückungen über die Hoheiten Gottes, welche die Religion in einer Seele erwecken kann; alle Empfindungen der Anbethung, der Ehrfurcht, der Dankbarkeit, der Liebe, der Demuth, der Reue, welche die Religion einflößen kann, sind in der Liturgie, das ist: in den Gebethen des Gottesdiensts, vereiniget. Man erfährt dieses, wann man jene Loblieder, jene Psalmen absingt, die vormals der heilige Geist den Propheten einsprach, damit sie der Schatz der Gläubigen und der Religion ewig bleiben sollten: man erfährt es, wann man jene geheiligten Evangelien lesen höret, wo Jesus Christus selbst zu den Menschen spricht, um sie zu beleuchten und zu unterweisen: man erfährt es, wann man sein Gemüth mit jenen rührenden Gebethen vereiniget, welche die Kirche, im Namen aller Gläubigen, zu Gotte verrichtet, und wodurch sie ihm ihre Wünsche und ihre Bedürfnisse vorträgt.

Sind wohl die geistlichen Versammlungen, welche die Frömmigkeit oder die Nächstenliebe zur Welt gebracht hat, minder nützlich, und minder ehrwürdig? Ihr Endzweck ist: entweder verschiedne Geheimnisse der Gottheit auf eine sonderbare Weise zu ehren; oder der Mutter des eingefleischten Wortes einige vorzügliche Dienste zu erweisen; oder die Armen, die Weysen, die Gefangenen, die Kranken, und alle, die in ihrer Noth keine Hülfe haben, aus Mitleide liebreich zu versorgen. Ist wohl etwas würdiger für die Religion, oder nützlicher für jene, die sich auf Werke von dieser Art verlegen? Ist wohl etwas würdiger für ein Gesetz, welches ganz auf die Liebe Gottes und des Nächsten eingeschränket ist?

Du sollst den Herrn, deinen Gott, aus deinem ganzen Herzen lieben. Dieß ist das größeste und erste Geboth. Das zweyte aber ist diesem gleich: Du sollst deinen Nächsten, wie dich selbst, lieben. An diesen zweyen Gebothen hängt das ganze Gesetz. und die Propheten. *

Wir haben in diesen dreyen Artikeln alles, was den Gottesdienst betrifft, mit all möglicher Genauigkeit vorgetragen. Wir haben seine Nothwendigkeit durch die wesentliche Rechte des Schöpfers, und durch die unauflöslichen Pflichten des Geschöpfes; seine Heiligkeit durch das unfehlbare Ansehen Gottes, der ihn gestiftet hat, und durch die Wesenheit des Gottesdiensts selbsten; seine Vortheile durch die wunderbarlichen Wirkungen, die er unter den Menschen hervorbringt, bewiesen. Wenn man, unerachtet dieser so starken und so überzeugenden Gründe, dennoch allezeit Leute antrifft, welche sich als offenbare Feinde des Gottesdiensts betragen, und seine Pflichten verachten, so darf man sich nicht wundern. Es ist nicht sehr hart, die Beweggründe und die wahren Ursachen dieser Abneigung, die sie davor haben, zu entdecken; und es sind diese:

1. Die Werke und Verrichtungen des Gottesdiensts demüthigen den Menschen, und lassen ihn allzu sehr fühlen, daß er nur ein schwaches Geschöpf ist; ein Geschöpf, welches aus sich selbsten nichts vermag, welches alles, was es hat, und alles, was es ist, Gott allein zu danken hat. Nun dieses Geständniß fällt dem Stolze des Menschen zu beschwerlich; er leget es nicht gern ab, besonders öffentlich; dieß verträgt sich auf keine Weise mit dem philosophischen Hochmuthe.

2. Diese

* Matth. XXII.

2. Diese Verrichtungen, diese Werke, diese Pflichten sind mühsam; sie fodern Unterwerfung; sie setzen dem Tadel aus. Man will lieber in seiner Freyheit leben; man will sich keinen Zwang anthun; man scheuet die Zungen der Freydenker: und also verwandelt sich der philosophische Hochmuth in Schwachheit und Feigherzigkeit.

3. Viele von diesen Verrichtungen, und besonders jene, die gebothen sind, heischen nothwendiger Weise eine Besserung im Wandel, und eine Aenderung im Herzen. Allein diese Aendrung und diese Besserung würden allzu viel kosten; man will nichts daran wenden; man ist sogar sehr abgeneigt, es zu thun. Hier steht wieder der philosophische Hochmuth den weisesten Ermahnungen der Vernunft und der Religion im Wege.

4. Man ist von den nothwendigen Wahrheiten, die wir bewiesen und dargethan haben, nicht unterrichtet, und will sich davon nicht unterrichten lassen. Aus einer stolzen und verächtlichen Unwissenheit glaubet man, alles beantwortet zu haben, wann man die schönen Ausdrücke von Aberglauben, Ungereimtheiten, pöbelhaften Vorurtheilen u. s. w. fahren läßt. Wir wollen dann itzo sehen, auf welcher Seite die Vorurtheile und die Ungereimtheiten Statt haben: wir wollen untersuchen, was diese furchtbaren Schlußredner gegen uns zu setzen haben.

Vierter Artikel.

Einwürfe der Philosophen gegen den Gottesdienst in der Religion.

I.

Die einzige Religion, zu der man sich bekennen soll, thut der Verfasser der wichtigen Untersuchung den entscheidenden Ausspruch, ist diese, daß man Gott anbethe, und ein ehrlicher Mann sey. Der große Namen: Theist, den man nicht genug in Ehren hält, ist der einzige, den man annehmen soll.

* * *

Hier hat man einen christlichen Renegat vernommen, der allen Gottesdienst in der Religion lästert und verbannet; man vernehme nun, was ihm der größeste Mann, den das heydnische Rom gekannt hat, zur Antwort giebt: „Fürwahr, ich weiß nicht, wenn man allen Gottesdienst in „der Religion verbannet, ob wohl die menschliche Gesellschaft, die Redlichkeit, und eine der vortrefflichsten Tugenden, die Gerechtigkeit, jemals werden bestehen können. „Man hebe die Religion und den Gottesdienst auf; so wird „man in der Welt nichts, als Verwirrung und Unordnung „sehen„. * Quibus sublatis perturbatio vitæ sequitur, & magna confusio. Atque haud scio, an pietate adversus Deos sublata, fides etiam & societas humani generis, atque una excellentissima virtus, justitia, tollatur.

Ich lasse den Leser das Urtheil fällen, welcher aus beyden richtiger zu denken scheine: der Renegat oder der Heyde?

* Von der Nat. der Gött. 1. B.

II.

Wozu dienen, fraget der philosophische Kriegsmann,* jene abergläubischen Gebräuche, die man uns als heilig vorstellet? jene Messen, jene Gesänge, jene Ceremonien, denen man uns beywohnen heißt? u. s. w.

* * *

Der Aberglauben ist eine Art Gottesdiensts, welcher Gott beleidiget, anstatt ihn zu ehren. Wie möchte wohl der vorgebliche Philosoph beweisen, daß der Gesang von geheiligten Psalmen, die Messe, die Gebethe, die man zu Gotte verrichtet, um seine Wohlthaten zu erkennen, oder seinen Beystand anzuflehen, und die übrigen Gebräuche des christlichen Gottesdiensts, den Herrn beleidigen? Das Wort: Aberglauben, ist bald ausgesprochen, aber oft sehr übelständig angewendet.

III.

Der große Voltaire findet, daß es unanständig für den Schöpfer wäre, wenn er von seinen Geschöpfen eine Huldigung foderte; und man vernehme, wie er seinen Gedanken ausdrücket: **

Nun welchen Gottesdienst verlangt er? welche Pflicht?
Ohn eure Huldigung, ist er der Höchste nicht?
Wird er voll Eifersucht, die seine Macht nicht zieret,
Durch häuchlerisch Gebeth, durch Schmäuchellob gerühret?

* * *

Aber was wäre dann unanständig dabey, wenn Gott von seinen Geschöpfen verlangte: 1. eine Huldigung, wie sie die Fürsten von ihren Unterthanen fodern; 2. eine Dankbarkeit,

* 20. Kap. ** Ged. vom natürl. Gesetz.

keit, wie sie ein Wohlthäter von jenem erwartet, der Wohlthaten von ihm empfangen hat; 3. Zeichen der Liebe, wie sie ein Vater von seinen Kindern begehret? Und müßte man deßhalben eine unanständige Eifersucht Gotte Schuld geben?

Der Gedanken des heydnischen Cicero ist weit vernünftiger, als der Gedanken des christlichen Voltaire. „Warum leisten wir den unsterblichen Göttern einen Gottesdienst „ und Ehrbezeigungen„? fraget er; „warum verrichten wir „ Gebethe zu ihnen„? * Quid est, quod Diis immortalibus cultus, honores, & preces adhibeamus? „All „ dieses„, fährt er fort, „wäre sehr vergeblich, wenn die „ Gottheit nicht ihre Blicke auf uns geheftet hätte; wenn „ sie gegen uns gleichgültig wäre; und wenn wir keine „ Gnaden und Wohlthaten von ihr zu erwarten hätten„. Cicero sah dann die Gottheit für die Quelle und den Ursprung aller Güter, und die Gebräuche des Gottesdiensts für das Mittel an, dieselben zu erhalten. Also scheint es, daß ein Heyde selbsten den Gottesdienst in der Religion und das Christenthum vertheidigen wollte, welches Christen öffentlich zu verachten und zu verabscheuen sich bestreben.

IV.

Nachdem Voltaire durch den Satz, den wir eben untersuchet haben, die Gemüther also zur Gottlosigkeit vorbereitet hat, bricht er die Beschwerniß durch diesen Ausspruch ab:

Gebräuche, Gottesdienst, Gesetze sind verschieden. Man sey gerecht: genug! Mehr kann man nicht gebiethen.

* * *

Aber,

* Von der Nat. der Gött. 1. B.

Aber, mein Herr Doktor! durch dieses Wort: gerecht, verstehen Sie entweder nur die gesellschaftliche Gerechtigkeit; oder Sie verstehen die Gerechtigkeit, welche alle Pflichten des Menschen einschließt. Wenn Sie nur die gesellschaftliche Gerechtigkeit verstehen; so sind sie ein wahrer Gottloser, weil Sie keine Pflicht gegen Gott erkennen. Wenn Sie die Gerechtigkeit verstehen, welche alle Pflichten des Menschen einschließt; das ist, seine Pflichten gegen die Gottheit und gegen die Gesellschaft: so enthält ihr schöner Vers nichts mehr, als Worte, die keinen Sinn haben. Antworten Sie auf den Doppelschluß.

Sie sagen nachmals: **Mehr kann man nicht gebiethen.** Ich weiß, daß sie nicht so unsinnig sind, um das Daseyn Gottes zu läugnen. Ich glaube, daß Sie so vernünftig denken, und von dem Daseyn Gottes auf die Nothwendigkeit des Gottesdiensts schließen werden. Ist aber ein jeder Gottesdienst, was es immer seyn möchte, gut? und hält Gott alle ohn Unterschied, einen wie den andern, genehm? Ich hoffe, Sie werden so ehrlich seyn, und gestehen, daß dieß eine Ungereimtheit, und eine Gottlosigkeit wäre: denn man wird ihnen beweisen, daß dieses dem Begriffe, den man von Gotte hat, wesentlich widerspreche.

Anhang.

Gott nimmt nicht jede Art von Gottesdienste gleichgültig auf.

Gott kann keinen Gottesdienst verlangen oder genehm halten, der nicht seiner würdig ist. Wenn es dann eine Art von Gottesdienste giebt, welcher Sachen enthält, die für Gott nicht anständig sind; so kann man nicht glauben, daß er ihn genehmhalte, und daß er einen Gottesdienst von

dieser

dieser Art gleichgültig aufnehme. Daraus muß man folgende Schlüsse ziehen.

1. Wenn manche Gottesdienste, die auf Erden eingesetzt sind, Sachen enthalten, welche dem Naturgesetze widerstreben, oder eine Gottlosigkeit einschließen; so kann man nicht sagen, daß Gott dergleichen Gottesdienste genehmhalte, und eben so gnädig ansähe, als er einen reinen und unschuldigen Gottesdienst ansehen würde. Also waren die Unlauterkeiten, welche bey den Heyden auf die Feyer der guten Göttinn, der Venus, und des Adonis vorgeschrieben waren, keine Huldigung, sondern Beleidigungen, die man der Gottheit zufügte. Also sind die abscheulichen Geheimnisse der Heyden, von denen wir die Beschreibung bey den alten Schutzrednern des Christenthums antreffen, vor dem Richterstuhle der Vernunft und der Religion, auf gleiche Weise verdammlich. Also waren die menschlichen Schlachtopfer, welche bey den Afrikanern, Galliern, Mexikanern, und bey mehr als zwanzig verschiedenen Völkern, nach der Erzählung des heydnischen Porphyrs, und sehr vieler andrer Schriftsteller*, im Schwange waren, nichts anders, als Werke der Frömmigkeit und der Religion. Kann man sagen, daß Gott alle Gottesdienste von dieser Art gleichgültig aufgenommen habe?

2. Wenn wir vom Heydenthume zu andern Religionen übergehen, bleibt eben diese Wahrheit wieder unumstößlich bewiesen. Der Jude verflucht und verabscheuet Jesum Christum, den Stifter und das Oberhaupt der christlichen Religion: der Socinianer sieht in nur für einen großen Mann, einen Liebling Gottes an: der Muselmann hält ihn als einen Propheten in Ehren: der Deist achtet auf seine

* Eusebs evang. Vorber. 4. B. 16. Kap.

ne Gesetze nicht: der Christ bethet ihn als seinen Gott an, und gehorchet ihm, als einem göttlichen, höchsten, und unbeschränkten Gesetzgeber. Darf man sagen, Gott sehe mit einem gleichgültigen Auge auf die Fluchung des Juden, die Kaltsinnigkeit des Socianers, die geringe Ehrbezeigungen des Türken, die Verachtung des Deisten, und die Anbethung des Christen herab? Ein vernünftiger Mensch denke der Sache nach, und spreche das Urtheil.

Wir gestehen zwar, daß Gott, da er einen Gottesdienst und eine Huldigung foderte, die Erfüllung und Verrichtungen dieses Gottesdiensts der Wahl des Menschen hätte lediglich überlassen können, dafern sie nur heilig und unschuldig gewesen wären. Man dörfte glauben, daß die Sachen, währender Zeit des Naturgesetzes, in diesem Stande gewesen seyn mögen. Aber damit der Gottesdienst heiliger, vollkommener, und für Gott würdiger seyn könnte, hat er nachmals selbsten einen sonderheitlich vorschreiben und ordnen wollen: und dieser ist der Gottesdienst der Christen.

Wir haben in diesen Artikeln von mehrern sonderbaren Gebräuchen und Andachtübungen, welche die Kirche erlaubet, nicht geredet. Die Erlaubniß der Kirche genüget, um dieselben verehrenswürdig zu machen; denn sie kann nichts erlauben, was nicht dem wahren Geiste der Religion angemessen wäre. Die Spottreden, welche zuweilen etliche Freydenker über diesen Stoff ausstoßen, sind eitel Früchte der Bosheit: sie sind keine Einwürfe, und verdienen keine Antwort.

XIX.

XIX.

Höchstes Gut.

Worinnen bestehet das höchste Gut? und was für ein Urtheil soll man von der Lehre fällen, die uns der Verfasser des Handlexikons von dem höchsten Gute vorträgt? Dieß wollen wir in den zween folgenden Artickeln aus einander legen.

Erster Artikel.

Worinnen besteht das höchste Gut.

Das höchste Gut ist die vollkommene Zufriedenheit der Seele, und diese Zufriedenheit, damit sie vollkommen werde, muß 1. in der Seele selbsten wohnen, und ihre Kräfte, das ist: den Verstand und das Herz, erfüllen. 2. Sie muß jede Art von Bedürfnissen, Schmerzen, Begierden, und alles ausschließen, was der Ehre und der Tugend zuwider wäre. 3. Sie muß nicht zu verlieren, und unveränderlich seyn. Dieß sind die Begriffe, welche uns die größesten Männer, die wir im Alterthume kennen, von dem höchsten Wesen an die Hand biethen. Man wird vieleicht nicht ungeneigt seyn, den Gegensatz der Meynungen von den größesten heydnischen Philosophen, und der unzüchtigen Grundsätze von dem sogenannten Christen, der das Handlexikon verfasset hat, hier zu sehen.

Wir haben erstlich gesaget, daß diese Zufriedenheit in der Seele selbsten wohnen soll. Also lehret es uns der größeste Philosoph, den das alte Rom gehabt hat. * Das höchste Gut, saget er, kann sich nur im vollkommensten Theile

des

* Cic. Tusc. Frag. 5. B.

des Menschen, ich meyne, in der Seele, empfinden lassen, deren ganze Glückseligkeit allein in der Tugend bestehen kann, weil sie allein die Quelle der Schönheit, der Ehrlichkeit, des wahren Ruhmes, und des ächten Vergnügens ist. Aristoteles hatte sich eben so nachdrücklich ausgedrückt, als er uns sagte: * Das höchste Gut kann nur in der Seele wohnen; das ist, in jenem Haupttheile des Menschen, der, nach den Gesetzen der Natur, gebiethen und herrschen soll: und es muß die Kenntniß von allen Dingen begreifen, welche die Tugend und die Gottheit angehen. Plato saget uns in seinem Gespräche, daß er Philebus heißt: das höchste Gut bestehe nicht nur in der Weisheit, oder dem Vergnügen allein; sondern in der Vereinigung ihrer beyden.

Wir haben ferner gesagt, daß das höchste Gut jede Art von Bedürfnissen, Schmerzen, Begierden, und alles ausschließen soll, was der Ehre und der Tugend zuwider wäre: und eben dieselben Philosophen werden uns da zur Beleuchtung dienen. ** Ein Mensch, der vollkommen glücklich ist, genüget sich selber, saget Einer, und er kennt weder die Begierden, noch die Unruhe, noch das Bedürfniß. Wir können Niemanden glücklich nennen, saget der andere, *** als denjenigen, der von allen jenen Bewegungen befreyet ist, welche von den Begierden und der Furcht im Herzen erreget werden; und der sich niemals vom Feuer der Leidenschaften, oder vom Ungestüme der Freude, oder von der Hitze des Vergnügens dahinreißen läßt. Daraus sollen wir schließen, daß die wahre Glückselig-

keit

* Sittenl. 10. B. ** Ebend.
*** Tuscul. Frag. 5. B.

keit nur in jenem besteht, was der Ehrlichkeit und der Tugend gemäß ist. Setzen wir auch, daß ein Mensch Gesundheit, Stärke, Schönheit, Reichthum, Macht, unbeschränktes Ansehen, u. s. f. habe: wenn ihm, bey allen diesen Gütern, die Tugend fehlet, so wird er sehr unglückselig seyn.

Endlich haben wir gesaget, daß die Zufriedenheit der Seele nicht zu verlieren und unveränderlich seyn sollte. Wir wollen wieder die nämlichen Lehrmeister vernehmen, die wir schon angeführt haben. Das höchste Gut, saget Cicero, * kann nur in jenem zu finden seyn, was unwandelbar, standhaft, und immerwährend ist; denn es wäre nicht mehr höchstes Gut, wenn es verloren werden könnte. Das, was die vollkommene Glückseligkeit ausmachet, soll nicht in der Gefahr seyn zu ältern, oder zu erlöschen, oder schwach zu werden: denn dafern man etwas ähnliches zu fürchten hätte, so könnte man alsbald nicht mehr vollkommen glückselig seyn.

Aus allem, was wir eben angeführt und vorgetragen haben, muß man erkennen, daß das höchste Gut, die wahre Glückseligkeit, die vollkommene Zufriedenheit der Seele, nur in Dingen bestehen kann, welche mit der Tugend, Ehrlichkeit, Weisheit, und allen jenen Gesetzen der Billigkeit, Redlichkeit, und Anständigkeit, die von der Natur in unser Herz gepräget sind, übereinstimmen. Man muß auf gleiche Weise erkennen, daß die Befriedigung der Leidenschaften, der Schimmer des Reichthums, die Berauschung aller Arten von Wohllüsten, die weite Erstreckung des Ansehens und der Macht nicht erklecken, um den Menschen vollkommen glückselig zu machen, und daß sie jenes höchste Gut nicht aus-

* Tusc. Frag. 5. B.

machen können, welches wir suchen, und wofür wir uns erschaffen fühlen.

Dieß erkläret und entwickelt uns wieder Cicero mit einer so großen Weisheit und Stärke, die man vergebens in den andern Philosophen suchen würde. Die ungestümen Bewegungen der Leidenschaften, und alle jene starken Triebe, welche durch die Unbedächtlichkeit und den Hochmuth in der Seele erwecket werden, sind der Vernunft allzu sehr zuwider, daß sie sich mit der wahren Glückseligkeit vertragen könnten. Fürwahr, soll man jenen glückselig heißen, welchen das Feuer der Wohllust verzehret, entzündet, und in eine Gattung Wuth versetzet? welcher sich mit einer allezeit unersättlichen Begierlichkeit allem Preis giebt, wodurch er sich vergnügen zu können glaubet? welcher nach dem Maaße, wie er sich in Wohllüste von jeder Art voller Innbrunst hineinstürzt, immer einen noch heftigern Durst darnach fühlet? Soll man unter die Zahl der Glückseligen jene Gattung kleiner Männer setzen, die von blöder Eitelkeit aufgeblasen und in die Höhe getrieben sind, die eine leere Freude außer sich bringt? die bezeugen, daß sie mit sich selbsten ganz zufrieden sind, ohne zu wissen, warum? Jener ist wahrhaft glückselig, der weder von der Furcht geplaget, noch vom Kummer verzehret, noch vom Feuer der Wohllust gepeinigt, noch von einer eiteln Freude außer sich gebracht, noch durch die Ergötzlichkeiten entmannet ist.

Man darf nicht erwarten, so weise Grundsätze, oder eine so reine Sittenlehre in unserm unzüchtigen Philosophen anzutreffen, wie man es im folgenden Artickel sehen wird.

Zweyter Artikel.

Ungereimtheiten des Handlexikons vom höchsten Gute.

I.

Vor alten Zeiten, saget uns der vortreffliche Schriftsteller, hat man über das höchste Gut viel gestritten. Es wäre eben so gut gewesen, wenn man gefragt hätte, was das höchste Blau, oder die höchste Suppenbrühe, das höchste Gehen, das höchste Lesen, u. s. w. sey. Die Frage vom höchsten Gute ist ungereimt.

* * *

Plato, Aristoteles, Cicero können unter die Zahl der größesten Männer im Alterthume gerechnet werden. Aber weil sie die Frage vom höchsten Gute abhandelten, so haben sie dann nichts als Ungereimtheiten sagen können. Der Herr Verfasser des Handlexikons macht diesen Ausspruch; und die Ursache, wegen welcher er also urtheilet, ist merkwürdig. Es ist die Vergleichung, die er vom höchsten Gute mit dem höchsten Blau, der höchsten Suppenbrühe, u. s. f. macht.

Heißt dieß nicht das Publikum beleidigen, wenn man ihm dergleichen Thorheiten vorträgt, und die Ausdrücke misbrauchet. Wer empfindet nicht, daß jenes Wort: Höchstes, allezeit nur Dingen zukömmt, die aus sich selbsten groß, wichtig, und erheblich sind? Ist diese lächerliche Vergleichung nicht erklecklich, um das kluge Alterthum zu rechtfertigen, den abgeschmackten Schriftsteller zu urtheilen, und seine Verehrer zu demüthigen?

II.

Ein jeder suchet sein Gut, wo er kann, und genießt davon, so viel er kann, nach seiner Art.

* * *

Der Grundsatz ist unvergleichlich. Die Schelmen, die Diebe, die Schwelger, die Unterdrücker, die Wucherer werden ihn gewiß nach ihrem Geschmacke finden.

III.

Es giebt weder äußerstes Vergnügen, noch äußerste Peinen, die das Leben hindurch währen könnten: das höchste Gut und das höchste Uebel sind Hirngespinnste.

* * *

Hier wird allein mit einer lächerlichen Verdrehung wiederholet, was Jedermann auf eine weit natürlichere Weise ausdrücket, da man saget: **Was recht heftig ist, hat keine lange Dauer.** Nil violentum durabile. Aber der ist ein sehr schlechter Logiker, welcher daraus schließt, daß die wahre Zufriedenheit der Seele, das ist, das höchste Gut ein Hirngespinnst sey.

IV.

Die Tugend ist kein Gut: sie ist eine Pflicht. Sie ist von einer verschiedenen Art, von einer höhern Gattung. Sie hat mit den schmerzlichen oder angenehmen Empfindungen nichts zu schaffen.

* * *

Wir wollen über diese Stellen nur folgende kurze Anmerkungen machen: 1. Nur dem Viehe und den Schwelgern kann man hingehen lassen, daß sie die Tugend für kein Gut rechnen. 2. Es ist ungereimt, alle Güter unter die Glücksgüter einzuschränken. Man hat allezeit die Tugenden und

die schönen Eigenschaften der Seele für wahre Güter gehalten; und man hat dieselben jederzeit höher, als die Glücksgüter, geachtet. 3. Die Tugend ist eine Pflicht, heißt es: und steht dieses im Wege, daß die Pflicht nicht auch eine Zufriedenheit, und folglich ein wahres Gut für die schönen Seelen seyn könne? 4. Die Tugend hat mit den schmerzlichen oder angenehmen Empfindungen nichts zu schaffen. Aber nur unvernünftige Thiere, oder thierische Menschen können glauben, daß alles Gut und alles Uebel in den Empfindungen bestehe. Wir mögen es den Stieren, den Pferden, und allen Gattungen von Thieren hingehen lassen, saget der göttliche Plato, *daß sie der Wohllust den ersten Platz unter den Gütern einräumen. Wie viele Menschen sehen sie auch, nach ihrem Beyspiele, für das höchste Gut des Lebens an?

V.

Der tugendsame Mensch, der mit dem Steine und dem Podagra behaftet, ohne Hülfe, ohne Freunde ist, der seine Nothdurft nicht hat, und von einem wohllüstigen Tyrannen, dem es wohl ergeht, verfolget wird, und in Fesseln schmachtet, ist sehr unglückselig: und der unverschämte Verfolger, der einer neuen Buhlerinn auf seinem purpurnen Faulbette liebkoset, ist sehr glückselig.

* * *

Dieser Mann kömmt allezeit wieder auf das, was Plato das höchste Gut der Stiere, der Pferde, und des Viehes heißt. Er stellet den Tyrannen, den Gottlosen, den Verfolger der Tugend, und in die Reihe der Glückseligen, wenn er in Wohllust versenket ist; und er heißt den tugendsamen Menschen,

* Im Philebus.

schen, der leidet, sehr unglückselig. Also unterweist er das menschliche Geschlecht.

VI.

Saget, daß der verfolgte Weise seinem unverschämten Verfolger vorzuziehen sey; saget, daß ihr jenen liebet, und diesen verabscheuet. Aber gestehet, daß der Weise in den Fesseln toll wird. Wenn es der Weise nicht bekennet, so betriegt er euch: er ist ein Marktschreyer.

* * *

Hier treibt dieser Mann, der sich einen Philosophen nennet, die Marktschreyerey und die Ungereimtheit auf das Höchste. Es ist nicht hart, dieses kennbar zu machen. Man hat dazu nichts vonnöthen, als die zwey Worte: Leiden, und Toll werden zu bestimmen.

Das Leiden, der Schmerz ist eine unangenehme Empfindung, wovon sich der Mensch, so viel er kann, entfernet. Allein man kann sich auch über diese Empfindung erheben, durch Beweggründe, welche auf die Seele einen noch stärkern Eindruck machen, als der Schmerz selbsten; wie wenn man für die Religion, fürs Vaterland, für die Tugend, für die Ehre leidet, kann man alsdann nicht allein herzhaft und geduldig, sondern sogar mit Freuden leiden. Diese Herzhaftigkeit ist das Kennzeichen großer Seelen, und machet die Tugenden zu wahren Heldentugenden.

Toll werden im Leiden, heißt wider seinen Willen und mit einer ausschweifenden Ungeduld leiden, weil die Seele das Unvermögen der Bemühungen fühlet, die sie anwendet, um sich dem Schmerzen zu entziehen.

Nach diesen Bestimmungen wird man sogleich von der ganzen Ungereimtheit der Vorträge unsers Schriftstellers überzeuget. Der Weise kann leiden; aber er wird nicht toll

im Leiden. Denn, wie es Cicero sehr gut erkläret, * der Schmerz ist in sich selber eine traurige, harte, bittere Sache, die man ungern überträgt; aber die Ehre, der Ruhm, die Tugend bewegen uns, sie mit dem standhaftesten Muthe zu übertragen. Denn entweder muß man sagen, daß die Tugend nur ein Hirngespinnst sey, oder man muß gestehen, daß sie uns über den Schmerzen erheben könne.

Und wie viele Beyspiele jener großen Seelen, die von den heftigsten Schmerzen nicht niedergeschlagen worden sind, beut uns die Geschichte nicht an? Ich werde mich genügen, eines anzuführen, welches uns zeiget, wie weit der tugendsame Mensch den Starkmuth und die Herzhaftigkeit zu bringen fähig sey. Anaxarch von Abderen wurde von Nikokreon, dem Tyrannen in Cypern, verurtheilet, lebendig in einem Mörser zerstoßen zu werden. Zerstoß, zerstoß die Hülle Anaxarchs, sprach der herzhafte Philosoph zum Tyrannen: du wirst Anaxarchen selbsten nicht zerstoßen. Der erzörnte Tyrann wollte nachmals ihm die Zunge abschneiden lassen. Anaxarch kam ihm zuvor: er biß sie mit den Zähnen selber ab; und spie sie dem Tyrannen ins Gesicht.

Aber aus allen Beyspielen der Herzhaftigkeit unter den Schmerzen wird man keine rührendere finden, als jene, welche uns in den Jahrbüchern der Christen, und besonders in den Martergeschichten, angebothen werden. Man ließ sie unglaubliche Peinen ausstehen; sie hatten ein sehr leichtes Mittel, denselben zu entgehen: bey allem dem nahmen sie dieses Mittel nicht an. Wird wohl der abscheuliche Verfasser des philosophischen Handlexikons sagen, die Märtyrer seyn toll geworden, da sie litten?

Es

* Tusc. Frag. 2. B.

Es liegt mehr Verstand, Weisheit, und Beleuchtung in einem einzigen Worte, daß wir vom großen Bischofe zu Hippon beybringen wollen, als in allem, was unsere vermessenen Schriftsteller, die sich Philosophen nennen, in die Welt ausstreuen. Herr! du hast gewollt, daß unsere Herzen dein, und für dich seyn sollen: und deßhalben werden wir in einer beständigen Unruhe schweben, bis wir das Glück haben werden, in deinem Schooße zu ruhen. Das höchste Gut besteht dann im Besitze Gottes selbsten; die Tugend allein kann uns zu ihm führen. Ein Wanderer, wenn er gewiß weiß, daß er auf dem Wege ist, der zu seinem Endzwecke führet, schreitet herzhaft und mit Freuden fort. Dieß ist der Zustand des Menschen, der auf dem Wege der Tugend zum höchsten Gute wandert. Aber man rede unsern neuen Philosophen von Tugend: so begreifen sie nichts; sie verstehen nichts. Man rede ihnen von Vergnügen, Schwelgerey, Hochmuthe, Pracht, Reichthume, von allen Arten der Wohllüste: O! da werden sie alles gut verstehen; dieß ist für sie das höchste Gut. Aber wie lange wird es währen? wo hinaus wird es abzielen?

XX.

Himmel.

Weder der rechtschaffene Mann, noch der Freydenker hat vonnöthen, daß man ihm beweise, es gebe einen Himmel; das ist, einen Ort, der zur Belohnung der Tugend bestimmet ist. Der rechtschaffene Mann ist davon versichert, durch den Begriff, den er von der Gerechtigkeit, Heiligkeit, und Weisheit Gottes hat: der Freydenker fühlet schon, daß er nichts daran zu fodern habe. Der Begriff selbsten vom Himmel ist nichts weniger, als angenehm für ihn, weil er wohl fasset, wenn es gewiß einen Ort der Belohnung giebt, daß es auch einen Ort zur Bestrafung geben müsse.

Die göttlichen Bücher, und die beständigste und allgemeinste Erblehre lassen in diesem Stücke nicht den geringsten Zweifel zu. Isaias, David, Ezechiel, der heilige Evangelist Johann, geben uns die prächtigsten Begriffe von dem herrlichen Wohnsitze der Gottheit an die Hand, welcher auch in der Ewigkeit der Wohnsitz der gerechten Seelen seyn soll. Unser göttliche Lehrmeister stellet uns allezeit den Himmel, als den würdigsten Gegenstand unsrer Begierden, unsers Bestrebens, und unsrer Bemühungen, vor: und das Merkwürdigste dabey ist, daß die Heyden, welche durch die Erblehre allein unterrichtet waren, von dem Wohnsitze, der für die tugendsamen Seelen bestimmet ist, beynahe eben so herrliche Begriffe gehabt haben, als die Christen, welche durch die Offenbarung unterrichtet sind. Man kann davon keinen rührendern Beweis herbeybringen, als jene Worte Makrobens in seiner Auslegung über den Traum des Scipio. *

„ Der

* 1. B. 4. K.

„ Der Endzweck des Cicero in diesem Werke „, saget er, „ ist dieser: uns zu lehren, daß die tugendsamen Seelen, wann sie einmal ihre Leiber abgeleget haben, in den „ Himmel versetzet werden, wo sie einer ewigen Glückseligkeit zu genießen haben. Denn, als dem Lälius mis„ fiel, daß man dem Nasika, der die Republik gerettet hatte, keine Bildsäule aufrichtete, gab ihm Scipio dieses zur „ Antwort: Obschon die Weisen in dem Zeugnisse ihres Gewissens eine sehr schmäuchelhafte Belohnung der Tugend „ finden; so fodert dennoch die Tugend etwas Herrlicheres, „ als Bildsäulen, Lorberkränze, und Siegsgepränge. Wisse dann, daß allen, die dem Vaterlande gedienet haben, „ ihre Stelle in den Himmeln ausgezeichnet ist. Laß also, „ nach dem Beyspiele deiner Vorfahren, die Gerechtigkeit „ und Tugend deine Wonne seyn. Dieß ist der Pfad, der „ zum Himmel leitet, und der dich in die Gesellschaft jener „ großen Männer bringt, welche der Tod in diesen Lustort „ versetzet hat „.

Alle Völkerschaften haben in diesem Punkte, der für den Menschen so wichtig ist, eben dieselbe Denkensart gehabt. Wir werden uns nicht aufhalten, Beweise davon beyzuführen: man findet sie in allen Büchern, die von den Sitten der alten Völker handeln. Aber ehe wir die Ungereimtheiten aufzeigen, welche über diesen Stoff im philosophischen Handlexikon ausgestreuet werden, wollen wir die armseligen Zweydeutigkeiten entwickeln, die der Verfasser misbrauchet, um zu verführen und zu betriegen. Denn dieser Misbrauch machet gemeiniglich seine ganze Stärke und seine ganze Wissenschaft aus.

Das Wort: Himmel, wird in sehr verschiedenen Deutungen angenommen. Man brauchet es in den physischen

Sy:

Systemen; es kömmt auch in der gemeinen Sprache des Volkes vor; es hat in der Sprache der Religion gleicher Weise Statt.

In den physischen Systemen versteht man durch das Wort: Himmel, jenen unermessenen Raum, in welchem sich die himmlischen Körper, wie man zu sagen pflegt, herumwälzen. In der gemeinen Sprache des Volkes hat man bey dem Worte: Himmel, den Begriff von jenem so angenehmen Azurgewölbe, worein sich unser Gesicht verliert. Man versteht auch zuweilen durch dieses Wort einen Theil des Luftkreises, und das Gewölk, das von unsrer Erdkugel hinaufsteigt. Endlich in der Sprache der Religion stellet uns das Wort: Himmel, den Begriff eines Orts vor, wo das höchste Wesen die tugendsamen Seelen vereinigen, und ihre ewige Glückseligkeit ausmachen wird, da es sich in seiner ganzen Majestät und Herrlichkeit, mit allen seinen göttlichen Vollkommenheiten, ihnen zeiget.

Alles, was wir vom Himmel wissen, ist dieses, daß dieser Ort über die Erde ungemein erhaben ist; * daß Gott selbsten die Pracht und Herrlichkeit des Himmels ausmachen werde; daß nichts darinnen Statt haben werde, was die Glückseligkeit des Menschen unterbrechen könnte; daß endlich diese Glückseligkeit alles unendlich übertreffen werde, was unsre Begriffe und unsre Begierden sich immer vorstellen, begreifen, und ersinnen möchten. Die Offenbarung und die Erblehre sagen uns, daß dieser Ort da sey. Aber ist er höher, ist er viel höher, als unsere Augen reichen können? Dieß hat uns weder die Offenbarung, noch die Erblehre deutlich entdecket. Man darf sich in diesem Stücke wohl ohne Gefahr gänzlich auf Gott verlassen; und es ist dem Menschen

weit

* Heiml. Offenb. XXI.

weit mehr daran gelegen, sich des Himmels würdig zu machen, als seine Lage genau zu wissen. Laßt uns itzt zu dem Verfasser des Handlexikons zurückkehren.

1.

Was haben die Alten durch den Himmel verstanden? Sie wußten es nicht. Sie riefen beständig: Der Himmel und die Erde; dieß ist so viel, als wenn man riefe: Das Unendliche und ein Sonnenstäubchen. Eigentlich zu reden, giebt es keinen Himmel. Es giebt eine unglaubliche Menge Sphären, die im leeren Raume sich wälzen; und unsre Erdkugel wälzet sich, wie die übrigen. Die Alten glaubten, man müsse hinaufsteigen, wenn man in den Himmel wollte. Aber man steigt von einer Sphäre nicht in eine andere hinauf. Also laßt uns den Fall setzen, daß Venus nach Paphos gekommen sey, und in ihren Planeten zurückkehren wollte. Wann dieser Planet untergegangen war, so stieg alsdann die Göttinn Venus nach unserm Gesichtskreise nicht hinauf; sie stieg hinab: und man hätte in diesem Falle sagen müssen: in den Himmel hinabsteigen. Aber die Alten sahen nicht so tief hinein; sie hatten unbestimmte, unsichere, widersprechende Kenntnisse von allem, was die Naturlehre betraf. Man hat ungeheure Bände geschrieben, um zu wissen, was sie in vielen Sachen von dieser Art gedacht haben. Drey Worte hätten erkläret: Sie dachten nichts.

* * *

Man sehe hier eine lange Reihe lächerlicher Ungereimtheiten welche wohl verdienen, daß wir etliche Augenblicke daran wenden, sie zu bemerken, und uns damit zu belustigen. Also wollen wir anmerken:

1. Daß

1. Daß es eine Ungereimtheit ist zu sagen: Was haben die Alten durch den Himmel verstanden? Sie wußten es nicht. Denn man mag durch das Wort: Himmel, die Hypothesen oder Systeme der Naturlehre, oder den Wohnsitz verstehen, der für die tugendsamen Seelen bestimmet ist; so haben die Alten von diesen zweenen Punkten ohngefähr so viel gewußt, als unsre Philosophen heut zu Tage davon wissen. Fürwahr, was die Naturlehre betrifft, haben sie den Lauf der himmlischen Körper berechnet; die Finsternisse vorgesagt; die verhältnißmäßige Größe und den Abstand der Planeten erkannt, ohngefähr, wie wir es heut zu Tage machen. Sie konnten die sehr unnützliche und sehr ungewisse Anziehung Newtons ganz wohl entbehren. Sie nahmen die Hypothese des Philolaus, des Aristarchs, und des Kleanthes, von der Unbeweglichkeit der Sonne im Mittelpunkte der Welt, nicht an, welche noch nicht gut erkläret war; jene Hypothese, die Copernik in diesen letztern Zeiten erneuert und in den Swang gebracht hat. Ob sie schon keine so vollkommene Werkzeuge hatten, als man seit hundert und fünfzig Jahren zu erhalten anfieng; haben sie dennoch Beobachtungen gemachet, welche man noch heut zu Tage für richtig und gewiß erkennt. Daraus erhellet, wie weit ihre Einsichten, ihre Kenntnisse, und ihre Fähigkeit reichten. Und wie gering würden die meisten jener kleinen Männchen scheinen, die eine so stolze Sprache führen, weil sie einen seichten Grund von Meßkunst und Sternkunde haben; wie gering würden sie scheinen, wenn man sie Hipparchen, Eratosthenen, Ptolomäen an die Seite setzete!

Es ist dann eine sehr grobe Ungereimtheit zu sagen, daß die Alten von den himmlischen Systemen nichts gewußt haben.

Was

Was den Himmel betrifft, als ein Wohnsitz der tugendsamen Seelen betrachtet, die mit Gotte vereiniget sind; haben wir schon gesagt, was uns die Offenbarung und die Erblehre davon berichten: und wir haben gewiesen, daß in diesem Stücke unsere Philosophen unwissende und blinde Leute sind, und daß die Alten weit besser unterrichtet, und weit mehr beleuchtet waren.

2. Es ist eine Ungereimtheit zu sagen: Sie riefen beständig: Der Himmel und die Erde; dieß ist soviel, als wenn man riefe: Das unendliche und ein Sonnenstäubchen.

Jesus Christus, die Propheten, die größesten Männer in der Religion, die fähigsten Köpfe, vom Homer bis auf diese letzten Zeiten, haben den Ausdruck gebrauchet: Der Himmel und die Erde: und hier steht ein Mensch auf, der behauptet, daß alle diese Leute nicht gewußt haben, was sie sagten. Der Ausspruch ist eigenmächtig und stolz genug: ist er nicht eben aus diesem Grunde desto verächtlicher und lächerlicher? Wenn man saget: Der Himmel und die Erde, versteht man durch das Wort: Erde, die Geschöpfe der Sphäre, die wir bewohnen; und durch das Wort: Himmel, die Geschöpfe, die außer dieser Sphäre wohnen, und wie wir, das Werk des Schöpfers sind. Ist es vernünftig, wenn man diese Art zu denken und sich auszudrücken tadeln will?

Der Gegensatz des Unendlichen auf ein Sonnenstäubchen ist eine Hyperbole, die man einem Dichter nachsehen möchte; aber sie klingt sehr schlecht für den Philosophen. Es ist bewiesen, daß die Welt nicht unendlich ist: aber ein jeder Mensch erfährt, daß es unmöglich wäre, mit Genauigkeit zu begreifen, wie weit die Gränzen der Welt hinausreichen.

Denn da wir uns eine Ausdehnung vorstellen, begreift unsre Einbildung, daß diese Ausdehnung vergrößert werden, und noch weiter gehen könnte. Um dessentwillen hat Descartes weislich gesaget, die Welt sey unbestimmt groß; das heißt: obwohl sie nicht unendlich ist, können wir doch ihre Ausdehnung nicht fassen, bestimmen, und auszeichnen. Der Gegensatz des Unendlichen auf ein Sonnenstäubchen, wie man ihn hier vorträgt, ist also nichts anders, als eine Tollheit.

3. Es ist eine Ungereimtheit zu sagen: Eigentlich zu reden, giebt es keinen Himmel. Hat denn dieser neue Aufseher des Weltballs alle Theile davon erkannt und durchforschet? Auf welchen Grund behauptet er, es gebe keinen Ort, den Gott erwählet habe, um einen herrlichen Palast darauszumachen, wo er die tugendsamen Menschen versammeln wollte, um sie auf eine Weise zu belohnen, die seiner würdig wäre? Man sieht wohl, daß dieser Ausspruch eine wahre Gottlosigkeit ist: wir genügen uns hier zu sagen, daß er eine lächerliche Ungereimtheit sey.

4. Es ist eine Ungereimtheit zu sagen: Es giebt eine unglaubliche Menge Sphären, die im leeren Raume sich wälzen; und unsre Erdkugel wälzet sich, wie die übrigen. Wer hat unsern Doktor gelehret, daß es eine unglaubliche Menge dieser Sphären gebe? Vermuthlich Arlekin, der Kaiser im Monde. Wir kennen fünf Planeten: den Saturn, den Jupiter, den Mars, die Venus, den Merkur; und die kleinen Sphären, von denen etliche aus diesen Planeten begleitet werden, und die man ihre Trabanten heißt. Der Mond kann für den Trabanten der Erde angesehen werden. Wir können auch etliche Kometen: und dieß ist alles. Aber diese kleine Zahl der bekannten Sphä-

ren ist von jener unglaublichen Menge weit entfernet, die unser Romanschreiber erdichtet, und sehr willkührlich annimmt. Und was geht in diesen Sphären vorbey? warum, und zu welchem Ende sind sie erschaffen worden? Davon schweigt der Weise, und genüget sich die Macht des Schöpfers anzubethen. Wir reden von den Sternen nicht, derer Zahl noch nicht bekannt und bestimmet ist.

Hermias, ein christlicher Philosoph, der vor fünfzehn Jahrhunderten lebte, läßt jene kleinen Vermessenen sehr artig durch, welche sich Philosophen nennen, und für Lehrmeister der Welt ausgeben; aber dabey dennoch eitel Ausschweifungen und Träumereyen auf die Bahne bringen. Man vernehme, wie er sich in einem Werke ausdrücket, das eben so unterhaltend als lehrsam ist, und die Aufschrift führet: Die verspotteten Philosophen.* „Ich schwinge „ mich bis zum Himmel empor, „saget einer aus diesen einbildrischen Philosophen, denen unsre neuartigen so ähnlich sehen: „Ich schwinge mich bis zum Himmel empor, um „ die Größe der Sonne zu messen: ich steige in den Abgrund der Meere hinab, um Neptunen zu lehren, wie „ weit sein Reich sich erstrecke. Ein Tag genüget mir, „ um die Erde zu erkennen, auszumessen, und ihre Figur „ zu bestimmen: ich lege sie auf die Wage; ich kenne ihre „ Schwere; ich werde sogar nicht um eine Unze fehlen. Ein „ Kopf, wie der meinige, ist damit noch nicht vergnüget. „ Ich gehe über das Reich der Thetis und des großen Weltmeers hinaus: ich fliege in eine neue Welt: von dorten in „ eine dritte, in eine vierte, eine fünfte, eine zehnte, eine „ hunderste, eine tausendste: dabey will ich noch nicht sitzen „ blei-

* Man sehe Justin am Ende.

„ bleiben. Da man auf der Erde nichts, als Unwissenheit,
„ Irrthum, falsche Denkensart, grobe Dummheit sieht,
„ will ich alle Atomen zählen, woraus diese unendliche Men-
„ ge Welten zusammengesetzet ist; nichts wird meiner Unter-
„ suchung entgehen. Wie viele durchaus nothwendige und
„ unendlich nützliche Dinge will ich entdecken! wie glücklich
„ werden nicht die Städte und Gesellschaften durch mich ge-
„ macht werden „!

Soll man aus dieser Sprache nicht schließen, es rede hier einer unsrer neuartigen Philosophen? Also schildert die philosophische Bescheidenheit und Weisheit sich selbsten ab. Sie hat allezeit die gleiche Sprache geführet. Unsre großen Lehrmeister heut zu Tage sind also nur die Affen und der Wiederhall der Philosophen voriger Zeiten. Wir können davon kein auffallenders Beyspiel anbringen, als unser Doktor in seinem chinesischen Katechismus uns an die Hand giebt. Man vernehme, wie sich der weise Chineser ausdrücket: Wann wir sagen, Gott habe den Himmel und die Erde gemacht; so sagen wir aus Andacht eine große Tölperey. Denn wenn wir durch den Himmel den erstaunlichen Raum verstehen, in welchem Gott so viele Sonnen angezündet hat, und so viele Welten sich drehen läßt, so ist es weit lächerlicher zu sagen: Der Himmel und die Erde, als wenn man sagete: Die Berge und ein Sandkorn. Unsre Sphäre ist unendlich weniger, als ein Sandkorn, im Vergleiche mit jenen unzählbaren Millionen Welten, unter welchen wir ganz verschwinden. Wenn der Philosoph, welchen Hermias reden läßt, ein närrischer Kopf ist, was für ein Beywort soll den neuen Doktor auszeichnen?

5. Es ist eine Ungereimtheit zu sagen: Die Alten glaubten, man müsse hinaufsteigen, wann man in den Himmel wollte. Aber man steigt von einer Sphäre nicht in eine andere hinauf.

Ein solcher Satz ist ungereimt. Denn nach der Sprache des gesunden Menschensinnes, heißt hinaufsteigen, sich vom Mittelpunkt der Erde entfernen: und hinabsteigen, sich diesem Mittelpunkte nähern. Die Redensart der Alten ist also richtig gewesen: und der Spott kann nur jenem zu Theile werden, der Willens ist, andere damit zu erfüllen.

Endlich saget er, daß man auf die ungeheuren Bände, die geschrieben worden sind, um zu wissen, was die Alten dachten, nichts anders antworten sollte, als: Sie dachten nichts. Aber die Nachkommen werden auf alle jene Bände, die von unsern neuartigen Philosophen zur Welt gebracht werden, eine eben so kurze Antwort geben, und mit diesen dreyen Worten abbrechen: Sie waren toll.

II.

Man muß (von den Alten) allezeit eine geringe Zahl von Weisen ausnehmen. Aber sie sind spät gekommen: wenige haben ihre Gedanken eröffnet; und wann sie es gethan haben, so sind sie von den Marktschreyern der Erde den nächsten Weg in den Himmel geschickt worden.

* * *

Der wahre Weise ist ein Mensch, der sittsam lebet, der die Wahrheit liebet, die Religion in Ehren hat, die Gesellschaft werth hält, für die Sitten eifert. Können unsere sogenannten Philosophen unter die Zahl der wahren Weisen gerechnet werden? Das Publikum soll davon urtheilen. Ein stolzer und entscheidender Ton, eine Hochschätzung

gegen sich selbsten, die man sonst für Niemanden hat, eine unbedachte Freymüthigkeit in den Grundsätzen, die sich auf die Religion, auf die Sitten, auf die Regierung beziehen, eine äußerste Verachtung gegen jeden, der sich nicht nach ihrer Denkensart schmieget; dieß zeichnet unsre vorgeblichen Weisen dieser Zeiten aus. Ich wäre dennoch nicht Sinnes, daß man sie den nächsten Weg in den Himmel schicken sollte. Es wäre nützlicher für sie und für die Gesellschaft, wenn man sie besserte, und ihnen die Lust benähme, zu reden, zu schreiben, zu verführen, und zu betriegen.

III.

Ein Schriftsteller, den man, wie ich glaube, Pluche heißt, hat aus Moses einen großen Naturkundigen machen wollen. Aber man weiß genug, daß Gott, der aus Moses einen großen Gesetzgeber, einen großen Propheten machte, keineswegs einen Lehrer der Naturkunde aus ihm machen wollte. Er unterwies die Juden in ihrer Pflicht; aber er lehrte sie kein Wort von der Philosophie.

* * *

Ehe wir auf den Inhalt dieses Artikels antworten, wollen wir bemerken, daß Moses, mit dem man hier ganz ehrlich verfährt, im Artikel, der eben diesen Mann ins Besondre betrifft, mit der äußersten Verachtung behandelt wird. So gut stimmet unser Doktor mit sich selbst überein. Dieß mag im Vorbeygehen gesagt seyn. Laßt uns zur Untersuchung der angeführten Stelle zurückkehren.

Der Herr Abt Pluche hat in seiner Geschichte vom Himmel bewiesen, daß alle Philosophen auf Irrwege gerathen sind, welche von der Erzählung des Moses abwichen, wo

sie

ſie von der Koſmogonie oder Weltſchöpfung redeten; daß alle allgemeine Syſteme der Naturkunde, die wir kennen, an etlichen Orten baufällig ſind; daß man auf dieſer Bahne nicht ſicher wandeln kan, dafern man dem Lichte nicht folget, welches uns jener große Mann in ſeinen Schriften hinterlaſſen hat, der aus den bekannten Schriftſtellern der Aelteſte, und zugleich ein Wunderthäter, ein Prophet, und ein Geſetzgeber geweſen iſt. Wahrheit, Weisheit, und Anmuth bezeichnen alle Werke des Herrn Abtes Pluche. Alles darinnen iſt einnehmend, lehrſam, und geſchickt, das Gemüth zu beleuchten, das Herz zu bilden, und aus dem Menſchen einen weiſen, nützlichen, und liebenswerthen Bürger zu machen. Was muß man dann von dem Spöttertone denken, womit unſer Gegner von dem Abte Pluche redet? Es läßt ſich davon aus der folgenden Vergleichung der Schluß machen.

Der Verfaſſer des philoſophiſchen Handlexikons ſpeyt alle Gräuel aus, wozu ein Herz und ein Gemüth fähig iſt, welches ſich den abſcheulichſten Schandbarkeiten gewidmet, und der verdammlichſten Gottloſigkeit ergeben hat. Der Verfaſſer des Schauplatzes der Natur flößet der Seele nur die Geſinnungen ein, welche ſie Gotte angenehm machen mögen.

Jener ſchreibt nur, um jeden Grundſatz der Religion, des Glaubens, und der Sitten wankend zu machen und zu vertilgen. Dieſer giebt uns zu erkennen, daß nichts billiger, nichts vernünftiger, nichts vortheilhafter für den Menſchen iſt, als jene Pflichten, welche Gott und die Religion uns vorſchreiben.

Jener wirft ſich zum Vertheidiger aller Laſter auf, und läſtert alle Tugenden. Dieſer ſchildert uns die Tugend mit

allen ihren Reizen, und wenn er vom Laster redet, so geschieht es nur, um davor Abscheu einzuflößen.

Jener will uns in den Hitzen seines Unsinns von allem reden, und lehret uns nichts. Dieser trägt uns mit Bescheidenheit eine wunderbare Menge verschiedener Kenntnisse vor, und gießt allezeit Vergnügung in die Seele, da er sie beleuchtet.

Jener vergißt sich in seinen Verirrungen beständig selbsten; er reißt an einem Orte nieder, was er an einem andern aufbauen will; er widerspricht sich unaufhörlich. Dieser erkläret durch das doppelte Licht der Vernunft und der Offenbarung, schreitet immer mit sichern Schritten fort, vermeidet das Irrthum, und lehret es vermeiden.

Jener sparet weder Lügen, noch Verleumdungen, um die großen Männer, welche sich durch den Eifer und die Liebe für die Religion, oder durch die Dienste, die sie der Religion leisteten, hervorgethan haben, durchzulassen, zu verschwärzen, zu beschimpfen. Dieser stellet uns eben dieselben Männer, wann er von ihnen redet, nicht anders vor, als für die würdigen Gegenstände der Verehrung und Liebe des menschlichen Geschlechtes.

Jener waget es nicht, das Daseyn Gottes zu läugnen; aber er redet uns niemals von einer Pflicht gegen Gott. Dieser läßt uns allerwegen die verwunderlichen Vollkommenheiten des höchsten Wesens bemerken, und erhebt uns allezeit, durch die Betrachtung der Weisheit und Wohlthaten Gottes, zu ihm hinauf.

Jener, obschon er bekannt genug ist, getrauet sich nicht öffentlich zu gestehen, daß er der Verfasser des Handlexikons aller Gottlosigkeiten sey: er fürchtet, daß die Gerichtschlüsse, die auf das verdammliche Werk gefallen sind, auch über

den:

denjenigen sich erstrecken möchten, der es zur Welt gebracht hat. Dieser hat aus Bescheidenheit seinen Namen auf das Titelblatt seiner Werke nicht gesetzet; aber aus Ehrerbiethung für die Wahrheit verläugnet er sie nicht: und er hat die Gutheißung der Oberkeiten, und den Beyfall aller rechtschaffener Leute. Dieß sind die Eigenschaften der zween Schriftsteller. Man urtheile, welcher aus beyden den Abscheu und die Verachtung des menschlichen Geschlechtes verdiene.

IV.

Man findet in den Büchern der Juden etliche verkehrte Begriffe ohne Zusammenhang von dem Baue des Himmels, welche für ein unsittliches Volk in allen Stücken passen. Ihr erster Himmel war die Luft; der zweyte das Firmament, an welchem die Sterne hiengen: dieß Firmament war fest, und von Eise. Ueber diesem Firmamente war der dritte Himmel, oder das Empyrium, worein der heilige Paul verzücket wurde. Das Firmament war eine Gattung von Halbgewölbe, welches die Erde einschloß: die Sonne gieng nicht um eine Kugel herum, die sie nicht kannten.

* * *

Man weiß, daß die Juden von dem Laufe der Sonne, wie alle übrige Völker, geredet haben. Dieß wird aus dem ersten Kapitel des Buchs des Predigers deutlich bewiesen. Sie stellten die Erde in den Mittelpunkt der Welt, wie die andern Völker; dieß bezeuget Philo in seinem Buche von dem Auszuge Abrahams. Sie kannten die Wissenschaft, Sonnenuhren zu machen, mehr als drey hundert Jahre, ehe die Griechen den ersten Begriff davon hatten, wie man es

im zwanzigsten Kapitel des vierten Buchs der Könige steht. Es scheint also, daß die Schimpfwörter, die ihnen hier der Doktor beyleget, für nichts anders, als für die Wirkung seiner bösen Laune betrachtet werden sollen. Ferner kennet er nicht einmal die Urheber jener Meynungen vom Baue des Himmels, die er ganz willkührlich den Juden beymißt. * Denn die Meynung von der Herabneigung des Himmels, in Gestalt eines Gewölbes, ist von Pytheas, einem Sternmesser und Erdbeschreiber aus Phocis oder von Marseille, und von etlichen andern Philosophen aus Griechenlande.

Der Himmel aus Eise war die Erfindung des Empedokles, eines der ersten Philosophen, der von der Naturgeschichte gehandelt hat, wie es Plutarch berichtet. **

Jene Menge Himmel, die man ersonnen hatte, um den Lauf der himmlischen Körper zu erklären, ist die Frucht der Betrachtungen des Thales aus Mileto, oder des Pythagoras gewesen. *** Die Sternmesser, welche nach ihnen kamen, vermehrten ihre Zahl bis auf zehn.

Die Krystallhimmel und das Empyrium sind aus dem Kopfe der Ausleger des Ptolomäus hervorgekommen, jenes ägyptischen Philosophen und Sternmessers, welcher der Erfinder eines himmlischen Systems war, wonach man sich bis auf Copernik gerichtet hat. Es bleibt also von dem schönen Systeme nichts übrig, wovon unser Gegner den Juden die Ehre lassen will.

V.

Die Sprache des Irrthums ist unter den Menschen so gemein, daß wir noch unsere Dünste, und den Raum von der Erde zum Monde, Himmel nennen. Wir sagen: in

* Strabo. 1. B. ** Von dem Gutacht. der Philos. 1. B.
*** Ebend.

in den Himmel aufsteigen, wie wir sagen: die Sonne drehet sich; obschon man wohl weiß, daß sie sich nicht drehet. Wir sind wahrscheinlicher Weise der Himmel für die Bewohner des Mondes; und ein jeder Planet versetzt seinen Himmel in den nächsten Planeten.

* * *

Und die Sprache des Irrthums ist heut zu Tage unter den Philosophen so gemein, daß sie sagen, ein Planet gehe unter, obschon man wohl weiß, daß eine Sphäre nicht untergeht, und nicht untergehen kann. Also drücket sich unser Doktor sehr übel aus, da er saget: Venus kehrte in ihren Planeten zurück, wann dieser Planet untergegangen war. Das heißt unsinnig geplaudert, wenn man saget: Ein jeder Planet versetzt seinen Himmel in den nächsten Planeten. Wer hat davon Nachricht gehabt, was in den Planeten vorbeygeht, und was man dorten denket? Es ist eine Muthmaßung, die sich für den schnackischen Bergerak schicket, wo man behaupten will, daß wir wahrscheinlicher Weise der Himmel für die Bewohner des Mondes seyn. Wir wissen nicht einmal, ob der Mond bewohnet sey, oder was seine Einwohner verrichten, dafern er welche hat. Wie viele Dinge sind in diesem kostbaren Buche des philosophischen Handlexikons, die das Mitleiden der Weisen zu erwecken, und die Bewunderung der Thoren zu erwerben taugen!

VI.

Die meisten Völker, ausgenommen die Schule der Chaldäer, haben den Himmel für fest angesehen. Die befestig-

Bergerak] Cyran Bergerak, ein Gascovier, hat eine scherzhafte Geschichte der Staaten und Reiche im Monde; und eine scherzhafte Geschichte der Staaten und Reiche in der Sonne geschrieben. Er starb. 1655.

befestigte und unbewegliche Erde war um einen guten Drittentheil von Osten bis Westen länger, als vom Sude zu Norden. Daher kommen jene Ausdrücke von Länge und Breite, die wir angenommen haben.

* * *

Man läßt hier den Chaldäern die Ehre von einer Meynung, die ihnen niemals zu Sinne kam. * Philolaus, Aristarch von Samos, und Kleanthes sind die ersten Philosophen, welche von der Bewegung der Erde um die Sonne herum geredet haben. Nachmals giebt man von den Wörtern: Länge und Breite, eine sehr falsche Herleitung an. Man vernehme die Wahrheit davon. Den Abstand der Erde von Osten bis Westen hieß man die Länge, weil nach dieser Richtung die weitesten Reisen gemacht wurden. Also reiseten die Tyrier vom Ende des mittelländischen Meeres bis an die Säulen des Herkules; das ist, bis in Spanien: und die Assyrier bis in Phönicien, und die benachbarten Gegenden. Die Breite maß man vom Mittelkreise bis an die Pole; das ist, vom Sude zu Norden; und die Reisen nach dieser Richtung waren kürzer und seltener, als die andern. Dieß ist der wahre Ursprung der Abmessung der Erde nach der Länge und Breite. Es ist falsch, daß die Alten der Erde die Gestalt einer Melone gegeben, und dafür gehalten haben, daß sie um einen guten Drittentheil länger von Osten bis Westen, als vom Sude zu Norden, sey. Denn 1. sie bezeichneten allezeit die Erde mit dem Namen einer Kugel oder Sphäre. 2. Sie kannten durch die Mondsfinsternisse vollkommen ihre Gestalt. 3. Eratosthenes, der hundert und fünfzig Jahre vor Jesu Christo lebte, hatte uns schon von der Erde ohngefähr die nämlichen Ausmessungen angegeben,

* Plutarch von dem Gutacht. der Phil. 2. B.

ben, wie wir sie noch heut zu Tage erkennen. Es scheint, daß die Belesenheit unsers Doktors oft aus dem Geleiße kömmt.

VII.

Man sieht, daß es nach dieser Meynung unmöglich Gegenfüßler geben konnte. Es hat auch der heilige Augustin die Meynung von den Gegenfüßlern für eine Ungereimtheit angesehen; und Laktanz saget ausdrücklich: Giebt es so thörichte Leute, daß sie glauben können, es gebe Menschen, welche den Kopf zu unterst, und die Füsse in der Höhe tragen? u. s. f. Der heilige Chrysostomus ruft in seiner vierzehnten Homilie aus: Wo sind jene, die behaupten, daß der Himmel beweglich, und seine Gestalt zirkelförmig sey?

* * *

Unser Gegner wollte diesen Artikel nicht beschließen, ohne daß er den Kirchenvätern Eines versetzte. Aber er leget, nach seinem Gebrauche, mehr Bosheit als Geschicklichkeit an den Tag, wie wir es weiter unten zeigen wollen.

Die Meynung von den Gegenfüßlern ist lange ungewiß gewesen, und sie hat es seyn müssen. Es waren Reisen um die ganze Welt herum vonnöthen, damit wir in diesem Stücke sichere Kenntnisse erlangen möchten. Ehemals machte man Schlüsse und Muthmaßungen; man hatte einen Anschein; aber man war nicht versichert: und manchesmal irrten sich die größesten Männer, und die größesten Philosophen. Man kannte nichts als Meere von den entfernten Ufern Ostindiens, welche Afriken und Europen einschlossen, bis an den nordlichen Theil von Großbrittanien. Daher kam jener allgemeine Wahn bey den Alten, daß alle wohnbare Gegenden vom Weltmeere umschlossen werden. Die Unermeß-

lichkeit der Meere, die man nach dem Scheine unmöglich durchschiffen konnte, war dann die Ursache, daß man die Meynung von den Gegenfüßlern für ganz ungegründet hielt; und der heilige Augustin schloß in diesem Stücke auf die natürlichste Weise. * Jene, die behaupten, saget er, daß es Gegenfüßler gebe, bringen kein historisches Denkmaal zum Beweise ihrer Meynung auf. Der ganze Grund, worauf sie sich steifen, ist, daß die Erde, weil sie mitten in die Höhlung des Himmels versetzet ist, in dem Theile, der dem unsrigen entgegensteht, ganz gewiß Einwohner haben müsse. —— Aber hätten dann Menschen jenes unermessene Weltmeer durchschiffen können, um sich an diesen Orten festzusetzen; also, daß es dorten gleichsam ein neues menschliches Geschlecht geben müßte, welches, wie wir, aus eben demselben ersten Stammvater aller Menschen hergekommen wäre? Der heilige Augustin schloß aus der Unmöglichkeit, die man allgemein zugab, ein Meer ohne Gränzen zu durchschiffen; er schloß aus der Nothwendigkeit, die uns die Religion auflegt, zu erkennen, daß alle Menschen von dem ersten Menschen abstammen, welcher aus den Händen des Schöpfers hervorkam. Also, wenn wir gleich heut zu Tage überzeuget sind, daß es in der That wahrhaft sey, so sind wir dennoch verpflichtet zu gestehen, daß der heilige Augustin mit einer unvergleichlich größern Klugheit geschlossen habe, als unser Philosoph.

Was den heiligen Chrysostomus betrifft, so wird er hier sehr willkührlich verleumdet. Aber dieß ist die Art unsrer Philosophen. Also verfahren sie mit allen großen Männern des Christenthums. Man vernehme, wie dieser beredtsame Redner in seiner vierten Homilie von dem Himmel, und nicht

* Von der Stadt Gott. 16. B. 9. Kap.

nicht in seiner vierzehnten, wie man sie angeführet hat, sich ausdrücke. Was für einen Begriff werden wir uns dann vom Firmamente machen? Welcher Mensch getrauet sich in diesem Stücke den Ausspruch zu thun? Was uns die Offenbarung davon lehret, müssen wir mit Ehrfurcht und Dankbarkeit annehmen; aber wir dörfen unsre Untersuchungen nicht weiter treiben, als die Kräfte und die Fähigkeit unsers Verstandes reichen. Dieß sind die Gesinnungen des wahren Chrysostomus. Aber er saget kein Wort von dem, was man ihn in seiner vierzehnten Homilie sagen heißt.

Endlich Laktanz, welchem die Schönheit seiner Schreibart den Namen des christlichen Cicero erworben hat, scherzet zwar über jene, die Gegenfüßler zulassen. Aber dieser gelehrte Mann folgte darinnen nur der Meynung, welche von der Lage der Erde mitten in einem unermessenen Weltmeere, dessen Erstreckung noch nicht bekannt war, zum allgemeinsten angenommen wurde. Ungeachtet etlicher Irrthümer, die man in Cicero, Plinius, Homeren antrifft, setzet man sie dennoch unter die Zahl der schönsten Genien, die gelebet haben, und man spottet der boshaften Zoilen, welche sich bestreben, an sie zu packen. Aber dieß genüget, um die Wahrheit zu bestätigen, die Falschheit zu Schanden zu machen, und die großen Männer zu vertheidigen, die in diesem Artikel beschimpfet worden sind.

XXI.

XXI.

Jephte.

Jephte war ein Sohn eines mächtigen Israeliten, der in der Landschaft Galaad, gegen Osten am Jordan wohnete. Er brachte seine ganze Jugend in der Uebung der Waffen zu, und wurde nachmals Richter oder Oberhaupt des Gemeinwesens bey den Hebräern. Als seine Landsleute von dem Könige der Ammoniter angegriffen wurden, erwählten sie ihn zu ihrem Feldherrn. Jephte nahm den Auftrag an, den man ihm anboth, und ließ alsogleich diesen Fürsten um die Ursachen seiner Kriegserklärung fragen. Der König der Ammoniter empfieng die Gesandten hochmüthig, und ließ dem Jephte sagen: er verlange das ganze Land zurück, welches zwischen den Flüssen Jordan, Jaboc, und Arnon läge, wovon die Israeliten mit Unrechte Besitz genommen hätten. Jephte ließ ihm dagegen antworten: er lasse sich sehr spät zu Sinne kommen, ein Land zurückzufodern, wovon die Israeliten seit dreyhundert Jahren im ruhigen Besitze wären; er sollte sich mit dem genügen lassen, was er unter dem Schutze seines Gottes Chamos besäße; er aber wolle mit allen seinen Kräften das Land vertheidigen, welches die Israeliten durch die Siege, die ihnen der Herr verliehen hatte, mit Rechte erobert haben: und alsbald machte er sich auf den Weg, die Ammoniter zu bekriegen. Während dieses Heerzuges that er jenes berufene Gelübd, bey dessen Gelegenheit unsre Philosophen so viel Wesens machen, als wäre Jephte aus Gottseligkeit der Mörder seiner eignen Tochter gewesen, und als hätte er selbsten seine Hände in ihr Blut getauchet, um sie dem Herrn als ein Brandopfer zu schlachten. Dieses

ses wollen wir mit Aufmerksamkeit untersuchen, um zu beweisen, daß sie aus eitel Unwissenheit und voll Untreue also reden.

I.

Hier sind dann die Opfer von Menschenblute deutlich bestätiget, ruft das große Orakel der philosophischen Rotte mit Eifer aus, wo er von diesem Gelübde des Jephte redet: kein umstand in der Geschichte ist richtiger bewiesen. Man kann von einem Volke nur aus seinen Archiven und aus dem, was es von sich selber erzählet, sicher schliessen.

* * *

Diese Sprache ist sehr verwägen, und sehr entscheidend in einer Sache, die ungewiß, unwahrscheinlich, und beynahe als falsch bewiesen ist.

1. Die Sache ist sehr ungewiß. Hat Jephte seine einzige Tochter umgebracht, oder nur Gotte geweihet? Die berühmtesten und einsichtvollesten Gelehrten: Le Clerc, Marsham, Datable, Pagnin, de Lyra, und eine große Menge anderer, sind dieser letzten Meynung; und diese Herren, welche in der Schrift viel bewandert, und der hebräischen Sprache ganz kundig sind, bedienen sich des Grundtextes, um die Meynung derjenigen zu zernichten, die das blutige Opfer dieses jungen Mägdchens zugeben. Der hebräische Text, sagen sie, muß auf diese Weise übersetzt werden, wenn er getreu geliefert werden will: „* Da kam der Geist Gottes „ auf Jephte; und er that dem Ewigen ein Gelübd, und „ sprach: Wenn du die Kinder Ammons in meine Hände „ liefers,

* Richt. 11. Kap.

„ lieferst, soll es geschehen, daß, wer immer (oder) was „ immer aus meinem Hause mir entgegen kommen wird, „ wann ich im Frieden zurückkehre, dem Herrn geweihet sey, „ und ich will es (oder) ich will es für ein Brandopfer „ schlachten „. Et erit, quicunque (oder) quodcunque exierit de januis domus meæ in obviam mihi, in revertendo in pace, & erit Domino, & (oder) aut offeram in holocaustum.

Man sagt in dieser Uebersetzung: quodcunque, weil man im Hebräischen nicht das männliche Geschlecht, sondern ein unbestimmtes Geschlecht findet. Man setzet: aut, anstatt: &, weil das Bindewörtchen Vau (ו) im ausschliessenden oder im verknüpfenden Verstande genommen werden kann.

Nachmals, wo die Erfüllung des Gelübdes erzählet wird, fährt der Text mit diesen Worten der Tochter des Jephte an ihren Vater fort: * „ Wenn du deinen Mund „ vor dem ewigen eröffnet hast, so verfahr mit mir nach „ deinem Gelübde: aber gieb mir nur zween Monate zu das „ mit ich meine Jungferschaft mit meinen Gespielinnen bes „ weinen möge. Nach zweenen Monaten kehrte sie zu ihrem „ Vater zurück, der mit ihr nach seinem Gelübde verfuhr: „ und sie blieb Jungfrau „. Diese Worte zeigen gewiß kein blutiges Opfer an: sie stellen nur den Begriff einer Weihung vor, welche einer einzigen Tochter und einem zärtlichen Vater unendlich hart fallen mußte. Die Sache, wenn man nur die Ausdrücke des Textes zu Rathe zieht, bleibt dann ungewiß.

2. Diese Sache ist durchaus unwahrscheinlich. Es heißt, Jephte sey vom Geiste Gottes beseelet gewesen. Allein ist es

es wahrscheinlich, daß ein Mensch, vom heiligen Geiste beseelet, ein Gelübd gemacht hätte, welches vor den Augen Gottes verdammlich wäre? Ist es wahrscheinlich, daß die Priester darein gewilliget hätten, dieses gräuliche Opfer zu verrichten? Ist es wahrscheinlich, daß der Vater den Herrn, und den hohen Priester Phinees nicht zu Rathe gezogen hätte, um zu erfahren, was die Religion in diesem Umstande von ihm foderte? Ist es wahrscheinlich, daß unter allem Volke kein Mensch so erleuchtet gewesen wäre, zu wissen, daß das Gesetz dergleichen Opfer ausdrücklich verboth, und daß Vertauschungen und Auslösungen geordnet waren, womit man sich von der Erfüllung gewisser Gelübde losmachen konnte.

3. Die Falschheit dieser Sache ist, durch die Gesetze Moses von den Weihungen und Gelübden, von den Opfern und Schlachtthieren, und von den Verwünschungen und Flüchen gegen die abgöttischen Völker, beynahe bewiesen. Man durchgehe das sieben und zwanzigste Kapitel des dritten Buchs Moses: so wird man dorten alle verschiedene Arten von Weihungen der Männer, Weiber, Kinder, Thiere, Länder, und Häuser sehen; und niemals wird man ein Wort von menschlichen Opfern antreffen. Wo von Personen geredet wird, die Gotte geweihet worden sind, zeiget man allezeit den Preis der Auslösung dafür an: aber die Thiere, fährt der Text fort, welche dem Herrn als Opfer geschlachtet werden können, dörfen nicht losgekauft werden, Animal autem, quod immolari potest Domino, siquis voverit, sanctum erit.

Was die Weihungen zum Dienste des Tempels, oder zur Unterhaltung des Gottesdienstes betraf, konnten sie für eine Summe Geldes losgekauft werden, die durch das Ge-

setz geordnet war; und die sieben und zwanzig ersten Verse desselben Kapitels geben davon die umständlichste Erklärung: sie handeln sogar von keinem andern Stoffe. Wenn es aber um eine persönliche Weihung zu einem heiligern Leben, und zu vollkommnern Andachtübungen zu thun war; so konnte man sich nicht davon loskaufen. Deßhalben heißt es im acht und zwanzigsten Verse: **Was einmal dem Herrn geweihet worden ist, bleibt ihm als eine ganz geheiligte Sache eigen.** Omne, quod Domino consecratur, sive homo fuerit, sive animal, sive ager, non vendetur, nec redimi poterit. Quidquid semel fuerit consecratum, sanctum sanctorum erit Domino. Also konnten die Nazaräer von der Erfüllung ihrer Gelübde keineswegs enthoben werden; und man liest in der ganzen Geschichte der Hebräer kein Beyspiel, daß jemals einer davon ausgenommen worden wäre.

Alle Weihungen zogen also nicht nothwendiger Weise den Tod nach sich. Hätte man ein Feld, einen Acker, ein Haus umbringen; hätte man ein unreines Thier als ein Opfer schlachten können? Unterdessen konnten alle diese Dinge geweihet werden. Es waren also nur die Thiere, welche durch das Gesetz für tauglich bezeichnet waren, Gotte geopfert zu werden, dem Tode unterworfen, wie in den 9, 10, und 11 Versen eben desselben Kapitels umständlich angezeigt ist.

Außerdem findet man in den Gesetzen von den Opfern nichts, was nicht vernünftig, anständig, und geschickt wäre, die Heiligkeit des Dienstes auszudrücken, den man der Gottheit schuldig ist. Die Verfluchungen, wodurch gewisse Völker zum Tode gewidmet wurden, haben allezeit nur die Kananäer, Amorrhäer, u. d. g. getroffen, derer abscheulicher Aberglauben sowohl die Menschlichkeit als die Gottheit

beleis

Beleidigte, und derer Umgang für die Hebräer äußerst gefährlich gewesen wäre. Deßhalben war gebothen, sie in den Kriegen auszurotten, die man mit ihnen führte. Endlich untersuche man die Strengheit und die Weisheit der Gesetze Moses wider den Todtschlag, und für die Erhaltung der Bürger: dann beurtheile man jenen Menschen, der sich zu sagen getrauet, die Schlachtung der Tochter des Jephte sey eine augenscheinliche Sache; und man dörfe nur die jüdischen Archive zu Rathe ziehen, um sicher zu beweisen, daß die Opfer von Menschenblute bey ihnen Brauches gewesen seyn.

II.

Es war durch das jüdische Gesetz ausdrücklich geboten, saget er ferner, alle Menschen zu schlachten, die dem Herrn geweihet wurden. Ein jeder Mensch, der dem Herrn geweihet ist, soll nicht losgekauft werden; sondern ohne Nachsicht des Todes seyn. Die Vulgata übersetzet: non redimetur, sed morte morietur. 3. B. Moses 27. Kap. 29. Vers. Kraft dieses Gesetzes hat Samuel den König Agag in Stücke gehauen, den Saul verschonet hatte: und eben deßhalben, weil er Agag verschonet hat, ist Saul von dem Herrn verworfen worden, und hat sein Königreich eingebüßt.

* * *

Dieser Mann giebt sich für einen Philosophen aus; und sein Text ist voller Verfälschungen und Lügen. Ist dann dieses die Sprache der neuartigen Philosophie? 1. Es ist keine Stelle in der ganzen Schrift, wo es gebothen wäre, daß die Menschen, welche dem Herrn geweihet und geheiliget wurden, des Todes seyn sollen. Wir haben die Kanaäner ausgenommen, auf denen ein sonderbarer Fluch lag.

2. Es ist in dem angeführten Texte eine sehr schändliche Verfälschung. Es ist darinnen keineswegs von den Menschen die Rede, welche dem Herrn geweihet sind; und es kann nur von den Thieren verstanden werden, die ihm ein Mensch geweihet hat. *Et omnis consecratio, quæ offertur ab homine, non redimetur, sed morte morietur. 3. Alle diese verschiedenen Gelübde und Weihungen werden durch alles, was in eben demselben Kapitel vorausgeht, erkläret, wie wir es weiter oben angemerket haben. Wo ist dann jenes ausdrückliche Geboth, alle Menschen zu schlachten, die dem Herrn geweihet wurden?

Diesem vorgeblichen Gebothe schreibt er noch den Tod Agags zu, den Samuel getödtet hatte. Aber wer die Wahrheit nicht in Ehren hält, geht leicht über alles weg. Seit vier hundert Jahren war über die Amaleziter, wegen der Untreue, die sie an den Hebräern bey ihrem Auszuge aus Aegypten verübet hatten, der Fluch gesprochen. **Erinneret euch, sagte Moses im Namen des Herrn zu allem Volke, was euch Amaleck bey euerm Austritte aus Aegypten gethan hat; wie er sich euerm Zuge widersetzte; wie grausam er jene von euch ermordete, die, von der Reise ermüdet, zuletzt giengen; wie wenig Furcht Gottes er bezeigte, als ihr von dem Hunger und der Ermattung niedergeschlagen waret. Also, wann euch euer Gott in den ruhigen Besitz des Landes, das er euch versprochen hat, wird eingesetzet, und die herumliegenden Völker eurer Gewalt unterworfen haben; vertilget den Namen von Amaleck, damit unter dem Himmel nicht mehr davon geredet werde: und habet Acht, daß ihr dem Gebothe nachkommet, welches ich euch gebe.

Was

* B. Moses. XXVII. 29. ** 5. B. XXV.

Was das sonderbare Todsurtheil gegen Agag betrifft, so war es auf die Grausamkeit dieses unseligen Fürsten gegründet, wie es ihm der Prophet entdecket hat, ehe er ihn todt hieb: * „Gleichwie dein Schwert so vielen Müttern Threnen ausgepresset hat: also wird dieses Schwert jene, „ die dich gebohren hat, kinderlos machen „.

Endlich war die Verwerfung Sauls eine Wirkung seines wiederholten Ungehorsams auf die Befehle Gottes. Im Kriege gegen die Philistäer mengte er sich in Opfergeschäffte; und von derselben Zeit an, war das Urtheil über ihn gefället. Nachmals wurde dieses Urtheil in dem Kriege wider die Amaleziter bestätiget, weil er, mit Verachtung der Befehle des Herrn, die ihm Samuel bekannt gemacht hatte, nicht alles im Lande der Amaleziter vertilgte, und noch dazu den Ungehorsam des ganzen Volkes guthieß.

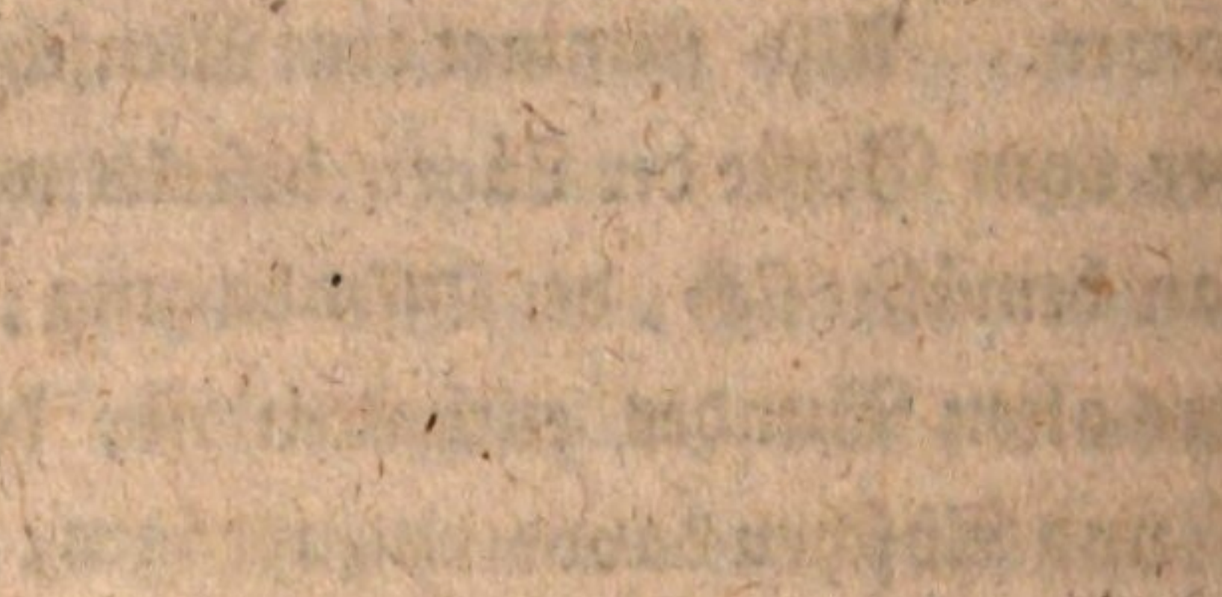
Die Verwerfung Sauls gründete sich also nicht auf dieses, daß er Agag nicht umbringen wollte.

Anmerkung: 1. Im Artikel: Moses, bestrebt man sich seinen Büchern das Alterthum abzusprechen; und man giebt vor, diese Bücher seyn erst zur Zeit der jüdischen Könige, oder wohl sogar noch später geschrieben worden. Hier gesteht man, daß sie älter seyn, als selbst die Richter, die vor den Königen kamen. Also stimmet der Mensch mit sich selbst überein, der vom Geiste der Lügen beseelet wird.

2. Man bemühet sich, der Offenbarung, welche in den Büchern des alten Bundes enthalten ist, das Ansehen zu benehmen, und Abscheu davor einzuprägen, da man saget, sie haben die menschlichen Schlachtopfer gutgeheißen. Dieß wird an mehrern Stellen des philosophischen Handlexikons bestä-

* 1. B. der Kön. XV.

bestätiget. Aber dieser verhaßte Gebrauch soll nur, und kann nur den heydnischen Religionen zur Last fallen, welche von unsern Philosophen allezeit verschonet, und wie es scheint, sogar in Ehren gehalten werden. Denn die Heyden selbsten nennen uns eine große Anzahl Völker, bey denen diese gräulichen Opfer im Schwange waren. Prophyr und Dionys von Helikarnaß zählen mehr als zwanzig dergleichen Völker her. Wir führen hier ihre Stellen nicht an. Man wird sie in den Stromaten des Clemens von Alexandrien, und in der evangelischen Vorbereitung Eusebs nach der Länge finden.



XXII.

Joseph.

* Man findet in Joseph dem Juden ein kurzes Kapitel von der Person Jesu Christi, welches sehr anzüglich ist. Da dieses Kapitel sehr geschickt ist, die Philosophen und die Feinde der Religion zu beschämen; so haben diese Herren nichts vergessen, um dasselbe für einen Zusatz auszugeben, der von frommen Betriegern zu Gunst des Christenthums listig unterschoben worden sey. Damit Jedermann in den Stand gesetzt werde, davon zu urtheilen, wollen wir erstlich untersuchen, was für ein Mann jener berühmte Geschichtesschreiber des jüdischen Volkes gewesen sey; nachmals wollen wir die Stelle vorlegen, wovon die Rede ist; endlich werden wir die Beschwernisse durchgehen, welche der Verfasser des philosophischen Handlexikons, in jenem Gewebe von Verleumdungen und Lügen, über diese Stelle aufwirft, die er seine historischen Untersuchungen von dem Christenthume heißt.

§. I.

Der Geschichteschreiber Joseph stammte, wie er uns selbst berichtet, von einem der ersten priesterlichen Geschlechter ab; und seine Mutter war aus dem königlichen Geblüte der Asmonäer oder Macchabäer. Nach einer Erziehung, die seinem Herkommen entsprach, wurde ihm die Regierung einer Provinz aufgetragen; er wurde nachmals Befehlshaber der Kriegsheere, that sich im Kriege der Juden gegen die Römer hervor, und wurde bey der Einnahme der Festung Jotapa, die er wider Vespasianen vertheidigte, zum Kriegsge-

* Jüd. Alterth. 18. B.

gefangenen gemacht. Als er sich nach der Zerstörung Jerusalems, und des ganzen Judenlandes nach Rom begeben hatte, verfaßte er seine Geschichte vom Kriege der Juden, und nachmals seine jüdischen Alterthümer, damit er den Griechen und Römern zu erkennen geben möchte, was das jüdische Volk wäre. Sodann schrieb er seine zwey Bücher gegen Appion, und das Märtyrthum der Macchabäer, wofür Erasmus eine unendliche Achtung hatte.

Alle diese Werke sind allezeit hoch geschätzet worden, weil der Verfasser sehr gelehrt und wohl unterrichtet war; weil er sehr artig schrieb; und weil er sich bey einem großen Theile der Zufälle und Begebenheiten, die er erzählet, selbst befunden hatte. Die Kaiser machten ihn zum römischen Bürger, ließen ihm zu Rom eine Bildsäule aufrichten, und stellten seine Schriften in den kaiserlichen Büchersaal. Er lebte noch unter der Regierung Domitians, gegen das Ende des ersten Jahrhunderts christlicher Zeitrechnung, und man weiß das Jahr seines Todes nicht.

Man sehe nun die berufene Stelle, wovon die Rede ist, wie man sie im achtzehnten Buche der Alterthümer, vierten Kapitel, findet, wo der Geschichteschreiber von der Regierung Pilatus im Judenlande handelt.

„Zu derselben Zeit ist Jesus erschienen, ein weiser Mensch, „wenn man ihn dennoch einen Menschen heißen darf: denn „er war mächtig an Wunderthaten, und er war zugleich „der Lehrmeister derjenigen, welche die Tugend und die „Wahrheit suchten. Er zog sich unter den Juden und den „Heyden viele Schüler zu. Er war der Gesalbte. Ob ihn „schon Pilatus, auf das Verlangen der Vornehmsten aus „unserm Volke, zur Strafe des Kreuzes verurtheilet hatte, „blieben ihm jene, die ihn geliebet hatten, dennoch zuge-

„than.

„ than. Denn er erschien ihnen lebendig drey Tage nach „ seinem Tode, wie es die göttlichen Propheten vorherge„ sagt hatten, welche von ihm auch unendlich viele andere „ Wunder geweissaget haben. Seine Anhänger, denen „ man den Namen: Christen, beymißt, sind, noch heut zu „ Tage vorhanden „.

Ist diese Stelle glaubwürdig? ist sie wahrhaftig von dem Geschichteschreiber Joseph? Man urtheile davon nach der Stärke der Beweise, welche wir von ihrer Glaubwürdigkeit anführen werden, und nach der Schwäche der Gründe, die man dagegenstellet.

Beweise von der Glaubwürdigkeit des Textes.

1. Man kennet keine einzige alte Handschrift, wo diese Stelle sich nicht also befindet, wie wir sie angeführet haben. Wie ist es dann möglich, daß nicht eine einzige dem fremden Zusatze entgangen wäre?

2. Man bewahret in dem Büchersaale des Vatikans eine alte Handschrift, die einem Juden angehörte, welcher, da er Josephen aus dem Griechischen ins Hebräische übersetzte, den Text, von dem wir reden, darinnen ausgekratzt hatte. Man kann die Måler noch heut zu Tage wahrnehmen. Was werden die Kritiker und die Splitterrichter auf dieses antworten?

3. Euseb von Cäsareen, welcher hundert und fünfzig oder sechszig Jahre nach dem Tode Josephs lebte, führet in seinem großen Werke der evangelischen Beweisung eben denselben Text an, wodurch er die Erfüllung der Weissagungen in der Person Jesu Christi wider die Juden erprobet. Er bringt ihn auch in seiner Kirchengeschichte herbey.

Da nun die Geschichte Josephs unter den Händen der Juden und der Heyden war, hätte wohl ein so beleuchteter Mann, wie Euseb, sich getrauet, eine erdichtete Stelle anzuführen? und würde nicht das ganze Judenthum und das Heydenthum wider die Unterschiebung Lärmen geblasen haben? Unterdessen findet man nicht die mindeste Spur, daß es Jemand gethan hätte.

4. Der heilige Hieronymus, welcher auf die Richtigkeit der Werke so genau hielt, Ruffin, der Widersacher des heiligen Hieronymus, Isidor von Pelusium, und eine Menge anderer griechischer, syrischer, ägyptischer Schriftsteller aus dem vierten und fünften Jahrhunderte, führen eben diese Stelle an. Wie werden uns Leute, die erst eilf oder zwölf Jahrhunderte nach ihnen gekommen sind, die von den Quellen und den Begebenheiten so weit abstehen, beweisen, daß alle jene Alten Männer ohne Erkenntniß und ohne Beurtheilung gewesen seyn, und daß aller Witz sich für unsre Zeiten gesparet habe?

5. H. Huet, den man für den Varro Frankreiches ansehen kann, der verständige Herr Valois, Vossius, Spencer, Pagi, und unendlich viele andre sehr gelehrte und sehr beleuchtete Kritiker, haben diesen Text für ächt gehalten. Und was sind diese für Männer gegen zweene oder drey, denen er verdächtig schien, und die Cappel, Blondel, und Le Fevre heißen!

Da diese Stelle sich in allen alten Handschriften befindet; da sie seit sechszehn hundert Jahren von allen gelehrtesten und beleuchtetsten Männern für ächt erkannt worden ist: müßte man die stärkesten und unumstößlichsten Gründe haben, wenn man sie heut zu Tage verwerfen wollte. Gleichwohl ist nichts schwächer, und nichts leichter zu widerlegen, als

die

die Einwürfe, die man ihrer Glaubwürdigkeit entgegenstellet, wie man es sogleich sehen wird.

Die schwachen Gründe, die man der Glaubwürdigkeit dieses Textes entgegenstellet.

Der erste Grund jener Kritiker, um den Text zu verwerfen, ist dieser, daß ihn der heilige Justin, Origenes, und Photius nicht angeführet haben.

Aber darauf giebt man erstlich zur Antwort: weil dieser Beweis glatterdings verneinend ist, so stößt er die bejahenden Beweise nicht um, die wir beygebracht haben. Nachmals sagen wir: Der heilige Justin konnte und dorfte in seinem Buche, das die Aufschrift hat: Die Unterredung mit dem Juden Triphon, diese Stelle nicht anführen, weil sie den Vertrag gemacht hatten, daß man nichts auf andere Weise, als aus der Schrift beweisen wollte. Origenes hat nirgends behauptet, daß die Stelle, wovon die Rede ist, sich nicht im Joseph befinde: er sagte nur, daß dieser Schriftsteller Christum nicht erkannt habe. Aber er bezeuget zugleich darüber sein Erstaunen; woraus sich schließen läßt, daß er ihn hätte erkennen, das ist, daß er an ihn hätte glauben sollen. Folglich, wenn man den Gedanken des Origenes recht einsieht, so setzet er weit mehr die Richtigkeit des Textes voraus, als er sie umstößt. Endlich sehen wir nicht, warum man hier Photius auftreten lasse. Dieser Schriftsteller hat zwar etliche Anmerkungen über etliche Bücher Josephs gemacht; aber er saget von den übrigen lediglich nichts. Mithin beweist sein Stillschweigen nicht das geringste.

Ihr

Ihr zweyter Grund besteht darinnen, daß diese Stelle den Zusammenhang der Erzählung jählings abbreche, welches genug anzeiget, daß sie unterschoben und hinzugesetzet sey.

Aber dieser neue Grund ist nicht besser, als der erste. Denn erstlich steht die Stelle genau an dem Orte, wo sie stehen soll, weil sie mit dem dreyßigsten Jahre unsers Erlösers übereinskömmt, zu welcher Zeit er in seinem größesten Glanze erschien. Sodann ist es grundfalsch, daß sie den Zusammenhang der Erzählung abbreche, weil sie zwischen zwoen Geschichten steht, die keine Verbindung mit einander haben, derer Zeitrechnung mehr als zehn Jahre von einander absteht, und wovon die erste sich in Galiläen, und die andere in Rom eräugte. Es ist also die Erzählung nicht unterbrochen, und man kann keinen fremden Zusatz muthmaßen.

Der dritte Grund ist dieser, daß Joseph durch diesen Text Jesum Christum für den Messias erkennt, und dennoch im Judenthume beharret ist. Nun dieß ist ein Widerspruch, heißt es, den man bey Josephen nicht vermuthen kann.

Aber man antwortet auch darauf: Nichts ist gemeiner unter den Menschen, als Widersprüche von dieser Art. Nichts ist gemeiner, als daß man sie sagen höret, wie diese:

Video meliora, proboque:
Deteriora sequor.

Die Wahrheit erkennen, und sie annehmen, sind zwey sehr verschiedene Dinge. Sie stehen nicht allezeit beysammen: und wie viele Beyspiele davon findet man nicht heut zu Tage unter den Menschen?

Und in diesem Stücke haben wir alles Recht zu sagen, Joseph sey, ungeachtet seiner Einsichten und Gemüthsgaben,

wie

wie viele andere Menschen gewesen; er habe kaum eine andere Religion, als jene der Höflinge gehabt, welche sichs bey der Gelegenheit nicht sauer werden lassen, die Wahrheit ihrem Ehrgeize, ihrer Staatsklugheit, ihrem Eigennutzen aufzuopfern. Denn nebst allen seinen Betheurungen von Treue und Aufrichtigkeit, wie oft tritt er der Wahrheit zu nahe, um der Empfindlichkeit und den Vorurtheilen der Griechen und Römer zu schmäucheln, für welche er schrieb? Wie bemäntelt er seine Erzählung von der Ermordung der Sichemiten durch die Kinder Jakobs, seine Beschreibung des Zuges durch das rothe Meer, seinen Bericht von der Sendung des Propheten Jonas? Wie schändlich und gotteslästerisch ist seine Schmäucheley *, da er die Weissagungen, welche die Größe des Reichs des Messias ankündigten, auf Vespasianen deutet: da er sich selbst für einen Propheten und Gesandten Gottes ausgiebt; da er Domitianen, welchen uns die Römer nur als ein verfluchtes Scheusal vorstellen, jene prächtigen Lobsprüche beymißt?

Konnte ein Mann, der also beschaffen war, wenn er von den Wunderthaten Jesu Christi immer so gut unterrichtet gewesen wäre, eine Neigung haben, seine Religion und seine Sittenlehre anzunehmen?

Endlich, damit wir von der Glaubwürdigkeit dieser berufenen Stelle nichts unterlassen, wollen wir noch beysetzen, daß man sich nicht wundern darf, wenn Joseph im achtzehnten Buche von Jesu Christo also geredet hat, weil er noch von ihm Meldung machet, wo er im zwanzigsten Buche den Tod des heiligen Jakobs erzählet. Außerdem, könnte man wohl begreifen, daß ein Geschichtschreiber, der auf eine so umständliche und so ehrvolle Weise vom heiligen

* Vom jüd. Krieg. 6. B.

heiligen Täufer Johann geredet hat, durchaus nichts von einer Person gesaget hätte, welche so viel Aufsehens im Judenlande gemacht hatte, deren Schüler schon zur Zeit Josephs so zahlreich waren, und die sogar schon den heydnischen Schriftstellern bekannt gewesen ist?

Man schließe aus allem, was wir itzt gesagt haben, wie viel man die Einwürfe achten soll, welche von jenen geschickten Kritikern der Glaubwürdigkeit dieses Textes entgegengestellt werden. Aber laßt uns die Einwendung des Verfassers des philosophischen Handlexikons ein Bißchen umständlicher wieder aufnehmen.

§. II.

Mehrere Gelehrte haben ihre Verwunderung an den Tag gelegt, daß sie in dem Geschichteschreiber Joseph keine Spur von Jesu Christo finden. Denn Jedermann gesteht heut zu Tage ein, daß die kleine Stelle, wo in Josephs Geschichte von ihm die Rede ist, unterschoben sey.

* * *

Wir glauben, die Gültigkeit der kleinen Stelle, wovon die Frage ist, und die Falschheit jenes Ausspruches, daß man in dem Geschichteschreiber Joseph keine Spur von Jesu Christo finde, ziemlich gut bewiesen zu haben, weil Joseph im achtzehnten und zwanzigsten Buche von ihm redet.

Wir glauben, augenscheinlich dargethan zu haben, wie falsch es sey, daß es Jedermann heut zu Tage eingestehe, daß diese kleine Stelle unterschoben sey.

Damit wir aber den Vernunftschluß dieses Herrn gerade beantworten, wollen wir ihm sagen: Wenn es wahr wäre, daß der Geschichteschreiber Joseph von Jesu Christo nicht geredet hätte, was müßte man daraus schließen?

Der Weise, der die Menschen kennet, und dem das menschliche Herz bekannt ist, würde darüber keineswegs staunen. Er würde aus diesem Stillschweigen schließen, daß Joseph in diesem Stücke nichts anders gethan hätte, als was die meisten Geschichteschreiber thun, welche, nachdem sie sich zu einer Partey geschlagen haben, viele Dinge bemänteln, verheelen, unterdrücken, die zum Vortheile der entgegengesetzten Partey wären, und manchesmal sogar Sachen vorbringen und behaupten, die der Wahrheit zum meisten zuwider laufen. Man lese die Geschichte Ludewigs des Vierzehnten von de Larrey, und jene, die Reboulet verfasset hat; so wird man finden, daß einer nur zu schreiben scheint, um dem andern zu widersprechen. Man lese die Geschichte Karls des Fünften von Leti oder von Ulloa, und sodann die nämliche Geschichte von den französischen Geschichteschreibern; wie viele sehr wichtige Dinge wird man von den zweenen ersten erfahren, wovon die andern kein einzig Wort sagen? Wie oft geschieht es nicht, daß der Parteygeist die Feder der Schriftsteller leitet oder aufhält? Also, wenn der Jude Joseph in seiner Geschichte von Jesu Christo nicht geredet hätte, so wäre die Verwunderung jener sogenannten Gelehrten über sein Stillschweigen allezeit eben so schlecht gegründet, als die Anmerkung des Untersuchers verachtenswürdig ist.

XXIII.

Leidenschaften.

Beynahe alle Philosophen nach der Mode haben sich als Fürsprecher und Lobredner der Leidenschaften aufgeworfen. Dieß ist vieleicht der einzige Punkt, wo sie in den Grundsätzen, nach welchen sie sich richten, zusammentreffen. Die Religion ist für sie von keinem Werthe; das Evangelium misfällt ihnen sehr; sie streben hitzig nach dem Vergnügen, und sind ganz von sich selbsten eingenommen; die Vernunft ist bey ihnen nur das Dienstmägdchen der Leidenschaften; und man kann sie an der Schilderung jener Ausschweifenden, die uns Salomon in dem Buche der Weisheit abbildet, sehr leicht erkennen: * Laßt uns der Güter genießen, sagen sie, die uns diese Welt anbeut; laßt uns die Weine und die kostbarsten Wohlgerüche brauchen, und mit Rosen uns krönen: alles soll zu unserm Vergnügen beytragen. Dieß ist unser Antheil und unser Loos. Die Stärke soll unsre einzige Richtschnur seyn; denn alles, was schwach ist, tauget zu nichts; u. s. w. Es sprechen auch diese Herren allezeit nur der Wohllust, der Hoffart, der Unabhängigkeit, und dem Vergnügen das Wort. Dieß ist ihre ganze Philosophie, und ihre ganze Weisheit.

Nun eben diese Philosophie und diese Weisheit wollen wir vor den Richterstuhl einer lautern, richtigen, und aufgeklärten Vernunft fodern. Zu diesem Ende werden wir Anfangs die Begriffe bestimmen, von dem, was man durch das Wort: Leidenschaften, verstehen soll; nachmals wollen wir

wir untersuchen, was für Wirkungen die Leidenschaften hervorbringen; endlich wollen wir auf die zierlichen Schutzreden der Philosophen für die Leidenschaften Antwort geben.

Erster Artikel.

Was sind die Leidenschaften?

Wenn wir mit uns selber zu Rathe gehen, und mit Aufmerksamkeit untersuchen, was in uns selbsten vorbeygeht, so werden wir alsogleich finden, daß man die Leidenschaften betrachten kann, entweder als Schwingfedern der Seele gegen die Gegenstände, die ihr gefallen, die sie liebet, und an die sie sich heftet; oder als eine Abneigung gegen die Gegenstände, die ihr misfallen, und die sie auf gleiche Weise flieht. Jene Schwingfedern oder jene Abneigung sind die Wirkung des Eindruckes, welchen die Gegenstände auf die Seele machen, und welchen sie eher fühlet, als sie die Vernunft zu Rathe gezogen hat. Aber da es unter diesen Schwingfedern oder Abneigungen der Seele manche giebt, die von der Vernunft gebilliget und gutgeheißen werden; und da es auch andere giebt, welche die Vernunft misbilliget und verdammet; so schränket man sich allein auf die Dinge von dieser letzten Art ein, wann man die Leidenschaften bezeichnen will: die andern beziehen sich auf die Begriffe der Weisheit, der Pflicht, der Ehre, und der Tugend.

Nach diesen ersten Beobachtungen und diesen ersten Kenntnissen, bestimmen alle alte Philosophen, alle berühmteste Schulen des Plato, des Aristoteles, des Zeno, die Leidenschaften einhällig, als: Bewegungen der Seele, die der richtigen Vernunft zuwiderlaufen. * Aversa a recta ra-

* Cic. tusc. Frag. 14. B.

ratione contra naturam animi commotio; oder noch kürzer, als: allzu heftige Begierden; und sie heißen allzu heftige Begierden jene, die sich von dem, was unsrer Natur zukömmt, allzu viel entfernen. * Quidam brevius: Perturbationem esse appetitum vehementiorem; sed vehementiorem eum volunt esse, qui longius discesserit a naturæ constantia.

Was wir durch jenes ziemlich schwache Wort: Leidenschaften, bedeuten und verstehen, das haben die Lateiner durch ein weit nachdrücklichers und vielbedeutenders Wort ausgedrücket. Sie nannten sie die Verwirrungen der Seele, die Zerrüttungen der Seele: Perturbationes animi. Das durch schilderten sie auf gewisse Weise ab, was in der Seele eines Menschen vorbeygeht, der voll Leidenschaften ist; sie machten jene Hitze und jene Aufwallung des Blutes gleichsam fühlbar, welche eine nothwendige Wirkung dieser Verwirrungen und Zerrüttungen ist; sie drückten jene heftigen und ungestümen Begierden aus, zu welchen die Seele, ehe sie die Vernunft zu Rathe zog, oft sogar gegen alle Ermahnungen der Vernunft, ausschweifet; sie zeigten alle Bemühungen an, wodurch die Seele sich bearbeitet, zum Endzwecke zu gelangen, nach welchen ihre ungestümen Begierden sie fortreißen.

Alles, was wir da sagen, bemerket man täglich bey den Menschen, die von starken Leidenschaften, und sonderbar von den Leidenschaften der Liebe, der Rachsucht, des Zornes, des Ehrgeizes, der Habsucht beherrschet werden. Und da man, während dieser Erschüttrungen und Bewegungen aus Leidenschaft, vieles redet und begeht, was die Vernunft misbilligt und verdammet; so saget man gemeinlich, aus einer Gattung

* Cic. tusc. Frag. 14. B.

Gattung Erbarmens und Mitleidens gegen jeden, der sich in diesem Falle befindet, wenn man ihn bedauren, entschuldigen, und misbilligen will, nicht anders, als: Die Leidenschaft übernimmt ihn; die Leidenschaft verblendet ihn; die Leidenschaft treibt ihn an, also zu handeln, also zu reden. Dieß ist das gelindeste Urtheil, das man von den Leidenschaften fället.

Aber dieß ist nicht alles. Man muß noch beobachten, daß man Lust hat, alle Mittel zu versuchen, welche zur Erhaltung einer Sache, die man hestig verlanget, beyhelfen mögen. Das Laster und die Ungerechtigkeit können dann nicht allein in die Gegenstände der Begierden, sondern auch in die Mittel einschlagen, die man anwendet, um diese Gegenstände zu erlangen. Die Hitze und die Aufwallung des Blutes legen der Seele eine Stärke bey. Diese Stärke kömmt von Gotte, und ist das einzige Ding, welches man an den Leidenschaften für gut und löblich erkennen kann. Aber in den Gegenständen, worauf sie abzielen, und in den Mitteln, die sie brauchen, haben öfter das Laster und die Ungerechtigkeit, als die Vernunft und die Billigkeit Statt: und die Jahrbücher der ganzen Welt biethen davon nur allzu viele Beyspiele an die Hand, wie wir es bald sehen werden. Es empfehlen auch alle Gesetzgeber, alle Weise, alle, die Gebothe von den Sitten gemacht haben, dem Menschen, der tugendsam, gerecht, untadelhaft leben will, daß er seine Leidenschaften bemeistern und unterdrücken solle. Die Kenntniß des menschlichen Herzens, und die Erfahrung leisten uns für die Weisheit dieser Gebothe und dieser Räthe Bürgschaft.

Aus allem, was wir itzt vorgetragen haben, kann man

1. sich einen richtigen Begriff machen, was die Leidenschaf-

ten seyn; 2. die Weisheit der alten Philosophen erkennen, welche sie für nichts anders, als für Bewegungen und Zerrüttungen der Seele vorstellen, die der Vernunft zuwiderlaufen, und von der Vernunft verdammet werden; 3. urtheilen, wie gefährlich für die Sitten und die Gesellschaft jene unanständigen Lobreden seyn, welche die Philosophen unsrer Zeiten von den Leidenschaften zu halten sich getrauen.

Zweyter Artikel.

Was sind die Wirkungen der Leidenschaften?

Einen Menschen, welcher der Tugend Abscheid gegeben hat, kann man wohl sagen lassen, daß die großen Leidenschaften große Seelen und große Männer bilden. Jene kleinen Geister, welchen die Lesung etlicher philosophischer Schriften einen so eigenmächtigen und so entscheidenden Ton giebt, kann man von der Schönheit, von den großmüthigen Trieben, und von den glücklichen Unternehmungen der Leidenschaften reden lassen. Die Weichlinge und Schwelger kann man ihre Annehmlichkeiten rühmen lassen. Der Weise, wenn er davon urtheilen will, wirft den Blick auf die ganze Welt: und nach den Zerrüttungen, die sie erfahren hat, und woran die Leidenschaften Schuld waren, entscheidet er, was für ein Urtheil er fällen solle.

Beynahe alle Unglücke, alle heftigen Erschüttrungen, alle Landplagen, alles Unheil, womit die ganze Welt beunruhiget, erschüttert, und zu Grunde gerichtet worden ist, sind die Wirkungen blinder, unbilliger, ungestümer Leidenschaften gewesen, wovon sich Menschen haben fortreißen lassen. Wenn wir von allgemeinen Auftritten zu sonderheitlichen übergehen, werden wir sehen, daß nichts das menschliche

liche Geschlecht mehr heruntergesetzt, und verächtlicher und unglücklicher gemacht hat, als die Leidenschaften. Wir werden sehen, daß sie allezeit alles, Gerechtigkeit, Gefühl, Menschlichkeit, Tugend, Ehre, und alle unverbrüchlichste und heiligste Rechte, für ihre Befriedigung aufgeopfert haben.

Wir werden sehen, wie der Ehrgeiz der Nachfolger Alexanders, beynahe in allen Gegenden Griechenlands, Aegyptens, und Morgenlandes, Ströme von Blute vergoß; wie der Ehrgeiz des Marius und des Sylla durch Mordthaten, Metzlungen, Verbannungen die halbe Welt verwüstete; wie der Ehrgeiz Cäsars dem Vaterlande die Freyheit für immer raubte; wie der Ehrgeiz des Stiliko das westliche Kaiserthum in den Untergang riß; wie der Ehrgeiz Cromwells seinen König auf das Blutgerüst führte.

Wir

Nachfolger Alexanders] Die langwiehrigen Mishälligkeiten wegen der Thronfolge nach Alexandern sind bekannt genug. Kassander, Antipaters Sohn, ließ die Mutter Alexanders, und seine beyden Söhne nebst ihren Müttern aus der Welt schaffen, um sich das Reich zu versichern.

Marius und Sylla] Zween römische Bürgermeister, führten sehr lange Kriege gegen einander, und übten in Rom die größesten Grausamkeiten aus.

Cäsar] Cajus Julius, der erste römische Kaiser, wurde von Verschworenen im Rathe, welche die Freyheit der Republik rächen wollten, ermordet.

Stiliko] Er misbrauchte das Vertrauen des abendländischen Kaisers Honorius, der seine Tochter zur Ehe hatte, so sehr, daß er das Kaiserthum seinem Sohne in die Hände spielen wollte. Sein Verrath wurde entdecket, und er verlor zu Ravennen das Leben.

Cromwell] Olivier, jener berufene Rebell in Englande, ließ König Karl den I. von dem Unterhause des Parlaments zum Tode verurtheilen, und 1649 vor dem königlichen Palaste öffentlich enthaupten.

Wir werden sehen, wie die Rachsucht des Grafen Bonifazens Afrika den Wenden; des Grafen Julians Spanien den Arabern; des Herzogs Philipps einen Theil Frankreichs den Engländern in die Hände spielte; wie die Rachsucht der York und Lancaster in wenigen Jahren mehr als achtzig Prinzen vom königlichen Geblüte aufrieb.

Wir werden sehen, wie die Leidenschaft der Liebe die größesten Männer heruntergesetzet, die Reiche umgestürzet, Verwirrung und Zwietracht unter die Völker gestreuet hat. Was für Unheil und Zerrüttungen stiftete nicht die Liebe des Paris, des Mark Anions, des Herodes, Heinrichs des Achten,

Bonifaz] rief die Wenden unter Genserich aus Spanien zu Hülfe, um Kaiser Valentian dem III. in Afriken Troß zu biethen.

Julian] Ein gothischer Graf in Spanien, hat sich an Roderich dem Könige, der seine Tochter geschändet hatte, dadurch gerächet, daß er den Saracenen einen Theil Spaniens einräumte.

Philipp] Der Gütige genannt, Herzog von Burgund, rächte den Tod seines Vaters an dem Dauphin, Karl des VI. Sohne, dem er die Krone rauben wollte, da er sich zur Partey Heinrich des V. Königs in Englande schlug.

York und Lancaster] Zwey Geschlechter in Englande, derer Parteyen unter dem Namen der rothen und der weißen Rose lange Zeit mit vielem Blutvergießen um die Krone eiferten.

Paris] Ein trojanischer Prinz, hat durch die Entführung Helenens aus Griechenlande seiner Vaterstadt den Untergang zugezogen.

Mark Anton] Seine unsinnige Liebe zu Kleopatren, der Königinn von Aegypten war die Ursache seiner Niederlagen und seines Todes.

Herodes] Seine blutschändrische Liebe ist aus der heiligen Schrift bekannt.

Heinrichs des Achten] Seine Liebe zur Anne von Boulen, und die betrübten Folgen, die für die Religion daraus entstanden sind, bleiben immer eine merkwürdige Epoche in der engländischen Geschichte.

Achten, Berenizens aus Syrien, Johannens von Neapel, Eleonorens von Guyenne? Und wenn man alle Verbrechen erzählen wollte, welche diese Leidenschaft, und andere Leidenschaften des Hasses, des Zornes, der Eifersucht, der Hoffart, der Habsucht zur Welt gebracht haben, was für gräuliche Beschreibungen von Grausamkeiten, Ungerechtigkeiten, Mordthaten, Vergiftungen müßte man nicht machen? was für entsetzliche Schildrungen müßte man nicht aufstellen?

Es giebt keine Art von Ausschweifungen, wozu die Leidenschaft nicht fähig machet: und die scheußlichen Gemälde, womit uns Ovid das eiserne Zeitalter vorstellet, könnte man wohl gebrauchen, um den Gräuel zu schildern, zu welchem die Leidenschaften verleiten. * „ Der Fremde ist in der Wohnung, die man ihm anbeut, nicht mehr sicher; der „ Schwäher hat die Nachstellungen seines Eydams zu fürchten; die Brüder leben fast allezeit in Zwietracht mit einander. Hier stellet der Mann seiner Gattinn nach dem „ Leben; dort suchet die Frau Gelegenheit, ihren Mann aus

„ der

* Verwandl. I. B.

Berenize] Antiochus Theon, König in Syrien, nahm sie zum Weibe, nachdem er Leodizen verstoßen hatte. Leodize brachte dem Antiochus Gift bey, bekriegte ihre Mitbuhlerinn, und ließ sie samt ihrem Sohne ermorden.

Johanne] Eine Tochter Karls von Anjou, Herzogs von Kalabrien. Sie ließ zween ihrer Eheherren hinrichten, führte beständige Kriege, und wurde endlich 1382 ums Leben gebracht.

Eleonore] Sie war mit Ludewig dem VIII. Könige von Frankreiche vermählet, und soll auf den Kreuzzügen, die sie mit ihrem Gemahle that, mit dem Fürsten zu Antiochien allzu vertraulich umgegangen seyn. Ludewig ließ sich von ihr scheiden. Sie vermählte sich gleich darauf mit Heinrich dem II., nachmals Könige von Englande, mußte bey 15 Jahre im Gefängnisse leben, und starb in einem Kloster 1204.

„ der Welt zu schaffen. Hier sind fürchterliche Stiefmütter
„ beschäfftiget, Gift zu mischen; dort sinnt ein ausgearteter
„ Sohn auf Mittel, den Tod seines Vaters zu beschleuni-
„ gen. Allenthalben ist das Gefühl der Ehre und der Tu-
„ gend vertilget, und unter die Füße getreten „.

Non hospes ab hospite tutus,
Non socer a genero; rara est concordia fratrum.
Imminet exitio vir conjugis, illa mariti:
Lurida terribiles miscent aconita novercæ:
Filius ante diem patrios inquirit in annos.
Victa jacet pietas.

Man dörfte nur über diese Verse Anmerkungen machen, um die Geschichte von allen Abscheulichkeiten, die aus den Leidenschaften entsprungen sind, abzufassen. Und unsre Philosophen unterwinden sich, eben diesen Leidenschaften das Lob zu sprechen, und sie zu vertheidigen, wie wir es im folgenden Artikel sehen werden.

Dritter Artikel.

Gründe der Philosophen zum Schutze der Leidenschaften.

I.

* Man schreyt ohn Unterlaß wider die Leidenschaften; man mißt ihnen alle Plagen des Menschen bey; und man vergißt, daß sie auch die Quelle aller seiner Vergnügungen sind. Was mich aber in böse Laune bringt, ist dieses, daß man sie allezeit nur von der schlimmen Seite betrachtet. Man dächte die Vernunft zu beleidigen, wenn man ein Wort zum Besten ihrer Nebenbuhlerinnen spräche.

* * *

* Phil. Gedank.

Der

Der Plauderer gesteht, daß die Leidenschaften Neben-buhlerinnen der Vernunft, das ist, der Vernunft Feinde sind. Man urtheile, ob er wohl in der Art sie zu vertheidigen vernünftig seyn werde.

Wenn man ohn Unterlaß wider sie schreyt, so müssen sie dann viel Uebels stiften.

Wenn es wahr ist, daß sie die Quelle aller Vergnügungen sind; so ist es noch gewisser wahr, daß es viele Vergnügungen giebt, welche die Quelle aller Misthaten, und manchesmal der grausamsten Reue sind.

Man betrachtet sie nur von der schlimmen Seite, heißt es. Aber sagen Sie uns, vernünftiger Philosoph! wo ist die gute Seite eines Dinges, das von der Vernunft verdammet wird?

II.

Nur die großen Leidenschaften können die Seele zu großen Dingen erheben. Ohne sie giebt es, weder in den Sitten, noch in den Werken, etwas Erhabnes mehr.

* * *

Man muß erstlich übereinskommen, was man durch diese Worte: Große Dinge, verstehen soll. Wird man Thaten, die von großen Ungerechtigkeiten, oder Gewaltthätigkeiten, oder Grausamkeiten begleitet sind, große Dinge heißen? Dann ist es wahr, daß die großen Leidenschaften die Seele zu großen Dingen erheben. Also hat aus großer Ehrbegierde Philipp von Macedonien dem Griechenlande Fesseln angelegt; sein Sohn Alexander den Darius seines Reiches entsetzet; Attila und Genserich ganz Westen mit Schrecken, Ermordungen, und Verwüstung erfüllet; Tamerlan ganz Asien zerstöret. Also haben die großen Staatsmänner beynahe

nahe allezeit ihre Unternehmungen, die man bewundert, der Argliſt, der Untreue u. ſ. w. zu danken.

Wird man die großen Raſereyen, die großen Laſter, und die großen Ausſchweifungen, wozu die Liebe verleitet, große Dinge nennen? Die Geſchichte iſt voller Beyſpiele von Vergiftungen, Meuchelmorden, verzweifelten Streichen, Merkmälern der Untreue und des Verrathes, wozu die Liebe Gelegenheit gab. Es ſaget auch der römiſche Philoſoph, daß aus allen Leidenſchaften die Liebe die heftigſte, die ſchändlichſte, die fruchtbarſte an Laſtern ſey, welche der Wuth und dem Unſinne zum nächſten kömmt. * Omnibus enim ex animi perturbationibus eſt profecto nulla vehementior. Et ſi jam ipſa illa nolis accuſare, ſtupra dico, & corruptelas, & adulteria, inceſta denique, quorum omnium eſt accuſabilis turpitudo; ſed ut hæc omittamus, perturbatio ipſa mentis in amore fœda eſt, ut illa præteream, quæ ſunt furoris; ita dubitationem infamiæ non habet.

Wird man die Wirkungen des Zornes, der Wuth, oder einer blinden Ungeſtümigkeit, wie gewiſſe verwägene Streiche ſind, die man der Herzhaftigkeit zuſchreibt, große Dinge nennen? Allein, ſaget eben derſelbe Philoſoph, den wir nun angeführt haben, man muß die Tapferkeit eines Kämpfers von der Tapferkeit großer Seelen wohl unterſcheiden. Niemals hat der Zorn, oder die Ungeſtümigkeit die Horazen, die Torquatus, die Scipionen angetrieben, als ſie ſo hellſcheinende Beweiſe ihres Starkmuths abgelegt haben. Wenn dieſes wäre, ſo könnte man ſagen, daß die Trunkenheit und die Tollheit gleicher Weiſe dazu beytragen: denn Leute, die betrunken oder von der Tollheit befallen ſind, wer-

* Tuſcul. Frag. 4. B.

werden oft dadurch weit kühner und weit verwägener.

Wird man jene Dinge groß nennen, die anständig, tugendhaft, und von der Vernunft gutgeheißen sind? Aber wäre es nicht lächerlich, wenn man sagte: Die Nebenbuhlerinnen der Vernunft erheben die Seele zu Thaten, welche die Vernunft zuläßt, annimmt, und billiget? Sagen Sie uns dann, Philosoph! was für große Dinge sind es, wozu die Seele von den Leidenschaften erhoben wird?

Ohne die Leidenschaften giebt es in den Sitten nichts Erhabnes mehr. Erhabnes in den Sitten! Der Ausdruck ist neu, und verdienet bemerket zu werden. Man wird also sagen können: eine erhabne Aufrichtigkeit, eine erhabne Keuschheit, eine erhabne Sanftmuth, u. s. w. Aber laßt uns den Ausdruch in seinem Werthe nehmen. O die erhabnen Sitten, welche die Ruhmbegierde, die Mutter so vieler Laster; oder der Hochmuth, der die Menschen so thöricht und so verhaßt machet; oder die Galanterie, die so viele Ausschweifungen begehen heißt; oder der Geiz der sich erniedrigt, verächtlich macht, und der zu allem fähig ist, hervorbringen werden!

Ohne sie giebt es in den Werken nichts Erhabnes mehr. Wir bewundern die Aeneis des Virgils, die Decaden des Titus Livius, die Reden und philosophischen Werke des Cicero, die Predigten Bourdalouens, die Leichenreden Bossuets. Da trifft man wahrhaft Erhabnes an. Es müssen dann diese großen Männer von der Leidenschaft beseelet gewesen seyn. Zum wenigsten ist dieß die Folgerung der schönen Gedanken unsers Philosophen.

III.

Dieß ist der höchste Grad der Thorheit, wenn man sich vornimmt die Leidenschaften zu vertilgen. Wie schön ist der Vorsatz eines Andächtlers, der sich wie ein Rasender quälet, nichts zu verlangen, nichts zu lieben, nichts zu fühlen, und der am Ende ein wahres Ebenteuer werden würde, wenn er es zu Stande brächte.

* * *

Unsre Antwort darauf mag sonderbar scheinen. Wir wollen nur für das Wort: Leidenschaften, die Sache setzen, die durch dieses Wort ausgedrücket wird, und wollen sagen: Dieß ist der höchste Grad der Thorheit, wenn man sich vornimmt die Bewegungen der Seele zu vertilgen, die der Vernunft widerstreben. Wie schön ist der Vorsatz eines Sokrates, der sich wie ein Rasender quälet, nichts zu verlangen, nichts zu lieben, was die Vernunft misbilliget! Sokrates! wenn du zu Stande bringst, alle Bewegungen deiner Seele einzuhalten, die der Vernunft widerstreben, so wirst du am Ende ein wahres Ebenteuer werden. Der Verfasser der philosophischen Gedanken hat es gesaget.

IV.

Die abgetödteten Leidenschaften benehmen den außerordentlichen Männern ihre Würde. Der Zwang vernichtet die Größe und die Kraft der Natur. Sehet diesen Baum: dem freyen Triebe seiner Zweige habet ihr die Kühlung und die Breite seiner Schatten zu danken. Es giebt nichts Vortreffliches in der Dichtkunst, in der Malerey, in der Tonkunst mehr, wenn der Aberglauben in der Natur die Wirkung des Alters wird verrichtet haben.

* * *

Der Philosoph Sokrates hat ganz anders gedacht, als der Verfasser der philosophischen Gedanken. Dieser Erzvater der sittlichen Philosophie bey den Griechen ist allezeit für den Weisesten der Menschen erkannt worden; man hat niemals Anstand genommen, ihn unter die außerordentlichen Menschen zu setzen: und man sehe, was von ihm Cicero erzählet.* „Ein gewisser Zopyr, der die Gemüthsart eines Menschen „ aus dem Gesichte zu kennen sich rühmte, sah den Sokra„ tes in einer großen Gesellschaft. Er betrachtete ihn mit „ Aufmerksamkeit, und sagte alsbald: Dieser Mensch stecket „ voller Laster und böser Neigungen. Die ganze Gesellschaft „ fieng an, über den Ausspruch des Kenners zu lachen. Aber „ Sokrates behauptete, Zopyr habe ganz gut geurtheilet, „ und sagte, daß er wirklich allen diesen Lastern und allen „ diesen Leidenschaften ergeben gewesen sey, die Zopyr beob„ achtet hätte; aber daß er sie mit Hülfe der Weisheit und „ der Vernunft besieget habe„. Also verlieren die außerordentlichen Männer ihre Würde nicht, wenn sie ihre Leidenschaften unter ihre Herrschaft bringen.

Der Zwang vernichtet die Größe und die Kraft der Natur. Aber wenn diese Größe und diese Kraft große Ungerechtigkeiten, Diebstähle, Todtschläge, Verwüstungen, wie bey den Ehrgeizigen und Kriegseroberern, oder große Ausschweifungen, und oft große Verbrechen, wie bey den Verliebten, hervorbringt, ist wohl alsdann der Zwang nicht nothwendig, und wird er nicht von der Vernunft gebothen? Das Beyspiel, welches der Schwätzer auf die Bahne bringt, spricht wider ihn selbsten. Der Baum hat der Sorgfalt des Gärtners vonnöthen. Man muß daran schneiden, zu Rechte richten, binden und zwingen, damit der Baum ordentlich

* Tuscul. Frag. 4. B.

deutlich wachse, vielen Schatten werfe, und schöne Früchte trage.

Eine zweyte Thorheit ist es zu sagen, es werde ohne die Leidenschaften in der Dichtkunst, Malerey, und Tonkunst nichts vortreffliches mehr geben. Die geistlichen Oden des Rousseau werden allezeit für eines der vollkommensten Werke der französischen Dichtkunst gehalten werden. Die Motetten des Lalande werden allezeit von Leuten, die zur Tonkunst einen Geschmack haben, den größesten Beyfall erhalten. Das Karthäuserkloster zu Paris wird allezeit Kenner von Malereyen in Verwunderung setzen. Wir könnten Millionen Beyspiele von allen diesen Gattungen anführen.

O verderbter und verführerischer Philosoph! Sie erwecken nur Unwillen und Mitleid; und die billigste Belohnung, womit man Ihre Unterweisungen bezahlen soll, ist Abscheu und Verachtung.

V.

Mäßige Leidenschaften bilden gemeine Leute.

* * *

Die großen Leidenschaften bilden große Lasterhafte; die mäßigen Leidenschaften machen kleinere Verbrecher.

VI.

Es wäre dann ein Glück, werdet ihr sagen, wenn man starke Leidenschaften hätte. Ja, sonder Zweifel; wenn sie alle in einer Verbindung stünden. Richtet unter ihnen eine rechte Zusammenstimmung ein, und fürchtet keine Ausschweifungen von ihnen.

* * *

Die Leidenschaften sind die Krankheiten der Seele, saget Cicero. Richtet unter diesen Krankheiten eine rechte Zusam-

sammenstimmung ein, saget der Schlußredner, und fürchtet keine bösen Folgen von ihnen.

Der Verfasser dieser Gedanken saget, daß er sie für abscheulich halte, wenn sie Jedermanne gefallen. Man wird im Namen des Publikums antworten: Es ist ganz sicher, daß Jedermann, der richtig denket, sie für abscheulich hält; und wer einen Geschmack hat, und vernünftig zu schließen weiß, der hält sie für erbärmlich.

VII.

Was der Verfasser der philosophischen Gedanken zum Besten der Leidenschaften vorträgt, das stellet auch Voltaire vor: aber er kleidet es in die flüchtigen Annehmlichkeiten seiner Verse ein. Sie haben beyde die gleichen Grundsätze; sie schließen beyde mit gleicher Stärke. Damit wir eine und dieselbe Sache nicht wiederholen, genügen wir uns, die Verse herzusetzen, und eine kurze Auslegung beyzufügen, um ihren Sinn zu erklären, und die Schönheit seiner Gedanken und seiner Vernunftschlüsse kenntlicher zu machen. Hier sind die Verse.*

Aus Güte will uns Gott die Leidenschaften geben,
Zu großen Thaten uns dadurch emporzuheben.
Gefährliches Geschenk, das zwar der Himmel giebt!
Glückselig, wer es nutzt! der Misbrauch ist betrübt. . . .
Ihr Besserer! die ihr die Menschlichkeit zerstöret,
Habt ihr des Alterthums Geschichten nie gehöret?
Kennt ihr des Pelius sinnlose Töchter nicht?
Seht! ihre Blindheit giebt euch, Thoren! Unterricht.
Sie glaubten Alter, Zeit, und die Natur zu zwingen:
Sie glaubten mitleidvoll den Vater zu verjüngen,
Und färbten ihre Hand von seinem Blute roth:
Den sie sich jung gewünscht, dem gaben sie den Tod.

Hier

* Phil. Handl. von der Nat. des Vergnüg.

Hier könnt ihr, Stoiker! von euch die Schildrung lesen:
Wann ihr uns bessern wollt, vertilgt ihr unser Wesen.

* * *

Auslegung dieser Verse.

Ihr betrieget euch, Sterbliche! wenn ihr glaubet, daß euch Gott die Vernunft gegeben habe, um euch zu großen Handlungen zu erheben. Seine Güte hat euch dazu weit kräftigere Hülfsmittel gegeben. Die Leidenschaften sind es, jene Verwirrungen und Zerrüttungen, worinnen die Seele sich befindet, wann sie von der Vernunft Abscheid nimmt. Diese Leidenschaften heißen oft viele Thorheiten begehen; aber sie sind deßhalben dennoch eine göttliche Gabe und ein himmlisches Geschenk: und wenn man strafbar wird, und seine Ehre schändet, da man ihnen folget, so ist man noch glücklich, strafbar und geschändet zu werden.

Ihr! die ihr euch gegen die Leidenschaften empöret, wisset ihr dann nicht, daß die Vernunft der Zauberinn Medeen gleicht, welche die Töchter des Pelius verblendet hat. Von dieser Zauberinn betrogen, haben die guten Mägdchen ihren Vater ermordet, weil sie dachten und hoffeten, ihn dadurch jung zu machen. Dieß ist eure Schilderung, ihr Menschen, die ihr den Leidenschaften Feinde seyd. Ihr wollet den Menschen bessern; ihr wollet ihn weise, vernünftig, keusch, bescheiden, mäßig machen: und mit allen diesen schönen Tugenden würde er kein Mensch mehr seyn: der Mensch wäre vertilget.

Also drücket sich Voltairens Weisheit aus. Er ist aber auch das Orakel der Philosophen unserer Zeiten.

XXIV.

Hohes Lied.

Dieses Buch wird von den Hebräern das Lied der Lieder, das ist, das vortrefflichste Lied geheißen. Man kann nicht zweifeln, daß es vom Salomon sey, weil der hebräische Text und die griechische Uebersetzung, welche von den siebenzig Dollmetschern genannt wird, derer Ansehen ehrwürdiger ist, als alle Schlüsse der Kritiker, dasselbe diesem Fürsten zueignen, und weil die christliche Kirche, so wenig, als die jüdische Kirche, jemals daran gezweifelt hat.

Unter den Auslegern dieses Buches haben einige geglaubet, Salomon habe in seiner Begeisterung durch dieses erhabene Lied, die unaussprechliche Vereinigung des Wortes mit der menschlichen Natur in der Menschwerdung; andere, die Vereinigung des eingefleischten Wortes mit der Kirche, seiner Braut, besungen. In jenen sonderbaren und verwunderlichen Ausdrücken, welche bald die Unruhe, den Eifer, die Wege des Bräutigams, bald das Leiden, die Seufzer, den Lauf der Braut schildern, erkennen und entdecken sie durch sinnreiche Erklärungen den verschiedenen Zustand des eingefleischten Worts auf Erden; seine Plagen, seine Eroberungen, seine Siege, und die Vereinigung der Völker in der christlichen Kirche; oder die Prüfungen, die Verfolgungen, die Fortpflanzung, die Dankbarkeit, und die Liebe eben derselben Kirche gegen ihren göttlichen Bräutigam. Die Sinnbilder sind fühlbar, die Ausdrücke lebhaft und zärtlich, die Gleichnisse sonderbar, die figürlichen Redensarten unnachahmlich. Um dieser Ursache willen war es bey den Hebräern nicht erlaubet, dieses Buch zu lesen, ehe man ein reifes Alter erreichet,

reichet, und ehe der Verstand die ganze Stärke der Einsichten und der Vernunft erlanget hatte. Aber wenn es den Hebräern größesten Theils verbothen war, weil man es hätte misbrauchen können, soll es der Freydenkerey, und der Gottlosigkeit nicht noch weit mehr verbothen seyn? Die Ehrbarkeit und die Vernunft sind durch die unanständige Erklärung, welche der ausgelassene Verfasser des Handlexikons über diesen geheiligten Gesang aufzustellen waget, auf gleiche Weise beleidiget. Ohne Wissenschaft, ohne Scham, und ohne Geschmack, scheint er sich voll Entzückung über jene gottlosen Scherzreden Glück zu wünschen, welche nur den vernunftlosesten Schwelgern erträglich seyn werden. Wir wollen ihm zeigen, wie verächtlich seine Unwissenheit sey, und wie sehr seine Gottlosigkeit Abscheu einflößen solle.

I.

Mehrere Rabbiner haben behauptet, daß dieß kleine wohllüstige Hirtengedicht nicht allein nicht vom Könige Salomon, sondern nicht einmal ächt sey. Theodor von Mopsueste war dieser Meynung; und der berühmte Grotius nennet das hohe Lied ein ruchloses Werk.

* * *

Theodor von Mopsueste ist ein würdiger Zeuge des Verfassers des Handlexikons. Dieser Bischof ist eigentlich der Urheber des Nestorianismus gewesen. Etliche seiner Schriften sind nach seinem Tode verdammet worden. Man schließe daraus auf sein Ansehen. Was den berühmten Grotius betrifft, so vernehme man, wie er von dem Buche des hohen Liedes in seinen Anmerkungen über das erste Kapitel desselben Buches redet. Die Hebräer haben diesem Liede das Beywort: vortrefflichst, gegeben, wegen der großen

Zier-

Zierlichkeiten, die man darinnen findet, und die keine Uebersezung getreu ausdrücken kann. . . Man glaubet, Salomon habe dieses Lied, um es unsterblich zu machen, mit so großer Kunst abgefasset, daß man ohne vielen Zwang, in den figürlichen Gleichnißreden und den verdeckten Redensarten, die Ausdrücke der Liebe Gottes gegen sein Volk erkennen möge. Dieß ist die Meynung des chaldäischen Auslegers und des Rabbiners Maimonides. Diese Liebe ist das Bild der Liebe Jesu Christi gegen seine Kirche. Deßhalben haben sich die Christen, aus einem löblichen Eifer beflissen, dasselbe im gleichen Verstande zu erklären. Also verdammet Grotius das Buch des hohen Liedes.

II.

Es ist zwar ein albernes Flickwerk; aber es ist viele Wohllust darinnen. Man höret von nichts als von Küssen auf den Mund, von Brüsten, die besser als Wein sind; es wird oft von Beywohnung gesprochen. Es ist ein jüdisches Hirtengedicht. Die Schreibart ist, wie bey allen Werken der Wohlredenheit von den Hebräern, ohne Verbindung, ohne Folge, verworren, zum Lachen figürlich: u. s. w.

* * *

Man bemerke, wie schön dieser geschickte Doctor aushält, und mit sich selbst übereinstimmet. Er giebt dem Grotius den Namen: der berühmte Grotius; und dieser findet in eben demselben Werke viele Zierlichkeiten, welches jener ein albernes Flickwerk heißt. Er verachtet die Werke der Wohlredenheit von den Hebräern; und man fodert ihn auf, unter den Griechen und Römern Werke zu finden, die mit

den Werken der Hebräer zu vergleichen wären: man fodert ihn auf, etwas darunter zu finden: das in der Wohlredenheit dem Buche der Weisheit, in dem hohen Schwunge der Gedanken den Propheten nnd dem Verfasser der Psalme, in der kraftvollen und rührenden Schreibart dem Propheten Jeremias verglichen werden dörfte. Wie viele schöne Sachen lernet man doch von dem Verfasser des Handlexikons!

III.

Das hohe Lied wird auch dem Salomon zugeeignet, weil man den Namen: König, an zwoen oder dreyen Stellen darinnen antrifft; weil man die Verliebte sagen läßt, sie sey schön, wie die Häute Salomons; weil die Verliebte saget, sie sey schwarz, und weil man glaubte, Salomon habe dadurch auf sein ägyptisches Weib gedeutet.

* * *

Dieser Schluß ohne Grund und ohne Beweise enthält nichts, als eine Einfältigkeit, die keiner Antwort werth ist. Wir haben schon die Ursachen angegeben, um derentwillen das Buch des hohen Liedes dem Salomon zugeeignet worden ist.

IV.

Es mag seyn, daß ein Monarch, der tausend Weiber hatte, zu einer aus ihnen gesagt habe: Sie küsse mich mit einem Kusse ihres Mundes; denn ihre Brüste sind besser als der Wein. Ein König und ein Schäfer, wenn es auf einen Kuß ankömmt, können sich auf gleiche Weise ausdrücken. Es ist zwar seltsam genug, daß man behauptet, das Mägdchen habe bey dieser Stelle geredet,

und

und die Brüste ihres Liebhabers angepriesen. Ich will auch nicht läugnen, daß ein verliebter König seine Buhlerinn habe sagen lassen: Mein Geliebter ist, wie ein Sträuschen aus Myrrhen; er wird zwischen meinen Brüsten ruhen.

* * *

Der Unzüchtige ist vergnüget. Er hat dreymal in einem kleinen Absatze das Wort: Brüste, wiederholet. Aber er leget zugleich eben so viele Unwissenheit, als Unanständigkeit und Unsittlichkeit an den Tag.

1. Wenn er einige Kenntniß von der hebräischen Sprache hätte, so wüßte er, daß dieses Wort eine zärtliche Liebe bedeutet. Also haben es die hebräischen Rabbiner und die christlichen Ausleger allezeit erkläret. Also erklären es die Araber und Perser noch heut zu Tage*, und sagen, um die zärtliche Sorgfalt eines Fürsten für sein Volk auszudrücken: Er ernähret sie mit den zwoen Brüsten seiner Zärtlichkeit und seiner Gerechtigkeit. Auf gleiche Weise saget der weise Mann, wo er dem Menschen empfiehlt, in der Gesellschaft der Gattinn, die er in seiner Jugend gewählet hat, ein angenehmes Vergnügen zu suchen**: Lætare cum muliere adolescentiæ tuæ; ubera ejus inebrient te in omni tempore; in amore ejus delectare jugiter. Es ist augenscheinlich, daß hier das Wort: ubera, für nichts anders, als für die Zärtlichkeit und Liebe genommen werden kann.

2. Unrichtig übersetzet er: Osculetur me, Sie küsse mich; anstatt daß er mit Jedermanne übersetzte: Er küsse mich. Die sechs ersten Verse können nur in dem Munde der

* Man sehe Serman, einen pers. Dichter.
** Sprüchwört. V.

der Liebhaberinn seyn, und können nur an den Geliebten gerichtet werden. Außerdem wäre kein Schatten Verstandes im Anfange des Lieds. Aber man hat dieser Stelle die Nase verdrehen müssen, damit man eine Unterweisung mehr in der Unzucht geben konnte.

3. Wenn wir dem Geiste der gelehrtesten und ehrwürdigsten Ausleger folgen, und dieses Lied mit der geheimnißvollen Vereinigung des eingefleischten Worts mit seiner Kirche erklären wollen, so werden wir gleich zum Anfange die Triebe der lebhaftesten und zärtlichsten Liebe, und die süßesten Entzückungen der Braut gegen den göttlichen Bräutigam finden: und wir mögen dieselben also übersetzen und auslegen:

„ Er komme, mein Geliebter; er gebe mir einen Kuß
„ mit seinem Munde. Die Süßigkeiten deiner Liebe, an-
„ bethungswürdiges Wort! sind unendlich besser, als die köst-
„ lichsten Weine. Der Wohlgeruch der kostbarsten Rauch-
„ werke ist damit nicht zu vergleichen. Dein Namen allein
„ bringt Wonne in meine Seele, wie ein aufgegossenes Oel
„ einem Fechter Kraft und Stärke giebt. Deßhalben sind
„ die reinen und unschuldigen Seelen aus Liebe zu dir ent-
„ zücket „. Osculetur me osculo oris sui: quia meliora sunt ubera tua vino, fragantia unguentis optimis. Oleum effusum nomen tuum; ideo adolescentulæ dilexerunt te.

„ Zeige dich mir; und ich werde von deinen Tugenden,
„ deiner Heiligkeit, und deinen Gnaden angezogen werden,
„ wie man vom Wohlgeruche der köstlichsten Rauchwerke
„ angezogen wird. Mein Geliebter ist der König des Him-
„ mels: er ist auf die Erde herabgestiegen, um mir sein
„ Herz zu eröffnen, und mich an den ewigen Wahrheiten

„ Theil nehmen zu lassen. Diese anbethenswürdigen Wahr-
„ heiten werden künftighin die Nahrung und die Lust mei-
„ nes Herzens seyn. Nur jene, die ein aufrichtiges Herz
„ haben, sind deiner Liebe würdig, und verdienen dich zu
„ lieben „. Trahe me post te; curremus in odorem unguentorum tuorum. Introduxit me Rex in cellaria sua; exultabimus & lætabimur in te, memores uberum tuorum super vinum: recti diligunt te.

Dieß ist der Sinn und Verstand des hohen Liedes. Man sieht darinnen eine göttliche Sprache, die für den Himmel würdig ist. Man findet in dem ehrlosen Handlexikon eine Sprache, die nur hinter der Bühne und im Schenkhause gewöhnlich ist.

V.

Es ist vermuthlich auch ein schönes Stück der morgenländischen Wohlredenheit, zu sagen: Unsre Schwester ist klein; sie hat noch keine Brüste. Was wollen wir mit unsrer Schwester machen? Wenn sie eine Mauer ist, so bauen wir darauf; wenn sie eine Thüre ist, so schliessen wir sie zu.

* * *

Es war vor Zeiten dem Scheine nach nichts lächerlicher, als die ägyptischen Sinnbilder und Hieroglyphen. Ein kleines Kind in ein thönernes Geschirr, wie in eine Windel, eingemacht; ein Mensch mit einem Hundskopfe; eine Misgeburt halb Weib und halb Löw; ein Stab, mit einem Wiedhopfs- oder Sperberskopfe darüber; und tausend andere dergleichen Dinge: all dieses hätte einem Menschen, der den Schlüssel nicht gehabt hätte, um die verborgene Deu-

tung davon zu entdecken, sehr lächerlich geschienen. Der Verfasser des Handlexikons hat den Schlüssel zum Buche des hohen Liedes nicht gehabt; und er redet davon, wie ein Unwissender von den ägyptischen Hieroglyphen reden würde.

Wir haben schon gesaget, daß dieses Lied ein allegorischer Lobgesang ist, um die Vereinigung Jesu Christi mit seiner Kirche zu besingen. Diese Kirche ist aus zweyen Völkern gestaltet worden: aus dem hebräischen Volke, welches allezeit die Kenntniß der wahren Religion gehabt hat; und aus dem Volke der Heyden, populus nationum, welches erst sehr spät zu dieser Kenntniß gelanget ist.

Diese zween Theile der Kirche werden in dem hohen Liede als zwo Schwestern betrachtet. Die ältere saget von der jüngern, welche nun erst anfängt die wahre Religion zu erkennen: * Unsre Schwester ist noch ganz klein; sie ist noch ganz jung: soror nostra parva. Weil sie est seit kurzer Zeit den Aberglauben des Götzendiensts verlassen hat, so hat sie die Stärke der wahren Liebe noch nicht: & ubere non habet. Wenn sie wie eine Scheidmauer ist, wollen wir sie mit Festen von Silber bedecken, und durch den Glanz der wahren Beleuchtungen befestigen. Si murus est, ædificemus super eum propugnacula argentea. Wenn sie wie eine Thüre ist, wollen wir sie mit Zederholze zieren, welches ein Sinnbild der Unverweslichkeit ist. Si ostium est, compingamus illud tabulis cedrinis. Was ist dann in der Auslegung dieser Gleichnißrede verächtlich oder unvernünftig?

Ich melde nichts von den übrigen Abscheulichkeiten, die eben derselbe Schriftsteller von dem gleichen Stoffe in seiner ehrlosen Schartecke, mit der Aufschrift: Kurzer Begriff des hohen

hohen Liedes, ausgestreuet hat, welches durch ein Urtheil des Obergerichtes zum Feuer verdammt wurde, sobald sie erschienen ist. Aber ich halte mich verbunden, einen Text herzubringen und zu übersetzen, welchem er eine Wendung giebt, die durch ihr Uebermaaß der Ungebührlichkeit und der Gottlosigkeit schaudern machet. Dennoch werde ich wohl Acht haben, die Unfläterey seiner Glosse nicht vorzutragen. Hier bringe ich nur ein Mittel und eine Arzeney für jene, die ihre Einbildung und ihre Augen damit beflecket haben möchten. Sie werden sehen, daß die unzüchtigen Bilder, die er vorstellet, seinem unreinen Herzen nur mit Hülfe der schändlichsten Verfälschung entstiegen sind.

Da der Zustand der Kirche und ihrer Kinder auf Erden also beschaffen ist, daß sie beynahe beständig geprüfet werden, in der Dunkelheit des Glaubens wandeln, und Verfolgungen ausstehen müssen; so stärket und tröstet sie Gott durch Besuche, die er von Zeit zu Zeit bey ihnen machet. Aber diese so angenehmen Besuche sind allezeit kürzer, als sie wünschen. Kaum hat sich Gott gezeiget, kaum hat er sich von innen hören lassen; so scheint er wieder zu verschwinden und sich zu entfernen. Seine Gegenwart hat Freude in die Seele gebracht; seine Entfernung läßt nur Betrübniß und Seufzer zurück. Diesen Zustand will die Braut im hohen Liede durch die folgenden Worte ausdrücken:

* Ego dormio, & cor meum vigilat. Vox dilecti mei pulsantis. . . . Dilectus meus misit manum suam per foramen, & venter meus intremuit ad tactum ejus. Surrexi; pessulum ostii mei aperui dilecto meo: at ille declinaverat, atque transierat. Anima mea liquefacta est, ut locutus est. Quæsivi, & non

non inveni illum. „ Sogar zur Zeit meines Schlafes ist „ mein Herz mit meinem Geliebten beschäfftiget. O! ich „ höre seine Stimme; er hat angeklopfet. Ja, ich habe „ gehöret, daß er mit seiner Hand durch die Oeffnung der „ Thüre hereinlangte: bey dem Geräusche, das er machte, „ hat sich alles in mir erschüttert. Ich bin alsobald aufge„ standen; ich habe den Riegel von meiner Thüre aufge„ schoben, und sie meinem Geliebten eröffnet. Aber ach! „ er hatte sich schon wieder wegbegeben: kaum hatte ich „ den ersten Laut seiner Stimme gehöret, so hatte ich die „ süßesten Entzückungen gefühlet. Aber vergebens habe ich „ ihn gesuchet; es ist mir nicht möglich gewesen, ihn wie„ der zu finden „. Wer sollte glauben, daß diese süßen Entzückungen, diese unschuldigen Ausdrücke, diese zärtlichen Vorstellungen zu den ehrlosesten und unzüchtigsten Abscheulichkeiten hätten Gelegenheit geben können?

Ehe ich es beschließe, bitte ich den Leser, einen Blick auf jene Ermahnungen zu werfen, die Origenes in seiner ersten Homelie über das hohe Lied giebt: „ Dieses Buch „ scheint mir nichts anders, als ein Hochzeitgesang, wo„ durch Salomon die Gesinnungen einer jungen Braut ge„ gen ihren Bräutigam, das ist, der Kirche gegen das gött„ liche Wort, jenes eingefleischte Wort, welches von Liebe „ gegen uns ganz entzündet ist, und die Gesinnungen dieses „ göttlichen Bräutigams gegen seine geliebteste Braut aus„ drücket. Aber man muß erstlich beobachten: gleichwie „ das zarte Alter zu der Liebe der lauter geistlichen und un„ körperlichen Sachen sich noch nicht erheben kann; also „ sind jene, welche den vollkommenen Stand des innerlichen „ und geistlichen Menschen noch nicht erhalten haben, und, „ was die Tugend betrifft, noch in einer Art von Kindheit

„ sind,

„ sind, nicht fähig, den Sinn dieser göttlichen Worte zu be-
„ greifen. Das hohe Lied ist die Nahrung der Starken
„ und Vollkommenen: diese Nahrung schlägt nur denen an,
„ die das Gute vom Bösen zu unterscheiden wissen.

„ Wenn jene Kinder, von denen ich da rede, zu gewis-
„ sen Stellen dieses Buches kommen, so ist es wohl mög-
„ lich, daß sie daraus keinen geistlichen Nutzen schöpfen,
„ und eben auch daran kein Aergerniß nehmen: sie mögen
„ den Text selbsten lesen, oder die Auslegungen durchgehen,
„ die man darüber machet. Aber wenn ein Mensch diese
„ Lesung mit ganz fleischlichen Gesinnungen unternimmt,
„ läuft er die allergrößesten Gefahren. Wenn er diese Ge-
„ spräche und Ausdrücke nicht mit reinen und keuschen Oh-
„ ren anzuhören weiß, so wird er vom reinen und geistlichen
„ Verstande bald auf eine ganz fleischliche und ganz wohllü-
„ stige Deutung gerathen.

„ Ich rathe dann einem jeden, der über seine Leiden-
„ schaften nicht völlig Meister ist, der noch Empörungen
„ und Reize des Fleisches duldet, daß er dieses Buch we-
„ der ansehen noch berühren möge. Bey den Hebräern,
„ heißt es, war es nicht erlaubet, dasselbe vor dem Alter
„ der Mannbarkeit anzurühren. Wir wissen auch, daß es
„ unter ihren Gelehrten Brauches ist, die göttliche Schrift
„ den Kindern in die Hände zu geben. Aber sie verbiethen
„ ihnen zugleich vier Stücke: den Anfang des ersten Buchs
„ Moses, wo von der Schöpfung der Welt gehandelt wird;
„ den Anfang des Propheten Ezechiels, wo er von den Che-
„ rubim redet; das Ende, wo eben derselbe Prophet vom
„ Tempel spricht; und das Buch des hohen Liedes.

„ Dieses Buch handelt allein von der feurigen Liebe der
„ Seele gegen das göttliche Wort. Sie verlanget sich mit

„ ihm

„ ihm zu vereinigen, damit sie durch seine göttliche Kraft
„ eine keusche und reine Frucht empfangen könne, wovon
„ das Wort der Vater und der Urheber, und die unbefleck-
„ te Kirche die Mutter seyn möge; welche sich über die
„ Sinne und das Körperliche erheben, und nur von der
„ zärtlichsten Liebe gegen ihren Gott entzündet werden soll„.

Man vergleiche die Denkensart des Origenes mit der Denkensart des Verfassers vom Handlexikon, und man sehe, was für ein Urtheil die Vernunft, die Zucht, die Ehrbarkeit, die Religion über diese zween Schriftsteller fällen werde.

Artikel
dieses ersten Bandes.

I. Aberglauben. . . Seite 1
II. Atheist. . . 15
III. Beschneidung. . . 56
IV. Bibel. . . 73
V. Chineser . . . 128
VI. Christenthum. . . 154
VII. Dauer (ewige) der Strafen. . 278
VIII. Dreyeinigkeit. . . 309
IX. Duldung. . . 333
X. Erbsünde. . . 399
XI. Evangelium. . . 425
XII. Ezechiel. . . 465
XIII. Fanatismus. . . 474
XIV. Freyheit. . . 487
XI. Geheimnisse. . . 504
XVI. Gewißheit. . . 534
XVII. Glauben. . . 552
XVIII. Gottesdienst. . . 588
XIX. Gut. (höchstes) . . 610

XX. Himmel. 620

XXI. Jephte. 640

XXII. Joseph. 649

XXIII. Leidenschaften. . . . 658

XXIV. Lied. (hohes) . . . 675

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Nonnotte, Claude François, 1711-1793 / Zabuesnig, Johann Christoph von, 1747-1827 / Nilson, Johannes Esaias, 1721-1788

Philosophisches Lexikon der Religion worinnen alle von den Ungläubigen angefochtene Religionspunkte festgesetzet, und alle Einwürfe derselben beantwortet werden
Bd.: 1

Augsburg 1783

Polem. 1974 b-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10775444-5
VD18 80253768-001